(22) 409

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(October — November — December 1889.)

Band LXI.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

8

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.61

25452
14/12/92

Unsühnbar.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

Die Vorstellung des „Fidelio" war zu Ende; das Publicum strömte aus dem Opernhause und zerstreute sich rasch nach allen Richtungen. Seit vierundzwanzig Stunden fiel Schnee, emsig, unablässig, in großen Flocken; er lag schwer auf den Dächern, verschleierte die Lichter in den Lampen, machte die Mühe der Wege ausschaufelnden Arbeiter fast vergeblich. Geräuschlos rollten die Equipagen vor; in Pelze gehüllte Männer und Frauen stiegen in weich gepolsterte Wagen. Ein paar Ladendiener hoben ihre sommerlich gekleideten Schönen in einen Comfortable mit zerbrochenen Fenstern. Wie der Wind sauste ein Fiaker nach dem anderen davon. Den Hut auf dem Ohr, den Schnurrbart gewichst, saßen die Eigenthümer des „feschen Zeugels" etwas vorgebeugt auf ihrem Bock, in jeder Hand einen Zügel. Und die Pferde griffen aus und gaben her an Lebenskraft, was sie geben konnten, um grüne Majoratsherrchen, hochgeborene Reiterofficiere und Sportsleute so geschwind als möglich zum Spiel in den Jockeyclub zu bringen. An den Rand der Straße gedrängt, rumpelten dicht besetzte Gesellschaftswagen, von abgejagten Mähren geschleppt, von schlaftrunkenen Kutschern regiert, den Vororten zu. Solide Bürgersfamilien gingen wohlverwahrt, mit geschärftem Appetit — man wird so hungrig im Theater — nach Hause, wo ein kräftiges Abendessen sie erwartete, oder begaben sich in eine Restauration.

Gemächlich, trotz des bösen Wetters, schlenderten einige Infanterieofficiere dem nächsten Kaffeehause zu. Ein kleines Fähnlein, aber thatendurstig und eroberungssicher. Sie sprachen von den eleganten Damen in den Logen und von den Tänzerinnen und den Pferden Anderer. Ein „Einjährig-Freiwilliger", der Sohn eines geadelten Bankiers, der sich ihnen angeschlossen hatte, sagte mit Vorliebe: „Wir Cavaliere," und: „Wir vom Turf." Daß sein Sessel im väterlichen Comptoir das einzige Rößlein war, auf dessen Rücken er es je zu einem Gefühl der Sicherheit gebracht, verschwieg er.

Die Herren wurden von einer jungen Lehrerin überholt, die eiligen Schrittes die Wanderung nach ihrer Wohnung angetreten hatte. Ihr Mantel war fadenscheinig, aber sie fror nicht; ihr Weg war weit und einsam, doch ihr bangte nicht. Sie schwelgte im Nachgenuß der Wonne, die ihrem kunstverständigen Sinn eben geboten worden. Es gab doch auch in ihrem schweren, harten Dasein Stunden der herrlichsten Erhebung. Die Kraft, die sie aus ihnen geschöpft, sollte lange vorhalten. Wer das Manna für die Seele auf Kosten des täglichen Brotes erwerben muß, kann sich seiner holden Labung nicht oft erfreuen.

In der Opernstraße war eine Arbeiterabtheilung mit dem Aufrichten einer Schneepyramide beschäftigt, als ein Brougham, mit Rassepferden bespannt, im feierlichen Trabe vorbeikam. Die Flammen eines Gaskandelabers erleuchteten einen Augenblick das Innere des Wagens. Zwei Damen saßen in demselben, die eine alt und von kränklichem Aussehen, in dunklem Capuchon und Ueberwurfe, die andere sehr jung, sehr schön, barhäuptig, mit classischem Profil, ihre Gefährtin um Kopfeshöhe überragend.

„Ho!" rief der dicke Pferdelenker in lässig warnendem Tone den Straßenkehrern zu, und Alle zogen sich zurück — nur Einer nicht. Der sprang vor, sah mit spöttischer Vertraulichkeit zu dem Kutscher hinauf und zwang ihn, auszuweichen, was dieser that, ohne den Kopf zu wenden, während der Diener neben ihm murmelte:

„Wieder zurück aus Amerika und — Gassenkehren? Gibt's denn dort keine solche Anstellung?"

„Gibt's gewiß," lautete die Antwort, „damit is ihm aber nit gedient. Will uns hier aufpassen und Skandal machen, der Lump." —

Derjenige, dem diese Bezeichnung galt, war ein schlank- und hochgewachsener Bursche mit blassem Gesicht, eingefallenen Wangen und großen dunkelbraunen Augen. Er trug zerlumpte Kleider; ein kleiner, durchlöcherter Hut, den er ins Genick zurück geschoben hatte, ließ die Stirn und die, trotz der Verkommenheit, die sie ausdrückten, noch hübschen Züge frei. Mit frechem Behagen pflanzte er sich im Lampenscheine auf, und die junge Dame, die den Kopf ans Wagenfenster neigte, unverschämt anstarrend, präsentirte er vor ihr den Besen wie ein Gewehr.

Die Equipage fuhr davon, die Arbeiter lachten: „Schaut's den Wolfi an!" Und Wolfi, den Zornigen spielend, rief: „Dumme Bagage, was lachts? — Was hab' ich gethan? ... Militärische Ehren erwiesen. Wem? — der Gräfin Maria Wolfsberg, meiner — — meiner lieben Verwandten."

Die junge Dame hatte bei der Gebärde des Taglöhners keine Miene verzogen, doch war sie ein wenig blaß geworden: „Tante Dolph," sagte sie mit beklommener Stimme zu ihrer Begleiterin, „hast Du den Menschen gesehen? Im zerrissenen Sommerrock mit geplatzten Schuhen bei dieser Kälte . . ."

„O meine Liebe, der hat seinen Schnaps im Leibe, dem ist wärmer als mir," erwiderte die Tante fröstelnd.

„Hast Du auch gesehen, was er gethan hat?"

„Ja, ja — ein Spaßvogel."

„Das ist kein Spaßvogel — das ist ein Feind, der uns haßt."

Die Gräfin unterbrach sie: „Hör' auf. Du bist nervös. Dazu hat man in Deinem Alter noch kein Recht. Ein Betrunkener erlaubt sich einen Scherz — was weiter? Man sieht es, wenn es Einen unterhält, sieht es nicht, wenn es Einen verdrießt — darüber nachdenken, ist krankhaft."

Maria schwieg. Sie ließ sich nicht gern in einen Streit mit ihrer Tante ein, weil sie regelmäßig den Kürzeren zog. Die Tante war klug und schlagfertig; ihr Bruder, Graf Wolfsberg, nannte sie sogar weise und verehrte in der um viele Jahre älteren Schwester, seine Vertraute, Rathgeberin und Freundin. Sie hingegen liebte auf Erden nichts als ihn. Kränklich von Jugend an und sehr unabhängigen Sinnes, hatte sie niemals einen Beruf zur Ehe in sich verspürt, und die zahlreichen Bewerber um ihre unscheinbare Persönlichkeit und um ihr glänzendes Vermögen Alle nach einander ohne Seelenkampf abgewiesen. Gräfin Adolphine oder Dolph, wie sie in der Familie genannt wurde, lebte seit Langem auf ihrem Gute der Pflege ihrer Rheumatismen und ihres Vermögens, das sie, bedeutend vermehrt, ihrem Bruder zu hinterlassen gedachte, als dieser Wittwer ward. Da brachte sie ihm, seiner Bitte nachgebend, ein großes Opfer. Sie verzichtete auf ihre Selbständigkeit im eigenen Haushalte und machte sich zur Leiterin des seinen. Als die Zeit kam, Maria in die Welt zu führen, that sie noch mehr: sie entsagte der ihr nothwendigen Bequemlichkeit und Ruhe und brachte die Nächte auf den Bällen zu, den schmerzenden Kopf mit Diamanten bedeckt und so unvortheilhaft aussehend im großen Staat, daß nicht einmal ihre Kammerfrau es wagte, sie zu bewundern. Dabei langweilte sie sich grausam, langweilte sich sogar, wenn sie die Anderen durch ihren scharfen und sprudelnden Witz vortrefflich unterhielt. Glücklicher Bertrand de Born, sagte sie, dem doch die Hälfte seines Geistes nöthig war. Ich wäre froh, wenn ich nur für ein Zehntel des meinen Abnehmer fände!

Zu Hause angelangt, zog sich die Gräfin in ihre Gemächer zurück, während Maria in den Salon ihrer Wohnung trat. Tag für Tag erwartete sie hier am späten Abend einen verehrten Gast — ihren Vater. Es geschah fast nie umsonst. So wenig Zeit das hohe Staatsamt, das er bekleidete, und die Genußsucht, der nachzugeben er selbstverständlich fand, ihm übrig ließen, die Stunde, mit welcher Maria ihren Tag beschloß, wußte er für sie frei zu halten.

Sie ließ sich jetzt den Theatermantel von ihrer Kammerzofe abnehmen und begann sogleich, den Thee zu bereiten, zu welchem die Anordnungen auf einem Tischchen neben dem Etablissement getroffen waren.

Maria widmete ihrer Beschäftigung die größte Sorgfalt. Mit dem Vorsetzen einer Tasse Thees hatte sie alle kindlichen Pflichten, die ihr Vater ihr auferlegte, erfüllt. Es wäre ihr heißer Wunsch gewesen, Etwas für ihn thun, ihm Etwas sein zu können: aber sie fühlte wohl, daß die Ahnung eines solchen Ehrgeizes im Herzen seiner Tochter ihn lachen gemacht hätte. Er wollte sie heiter und glücklich sehen, und wenn sie seine Fragen: „Hast Du Dich unterhalten? — Freut Dich Dies? — Freut Dich Jenes?" mit Ja beantwortet hatte, dann wich der strenge Ernst, der gewöhnlich auf seinem Antlitz lag. Dank seiner Großmuth, hatte sie ihre Wohnung in ein kleines Museum verwandeln können; fiel es ihr aber ein, bei der Betrachtung eines Bildes, einer

Bronze etwas von ihren neu erworbenen Kenntnissen in der Kunstgeschichte durchblicken zu lassen, dann wurde seine Miene so spöttisch, daß Maria verwirrt schwieg und sich beschämend albern vorkam. Und der kostbare Blüthner, mit dem er sie jüngst überrascht und der dort in der Ecke stand, eingehüllt in weiche, indische Gewebe, noch hatte sie seinem Spender nichts Anderes darauf vorspielen dürfen als Operettenarien und Tanzmusik. Sie war nicht leicht abzuschrecken gewesen, hatte immer einen Uebergang gefunden aus dem Trivialen ins Schöne, aus dem Zerstreuenden ins Erhebende — aber nach den ersten Tacten schon wurde das gefürchtete: „Gute Nacht, Maria," gesprochen, und der Graf war aus dem Zimmer verschwunden. In solchen Fällen pflegte sie sich nicht zu unterbrechen; es hätte ihn, der sich in seinem Hause gegen Rücksichtnahme wehrte, wie ein Anderer gegen Rücksichtslosigkeit, sehr verdrossen. So blieb Maria fortan in seiner Gegenwart bei dem Vortrage von Arietten und Walzern. Die Musik, die ihrem Geschmack entsprach, übte sie aus vor dem Bilde ihrer Mutter, das lebensgroß an der Wand neben dem Piano hing. „Du hättest Deine Freude an mir gehabt," sprach sie in Gedanken zu ihr. „Du hättest gewußt, daß ich nur zu wollen brauche, um eine Künstlerin zu werden. Aber ich werde nicht wollen, ich darf nicht. Unsereins darf so etwas nicht. Hättest Du das auch gefunden, Mutter?"

Ihr Blick haftete voll inniger Begeisterung auf dem edlen Angesicht, dem das ihre so ähnlich sah. Es war dasselbe reine Oval, dieselbe von kleinen Locken der reichen, aschblonden Haare beschattete Stirn. Sie bildete zwei kaum sichtbare Hügel über den feinen Brauen, den etwas tiefliegenden blaugrauen Augen. Es war derselbe Schnitt der schlanken Nase, der leicht geschwellten Lippen und dieselbe wahrhaft königliche Gestalt. Aber ein anderer Geist offenbarte sich in den beiden schönen Wesen. Maria's ganze Erscheinung bekundete Entschlossenheit, Seelenstärke, Klarheit. Die Verstorbene hingegen hatte einen Ausdruck von eigenthümlicher Schwermuth und hülfloser Schüchternheit. Das Bild, aus dem sie unvergänglich jung und lieblich herabsah, war in ihrem achtzehnten Jahre, dem ersten Jahre ihrer Ehe, gemalt worden. Es stellte sie dar in einem weißen Spitzenkleide, mit bloßem Halse, mit nachlässig herabhängenden Armen, eine weiße, kaum aufgeblühte Rose in der Hand. Den Kopf leicht vorgeneigt, schien sie traumverloren zu lauschen. Maria besann sich noch, sie so gesehen zu haben im Concerte, in der Oper und auch wenn der Vater, wenn sie zu ihr sprach.

Aber diese freudigen Erinnerungen an die Mutter lagen fern, und diejenigen, die sich an eine spätere Zeit knüpften, waren unsäglich traurig. Die Gräfin, von einer Gemüthskrankheit ergriffen, war langsam hingesiecht. Immer theilnahmsloser, immer schattenhafter wandelte sie stundenlang im Sommer durch den Garten, im Winter durch die Zimmer und durch die Gänge, blieb manchmal horchend an einer Thür stehen, machte eine Gebärde des Entsetzens und trat ihre Wanderungen stumm und rastlos wieder an.

Die ersten Symptome des Leidens sollten durch einen heftigen Schrecken hervorgerufen worden sein, dessen Veranlassung Niemand in Maria's Umgebung kennen wollte. Sie zweifelte nicht, daß ein Geheimniß da verborgen liege, und ließ nicht nach in ihrem leidenschaftlichen Eifer, es zu entdecken. Ganz besonders

wurde ihre ehemalige Kinderfrau, die mit unbegrenzter und sklavischer Liebe an ihr hing, mit Fragen von ihr bestürmt.

„Sag' es mir, Lisette, geh', sag' es mir," hatte sie einst gefleht, und so geizig sie mit ihren Zärtlichkeiten war, ihre Arme um den Hals der Getreuen geschlungen. „Wenn Du mich lieb hast, sagst Du's gleich, in dieser Minute... Wenn Du es nicht sagst, dann weiß ich, daß Dir nichts an mir liegt."

Lisette sank in sich zusammen. Rathlos und verzweifelt starrten ihre lichtgrauen Augen ins Leere, ihre Wangen wurden fahl und ihre Lippen bebten: „Wär' ich doch todt," jammerte sie, „daß mich das Kind nicht mehr fragen könnt'."

— Todt? — Maria trat weg von ihr und senkte den Kopf.

Lisette hatte sich den Tod gewünscht. Sie, die nicht von ihm reden hören konnte, die in Jedem, der ihn nur nannte, ihren Feind sah, die das Leben als das höchste aller Güter schätzte, noch so viel von ihm erwartete, die tanzen wollte auf der Hochzeit Maria's und Kinder des Kindes heranziehen, Alle — und wenn ihrer Zwölfe wären! . . . Lisette hatte sich den Tod gewünscht!

Das junge Mädchen war tief ergriffen und mußte Thränen niederkämpfen, um laut und vernehmlich sagen zu können: „Ich werde Dich nie wieder fragen."

Maria hatte Wort gehalten. — Seitdem waren sechs Jahre vergangen.

II.

Der Vorhang des Nebenzimmers war mit leiser Hand zurückgeschoben worden, Lisette erschien am Eingang, und ihre sanfte, unterwürfige Stimme sprach: „Maria, Kind, darf ich herein?"

„Du bist noch auf?" lautete die vorwurfsvolle Erwiderung, und Lisette entschuldigte sich:

„Hatte schon Nacht gemacht, schon längst. Aber Du weißt, daß ich nicht einschlafen kann, bevor ich Deinen Wagen ins Haus rollen höre."

„Wie lächerlich," versetzte Maria, wandte sich ab und nahm Platz in einem Fauteuil.

Lisette stützte, näher tretend, den Arm auf dessen Lehne: „Kann früher nicht einschlafen. Und dann muß die Clara kommen und mir berichten — weh' ihr, wenn sie das einmal versäumen würde! — sie ist da, und lustig und guter Dinge. Heut' jedoch hör' ich: Sie hat traurig ausgesehen . . ."

„Spionage," fiel ihr Maria ins Wort.

„Nenn's, wie Du willst, das ist mir gleich. Nur glaube nicht, daß Du daran etwas ändern kannst. — Also traurig ist das Kind? Ja, ja, ich seh's." Ihr Ton wurde tief schmerzlich, in ihrem kleinen, spitznasigen Gesichte malte sich eine peinvolle Bangigkeit. „Was ist denn geschehen?"

„Ach, Lisette, ich bitte Dich, mach' keine Geschichten. Was soll mir geschehen sein? — Ich bin verstimmt, ja, aber aus einem Grunde, der Dir keine Sorgen machen wird."

„Wollen erst sehen. — Sprich, mein Vogerl, sprich, damit ich beruhigt zu Bett gehen kann."

Maria erhob den Kopf und sah der Dienerin, die sich zu ihr herabneigte, fest und streng in die Augen: „Die Menschen, welche diese eiskalte Nacht im

Freien zubringen und hungernd und frierend die Straßen fegen werden — die thun mir leid."

Lisette bäumte sich lachend zurück: „Nein, das Kind! — Nein, das ist zu arg. Die Leute, die Gott danken für den Schnee, den er vom Himmel fallen läßt, damit sie Arbeit kriegen, die sich nichts Anderes wünschen als Arbeit, von klein auf nichts Anderes gewohnt sind als Arbeit, die bedauerst Du!" Sie wurde in dem Lobgesang, den sie nun auf Maria's goldenes Engelsherz zu erheben begann, unterbrochen.

Im Hofe, nach dem die Fenster der Comtessenwohnung gingen, war es laut geworden. Pferdegetrappel ließ sich hören, die Portiersglocke gab das Herrenzeichen.

Lisette verabschiedete sich, und Maria ging ihrem Vater bis an die Schwelle entgegen; sie begrüßten einander mit einem Händedruck.

„Guten Morgen und guten Abend," sprach Maria. „Ich wollte Nachmittags einen Augenblick zu Dir, aber Walter sagte, Du habest Besuch."

„Dornach war bei mir und blieb so lange, daß ich kaum Zeit gehabt habe, Toilette zu machen zum Diner."

„Bei?"

„Bei Fürstin Alma".

„War's schön?"

„Kannst Dir's denken. Dreißig Personen, dreißig Grade und dreißig Gänge."

„Du übertreibst, wie immer, wenn es sich um ein Fest bei Alma handelt. Sie kann unternehmen oder unterlassen, was sie will, Du tadelst Alles. Und ich weiß, wie leid ihr das thut und wie großen Werth sie auf Dein Urtheil legt."

Mit diesen Worten stellte Maria eine Tasse Thee vor den Grafen hin, der sich in einen Lehnstuhl neben dem Tische niedergelassen hatte. Er warf einen seltsamen, fast drohenden Blick auf sie, senkte ihn aber rasch, als er in den Zügen seiner Tochter der völligsten Unbefangenheit begegnete.

Wolfsberg galt noch jetzt, da er sich in der zweiten Hälfte der Vierzig befand, für einen den Frauen gefährlichen Mann. Er war mittelgroß, von schlanker und geschmeidiger Gestalt, ein berühmter Reiter und Jäger. Einer gewissen kühlen und würdevollen Zurückhaltung in seinem Wesen verdankte er den Ruf großer Verläßlichkeit, der ihm zahlreiche Freunde erwarb. Seine Erziehung hatte er, früh verwaist, in Deutschland, bei Verwandten seiner verstorbenen Mutter, im Sinne des Wortes — genossen. Mit einer außerordentlichen Bildungsfähigkeit begabt, war er mühelos ein guter Student gewesen, und es blieb auch später sein Ehrgeiz, jeden seiner Erfolge für einen spielend errungenen gelten zu lassen. „Ich nehme das Leben nicht ernst," sagte er oft, und machte dazu eine beinahe finstere Miene.

Eines aber gab es in diesem Leben, das er dennoch ernst nahm, und das war seine Tochter und das Glück, das er ihr bereiten wollte in Gegenwart und Zukunft.

„Maria," begann er, „es hat sich heute Jemand um die Erlaubniß bei mir beworben, unser Haus besuchen zu dürfen. Du wirst wohl errathen, wer?"

Sie lächelte ihn freudig an: „Felix Tessin."

„Tessin? — Du scherzest."

„Es war nicht meine Absicht," erwiderte Maria und senkte bestürzt die Augen.

„Wie? Du konntest glauben, daß ich Tessin angehört hätte, wenn er mir mit einer solchen Zumuthung gekommen wäre?"

„Warum nicht?" fragte sie zögernd, und ihr Vater antwortete mit der offenbaren Absicht, sich nicht in Erörterungen einzulassen:

„Du solltest wissen, was ich von ihm halte."

„Nun, recht viel. — Ein so geistvoller, begabter Mensch, dem Du selbst eine schöne Zukunft voraussagst?"

„Das heißt, ich glaube, daß er so ziemlich Alles erreichen dürfte, was er anstrebt. Er ist ehrgeizig und klug, jagt hohen, aber nicht unerreichbaren Zielen nach und kann um so leichter ankommen, da er sich keine Skrupel macht in der Wahl seiner Mittel."

„Vater! —"

„Nun?"

„Das wäre ja schrecklich."

Er zuckte die Achseln. „Tessin wird sagen oder wenigstens denken, daß ein außerordentlicher Mann wie er den landläufigen Begriffen von Recht und Unrecht nicht untersteht." Der Graf sprach gelassen, ohne den geringsten Anschein, seine Tochter zu beobachten und las doch so deutlich in ihren bewegten Zügen, was ihn peinlich überraschte — daß er ein wenig spät kam mit seiner Warnung. Es galt mehr, als einen flüchtigen Eindruck verwischen, es galt eine Empfindung entwurzeln, weh' thun. Den Ellenbogen auf den Tisch und die Hand an Stirn und Wange lehnend, fuhr er fort: „Wenn Tessin nicht ein Verwandter — der Freundin Deiner Mutter," wollte er sagen, brachte es aber nicht über die Lippen, „der Fürstin Alma wäre, hätte ich verhütet, daß er Dir vorgestellt werde. Indessen hat sie es mir schwer genug gemacht, ihn, außer bei officiellen Empfängen, von denen ich einen Botschaftsrath nicht ausschließen kann, von meinem Hause fern zu halten. Die gute Fürstin wird eine Schwäche für ihn nicht los; sie vergißt nie, daß sie sein Jugendtraum gewesen, seine erste und letzte ideale Liebe."

„Vor ihrer Verheirathung; ich habe davon gehört."

„Vorher — nachher. Was hätte er darum gegeben, an der Stelle seines älteren Vetters, des Fürsten Tessin zu sein, der die Braut heimgeführt. — Es dauerte eine Weile, bis er das zwecklose Schmachten satt bekam und eine praktische Richtung im Leben und in der Liebe einschlug. Und heute können seine Huldigungen eine junge Dame nicht mehr stolz machen. Sie theilt sich in dieselben mit Persönlichkeiten, mit denen sie gewiß nichts gemein haben möchte."

„Zum Beispiel?" fragte Maria, und ihr Vater spöttelte:

„Nein, wirklich, ich bekomme Respect vor den Comtessensoiréen. Man klatscht ja dort nicht mehr, kümmert sich nicht mehr um das Thun und Lassen der jungen Herren. Schade um ihre schönsten dummen Streiche, sie machen keinen Effect.

Was wissen denn die Comtessen, wenn sie nichts wissen von Mademoiselle Nicolette, dem Stern der ersten Quadrille?"

Maria war sehr blaß gewesen, jetzt färbten sich ihre Wangen: „Doch — sie wissen viel und schwatzen noch mehr von ihr und vom Grafen . . . Ich höre aber nicht zu, wenn Jemandem übel nachgeredet wird . . . Du hast mich das gelehrt." Sie versuchte, einen scherzenden Ton anzunehmen, es gelang ihr nicht, es war zu schwer. Sie hätte weinen und schluchzen mögen.

Der Graf sah es, und sie that ihm leid, von einer schwächlichen Regung jedoch hielt er sich frei. Es mußte sein, mit dieser Neigung mußte sie fertig werden. Auch ohne den entscheidenden Grund, der ihr unbekannt bleiben mußte, würde Wolfsberg eine Heirath zwischen Maria und dem leichtfertigen Tessin nie gestattet haben. Und so versetzte er: „Die üble Nachrede trifft auch manchmal das Richtige."

Ein schwerer Seufzer stieg aus der Brust Maria's: „Du thust ihm vielleicht unrecht," wagte sie einzuwenden.

„Er ist unwahr und gewissenlos — unterbrich mich nicht — ich spreche von jener Gewissenlosigkeit, die sich von der des Falschspielers oder des Diebes unterscheidet wie das Ungreifbare vom Greifbaren . . . Genug." Er wandte sich ihr plötzlich zu und sah sie an: „Du hast schlecht gerathen. Der mich bat, ihm Gelegenheit zu geben, von Dir kennen gelernt zu werden — denn Dich zu kennen, behauptet er — ist Hermann Dornach."

Sie biß sich auf die Lippen: „Welche Ehre! und was hast Du ihm geantwortet?"

„Daß ich mit Dir reden und ihm dann Bescheid geben will. Er wird bejahend lauten, wenn Du Rücksicht nimmst auf das, was ich wünsche. Du verbindest Dich damit zu nichts. Ich verlange nur: beobachte ihn, prüfe Dich. Er wird Deine Achtung gewinnen, aber die Sympathie allein entscheidet, und — da stehen wir an der Grenze unseres freien Willens. Der Verstand sagt, der klare Blick sieht, hier ist ein Mensch, so vortrefflich, daß eine brave Frau mit ihm glücklich werden muß. Es ist kaum anders möglich, als daß ihre Freundschaft und Hochschätzung für ihn sich allmälig zur Liebe und Begeisterung steigert. Und dort ist ein Anderer, an dessen Seite sie Enttäuschung auf Enttäuschung zu erwarten hat. Sie wird gewarnt, ahnt wohl selbst etwas davon — was hilft's? — Ein dunkler Instinct bleibt der Herr. Das Echte läßt sie gleichgültig, und unwiderstehlich fühlt sie sich zum Falschen hingezogen."

„Unwiderstehlich?" Trotz und Zorn funkelten aus Maria's Blicken. „Wenn Du das auf mich anwendest, kennst Du mich nicht."

„Hoho!" sprach er, sehr zufrieden mit dem hervorgebrachten Eindruck. „Da bleibt mir nichts übrig, als mich zu entschuldigen. Aber das möcht' ich wissen — ob Du nie ausgelacht worden bist, wenn Du die Vertheidigung Mademoiselle Nicolette's und ihres Gönners übernahmst?" — Er ersparte ihr die Antwort, die sie mühsam vorzubringen suchte. „Und dann, warum hast Du gesagt: Welche Ehre! als ich Dir die Botschaft Dornach's bestellte?"

„Weil alle Welt es dafür ansehen würde. Es ist ja unglaublich, wie sie es mit ihm treiben. Die Papa's und Mama's machen dem jungen Manne den

Hof ... O, wenn sie ihm die Töchter buchstäblich an den Kopf werfen könnten — da sähe man Comtessen fliegen! ... Und die überbieten noch die Tactlosigkeiten der Eltern, ihm und seinem zweiten Ich, seiner Mutter gegenüber ... Ich schäme mich für die Anderen ... Das Alles ist so empörend und für Dornach so demüthigend, weil es so unpersönlich ist und nur seinem Rang und seinem Reichthum gilt."

Sie ereiferte sich und sprach mit einer Heftigkeit, die außer Verhältniß zu deren scheinbarem Grunde stand.

Peinlich berührt, lenkte der Graf das Gespräch ab und brachte es erst später auf den Freier zurück, der, wie es bei ihm fest stand, sein Schwiegersohn werden sollte.

Als er sie verlassen hatte, ging Maria zur Ruhe und konnte zum ersten Male in ihrem Leben nicht sogleich einschlafen. Jedes Wort über Tessin, das ihr Vater gesprochen, klang schmerzhaften Schalles in ihrer Seele nach. Und auch die Erinnerung an so Vieles wurde lebendig, das Maria ein tolles Geschwätz genannt und dem sie ihr Ohr verschlossen hatte. Nun aber wußte sie, Diejenigen, die von ihr der Verleumdung angeklagt worden, die hatten recht, und ihr Vater hatte recht und sie allein unrecht mit ihrer thörichten Glaubensseligkeit, mit ihrer übel angebrachten Bewunderung Tessin's, mit ihrem Stolz auf sein ritterliches Werben ... Guter Gott, das war so unpersönlich, wie die dem Grafen Dornach dargebrachten Huldigungen. Ein ehrgeiziger Diplomat, ein praktischer Mann, hatte gewünscht, der Schwiegersohn des Grafen Wolfsberg zu werden und die dazu unerläßlichen Schritte mit liebenswürdiger Formgewandtheit unternommen... Das Herz war bei dem Geschäfte nicht im Spiele — wäre auch nicht zu vergeben gewesen, es befand sich bereits in anderweitigem Besitz.

Ein Schwall von neuen Empfindungen brach über Maria herein. Sie war die Beute von etwas Fremdartigem und Unschönem, dem sie sich entreißen wollte, und wollen konnte sie noch, das sollte ihr Vater sehen ...

Ihre Lider wurden schwer und schlossen sich. Ein Augenblick der Betäubung, dann fuhr sie auf ... Ob sie jetzt wußte, was es heißt: hassen? ... Nein, nein ... sie fühlte nur ein tiefes Bedauern, wie wenn ihr etwas Herrliches und Schönes, an dem ihr das Herz gehangen, verunstaltet worden wäre. Derjenige, den sie hoch über alle Menschen gestellt, unwahr und gewissenlos!

Sie hörte noch vom Thurme der nächsten Kirche zwei Uhr schlagen, dann schlief sie ein und träumte, Tessin trete als Schneeschaufler verkleidet an ihr Bett, präsentire mit dem Besen und engagire sie zum Cotillon. Sie folgte ihm durch den Ballsaal und schämte sich ihrer Nachttoilette und ihrer nackten Füße. Auch ihres Tänzers schämte sie sich, der in Einem fort grinste und der wirkliche Schneeschaufler war. Und wie sie ihn jetzt so recht ins Auge faßte, entdeckte sie etwas Merkwürdiges. Der zerlumpte Mensch erinnerte an ihren Vater, er hatte von ihm die breite Stirn, die dichten, zusammengewachsenen Brauen. Maria neigte sich zu ihm und sprach: „Beim ersten Blick ist mir Etwas an Ihnen aufgefallen — ich wußte nur nicht gleich, was es war ..." Sie erwachte lächelnd über diesen Traum und mit unglaublich leichtem Herzen für ein junges Mädchen, dem eben eine erste Illusion zerstört worden. „Es ist aus," dachte sie, „ich

hätte nicht geglaubt, daß man so schnell mit Etwas fertig werden kann, das doch wie Neigung ausgesehen hat . . . Nein, nicht nur ausgesehen! . . . Die Anderen wollen belogen sein — warum aber mich selbst belügen? . . . Ich habe ihn geliebt, innig und heiß."

Und aufschluchzend, drückte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht in das Kissen.

III.

Am nächsten Tage machte Hermann Dornach seinen ersten Besuch, wurde für morgen zu Tische geladen, brachte einige Abende im Familienkreise zu. Gräfin Dolph fand ihn charmant und unglaublich gescheidt für einen Majoratsherrn. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er mit ihr, der bösen Zunge, die den Meisten Scheu einflößte, so rasch vertraut geworden: „Einfach die Folge seines guten Gewissens", erklärte sie. „Eine Anklage gegen ihn wäre ein Schuß ins Blaue; der sieht ruhig zu, wie ich meine Pfeile spitze. Gehöre nicht zu den Leuten, vor denen ihm graut."

Und wirklich schwand in ihrer Gegenwart die leise Befangenheit, die bei einem Manne, den zu verwöhnen alle Welt wetteiferte, für den Laien so befremdlich und dem Herzenskundigen eine Bürgschaft echten Seelenadels war.

Man sagte, diese Befangenheit sei die Folge der übertriebenen Strenge, mit welcher er unter der Leitung seiner Mutter erzogen worden. Die Gräfin hatte ein Gegengift anwenden wollen gegen die Kriecherei der Parasiten, des Beamtenheeres, der Dienerschaft und gegen die grenzenlose Nachsicht eines schwachen und kränklichen Vaters für sein einziges Kind. Aber die Dosis war zu stark gewesen und hatte nicht nur keine Selbstüberhebung aufkommen lassen, sondern auch kein rechtes Selbstvertrauen. Die Gräfin sah den begangenen Fehler ein und suchte ihn noch bei Zeiten gut zu machen. Sie hatte nach dem Tode des Grafen die Vormundschaft über Hermann, die sie thatsächlich immer geführt, auch formell angetreten und schenkte nun dem achtzehnjährigen Jüngling uneingeschränkte Freiheit. Ein kleiner Mißbrauch derselben wäre leicht verziehen gewesen, kam aber nicht vor. Hermann besuchte landwirthschaftliche Schulen in Deutschland und England, jagte Löwen in Nubien und Elephanten in Indien, diente einige Jahre in einem eleganten Cavallerieregimente und widmete sich später der Verwaltung seiner Güter. Er war dreiunddreißig Jahre alt geworden, ohne in die Lage gekommen zu sein, andere Schulden als die seiner Freunde bezahlen zu müssen, ohne ein Mädchen verführt, ohne eine Frau compromittirt zu haben. Und doch kochte das Blut in seinen Adern so heiß wie in denen irgend eines seiner Alters- und Standesgenossen, und doch hatte er in seinen wenigen Liebesverhältnissen mehr echte und wahrhaftige Empfindung ausgegeben, als sie alle zusammengenommen in ihren zahllosen Circus- und Halbwelts-Abenteuern. Uebrigens erschienen ihm seine ernsthaftesten Schwärmereien und Leidenschaften nur wie Spielereien von der Zeit an, in welcher er Maria kennen lernte.

Es geschah auf einem Balle, den er aus Gehorsam gegen seine Mutter besucht hatte. Er kam ja überhaupt nur aus Gehorsam zu ihr nach Wien, um dort in die große Welt zu gehen, wo er sich langweilte und wo die Bemühungen um seine Gunst ihn anekelten.

Tante Dolph war Zeuge seiner ersten Begegnung mit Maria, und dann selbst der Gegenstand seiner eifrigsten und ehrfurchtsvollsten Aufmerksamkeiten gewesen. Sie erinnerte sich plötzlich ihrer Jugendfreundschaft mit Gräfin Agathe Dornach und machte ihr einen Besuch, der bald erwidert wurde. Die alten Damen sagten zu einander: „Liebes Kind", und jede hatte das Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die gute Bekannte von einst, mit der sie später auseinander gekommen war wegen völlig verschiedener Anschauungen und gleich schroffer Unduldsamkeit. Agathe berühmte sich, eine orthodoxe Katholikin zu sein, Dolph, ganz ungläubig, ließ nicht gelten, daß ein vernünftiger Mensch fromm sein könne, es wäre denn ein Dienstbote, ein Bauer oder ein Prinz. Agathe zitterte für Dolph's ewiges Heil, dieser zitterte vor Agathens Bekehrungsversuchen, die stets in der Behauptung gipfelten, die Skepsis entstehe aus der Halbbildung, und weiter als bis zu einer solchen brächten Frauen es nicht. Ob sich diese Gegensätze zwischen den beiden Damen im Laufe der Jahre gemildert oder verschärft, darnach wurde jetzt nicht gefragt und das Berühren heikler Punkte sorgfältig vermieden. Der Graf, ein Conversationskünstler ohne Gleichen, half spielend über ein paar Abendstunden hinweg; das Gespräch, das er beherrschte, wurde lebhafter geführt als das zwischen den jungen Leuten am Theetisch nebenan. Maria war schweigsam, Hermann nicht beredt. Er aber sagte dennoch viel, denn jeder seiner Blicke enthielt eine glühende Erklärung der innigsten Liebe.

Eines Tages nun geschah es, daß Gräfin Dornach sich bei Maria anmelden ließ und mit einer Miene eintrat, als ob sie die Schlüssel des Himmels zu überreichen hätte. In würdevoll gelassener Weise brachte sie im Auftrage Hermann's die Anfrage vor, ob er um Maria's Hand werben dürfe.

„Dein Jawort würde ihn beseligen", schloß sie, „und Du kannst es ihm getrost geben. Ich schmeichle Niemandem, am wenigsten mir selbst in meinem Sohne. Mein Urtheil über ihn ist das eines jeden Unparteiischen und lautet: Es gibt Menschen mit glänzenderem Geiste, keinen vernünftigeren, keinen besseren, keinen edleren." Sie hielt inne, sie wartete auf eine Erwiderung; da keine erfolgte, fuhr sie fort:

„Wenn Deine Mutter lebte, würde ich mich zuerst an sie gewendet haben, und sie wäre es, die jetzt zu Dir spräche. Nimm an, daß es durch meinen Mund geschieht."

Maria senkte die Augen, ihre Lippen zitterten, aber sie schwieg.

„Ein sicheres Glück bietet sich uns im Leben selten. Demjenigen, der es einmal abgewiesen hat, wird es schwerlich wiederkehren", fuhr die Gräfin nach einer Pause, noch kälter und förmlicher als früher, fort. „Indessen hast Du recht, zu erwägen. Dein Zögern gefällt mir; es beweist, daß Du den Ernst des Schrittes kennst, den andere junge Mädchen oft so leichtsinnig unternehmen. Ich habe Vertrauen zu Dir. Wenn ich Deine Einwilligung, Deine einfache Einwilligung mit nach Hause nehme, so enthält sie für mich alle heiligsten Schwüre, die ein ehrliches Mädchen ihrem zukünftigen Gatten nur irgend leisten kann."

„Ja wohl, das enthielte sie auch . . . Ich bitte Sie —"

„Wieder: Sie! habe ich Dir nicht das Du angetragen?" —

„Ich bitte Dich, sage dem Grafen Hermann — —" eine unaussprechliche

Bangigkeit bemächtigte sich ihrer; sie blickte in das marmorblasse Gesicht der Gräfin: — „So lieblos wie die Tante" — dachte sie.

„Nun, was sag' ich ihm?"

„Daß ich heute Abends . . . Ihr kommt ja doch? — selbst mit ihm sprechen werde."

Sie küßte der Gräfin, die sich ziemlich enttäuscht erhob, die Hand und begleitete sie bis zur Treppe.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, schritt sie lange in hoher Erregung auf und ab und quälte sich mit der Frage: „Warum will ich's thun? — Ist mein Grund nicht ein verwerflicher? . . ." Und dann setzte sie sich ans Clavier und spielte und wurde allmälig ruhiger. Und dann kam Tante Dolph und las ein Telegramm von Wilhelm Dornach vor, einem Bekannten aus uralter Zeit, dessen Existenz sie längst vergessen hatte. Auf ein Gerücht hin, das in seine ländliche Einsamkeit gedrungen, brachte der gute, dumme Mensch ihr seine Glückwünsche dar zur Verlobung ihrer Nichte mit seinem Vetter.

Die Gräfin lachte über die Eile des armen Teufels, seine geheuchelte Freude an den Tag zu legen. Als nächster Anwärter auf das Majorat konnte der ganz unbegüterte und mit einer zahlreichen Familie gestrafte Mann doch nichts Anderes gewünscht haben, als daß sein Vetter ledig bleibe. Ein indiscreter Wunsch, ja, aber der natürlichste von der Welt. Sie nahm Platz auf der Chaiselongue mit dem Rücken gegen das Bild ihrer verstorbenen Schwägerin, das anzusehen sie überhaupt vermied, klagte über Kopfschmerzen und rieb die eingefallenen Schläfen mit Kölnerwasser. Sie war leidend und in gereizter Stimmung. Sogar als sie ihr jetziges Lieblingsthema anschlug, das Lob Hermann's, geschah es mit einer Beimischung von Spott.

„Heil der Frau, die er heimführt!" rief sie aus, „ihre Ehe wird friedlich sein, wie jede, in der nur ein Wille herrscht."

Sie beantwortete den erstaunten Blick Maria's mit der Frage, ob denn Hermann nicht von seiner Kindheit an gelernt habe, sich einer Weiberregierung zu fügen? . . . Wie albern müßte doch die Frau sein, die es nicht verstände, einen so vortrefflichen Elementarunterricht als Grundlage zu weiterer Ausbildung zu benutzen! Gute Lehren, wie das anzufangen sei, kamen nun in Fülle. Ernstgemeinte wie spaßhafte und Alles mit Beispielen erläutert. Man sehe das Ehepaar Heinburg. Im Anfang war Er ein Spieler und brachte die Nächte im Club zu, während Sie daheim saß und weinte. Das hat sich nach und nach geändert — durch ihr Verdienst! Jetzt spielt sie und er weint. „Und Deine Freundin Emmy, die sich zum Altar schleppen ließ wie ein Lamm zur Schlachtbank und in ihrer Ehe einen so guten sicheren Hafen gefunden hat, von dem aus sie allerlei abenteuerliche Fahrten unternehmen kann in die stürmische See!"

Ein Klopfen an der Thür ließ sich hören, und Fräulein Nullinger, die Gesellschafterin Gräfin Dolph's, schlüpfte herein. Sie wurde von der Gebieterin „Nulle" genannt, was sie empörte, und litt infolge ihres aufregenden Dienstes an Nervosität. Obwohl sie jetzt nur die harmlose Meldung zu machen hatte, daß die Schneiderin gekommen sei und gesagt habe, sie könne nicht lange warten, zuckte es dabei krampfhaft um ihre aufgeworfenen Lippen.

„Schon gut, setzen Sie sich", erwiderte Dolph und fuhr fort, Freund und Feind durch die Hechel zu ziehen. Sie nannte viele Namen ganz flüchtig und obenhin; an dem, der ihn trug jedoch, blieb ein Makel hangen, oder er wurde mit einer Lächerlichkeit behaftet.

Maria hörte ihr heute aufmerksamer zu als sonst und dachte: „Sie hat wohl recht. Was soll auch an den übrigen Menschen sein, wenn Tessin nichts taugt?" Und Gräfin Dolph, wie ein echter Schauspieler, den schon die Theilnahme eines einzigen Zuhörers begeistert, übertraf sich selbst in ihrer fragwürdigen Kunst und gerieth in den kleinen Witz — und Bosheitsrausch, der ihr so gesund war. Ihr Gesicht, das wie sie selbst sagte, eine Carricatur desjenigen ihres Bruders war, belebte sich, und ihre Kopfschmerzen verschwanden.

Fräulein Nullinger verlor endlich die Geduld und erhob sich, noch um eine Schattirung röther als gewöhnlich. „Ich werde der Schneiderin sagen," sprach sie, „daß Frau Gräfin jetzt lästern müssen und keine Zeit für sie haben."

Dolph lachte. „Ach was, mein Lästern: Ein gerader Kerl, der gleich Farbe bekennt. Aber das Ihre! . . . Wenn Sie anfangen: Ich hab' Den oder Die recht gern, das ist, wie wenn ein Reiter sein Pferd zusammennimmt, bevor er ihm Eins hinauf gibt."

Sie ging in munterster Laune, war auch später bei Tische heiter und anscheinend ganz wohl. Am Abend jedoch stellten sich plötzlich ihre Kopfschmerzen wieder ein und zwangen die Leidende, ihr Zimmer aufzusuchen, kurz bevor Hermann und seine Mutter gemeldet wurden. Ausnahmsweise hatte Wolfsberg zu Hause gespeist und Nachmittags im Salon den Damen Gesellschaft geleistet. Er empfing die Gräfin mit tausend Entschuldigungen seiner Schwester, die sehr zur Unzeit unwohl geworden. Agathe äußerte ihre Theilnahme mit ganz besonderer Wärme und ersuchte den Grafen, sie zu ihrer Freundin zu geleiten, was alsbald geschah. —

Die jungen Leute blieben allein.

Beiden stieg die Röthe in die Wangen. Ihm schien die Gelegenheit zu einer entscheidenden Unterredung plump und ungeschickt geboten; ihrer bemächtigte sich ein peinliches Gefühl, halb Empörung, halb Bangigkeit. Regungslos stand sie da, hatte die Brauen zusammengezogen und blickte ins Feuer des Kamins. Nach einer Pause, die, je länger sie dauerte, desto schwerer zu unterbrechen war, begann Hermann bewegt und zagend:

„Meine Mutter hat mit Ihnen gesprochen, Gräfin . . . Sie kennen die kühne Frage, die ich so vermessen bin, an Sie zu stellen. Die leiseste Hoffnung auf eine bejahende Antwort würde mich beglücken . . . Darf ich sie fassen?"

Maria schwieg, aber sie wandte sich ein wenig und sah ihn von der Seite so fremd an, als ob sie ihn heute zum ersten Male sähe. Sein Aeußeres war ungemein gewinnend, sie mußte es gestehen. Verstand, Güte, Geradheit sprachen aus seinem hübschen Gesicht, leuchteten aus seinen treuherzigen Augen. Er trug einen kleinen Schnurr- und Backenbart, die leicht gewellten braunen Haare kurz geschnitten und, ohne Rücksicht auf die modische Frisur, die Stirn frei. Seine Gestalt hatte etwas Festes, Kräftiges, und doch fehlte es ihr nicht an männlicher Anmuth.

„Antworten Sie mir," sagte er.

Und sie, „der Held" im Kreise ihrer jungen Freundinnen, die Unerschrockene, die ja mit sich selbst im Reinen und fest entschlossen war, ihre Hand in die des ungeliebten Freiers zu legen, flüsterte nun bestürzt: „Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht." —

Ihre Verzagtheit ergriff und rührte ihn; er machte sich Vorwürfe, er hatte zu früh gefragt, er hätte dem Drängen seiner Mutter nicht nachgeben, sich von dem Entgegenkommen des Grafen nicht verleiten lassen sollen. Nun bemühte er sich seine Uebereilung gut zu machen: „Sie sind noch unentschieden," nahm er wieder das Wort, „ich sehe es und finde es begreiflich. — Ueberlegen Sie, prüfen Sie mich streng und lange. Ich mache es Ihnen nicht schwer — in meiner Seele gibt es keine Abgründe" . . .

„Mein Gott, nein," sprach Maria, „das ist nicht . . . nein, nein" — — und zwei Worte, Anfang und Ende ihrer jungen Weisheit, kamen fast unhörbar über ihre Lippen . . . Worte ihres Vaters, die er seiner gelehrigen Schülerin eingeprägt: „Nur ruhig!" — Dereinst, als sie sich in Verzweiflung über die Leiche ihrer Mutter geworfen . . . Und viel später, auf der Jagd, als ihr scheuendes Pferd dem Mühlstrom zugerast . . . Und dann auf ihrem ersten Ball, als sie von übermüthiger Fröhlichkeit ergriffen, so laut gelacht, so toll getanzt, immer hatte sein eindringliches: „Nur ruhig!" sie zur Besinnung gebracht.

Auch in diesem Augenblick erinnerte sie sich der väterlichen Mahnung nicht umsonst und vermochte ihren abgebrochenen Reden mit einem Scheine von Gelassenheit hinzuzufügen: „Sie irren — ich bin entschlossen."

„Wozu? . . . Nein!" . . .

„Ja."

„Heil mir!" rief er mit tiefinnerstem Jubel und ergriff ihre Hand, die sie, wieder erfaßt von ihrer früheren Bangigkeit, aus der seinen zu lösen suchte. Er aber hielt sie fest.

„Sie ist mein, mein kostbarstes Eigenthum — und Ihr freies Geschenk, nicht wahr, Maria? — Niemand hat Sie beeinflußt, Sie hätten sich nicht beeinflussen lassen; Sie sind zu stolz, zu selbständig."

„Doch," versetzte sie und erhob nun endlich ihr gesenktes Haupt. Nie in ihrem Leben hatte sie einen Menschen so bewegt gesehen, und — merkwürdig — was ihr als der Ausbund des Lächerlichen galt: ein Verliebter, dessen Empfindung nicht völlig erwidert wird, kam ihr jetzt höchst ernsthaft vor und traurig sogar — traurig für sie. Er, mit seinem großen, wahrhaftigen Gefühl, er war der Reiche und sie arm neben ihm. „Doch," wiederholte sie leise, „der Wunsch meines Vaters hat Einfluß auf mich genommen — im Anfang."

„Und später, was bestimmte Sie später, was bestimmt Sie jetzt? — Seien Sie aufrichtig gegen mich, Gräfin, wie ich es immer gegen Sie sein werde. Was bestimmt Sie . . . ich . . . ich weiß, daß es nicht Neigung ist." Mühsam hatte er dieses Geständniß vorgebracht, denn er täuschte sich nicht über die Gefahr, die es in sich schloß.

Aber Maria lächelte freudig fast: „Daß Sie es trotzdem mit mir wagen wollen, das eben bestimmt mich . . . Und das Vertrauen, das Sie mir beweisen — und das Vertrauen, das Sie mir einflößen."

„Dank!“ sprach er, und aus seinen ehrlichen blauen Augen leuchtete eine wonnige Zuversicht. „Das ist ein schöner Bund: Ihr Vertrauen und meine ehrfürchtige Liebe! — Eine solche Liebe reicht aus für zwei gute Herzen, sie hat eine mittheilende Kraft. Wissen Sie warum? weil sie sich nie aufdrängt, sich niemals ein Recht anmaßt. Ihr gegenüber gibt es keine Pflicht, nur Gnade und Wohlthat. Und welche edle Frauenseele würde nicht endlich gerührt von . . . Genug! . . .“ unterbrach er sich, „sonst verrathe ich noch, daß diese Uneigennützigkeit nichts ist als der größte Egoismus — der Egoismus, Sie glücklich zu sehen.“

Mit beiden Händen zog er ihre Hand an seine Lippen, an seine Brust. Maria fühlte das ungestüme Pochen seines Herzens, auf seinem Angesicht jedoch, das sich über das ihre neigte, lag Frieden, und es erschien ihr wie verklärt von tiefster Seligkeit.

Der schweigsame Mann wurde beredt; er fand für seine Empfindung den Ausdruck, der gewinnt, für seine Gedanken das überzeugende Wort. Maria hörte ihm zu und sagte sich: „Er ist wahr und warm.“ — Und vielleicht war es das, wonach sie sich gesehnt von Kindheit an: Wahrheit und Wärme. Wohl hatte man sie vergöttert und verwöhnt; aber wie viel Falschheit war bei dieser Vergötterung, die servile Leute ihr erwiesen, wie viel — wenigstens äußere — Kälte bei der Verwöhnung, die sie von ihrem Vater und nun erst von Tante Dolph erfuhr:

„Der Ernst auf Ihrer Stirn,“ sprach Hermann, „der hat mich bezaubert, er ist, was ich zuerst an Ihnen geliebt habe, und nun wird es mein heißes Streben sein, ihn allmälig zu zerstreuen. Sie sollen gefeit durchs Leben wandeln, eingehüllt in meine Liebe . . . Ich bin zu glücklich,“ brach er aus, — „ich verdien' es nicht — was müßte Der sein, der Sie verdiente, Maria! Maria!“

Sie trat einen Schritt zurück, sie vermied den Blick voll leidenschaftlicher Andacht, der den ihren suchte, und sprach: „Nein, nicht so — Sie sind ja besser als ich . . . haben Sie Geduld mit mir.“

IV.

Sie wurden ein stilles und feierliches Brautpaar. Maria blieb kühl und gemessen. Dornach bekämpfte immer siegreich jede Regung seines überströmenden Gefühls. In der Gesellschaft erhoben sich Streitigkeiten, weil die Einen behaupteten, *er* sei *ihr*, und die Anderen wissen wollten, *sie* sei *ihm* gleichgültiger. Dennoch erging sich alle Welt in so überzeugten und gerührten Glückwünschen, als ob Romeo und Julia aus ihren Gräbern auferstanden und im Begriffe gewesen wären, sich häuslich einzurichten.

Unter den vielen Oberflächlichen, deren hohles Geschwätz geduldet und für deren als Theilnahme verkleidete Neugier gedankt werden mußte, gab es aber doch auch einige wohlmeinende, treue Menschen, gab es vor Allem Fürstin Alma Tessin. Maria liebte sie, verehrte ihre grenzenlose Herzensgüte und war voll Mitleid mit ihrer Schüchternheit, die von Jahr zu Jahr zunahm. Die Fürstin fragte Maria um Rath, küßte ihre Hände, hatte in ihrer Gegenwart etwas

Demüthiges und Beschämtes, das dem jungen Mädchen ein Uebergewicht über die Frau, die beinahe ihre Mutter hätte sein können, förmlich aufzwang.

Eines Vormittags kam Fürstin Tessin zu Tante Dolph und fand dort das Brautpaar. Maria schritt ihr entgegen, Hermann erhob sich. Sie sah ihn zum ersten Male seit seiner Verlobung, und es geschah unerwartet. Auf ihrem zarten Angesichte wechselten die Farben.

„Graf Dornach," sprach sie, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen meinen innigen, meinen freudigen" . . . sie hielt inne, von unüberwindlicher Verwirrung ergriffen und blickte beschwörend zu ihm empor: „Erbarme Dich," schien sie zu sagen, „sieh', was ich leide und erbarme Dich." Ihre stumme Bitte blieb unerfüllt. Er verbeugte sich, murmelte ein paar höfliche Redensarten und nahm ihre Hand nicht, die sie ihm zitternd hatte reichen wollen und nun mit einer Gebärde der Trostlosigkeit niedergleiten ließ.

Hermann nahm Abschied und ging.

Das Herz Maria's schwoll vor Unzufriedenheit mit ihm. Was berechtigte ihn zu diesem ablehnenden Benehmen gegen ein Wesen, das ihr theuer war? — Alma's Verwandtschaft mit Tessin, flog es ihr durch den Kopf. Aber nein! weder Dornach noch irgend Jemand konnte eine Ahnung von dem flüchtigen Interesse haben, das jener Mensch ihr eingeflößt. Tessin war scheinbar nicht mehr um sie bemüht gewesen als zwanzig Andere. Daß sie ihm den Vorzug gegeben, blieb ihr, sogar gegen ihn selbst, streng bewahrtes Geheimniß. Aber die Eifersucht sieht scharf — der harmlose Hermann verdankt ihr vielleicht einen Seherblick.

Als er am Abend wiederkam und den wunderschönen Blumenstrauß brachte, der täglich aus den Gewächshäusern von Dornach für die zukünftige Herrin anlangte, wies Maria die Gabe zurück:

„Vorher will ich wissen, was haben Sie gegen Alma?"

Er zögerte mit der Antwort —: „Sie ist mir . . . Aufrichtigkeit über Alles, nicht wahr? — Nun denn, — sie ist mir unangenehm."

„Unangenehm? Verzeihen Sie, das begreife ich nicht — ausgenommen, Sie hätten die Kunst entdeckt, die Schönheit zu hassen und die Güte," rief sie herb, und er erwiderte mit seiner gewohnten bescheidenen Gelassenheit:

„Ich habe nicht von Haß gegen Fürstin Tessin gesprochen, ich bewundere ihre Schönheit" . . .

„Sie sieht eben aus, wie sie ist," fiel Maria lebhaft ein; „so blond, so weiß, so duftig, von so überirdischer Anmuth umflossen, habe ich mir in meiner Kindheit die Engel vorgestellt."

Seltsam war der Eindruck, den diese Worte auf ihn hervorbrachten; ein Schatten von Verlegenheit flog über sein Gesicht, und zugleich malte sich darin die tiefste und liebevollste Rührung.

„Ich will Sie heilen von Ihrer Abneigung," fuhr Maria fort. „Das Mittel dazu ist einfach: Sie müssen Alma besser kennen lernen, dann wird meine beste Freundin auch die Ihre werden und bei uns ihr zweites Zuhause finden — wenn es Ihnen recht ist."

Es fiel ihm schwer, den Jubel, den dieses „bei uns" in ihm erweckt hatte,

zu unterdrücken, doch bezwang er sich und versetzte: „Sie werden in Ihrem Hause empfangen, wen Sie wollen, und thun und lassen, was Sie wollen; mir wird es recht sein. Nehmen Sie jetzt die Blumen?"

„Gern, und ich danke Ihnen," antwortete sie und dachte: „Er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich werde ihn lieb haben wie einen Bruder."

Dornach hörte nicht auf, seine Huldigungen mit der größten Anspruchslosigkeit darzubringen. Seine erfinderischen Aufmerksamkeiten für seine Braut waren in seinen Augen das Selbstverständliche; ein Zeichen der Zustimmung von ihr, einen freundlichen Blick, empfing er wie Himmelsgaben. Gräfin Dolph neckte und versicherte ihn, er beschäme die ganze Tafelrunde: Solch ein altmodisch ritterlicher Bräutigam, wie er, bereite dem Ehemann einen schweren Stand.

Hermann lachte und behauptete, daß er nicht mehr sei und nicht mehr sein wolle als correct. Maria habe ihm ihren Wahlspruch: „Nur ruhig!" anvertraut, er halte sich an den seinen: „Nur correct."

Und so waren denn seine fürstlichen Geschenke, so war der unerhört großmüthige Heirathsbrief, den er ausstellte, so war jeder Beweis seiner unbegrenzten Sorgfalt für das Wohl und Behagen der Gegenwart und Zukunft seiner Braut: „Nur correct."

Gräfin Dornach benahm sich gegen die Verlobte ihres Sohnes ganz und gar in seinem Sinne, der ihr plötzlich maßgebend geworden. Für die von orthodoxem Familiengeist beseelte Frau hatte der unmündige Junggeselle Hermann sich in den respectswürdigen, zukünftigen Stammhalter seines edlen Geschlechts verwandelt, und der alten Generation kam nichts mehr zu, als — Platz machen. Agathe trat mit großartigem Gleichmuth vor derjenigen zurück, die nun an ihrer Stelle die Erste im Hause Dornach sein sollte. Sie legte zu deren Gunsten den Majoratsschmuck so gleichgültig ab, als ob es sich um ein Paar getragener Handschuhe gehandelt hätte. Sie traf ihre Anordnungen zur Uebersiedlung aus dem Palais nach einem Miethhause in der Stadt, wo sie einige Wintermonate und nach dem Wittwensitze Dornachthal, wo sie den größten Theil des Jahres zubringen wollte. Es war dies ein trauriger Aufenthalt in rauher Gegend, zu Füßen der Branecker Berge, und Hermann versuchte in jeder Weise, seine Mutter abzuhalten, ihn zu beziehen. Sie sollte in Dornach bleiben, in dem Flügel des Schlosses, den sie von jeher den drei anderen vorgezogen. Dort hatte sie ihr kurzes Eheglück genossen, dort ein Menschenalter hindurch als Gebieterin gehaust, dort sollte sie auch ferner hausen in der Nähe ihrer Kinder, von ihnen geehrt, geliebt, aber unbehelligt. Sie ließ sich nicht erbitten, ihr Entschluß war unerschütterlich: Sie danke Gott, sagte sie, für die endlich erlangte Gnade, ihr Leben in Ruhe und im Gebet für sich und die Ihren still zu Ende spinnen zu dürfen.

So tadellos auch Alles war, was die Gräfin that und sagte, Maria vermochte dennoch kein Herz zu ihr zu fassen; diese Tadellosigkeit wurde zu frostig ausgeübt. Das zurückhaltende Wesen ihres Vaters flößte Maria Bewunderung ein, weil sie voraussetzte, daß sich ein großer Reichthum hinter demselben verberge. Die Zurückhaltung der Gräfin aber schien ihr einen Mangel verdecken zu sollen. Wenn sie nach einem Besuche bei der Mutter ihres Verlobten Abschied

nahm, erhielt sie einen Kuß auf die Stirn, dessen eisige Kälte sie vom Wirbel bis zur Sohle durchschauerte.

Einmal, da Gräfin Dornach einen neuen Beweis ihrer ungeheuren Selbstentäußerung geben wollte, wagte Maria abzuwehren. Agathe lächelte, gab dem olympischen Haupte einen kleinen Ruck ins Genick und sprach:

„Nimm es nicht zu hoch, liebes Kind, es geschieht vielleicht nur für die Gräfin von Dornach."

Am Abend vor der Hochzeit ließ Graf Wolfsberg seine Tochter zu sich bescheiden. Er erwartete sie, am Schreibtisch sitzend, in seinem großen Fauteuil, den Kopf zurückgelehnt, die Beine gekreuzt und überlegte, was er ihr sagen wollte. Es war gar viel. — Daß sie ihm ein braves und gehorsames Kind gewesen, ihm auch nicht eine Stunde getrübt, daß ihm der Abschied schwer falle, daß er aber einen Trost fände in der festen Hoffnung, sie werde glücklich sein. Und nun das Lob Hermann's und einige gute Rathschläge für die Zukunft. Dem Grafen war es eine ausgemachte, durch hundert Erfahrungen bestätigte Thatsache, daß jede junge, unschuldige Frau sich in den Mann verliebt, der sie zuerst das Leben kennen lehrt. — Maria wird keine Ausnahme machen, und er wollte ihr auf die Seele binden, in ihrer Leidenschaft nicht selbstsüchtig zu werden und stets ihre Würde zu wahren. Die Treue, meinte er, die der Mann seiner Frau am Altare geschworen, ist eine andere als diejenige, deren Schwur er von ihr empfing. Eine scheinbare Vernachlässigung, eine flüchtige Zerstreuung des Gatten wird von dem Weibe, das sich selbst achtet, übersehen. Was ist ein kurzer Sinnenrausch, dem gewöhnlich klägliche Ernüchterung folgt, im Vergleiche zu der unerschütterlichen, dankbaren Anhänglichkeit an die verehrte Lebensgefährtin, die niemals Nachsicht braucht, aber immer Nachsicht übt ... üben soll — und weh ihr, wenn sie es nicht thut — wenn sie wie jene arme, einst von ihm angebetete Frau ...

Der Graf seufzte tief auf, seine Stirn verfinsterte sich. Die schmerzlichste Erinnerung seines Lebens war in ihm erwacht, und er suchte nicht wie sonst ihr zu entfliehen ... Eine holdselige Gestalt stieg vor ihm auf; die Liebe seiner Jugend, seine schwer errungene Frau ... Für eine der Töchter des Hauses, welchem sie entstammte, war Graf Wolfsberg kein ebenbürtiger Freier; sie gingen fürstliche Verbindungen ein oder blieben unvermählt. Und dennoch hatte er sie heimgeführt, dem Vorurtheil zum Trotze, weil er ihr heißes Herz zu gewinnen verstanden, weil sie, zur Entsagung gezwungen, gestorben wäre und weil ihre Eltern, die schwachen, thörichten, sie nicht sterben lassen wollten ... Hätten sie es doch gethan — welch einen süßen und schönen Tod hätte sie damals gehabt! Sie hätte aus dem Dasein scheiden können, unenttäuscht, im frommen Glauben an den Geliebten. Aber das wurde ihr nicht vergönnt. Sie sollte das Aergste kennen lernen, bevor sie scheiden durfte, den Zweifel an ihm, an seiner Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Treue, an Allem, was den Werth des Mannes begründet. Eine gräßliche Empfindung, die sie für Verachtung hielt und die Eifersucht war, bemächtigte sich ihrer. Sie heuchelte nun selbst, spielte die Ahnungslose und forschte und beobachtete ihn und ihren Gast, seine Mitschuldige und sein Opfer, die kleine Schlange Alma, die eben erst aus der Kinderstube in

ihre — freilich trostlose — Ehe getreten . . . forschte und beobachtete und hatte nur noch einen Wunsch, einen Gedanken, ein Ziel — — Die Schuldigen zu entlarven, ihnen die Worte ins Gesicht zu schleudern: „Feiglinge und Verräther!" Da erniedrigte sie sich zur Lauscherin an den Thüren, da horchte, da erhorchte sie, was ihr den Verstand raubte — —

Ihre rast- und trostlosen Wanderungen begannen, ihre leichten Schritte glitten durch das stille Haus und weckten mit ihrem kaum hörbaren Schall einen nagenden, nie ruhenden Vorwurf. Er kam nach Jahren und Jahren dem Sinnenden noch zum Bewußtsein, und wenn auch nicht eben Reue, so erweckte er doch nicht die Empörung von einst.

Im Zimmer nebenan ließen Stimmen sich vernehmen. Maria wechselte einige Worte mit dem Kammerdiener, der sich's nicht hatte versagen können, heute mit ganz besonderer Dienstbeflissenheit die Thüren vor ihr aufzureißen. Sie trat ein und ging langsam auf ihren Vater zu:

„Du hast mich rufen lassen, es war überflüssig, ich wäre ohnehin gekommen, ich habe Dir noch viel zu sagen." —

Er lächelte: „Ganz mein Fall Dir gegenüber. — Setz' Dich."

Maria rückte einen Fauteuil in die Nähe des Schreibtisches und nahm Platz.

Der Graf streifte sie mit einem Blicke; dann sah er hartnäckig an ihr vorbei ins Leere. — „Das Ebenbild ihrer Mutter," dachte er, „aber ihr Schicksal wird ein anderes sein. In dieser schönen Hülle wohnt eine stärkere Seele, ein kräftigerer Geist. Sie ist mein Kind . . . mein liebes Kind, das ich jetzt hingebe . . ." Eine plötzliche Wehmuth erfaßte ihn, eine Art Mitleid mit sich selbst, das er verspottete. Begann er vielleicht schon alt zu werden und sentimental? . . . Er nahm sich zusammen, er richtete sich gerade auf: „Morgen also" —

„Morgen also, Vater" — ein Beben lief durch ihre ganze Gestalt, sie beugte sich und, seines abwehrenden Winkes nicht achtend, fiel sie vor ihm auf die Kniee nieder und schlang die Arme um seinen Hals: „Einmal laß mich Dir danken," sprach sie mit erstickter Stimme, „einmal nur Dir sagen: Ich danke Dir für Alles."

Ein trockenes Schluchzen entrang sich seiner Brust. Er preßte sie an sich, daß ihr der Athem verging, er drückte seine Lippen auf ihre Haare, auf ihre Stirn und zog sie immer und immer wieder an sein Herz.

Endlich erhoben sich Beide und gingen lange neben einander im ernsten Gespräch auf und ab.

Mitternacht war vorbei, als der Graf seine Tochter mit einem kurzen: „Gute Nacht, Maria," fortschickte. Sie stand schon auf der Schwelle, da rief er sie zurück. Es drängte ihn, ihr ein letztes Geschenk, eine Erinnerung an diese Stunde mitzugeben. Suchend sah er im Zimmer umher; sein Blick blieb auf einer kostbaren, goldtauschirten Cassette haften, die auf einem Schranke stand: „Nimm das, es ist längst Dein Eigenthum, es gehörte Deiner armen Mutter."

V.

Bei der Vermählung am nächsten Tage war Alles mustergültig, das Arrangement des Ganzen, die Haltung des Brautpaares, die Toilette der Braut, die Auffahrt vor der Kirche, die Trauung, das Diner und die Equipage Dornach's, welche die jungen Eheleute am Abend nach dem Nordbahnhofe brachte. Sie hatten einen langsamen Zug gewählt, um nicht allzufrüh am Morgen im Schlosse einzutreffen, wo ein feierlicher Empfang ihrer wartete.

Maria drückte sich in eine Ecke des Waggons. Ein Schauer der Angst hatte sie durchrieselt, als die Thür zugeschlagen worden. Da war sie nun allein mit dem Manne, der sie liebte und Herrenrechte auf sie besaß. Gestern noch fühlte sie sich stärker als er; wie hatte sich das so plötzlich geändert — nun zitterte sie vor ihm.

Er bemerkte es wohl, und sein Herz jubelte vor Stolz und Glück. — „Fürchte Dich nicht," hätte er ihr zurufen mögen. „Du bist mir so heilig, wie Du mir theuer bist . . . Nicht Dein Vater, nicht der Priester konnten Dich mir schenken, das kannst nur Du allein, und um dieses höchste Gut will ich noch als Dein Gatte werben." Aber er dachte, nein, nicht Worte machen: beweisen. Und dann sprach er allerlei und zwar nichts Geistreiches. Vom Wetter, das morgen hoffentlich ebenso wunderschön sein werde, wie es — unglaubliche Beständigkeit für den April! — die ganze Woche hindurch gewesen. Wie ihn das freue, weil Dornach sich zum ersten Male vor seiner Gebieterin im Sonnenglanze zeigen werde, dessen es sehr bedürfe, um nicht einen gar zu düsteren Eindruck hervorzubringen. Er legte Kissen und Plaids zurecht und bat Maria, sich's bequem zu machen und einige Stunden zu ruhen; sie müsse müde sein, und morgen gäbe es wieder einen angestrengten Tag. Maria kam seiner Aufforderung gern nach, sie wollte wenigstens thun, als ob sie schliefe, wenn auch an Schlaf nicht zu denken war bei dem unheimlichen Gefühl, das sie erfüllte in der Nähe dieses Mannes — ihres Mannes. Von Zeit zu Zeit öffnete sie die Augen ein wenig und sah zu ihm hinüber, und immer begegnete sie seinem, unendlich liebevoll auf sie gerichteten Blick. Es war ein Ausdruck darin, der sie allmälig sicher machte: ihre Bangigkeit verschwand, ihre Lider wurden schwer und schlossen sich. Was sie für unmöglich gehalten hatte, geschah: sie fiel in tiefen, festen Schlaf.

Die Sonne war seit einer Stunde aufgegangen, als Maria erwachte und auffuhr. Hermann stand am Fenster und begrüßte sie mit einem fröhlichen: „Guten Morgen", den sie ungemein verlegen erwiderte. Ihre Augen glänzten wie die eines erwachenden Kindes, ihre Wangen waren geröthet — wie gut vertrugen sich das junge Tageslicht und ihre junge Schönheit!

Hermann nahm ihre Hand und führte sie ans Fenster: „Siehst Du die blaue Bergkette dort?" sprach er; „ihre Umrisse verschwimmen mit den blendenden Farben des Horizonts. Vor ihnen, rechts in ihrem Schutze liegt eine Hügelreihe. Siehst Du sie?"

„Ja, ja, und der Contrast ist hübsch zwischen dem dunkeln Berghintergrund und den freundlichen Hügeln."

„Auf einem von ihnen erhebt sich ein graues Gemäuer, das ist Schloß Dornach . . . Es hat mir sonst ausbündig gefallen, aber neulich, bei meinem

letzten Besuche, da ich es mir als Deine zukünftige Behausung dachte, fand ich's Deiner ganz unwerth, das alte Eulennest."

Maria protestirte nicht nur aus Höflichkeit, der Anblick des Schlosses, den eine Krümmung des Weges ihr jetzt wieder entzog, war ihr herrlich erschienen.

Sie rollten zwischen Wiesengeländen am Ufer eines wasserreichen Flüßchens der Station entgegen, auf welcher die Eisenbahn verlassen wurde. Zu Wagen ging es weiter bis zum ersten Forsthause auf Dornach'schem Gebiet, wo Maria ungestört Rast halten und nur von ihren vorausgesandten Dienerinnen erwartet werden sollte. Lisette hatte sich an deren Spitze gesetzt und durch ihre menschenfresserische Laune bereits Alle an den Rand der Verzweiflung gebracht. Seit einigen Wochen befand sie sich im Schlosse, um der Einrichtung von Maria's Gemächern vorzustehen. Und nun war sie hierher gekommen, denn sie mußte doch die Erste sein, die das arme, ihrer Obhut entrissene Kind begrüßte. Sie that es wie nach jahrelanger Trennung unter Thränenströmen und Ausbrüchen des Mitleids; auf Hermann jedoch schoß sie aus feuchten Augen einen Blick voll Haß. Er verbiß ein Lachen, bot seiner Frau den Arm und führte sie, die sich sanft von ihrer Anbeterin und Tyrannin losmachte, in das Haus.

Lisette stürzte nach und erlebte eine neue Enttäuschung. Die Herrin sprach beim Umkleiden nicht ein Wort der Klage, noch der Anklage. Und darauf hatte Lisette gerechnet, um dem seit gestern in ihr gestauten Groll gegen die Roheit und Unverschämtheit der frisch gebackenen Ehemänner die Schleusen zu öffnen. Sie nahm es recht übel, daß ihr keine Gelegenheit zu dieser Erleichterung geboten wurde. Maria war heiter und blieb es während der ganzen Fahrt, die auf ihren Wunsch bald fortgesetzt wurde. Der vierspännigen Herrschaftsequipage zunächst folgten Lisette und die Kammerfrau. Die erstere erhob sich oft in ihrem Wagen, setzte die Brille auf und studirte, so viel es nur möglich war, die Miene ihres Abgottes. Ihr schien der Ungerathene förmlich begeistert dreinzuschauen, als man an der Grenze der Ortschaft Dornach anlangte und die Bevölkerung der neuen Mitbürgerin einen feierlichen Empfang bereitete. Dem Programme nach kein anderer denn alle feierlichen Empfänge im guten Lande Mähren: Triumphbogen, Ansprachen, Geschenke an Brot und Salz, Eiern, Hühnern, Enten, Gänsen und einem riesigen Säugling aus Lebkuchen in farbigen Wickeln und garnierter Haube, die Böllerschüsse und die Vivatrufe. Ungewöhnlich nur die echte Herzlichkeit, welche diese Kundgebungen beseelte, das Unbeholfene veredelte und dem Herkömmlichen das Gepräge des Neuen und Außerordentlichen gab.

„Du wirst von diesen Leuten sehr geliebt," sagte Maria zu Hermann.

„Weil ich sie liebe," erwiderte er vergnügt. „Wenn uns auf Erden Etwas mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt wird, so ist es unsere Menschenliebe. Ungeliebt durchs Leben gehen, ist mehr als Mißgeschick, es ist Schuld."

Auf dem Platze umlagerte eine dichte Menschenmasse den Eingang zur Kirche. Unter dem Portal stand der alte Dechant mit seinen Caplänen und den Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben. Als der Graf und die Gräfin den Wagen verließen, um in das Gotteshaus einzutreten, verstummte das Jubelgeschrei der Menge; die ehernen Stimmen der Glocken sprachen jetzt allein und begleiteten mit

ihrem Schalle den Segen, den der greise Priester über die Häupter der jungen Eheleute vom Himmel herabrief.

Sie traten aus der Kirche, sie stiegen die breite Treppe langsam hinab. Alle Augen waren auf Maria gerichtet mit plumper Neugier, mit Schüchternheit, mit staunender Bewunderung — in manchem Jünglingsauge glühte offenbare Verzückung . . . Ob jung ob alt indessen, ob weiblich oder männlich, auf all' diesen Gesichtern, die sich ihr zuwandten, las Maria den Ausdruck eines geheimnißvollen, eines ererbten Leids. Und in ihr erwachte der Gedanke: „Was dich da anruft mit stummer und unbewußter Klage, das ist die nach Erlösung ringende ewige Dienstbarkeit. Wir die Herren, sie die Knechte. Darbend an Leib und Seele verdienen sie — unser Brod, mühen sich, zur Erde gebeugt, jahrein, jahraus, damit unser Geist frei und unbehindert auffliegen könne bis an die Grenzen des Erkennens . . . Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, nicht Wissenschaft . . ."

Am Fuße der Treppe angelangt, hemmte sie plötzlich den Schritt und griff, wie unwillkürlich Schutz suchend, nach dem Arme Hermann's. Er umschlang und hob sie in den Wagen, voll Besorgniß nach dem Grund ihres plötzlichen Schreckens fragend.

„Es ist nichts," versicherte sie, „gar nichts."

Und es war ja nichts — eine Sinnestäuschung, ein seltsamer Streich, den ihr Gedächtniß ihr gespielt. Sie hatte gemeint, mitten in dem Gewühl einen höhnisch Lachenden zu sehen, der sie anstarrte, frech wie damals in jener Winternacht. Züge, deshalb so widerlich, weil sie diejenigen eines verehrten Antlitzes entstellt widerspiegelten. — „Unsinn," sagte sie zu sich selbst. „Wie käme der Mensch hierher?"

Der peinliche Eindruck war entschwunden, verdrängt durch manchen schönen und lieblichen und durch eine kräftige Lebensfreudigkeit, die ihr ganzes Wesen durchströmte, als sie dahinflog im raschen Trabe der feurigen, schäumenden Pferde, auf sammetweicher, bergansteigender Straße zwischen majestätischen Buchen. Jedem Blick in die Gegend, den zu thun die tief niederhängenden Aeste gestatteten, bot sich ein anmuthiges Bild. Die Landschaft mit ihren im ersten Frühlingsgrün prangenden Wiesen und Baumgruppen, mit ihren Weihern und fleißig rauschenden Bächlein glich einem wohlgehaltenen Parke.

Und nun sah man zwischen hohen Wipfeln ein spitzes Dach, reich verzierte Schornsteine und Giebel emporragen. Endlich war auch die Avenue erreicht, und da stand Schloß Dornach, altersgrau und prächtig. Es war um die Zeit Pierre Nepveu's (die Sage wollte wissen, von ihm selbst) im Mischstyle von Gothik und Renaissance erbaut; ein stolzes Denkmal einst begründeter und durch die Jahrhunderte behaupteter Macht.

Mit Kennerblicken betrachtete Maria den malerischen Bau; ihr künstlerischer Schönheitssinn schwelgte in höchster Befriedigung. So umgeben sein ist ein Glück, ein Glück von jeder Stunde . . . Wie oft hatte sie, als junges Mädchen, die Ruine im Walde zu Wolfsberg, die ihr Vater verfallen ließ, in Gedanken wieder aufgerichtet und geschmückt mit Thürmen und Bildwerken und zierlichen Erkern,

daß die Schöpfung ihrer Phantasie beinahe so herrlich wurde wie die Wirklichkeit, die ihr jetzt vor Augen stand.

„Mein Traum," rief sie aus, „mein in Erfüllung gegangener, noch überbotener Traum!"

Auf dem breiten Kieswege vor dem Hause wimmelte es von Willkomm-Rufenden.

„Der letzte Anprall," sprach Hermann, „die Beamten und das Forstpersonal."

„Schon recht," erwiderte sie. „Sage nur, wem gebührt der erste Händedruck? Dem Hünen mit der lichtblonden Mähne an der Spitze des Heeres — nicht wahr?" Sie deutete auf einen großen breitschulterigen Mann mit rothbraunem Gesicht und hellen Haaren in zu engem Frack und zu weiter Cravatte. Zu seiner Rechten hielt sich eine stattliche Dame, zu seiner Linken waren lebendige Orgelpfeifen aufgestellt, acht Knaben, von denen der älteste ihm etwas über den Ellenbogen, der jüngste bis zum Stiefelschaft reichte, und die alle so weiße Köpfe hatten wie er.

Hermann winkte ihm von Weitem zu: „Dem gebührt der erste Händedruck, ja wohl, dem, meinem vortrefflichen Vetter Wilhelm."

Der Vetter nickte und verbeugte sich und befahl seinen Buben auf das Bärbeißigste, dasselbe zu thun, und seine Gattin that es ungeheißen.

Glückstrahlend, Hand in Hand mit Maria trat jetzt Hermann vor die Gruppe: „Da ist sie," rief er, „da bringe ich sie" ... und zu der übrigen Versammlung gewendet: „Da ist sie, Eure Gebieterin und die meine."

Gott im Himmel, was hatte der Herr Graf angerichtet mit dieser überstürzten Vorstellung! Nicht mehr und nicht minder als die unheilbarste Confusion hineingebracht in die so wohl vorbereitete, so beharrlich einstudirte Begrüßungsfeierlichkeit. Einzelne Hochrufe ertönten, in die aus Verlegenheit viel zu wenig Stimmen einfielen.

„Sie hätten losgehen sollen," fuhr der Commandant der Feuerwehr den Commandanten der Veteranen an.

„Wie denn ich? Wenn der Wagen steht, hat's geheißen. Ist er gestanden? Die Herrschaften sind ja noch beim Fahren herausgesprungen. Aber alles Eins: Feuer: Feuer sag' ich — Sapperlot!"

Eine Salve wurde abgegeben, Fahnen wurden geschwenkt:

„An Euer gräflichen Gnaden", flüsterte der Herr Director dem Grafen Wilhelm zu.

„An Sie," sprach der Herr Verwalter.

„An Ihnen," verbesserte der Herr Kanzleirath. —

Aber Vetter Wilhelm, erschüttert in tiefster Mannesseele, wußte kein Wort mehr von der schwungvollen Anrede, die der Herr Schullehrer für ihn verfaßt und ihm eingeprägt hatte, so gut, so fest, daß er eben noch voll Stolz gesagt: „Du, Helmi, Du, Alte, Sie Herr Lehrer, das sitzt da drinnen, das sitzt wie Eisen."

Und jetzt war auf einmal Alles herausgefallen.

Umsonst die höllische Arbeit des Auswendiglernens, umsonst der Aufwand an Todesängsten und berauschenden Hoffnungen, den der arme Autor gemacht, zerstört die Freude der guten Gräfin, in bescheidentlicher Theilnahme einem

Rednertriumphe ihres Eheherrn beizuwohnen, wie er ihn erst neulich gefeiert, daheim auf der Schießstätte. — In diesem allerwichtigsten Moment jedoch zuckte es nur unter seinem dichten Schnurrbart, und über seine wohlausgepolsterten Wangen, und seine Augen, die eher klein als groß waren und dennoch ein Meer umfaßten, ein dunkelblaues Meer von Liebe, wanderten von Hermann zu Maria und von Maria zu Hermann. Auf einmal rief er aus: „Hermann, alter Mensch! . . . Gnädigste Gräfin, hochverehrte Base — herzlichst willkommen. — Tusch!" fuhr er den Lehrer an, der sich genähert hatte, um ihm einzusagen und die Dorfcapelle fiel ein, trompetend, geigend und paukend.

Hermann schloß den Vetter in die Arme, küßte die Hand Gräfin Helmi's und gab den Buben einen Wink, die Blumensträuße zu überreichen, die sie in Bereitschaft hielten für die neue Tante. Alle stürzten auf sie los, acht Jungens und ein Gesicht, vom Vier- bis zum Vierzehnjährigen, einer so zutraulich wie der andere. Warum denn nicht? Konnten sie sich nicht sehen lassen, waren sie nicht schön in ihren neuen, von der Mutter genähten Leinwandblousen und ihren von der Mutter frisch gewaschenen Gesichtern und heute mit Zahnpulver geputzten Zähnen?

Maria war gegen die ganze Familie so freundlich, wie eine vollkommen elegante junge Dame es dem ausgesprochensten Landjunkerthum gegenüber nur irgend sein kann. Sie entzückte das Ehepaar, sie entzückte Jeden, der ihr vorgestellt wurde und mit dem sie einige Worte wechselte. Ihre einfache und tactvolle Leutseligkeit gewann ihr in der ersten Stunde die allgemeine Sympathie und besiegte die Vorurtheile der greisen Honoratioren — Häupter, die dem zu erwartenden neuen Regimente ziemlich bedenklich entgegengesehen hatten.

Die „alten Spitzen", wie die höheren Beamten von der lustigen Frau Adjunktin genannt wurden, kehrten spät Abends, nach dem Souper im Schlosse, in durch und durch angenehmer Stimmung heim. Herren und Damen waren darüber einig, daß die junge Gräfin unbeschreiblich liebenswürdig und halt — eine Dame! sei.

„Jeder Zoll eine Dame!" rief der gebildete Kanzleirath. „Und — eine Würde, eine Höhe . . . Sie verstehen mich, Frau Verwalterin."

Beim Abschied von seinen Verwandten fragte Hermann: „Wann kommt Ihr wieder? — morgen?"

Wie wenn ihm ein schnödes Unrecht zugemuthet worden wäre, fuhr Wilhelm zurück: „Was fällt Dir ein . . . in acht Tagen frühestens. Nicht wahr, Helmi?"

„Um keinen Preis früher," versetzte diese, „es ist ohnehin indiscret genug."

„Heut in acht Tagen also, es bleibt dabei."

„Bleibt dabei, wir kommen, natürlich ohne die Rangen . . . Wirst Du schweigen?" wetterte er seinen Erstgeborenen an, der sich erlaubt hatte, gegen diesen väterlichen Beschluß zu murren. „Die Rangen bleiben zu Haus, die Rangen müssen lernen, müssen alles das lernen, was ich nicht gelernt habe, und das ist viel."

Er nahm Hansel, den Kleinsten, der längst auf einem Kanapee eingeschlafen war, auf den Arm und schritt so seiner Frau, die der Hausherr zum Wagen führte und seinen anderen, voranmarschirenden Söhnen nach.

An der Thür, bis zu welcher Maria ihn begleitet hatte, blieb er stehen, sah ihr in die Augen, und seine Wange an den Kopf des Kindes lehnend, sprach er: „Der Achte! 's ist eine Nummer — ich genir' mich manchmal — ich genir' mich eigentlich immer nachträglich und im voraus, denn — wer weiß — und wer kann wissen, was noch nachkommt? — Aber," und jetzt ging ihm, zum wievielten Male an diesem Abend hat er nicht gezählt, das Herz über, „wenn auch doppelt so viele nachkämen, als schon da sind, in jedem von ihnen wird ein braver Mensch heranwachsen und ein treuer Freund Ihrer, das heißt Deiner zukünftigen Söhne, Frau Base, deren erstes Exemplar Du uns ehebaldigst bescheren mögest."

VI.

— „Du hast mich einem edlen und guten Menschen zur Frau gegeben," — schrieb Maria an ihren Vater in ihrem ersten Briefe aus Dornach. Das Wort „Glück" kam in demselben nicht vor, aber aus jeder Zeile sprach die reinste und tiefste Zufriedenheit. Maria hatte sehr bald begriffen, daß sie als die Frau Hermann's eine Aufgabe zu lösen haben werde, die ihrem ernsten Sinn entsprach. Anders, als in Wolfsberg, gestalteten sich in Dornach die Beziehungen zwischen dem Großgrundbesitzer und seinen kleinen Nachbarn. — Dort eine Art bewaffneten Friedens, offene gegenseitige Feindschaft; eingewurzelte Unredlichkeit und Arglist von Seite der Schwachen, Starrsinn und unerbittliche Strenge von Seite des Starken.

„Ich will nur mein Recht," sagte der Graf und ging schonungslos vor in der Erreichung dieses Rechtes.

„Das Recht?" sagte Hermann. „Mit welchem Rechte verlangt man einen Begriff des Rechts von Leuten, die sich immer nur der Gewalt beugen mußten?"

Maria stimmte ihm bei. Sie war, wie er, ein Kind der neuen Zeit, das Gefühl der Unerträglichkeit fremden Leids, fremder Noth und ein heißer Drang zu helfen hatte auch sie oft ergriffen. Nun lag die Macht, ihm Genüge zu thun, in ihrer Hand. Sie empfand eine innige Dankbarkeit für Den, der sie ihr gegeben, unter dessen Leitung sie dieselbe ausübte.

„Heute Dienstag und Familiendiner," sprach Hermann eines Morgens, in das Frühstückzimmer tretend. „Hast Du nicht vergessen?"

„Völlig vergessen . . . Aber ist's denn möglich — soll wirklich seit unserer Ankunft eine volle Woche vergangen sein?"

„Ja wohl, eine volle Woche."

Maria schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen: „Wenn die Zeit in Dornach so rasch vergeht, werden wir plötzlich ein paar alte Leute sein."

Er umfaßte sie mit beiden Armen: „Ich glaube es selbst. Unvermuthet wird uns einst das Alter überraschen; aber ich fürchte es nicht und auch nicht den Tod. Es ist schön zu sterben nach einem schön erfüllten Leben, in dem man nie irre geworden ist an seinem theuersten und höchsten Menschen, wie ich es an Dir nie werden kann."

„Was verstehst Du darunter? Was ist der Inbegriff von Allem, was Du von mir verlangst?" fragte sie.

Hermann sah ihr mit einem langen, verständnißsuchenden Blick in die Augen: „Du weißt es ja, einen Tausch. Für meine grenzenlose Liebe — Dein grenzenloses Vertrauen. Die Fülle dessen, was Du mir am Tage unserer Verlobung zugesagt."

Maria stutzte und wandte erröthend den Kopf.

„Zu viel verlangt, noch zu viel verlangt," fuhr Hermann fort. „Es ist das Letzte, das Höchste — und will verdient werden."

„Du bist so gut, Du hast die Geduld mit mir, um die ich Dich gebeten habe," flüsterte sie und verbarg plötzlich ihr Gesicht an seiner Schulter.

„Die Pferde! Deine Pferde aus Wolfsberg," ließ jetzt die laute Stimme Lisettens sich im Nebenzimmer vernehmen, und sie selbst schlich herein, lächelnd und bissig, unterthänig und grollerfüllt wie immer in Hermann's Gegenwart, welcher in ihren Augen nichts war als der mit einem Privilegium versehene Räuber „des Kindes". Sie hatte jede trübe Stunde vergessen, die sie in Maria's Geburtsort verlebt, und gab Wolfsberg hier im Hause für das gelobte Land aus. Jeder Brief, jede Sendung, die von dort kam, wurde von ihr bejubelt wie ein Gruß aus dem Aufenthalt der Seligen.

„Und der Georg hat sie gebracht, Deine lieben Pferde, der alte Georg, der's nicht erwarten kann, Dir die Hand zu küssen, Frau Gräfin, mein Kind," setzte sie in schmelzendem Tone hinzu. — Dieselben Pferde, die sie ingrimmig gehaßt als immerwährende Gefahrbringer für das Leben und die geraden Glieder Maria's, derselbe Georg, den sie verabscheut, weil er die Pferde gesattelt hatte, standen jetzt in Lisettens höchster Gunst.

Sie sah aus dem Fenster „dem Kinde" nach, das voll Freude über das bevorstehende Wiedersehen seiner vierbeinigen Lieblinge an der Seite Hermann's über den Hof eilte: „Ohne Hut, ohne Handschuhe, freilich, freilich," brummte Lisette und überließ sich ihrer Gewohnheit, halblaut mit sich selbst zu sprechen, sobald sie allein war: „Wer schaut hier auf Dich, Du Vogerl Du, der verliebte Graf gewiß nicht, der denkt an nichts, sieht nichts, ist dumm und blind vor lauter Verliebtheit."

Sie begab sich in das Schreibzimmer, schellte, und befahl dem Stubenmädchen, der Frau Gräfin das Vergessene nachzutragen. Dann fuhr sie in ihrer, eine Weile hindurch unterbrochenen Beschäftigung fort. Diese bestand in dem Ausräumen eines Rococo-Schreibtisches aus Rosenholz mit Bronzeverzierungen und eingelegten vieux-saxe-Platten. Lisette wickelte unzählige, sehr werthvolle Sachen und Sächelchen, Bonbonnieren, Dosen, Elfenbeinschnitzereien, Siegel, Flacons aus ihren Papier- und Wattehüllen und legte Alles auf einem Tische in der Nähe des zierlichen Glasschränkchens zurecht, das an der Wand hing und bestimmt war, die kleinen Kostbarkeiten aufzunehmen. Fast jeder dieser Gegenstände weckte in der Alten eine wehmüthige Erinnerung an dessen frühere Besitzerin, an Maria's Mutter. Es waren sämmtlich Geschenke des Grafen, in seinem ersten Ehejahre aus Paris, wo er kurze Zeit in besonderer diplomatischer Mission in Verwendung gestanden, nach Hause geschickt, als Zeichen treuen täglichen Gedenkens. Und wie beglückten und beseligten sie! mit welchem Eifer suchte die junge Frau vor Allem nach dem flüchtig bekritzelten Zettelchen, das diese Sendungen meist begleitete.

Meist — nicht immer . . . und dann, war das sehnlichst Erwartete ausgeblieben, dann fehlte dem Schönen der Reiz, und die Gräfin beugte sich traurig über ihr Kindlein: „Er hat uns heute nicht geschrieben, Maria . . ."

„Sie hat ihn zu lieb gehabt. Freilich, freilich." — Lisette sann nach, ihre Lippen verzogen sich zu einem tückischen Lächeln: „Das wirst Du ihr nicht nachmachen, mein Vogerl," murmelte sie, „Du hast eine andere Natur. Wenn in Deiner Eh' eins von Euch vor lauter Lieb' den Kopf verliert, wird's der Andere sein, nicht Du."

„Worüber lachst Du?" fragte Maria eintretend.

„Ach was, nur so — — über den spaßigen Heiligen da. Was ist das für ein Heiliger?" Sie reichte der Gebieterin eine Dose, die mit einem Emailbildchen von Petitot, einen jungen, weinlaubumkränzten Faun darstellend, geschmückt war.

Maria betrachtete es zum ersten Mal aufmerksam; sie war keine Freundin der Kunst im Kleinen und hatte diesen Bibelots nie ein besonderes Interesse geschenkt. Nun aber bewunderte sie eingehend die feine Arbeit des französischen Meisters, und wie sie dabei das Kästchen hin und her wandte, sprang bei einem Druck ihres Fingers der Deckel auf. Die Dose barg einen goldenen, in Seidenläppchen gewickelten Schlüssel; die Zeichnung der Arabesken seines durchbrochenen Griffes schien Maria Aehnlichkeit zu haben mit der Tauschirung der Cassette, die sie am Abend vor ihrer Vermählung von ihrem Vater erhalten und an welcher der Schlüssel fehlte. — Doch hatte sie nicht Zeit, sich der Zusammengehörigkeit der Beiden gleich zu versichern, denn die Ankunft ihrer Gäste, die Punkt ein Uhr, eine Stunde vor dem Mittagessen eintreffen sollten, stand bevor.

Sie kamen auch richtig angefahren, auf die Minute, zwei Seelen und vier Seelchen. Im letzten Augenblicke hatte Wilhelm sich erweichen lassen, durch die traurigen Gesichter, mit denen die jüngeren Rangen die Vorbereitungen zur Abfahrt der Eltern begleiteten, und sie mitgebracht. Sie waren ja noch so dumm, und versäumten noch keine, oder so viel wie keine Lernerei. Vater und Mutter baten dringend, sich nicht im Geringsten um sie zu kümmern, sie nur im Garten herumlaufen zu lassen. Alt genug waren sie, um sich selbst vor einem Sturz ins Wasser oder von einem Baume in Acht zu nehmen. Auf irgend welche Berücksichtigung bei der Mahlzeit hatten sie keinen Anspruch; sie waren zu Hause abgefüttert worden, und überdies hatte Jeder sein Stück Brot im Sacke und konnte damit bequem aushalten bis zur Heimkehr.

Eine so ungastliche Behandlung sollten sie jedoch nicht erfahren, vielmehr durften sie ihre Brotration den Pferden bringen, ihre Mutter und je zwei von ihnen, wurden von Maria in der Ponyequipage im Parke herumkutschirt, während die zwei anderen dem Wagen nachrannten, um die Wette mit den Hunden. Bei Tische erhielten sie ihre Plätze nebeneinander, saßen kerzengerade und benahmen sich musterhaft. Trefflich regiert von den kurzen Commandoworten des Vaters und den abmahnenden oder zustimmenden Blicken der Mutter, entfalteten sie bei aller Dressur einen, kleiner Rothhäute würdigen Appetit.

Maria hatte sich auf die Freuden des heutigen Familienfestes mit uneingestandenem Grauen gefaßt gemacht, und jetzt erfüllte sie mit Vergnügen ihre Hausfrauenpflichten und unterhielt sich beinahe. Nicht nur mit den Kindern.

Der biedere Mann, der, wie sie wußte, den Unterhalt seiner zahlreichen Nachkommenschaft so schwer bestritt und ihrer etwaigen Vermehrung dennoch mit naiver Ergebung entgegensah, die Frau mit ihren abgearbeiteten Händen und dem Typus ihres uralten hochadeligen Stammes in den feinen Zügen, die ihre Haube mit den gefärbten Bändern und ihr verschossenes Foulardkleid so tapfer trug, flößte der neuen Verwandten die herzliche Werthschätzung ein, die bei ihr eine sichere Vorbotin künftiger Freundschaft war.

Bald nach Tische trennte man sich. Hermann und Wilhelm fuhren nach einem zwei Stunden weit entfernten Hofe zur Besichtigung eines Baues, der dort unternommen worden. Gräfin Wilhelmine und ihre Kinder kollerten heim in ihrem kürzlich neu lackirten, mit Bauernpferden bespannten grünen Wägelchen.

Maria blieb allein und wollte ihre Einsamkeit zu einer Wanderung durch den Park benützen, und einen schönen Aussichtspunkt am Ende desselben erreichen von dem Hermann ihr gesprochen hatte. Sie nahm seine beiden Jagdhunde als Begleiter mit, semmelfarbige, kurzhaarige, sehr kluge Thiere, die am Tage des Einzugs Maria's begriffen hatten: In Abwesenheit des Herrn gibt es jetzt eine Herrin. Auf den Fersen folgten sie ihr, die Nasen gesenkt, mit tief herabhängenden Ohren, und wenn sich's regte auf der Wiese, im Gebüsch, im dunklen Schatten der Bäume, fuhren sie zusammen, hoben die Nasen in die Höhe, schnupperten, alle ihre Sehnen spannten sich zum Sprunge. — Ein Anruf aber: „Zurück! Lord, Fly, zurück!" und wieder senkten sie traurig die Köpfe und schritten dahin, gehorsam den Befehlen der Menschen, widerstrebend den Gesetzen ihrer eigenen Natur.

Es war ein kühler Nachmittag, Maria ging rasch vorwärts, von einem wohligen Gefühl der Freiheit beseelt. Es wäre ihr daheim verwehrt gewesen, einen weiten Spaziergang allein zu unternehmen, und sie empfand einen großen Genuß in der Ausübung ihrer kaum erlangten Selbständigkeit. Alles trug dazu bei, ihre Wanderlust zu erhöhen, der wolkenlose Himmel, der über ihr blaute, die kräftige Luft, die, gewürzt mit Harzdüften, vom Tanne hergestrichen kam, die Frühlingslieder der Vögel in den Zweigen, die Schönheit der Stätte selbst, die Maria durchschritt. — Sie kam sich vor wie in einem Zaubergarten, den menschenfreundliche Geister pflegen. Sie hatten die Wege besandet, die Wiesen geschoren, die Hecken beschnitten, die Brücklein über den Bach gebaut. Sie hatten die bewimpelten Kähne am Ufer des Weihers befestigt, die Scheiben des Fischerhauses blank gescheuert, daß sie im Abendroth glänzten wie Gold, und waren nach vollbrachtem Werke verschwunden, ohne Spur.

Maria war sich der Zeit nicht bewußt, die verflossen, seitdem sie das Schloß verlassen, und staunte, als sie, aus einem Fichtenhain tretend, die Sonne schon im Untergang begriffen sah. Mit verdoppelter Geschwindigkeit eilte sie ihrem Ziele, einer Zirbelkiefer zu, an deren gewaltigem Stamme eine leichte, geschnitzte Wendeltreppe emporführte, bis zu einer runden Altane, über welche der mächtige Baum sein grünes Schirmdach breitete.

Die junge Frau lief die Stufen hinan, um von der hohen Warte aus noch einen letzten Blick des scheidenden Tagesgestirns zu erhaschen. Die Hunde folgten. — Plötzlich schien ihr, als schwanke die Treppe . . . sie blieb stehen, wartete,

an das Geländer gelehnt — das Schwanken dauerte fort. Es war nicht durch sie hervorgebracht. Dort oben mußte Jemand auf und abgehen, langsam und wuchtig. Wer? . . . Ihr wurde bang. Einen Augenblick dachte sie an Flucht, es war doch gar zu einsam hier. Sogleich jedoch verlachte sie die feige Regung, die sich ihrer hatte bemeistern wollen. Wer konnte es sein? Ein Jäger, im schlimmsten Fall ein Wildschütz. Aber wenn auch, was hatte sie zu fürchten?

Die Hunde schlugen an. Die Schritte hielten inne, die ihren waren gehört worden.

Wenige Sekunden später betrat sie die Plattform unter dem wüthenden Gebell Lord's und Fly's, die ihr vorangesprungen waren.

„Hoho, die Hunde! Rufen Sie die Hunde!" kreischte eine erregte Stimme ihr entgegen. — Der Mensch, der diese Worte ausgestoßen, preßte den Rücken an den Stamm des Baumes und führte mit dem Stock einen Schlag gegen seine Angreifer, traf sie aber nicht.

Maria hatte ihn auf den ersten Blick erkannt trotz der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Nicht in Lumpen, wie in jener Winternacht, sondern gut gekleidet, im lichten Sommeranzug, mit gepflegtem Haar und Bart, wäre seine Erscheinung die eines auffallend hübschen Menschen gewesen, ohne den Ausdruck der Verwilderung und der Krankheit in seinem eingefallenen bleichen Gesicht.

Auch Maria war bleich geworden, eine ihr ganz ungewohnte, unbestimmte Angst, eine Ahnung kommenden Leids beklemmte ihr die Brust: „Hierher!" befahl sie den Hunden, die sich knurrend fügten, und sprach in hartem Tone den Fremden an: „Der Eintritt in den Park ist nur den Hausleuten erlaubt. Was wollen Sie hier?"

Er hatte die Sicherheit wiedergewonnen, die ihm durch die Furcht geraubt worden. Spöttisch lüftete er den Hut und erwiderte: „Ich will dasselbe, was Sie wollen — die Aussicht bewundern, die wirklich ganz reizend ist. Erfüllen wir den Zweck unseres Spaziergangs."

„Frechheit," murmelte Maria, und die Rechte gebieterisch ausgestreckt, setzte sie laut hinzu: „Fort!"

„Entschuldigen Sie," versetzte er, „ich bleibe. Ich habe mit Ihnen zu reden, und hätte Sie um eine Zusammenkunft ersuchen lassen, wenn nicht der Zufall — oder war es vielleicht ein geheimer Zug des Herzens? Sie hierher geführt hätte — Frau Schwester."

Maria stieß einen dumpfen Schrei aus und wich zurück. Wie dieser Mensch sich jetzt leicht verneigt hatte, war es in einer Art geschehen, mit einer Bewegung des Hauptes, ihr so wohl bekannt, so lieb und sympathisch an einem Andern . . .

„Es beleidigt Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen diesen Namen zu geben, aber — er gebührt Ihnen und nicht durch meine Schuld . . . Bleiben Sie doch," bat er, als Maria, entsetzt und gequält, sich plötzlich zum Gehen wandte: „Einmal müssen wir uns aussprechen, warum nicht lieber heute als morgen. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist bald gesagt. — Unser Vater hat meine Mutter betrogen — wie die Ihre, nebenbei bemerkt," brach er höhnisch aus.

„Lüge!“ sprach Maria; er aber fuhr fort, ohne sich unterbrechen zu lassen.

„Ich mache ihm keinen Vorwurf, ich klage ihn überhaupt nicht an. Unser Vater hat viel Geld auf mich verwendet — schade darum! — mich erziehen, mir Grundsätze beibringen lassen wollen. Ganz vergeblich, denn — ich habe sein Blut in meinen Adern. Daß sein Sohn ihm gar zu gut nachgerathen, empörte den vortrefflichen Mann. Endlich zog er seine Hand von mir ab . . . Der Grund ist eigenthümlich — was?“ Er brach in ein Lachen aus, das allmälig in ein heftiges Husten überging. Auf dem Taschentuche, das er an die Lippen drückte, zeigten sich dunkelrothe Flecken. „Da,“ sagte er, „ich bin fertig. Zu viel Verschiedenes kennen gelernt im Leben, zu viel Vergnügen und zu viel Elend. Jetzt bin ich fertig, fertig, hörst Du? Laß mich nicht auf dem Stroh sterben, gieb mir ein Obdach, Frau Schwester.“

Sie starrte ihn an wie verloren. „Lügen, Lügen! — ich glaube nicht — ich glaube Ihnen nicht“ . . .

„Wäre freilich das Bequemste, wird aber nicht durchzuführen sein. Fragen Sie nur den Grafen, meinen Schwager, der weiß von mir, Wolfi Förster, nennen Sie mich ihm nur. Ich will ihn sprechen, das heißt Euch, in der Fischerhütte am Weiher, morgen Vormittag zehn Uhr. Kommt gewiß, ich könnte Euch sonst Unannehmlichkeiten bereiten. — Jetzt jagt der verfluchte Krankheitsteufel mich heim, nach meinem Hôtel, in dem ich mich vorläufig einlogirt habe.“ Er knöpfte seinen Rock zu, Fieberfröste schüttelten ihn. „Auf Wiedersehen.“

Damit reichte er Maria die Hand, sie zog die ihre mit Abscheu zurück: „O Frau Schwester,“ rief er, „Du bist noch hochmüthiger als unser edler Herr Vater!“

VII.

Hermann hatte die Erzählung von Maria's Abenteuer im Parke schweigend angehört und sich am nächsten Morgen zur Zusammenkunft mit Wolfi im Fischerhause eingefunden.

„Ein Schwerkranker, vielleicht ein Sterbender,“ sagte er bei seiner Rückkehr, „mag er nun sein, wer er will, wir können ihm die Aufnahme, um die er bittet, vorläufig wenigstens nicht verweigern.“

„Wir können — Du meinst, wir dürfen nicht,“ fragte Maria. „So hat denn dieser Mensch einen Anspruch . . .“

„Genau, so viel Anspruch,“ unterbrach er sie, „als wir Erbarmen mit ihm haben.“

„Mir flößt er keines ein, er ist zu keck,“ gab sie zur Antwort.

Sie erkundigte sich kaum nach dem, was für ihn geschah, obwohl Lisette dem hergelaufenen Gast eine ganz merkwürdige Theilnahme bezeigte. Es war ihm eine kleine Wohnung im Hause einer Hegerswittwe angewiesen worden, das am Saume des Waldes und doch nahe genug am Dorfe lag, um den täglichen Besuch des Arztes zu ermöglichen. Diesen, einen sehr gutmüthigen und sehr neugierigen ältlichen Herrn, beehrte Lisette mit ihrem Vertrauen. Sie saßen neben einander am Bette des Kranken, der in den ersten Tagen aus stumpfer Bewußtlosigkeit nur auffuhr, um in Fieberphantasien zu verfallen, in denen er

lachte und schwatzte, und alle Geheimnisse seiner armen, verkommenen Seele ausplauderte.

Der Doctor trank förmlich jedes seiner Worte: „Fräulein Lisette," sagte er einmal, „da werden verborgene Familienverhältnisse vor uns enthüllt."

Sie lächelte: „Bin eingeweiht, Herr Doctor, und brauche mir darauf nichts einzubilden. Wer das Haus kennt, kennt diesen wilden Sprößling, der in Wolfsberg zur Welt gekommen ist. Wäre auch schwer zu verleugnen gewesen bei der Aehnlichkeit und bei dem impertinenten Spektakel, den seine Mutter vor der Hochzeit des Herrn Grafen gemacht hat — als ob nicht viele Andere dieselben Ansprüche . . . Na, darüber ist nichts zu sagen" . . . brach sie plötzlich ab.

„Sagen Sie doch, Fräulein, geniren Sie sich nicht und sagen Sie doch."

Lisette erwiderte mit einem kleinen Achselzucken voll Koketterie: „Können sich selber denken. So ein Herr wie unser Graf, so eine Schönheit, kann der was dafür, daß ihm die Weiber nachlaufen? — 's ist ihre Sach' und ihre Schuld. So ein Herr wird sich nicht auf den heiligen Aloysius hinausspielen."

Doctor Weise stimmte bei. Er hätte gern einen recht nichtsnutzigen Witz gemacht, um auf das alte Fräulein den blendenden Eindruck eines Don Juan hervorzubringen. Weil er aber von Natur ein keuscher Mann war, wollte ihm nichts Frivoles einfallen.

Lisette erneuerte den feuchten Umschlag auf Wolfi's Stirn. „Ein so hübscher Bursche und soll schon sterben," seufzte sie. „Recht traurig, aber im Grunde doch das Beste für ihn und auch für die Anderen."

Der Doctor sah seinen Patienten, der jetzt ruhig athmete und sanft zu schlafen schien, prüfend an: „Gut gebaut, kräftig, kann sich noch eine Zeitlang wehren."

„Wie lang zum Beispiel?"

„Schwer zu errathen — möchte mich nicht vor Fräulein blamiren" — er verbeugte sich galant, „ich glaube nur, bei vortrefflicher Pflege — in dieser gesunden Luft — vielleicht noch zwei Jahre."

Der Kranke schlug die Augen auf und blickte ihn zornig an: „Esel," sagte er, so laut er konnte, „merken Sie nicht, daß ich wach bin?"

„Ich merke, daß Sie Ihre Besinnung wieder haben und gratulire," sprach der Arzt nicht im Geringsten beleidigt.

„Zwei Jahre — wie viele Tage sind das? . . . rechnen" . . . Wolfi begann langsam zu zählen, seine Stimme wurde immer schwächer, er schlief wieder ein.

„Schon bei Besinnung," flüsterte Lisette, „das hätte ich nicht geglaubt. Das ist eine schöne Cur von Ihnen. Sie reißen ihn am Ende gar noch heraus. Aber dann ist das Erste" — diese Worte wurden von einer bezeichnenden Gebärde begleitet — „abreisen."

„Wird schwerlich dazu kommen, Fräulein," erwiderte der Doctor und verbeugte sich noch galanter als vorhin.

Lisette aber warf einen Blick in den kleinen Spiegel, der an der Wand über dem Schranke hing und sagte zu sich: „Ich weiß eigentlich nicht, warum ich so altmodische Hauben trage."

Zur selben Stunde war Maria im Schlosse an ihren Schreibtisch getreten mit der Absicht, den letzten Brief Wolfsberg's zu beantworten. Ein Brief reich an ernsten und eigenthümlichen Gedanken, voll tiefer Empfindung und Zärtlichkeit, den sie mit Stolz und innigster Herzensbefriedigung gelesen und wieder gelesen. Nie hatte ihr Vater so liebreich zu ihr gesprochen, wie er an sie schrieb; jetzt fürchtete er nicht mehr, sie zu verwöhnen.

Sie nahm Platz am Tisch und bemerkte nun ein Päckchen, das neben die Mappe gelegt worden war. Es bestand aus einem zerrissenen Heft, dessen vergilbte Blätter mit einer zarten, feinen Schrift dicht bedeckt waren und aus alten, mit einer verschossenen Schleife zusammengebundenen Briefen. Maria zog einen derselben hervor. Ihr Vater hatte ihn als Bräutigam an ihre Mutter gerichtet, und die glühendste Leidenschaft sprach sich darin mit hinreißender Beredtsamkeit aus. Wie mußten diese Betheuerungen, diese Schwüre überzeugt und beseligt haben! Wie reich war das Leben, das durch die Liebe eines solchen Mannes geschmückt worden! Und wenn auch früh erloschen, es hatte den köstlichsten, den seltensten Inhalt gehabt — ein volles Glück.

Maria griff nun nach einem der Blätter, auf denen sie die Schrift ihrer Mutter erkannt hatte. Es hing mittelst eines Seidenfadens lose mit den anderen zusammen und war, wie alle, ein Bruchstück. Das Ganze machte den Rest eines Heftes aus, das einst ziemlich stark gewesen sein mochte. Verbogen und zerknittert fand sich noch der Umschlag vor. Maria glättete ihn, so gut es ging. Er trug die mit größtem Fleiß kalligraphisch ausgeführte Aufschrift: „Im Himmel" und das Datum „1850". Aber die schönen Lettern waren durch Kreuz- und Querstriche verunstaltet, recht wie mit kindischer Zerstörungslust, und eine unsichere Hand hatte sich bemüht, als Vignette einen Teufel hinzuzeichnen, die kaum zu entziffernden Worte: „Der König des Himmels," und das Datum „1858" darunter zu schreiben.

Maria las hier und dort einen Satz, eine Zeile; ihr Gesicht verfinsterte sich; wie versteinert blickte sie nieder auf die verstümmelten Blätter. Die stummen, todten Zeichen aber wurden lebendig und sprachen und gaben Zeugniß von einem längst eingesargten Schmerz. Der überwundene, der vergessene, da war er aus dem Grabe auferstanden und stöhnte erschütternd seine Klagen aus.

Maria schellte und fragte das eintretende Kammermädchen: „Wer hat diese Schriften herein gebracht?"

„Ich — das Fräulein hat es befohlen," lautete die Antwort.

„Lisette? wie kam sie dazu?"

„Sie waren in einer eisernen Schachtel, die wir ausgeputzt haben," stotterte Klara, erschrocken über den strengen Ton der Gebieterin und wurde geschwätzig aus Bestürzung: „Ein so ein fürchterlicher Staub war drin, und diese Sachen, und ich habe gleich gesagt: ‚Das gehört zum Wegwerfen'. Aber das Fräulein hat mich angefahren: ‚Unterfteh' Dich! Heutzutag kann jeder Scherben und jeder Fetzen eine Rarität sein.'" Sie näherte sich dem Tische mit der Absicht, bestens aufzuräumen.

Maria wehrte ab und entließ sie.

Die wußte nichts, und wenn Lisette geahnt haben würde, was diese Blätter enthielten, sie hätte sie vertilgt und wohl daran gethan.

Nun war ihr einmal wieder etwas zerstört worden: ein beglückender Glaube . . . Glaube? nein, ein Glaube, der auf einem Irrthum beruht, ist ein Wahn. Maria wäre sehr gestimmt gewesen, dem ihren nachzuweinen; das Künstlerische in ihrer Natur sträubte sich gegen die Zerstörung des Ideals, das ihr Vater ihr bisher gewesen . . . Da fiel ein Wort ihr auf, das am Rande eines der mißhandeltsten Bogen des seltsamen Tagebuches stand: Wahrheit, groß geschrieben, von einer leichten Arabeske umschlungen.

Maria blickte nicht mehr auf, bevor sie den Sinn der letzten ihr noch halbwegs verständlichen Zeile in sich aufgenommen hatte. — Dann küßte sie die Blätter innig und lange, trug sie zum Kamin, verbrannte sie und erwartete auf den Knieen das Verlöschen der Flammen. Das Geheimniß der Todten blieb aufbewahrt im Herzen ihres Kindes.

Einige der aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen, die sich dem Gedächtnisse Maria's fast vollständig eingeprägt, lauteten:

— „Die Wahrheit verlange ich von Dir. Du sollst nicht lügen. Treu sein, festhalten, was Dein Herz einmal ergriffen hat, kannst Du nicht. Du bist schwach und hülflos Deinen Leidenschaften gegenüber. Sei wenigstens wahr. Dem Schwachen Bedauern, dem Lügner Verachtung."

— „Eifersüchtig ist nicht das rechte Wort. Würde ich sonst Deinen Wolfi lieben? Würde ich sonst das Andenken seiner Mutter ehren? — Und ich hätte Grund, auf sie eifersüchtig zu sein, denn sie hat Dich mehr geliebt, als ich Dich liebe; ich hätte Dir nicht geopfert, was sie Dir geopfert hat: Ihre Eltern, ihre Heimath, Ehre und Pflicht."

— „Wenn meine Tochter erwachsen sein wird, werde ich ihr sagen: Heirathe nicht aus Liebe. Man glaubt, vereint sein mit dem Geliebten, das ist der Himmel auf Erden. Es ist nicht wahr. Was macht den Himmel zum Himmel? daß ein Gott darin regiert und — — —"

Wenn Gott nur so gut wäre, wie wir sind gegen unsere braven Diener, dann hätte er mich gehört. Habe ich nicht alle meine Pflichten getreu erfüllt? . . . War ich nicht gläubig und fromm? Wenn Gott gut und gerecht wäre, hätte er mich gehört. Aber es ist überhaupt kein Gott im Himmel, nur ein Teufel, und er straft mich."

— „Geliebter, wenn die Jugend hinter uns liegen wird, wenn Du zu mir zurückgekehrt sein wirst, und ich Dir Alles verziehen haben werde, dann lesen wir zusammen, was ich jetzt schreibe und reichen uns die Hände und lachen — und weinen auch ein wenig."

. . . „daß Du Alma verleitest — sie hat ein Gewissen. Es schläft jetzt nur, Du hast es eingeschläfert, Du weißt, wie man das macht . . . aber es wird erwachen und dann — — —"

— „Ich glaube es nicht, ich will es wissen, mich überzeugen, Euch auflauern. Ich bin jetzt ein Jäger, Ihr seid das scheue Wild . . .“

— „Manchmal fürchte ich und manchmal hoffe ich, den Verstand zu verlieren. Wir werden mein Tagebuch nicht zusammen lesen, Geliebtester. Ich glaube, daß ich es zerreißen muß. Die schöne Schilderung der glücklichen Tage — schon fort. In kleine, kleine Stücke gerissen und fliegen lassen von ‚hoher Altane am Thurm‘ . . . Wie sie stoben im Winde . . . Woran habe ich gedacht? woran nur? An mein Glück oder was? ich weiß nicht mehr . . .“

Bei dem nächsten Besuch, den Hermann im Hegerhause machte, begleitete ihn Maria. Der Kranke erholte sich sehr langsam von dem letzten heftigen Anfall seines Leidens. Er lag in tiefer Erschöpfung dahin, halb wachend, halb schlafend, nahm nur widerstrebend die Nahrung, die man ihm reichte, und zählte ohne Unterlaß an seinen Fingern, wie viel Monate, Wochen, Tage er noch zu leben habe. Die Rechnung war ihm aber zu schwer und wollte nicht stimmen. Gegen Alle, die ihm nahten, Hermann nicht ausgenommen, legte er feindseliges Mißtrauen, ein mürrisches und schroffes Wesen an den Tag, das sogar die Geduld seines langmüthigen Arztes sehr oft erschöpfte.

Nur wenn Maria an sein Bett trat, glättete sich seine Stirn, er lächelte, unter seinem kleinen schwarzen Schnurrbart schimmerten seine Zähne hervor, jung und gesund wie die eines Kindes. In der Tiefe seiner dunklen Augen entzündete sich ein unheimlicher Glanz: „Frau“ — — — sprach er, und machte eine lange Pause. „Fürchtest Du Dich, fürchtest Du das Wort, das ich jetzt sagen könnte?“ fragte sein boshafter und drohender Blick. Aber der ihre hielt ihn im Bann. Stolz und kalt ruhte er auf ihm, und er murmelte verwirrt: „Frau Gräfin.“

Sie kam regelmäßig, aber nicht an bestimmten Tagen, wöchentlich zweimal, auf der Rückkehr von ihren Gängen durch das Dorf. Dort hatte sie die Armen und Kranken besucht, war wohl auch in die Schule getreten und hatte einer Unterrichtsstunde beigewohnt. Sie hatte getadelt, gelobt, mit vollen Händen gegeben, und mit alle dem nur eine Einführung ihrer Schwiegermutter aufrecht erhalten — nicht ganz in deren Sinn jedoch.

Gräfin Agathe hatte von den Leuten, denen sie Hülfe angedeihen ließ, eine Gegenleistung gefordert: „Du bekommst das unter der Bedingung, fortan das Wirthshaus zu meiden.“ — „Du bekommst jenes unter der Bedingung, daß Du von heut’ ab Deine religiösen Verpflichtungen pünktlich erfüllst.“

Maria hingegen stellte nicht nur keine Bedingungen, sie lehnte sogar den Dank ab, dessen meist überschwängliche Aeußerungen ihr widerstrebten. So verstimmte sie die Geistlichen und die Lehrer, die gewohnt gewesen waren, ihren Theil von der gräflichen Wohlthätigkeit mittelbar einzuheimsen und entwerthete ihre Geschenke bei den Empfängern. — Wie hoch soll denn angeschlagen werden, was umsonst zu haben ist?

„Mit einer Hand geben und die andere zum Nehmen ausstrecken,“ sagte Maria zu Hermann, „ekelt mich an.“

„Das versteh' ich nicht," erwiderte er. „Was diesen Menschen vor allem Anderen fehlt, was ihnen vor allem Anderen beigebracht werden muß, ist das Pflichtgefühl. Mit Wohlthaten wirst Du es nicht wecken."

„Wecke ich es, wenn ich ihnen einen Handel vorschlage, einen Tausch?"

„Viel eher. Wenn Du einem Anderen Gutes thust und zum Preis dafür verlangst, daß auch er etwas Gutes thue, kannst Du damit einen Begriff von Billigkeit in ihm erwecken, eine Ahnung dessen, was Pflicht ist. Und wenn Du das gethan, hast Du ihm unendlich mehr genützt, als wenn Du sein Elend momentan gelindert."

Sie mußte das gelten lassen und that es gern. Es freute sie, von ihm überwiesen zu werden, sich seiner größeren Erfahrung zu beugen, seine schlichte Lebensweisheit anzuerkennen. Ein schönes Leben ließ sich an seiner Seite führen, ein thätiges und hülfreiches Leben. Für Alles fand sich Zeit darin, auch für die Pflege ihrer geliebten Kunst.

Im Spätsommer sollte Graf Wolfsberg zu längerem Aufenthalt bei seinen Kindern eintreffen. Kurz vor dem Tage jedoch, an dem sie ihn erwarteten, kam seine Absage. Er hatte die vorläufige Vertretung eines hohen Herrn an einem fremden Hofe übernehmen und den Besuch in Dornach auf ein Vierteljahr hinausschieben müssen.

Der Gleichmuth, mit dem Maria diese Nachricht empfing, setzte Hermann in Erstaunen, wie denn auch längst das Schweigen, das sie seit ihrer Verheirathung über Alma Teffin beobachtete. Ein Brief von ihrer einst besten Freundin, den er selbst ihr gebracht hatte, war unbeantwortet geblieben. Hermann fragte nicht. Der Zufall, dachte er, den die Blinden blind nennen, hatte sicherlich hier gewaltet und Maria in Kenntniß von Dingen gesetzt, die ihr bisher sorgfältig verborgen worden. In welcher Weise es geschehen, war Hermann noch ein Räthsel, dessen Lösung er von der Zukunft erwartete.

Der Herbst kam, die Weihnachtszeit rückte heran. Schnee und Eis bedeckten die Wiesen und die Weiher, die Natur war todt — scheintodt. Unter dem Herzen Maria's aber regte sich ein neues Leben und strebte frisch und kräftig dem Tageslicht entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre.

Akademische Rede
von
G. Rümelin.
Tübingen 1888.

Es waren französische und englische Denker, welche in den letzten Jahrzehnten unter dem Namen „Sociologie" eine neue Wissenschaft — man weiß nicht, soll man sagen, — entdeckt oder erfunden haben. Der Ausdruck gehört zu den sonst verpönten sogenannten Bastardwörtern, da seine vordere Hälfte der lateinischen, die hintere der griechischen Sprache entnommen ist. Derselbe ist schwer ins Deutsche zu übersetzen, da das nächstliegende Wort „Gesellschaftslehre" viel engeren Umfangs ist, und noch schwerer ist es zu sagen, wovon denn diese Sociologie eigentlich handelt, da man zuvor müßte abgrenzen können, wovon sie nicht handelt; denn alle Natur- und Geschichtswissenschaften, Philosophie, Kunst, Recht, Moral und Religion finden darin ihren Platz. Sie scheint nichts Geringeres zu erstreben, als die allgemeinen Formen und Gesetze aufzuzeigen, unter welchen die gesammte Entwicklung der Menschheit vor sich geht und bis jetzt gegangen ist, und deckt sich so vielfach mit dem, was man sonst zu den Aufgaben einer Philosophie der Geschichte zu rechnen pflegt.

Es wäre nun mehr als auffällig, wenn die deutsche Wissenschaft und Weltliteratur, die stets wie von einer Warte alle geistigen Bewegungen auch des Auslandes überschaut, von diesem neuen Wissenszweige keine Kenntniß genommen, ja auch schon, wenn sie nicht selbständig und auf eigenen Wegen Aehnliches versucht hätte. Ich darf mich darauf beschränken, hier nur an das bekannte, ebenso stoff- als gedankenreiche Werk unseres Landsmannes und einstigen Collegen über „Bau und Leben des socialen Körpers" zu erinnern. Dagegen ist es sehr bemerkenswerth, daß eine solche zusammenfassende Lehre von den gesellschaftlichen Erscheinungen bis jetzt in die Lehrplane der deutschen Hochschulen noch keinen Eingang gefunden hat. Zwar fehlt es keineswegs an Vorlesungen über einzelne Theile derselben, wie über die sogenannte Arbeiterfrage und andere sociale

Probleme der Gegenwart; aber Lehrstühle oder auch nur Lehraufträge für eine Sociologie oder universale Gesellschaftslehre bestehen meines Wissens bis jetzt an keiner deutschen Universität. Der Grund dieser Unterlassung kann wohl nicht darin gesucht werden, daß der Gegenstand überhaupt dem Kreise akademischer Lehrstoffe fern läge, sondern nur, daß seine wissenschaftliche Bewältigung noch zu unfertig und lückenhaft zu sein scheint, um als ebenbürtiges Glied in die Reihe der akademischen Lehrfächer Einlaß ansprechen zu können. Es würde sich hiernach nur um eine Frage der Zeit handeln, welcher näher zu treten nicht mehr als verfrüht oder unzulässig erscheinen kann. Besonders angezeigt ist aber die Prüfung dieser Frage für solche Hochschulen, welche, wie die unsrige, die staatswissenschaftlichen Fächer aus dem sonst üblichen Doppelverband mit der juristischen und philosophischen Facultät abgelöst und einer eigenen Facultät überwiesen haben. Einer solchen gehören ja jetzt schon die vorhandenen socialen Disciplinen, wie die Volkswirthschafts-, die Bevölkerungslehre, die Statistik an, und eine allgemeine Gesellschaftslehre, sobald es eine solche geben wird, würde in dieser Facultät ihren natürlichsten Platz finden müssen.

Da nun die Statistik als eine allgemeine Hülfsdisciplin den Gesellschafts- und Staatswissenschaften zu dienen hat und wissen sollte, was denn eigentlich ihre Gebieterinnen wollen und brauchen, so konnte es einem Vertreter derselben näher als Andern liegen, über jene Vorfragen nachzudenken, und so möge es mir gestattet sein, aus dem unübersehbaren Stoff gesellschaftlicher Erscheinungen einige ungelehrte Ergebnisse solchen Nachdenkens mitzutheilen, die sich auf die ersten und elementarsten Grundbegriffe beschränken, auf die Fragen, was bedeutet überhaupt das Wort Gesellschaft, und in welchem Sinn kann es eine allgemeine und grundlegende Wissenschaft von derselben geben?

Jede Definition hat der Natur der Sache nach von dem Sprachgebrauch auszugehen. Dieser gibt stets die ersten, wenn auch keineswegs immer die letzten Aufschlüsse. Wo das menschliche Denken selbst noch gespalten und schwankend ist, kann auch die Sprache die Spuren davon nicht verleugnen, nicht eindeutig und abschließend sein.

Das große Sprachwerk, das den Namen der Brüder Grimm trägt, hat zwar schon vor zehn Jahren den vierten Band mit dem Artikel „Gefolge" abgeschlossen, ist aber in der Zwischenzeit noch lange nicht bis zur „Gesellschaft" vorgerückt, was ich um so mehr bedauern muß, als hier den Vorgängen entsprechend die gelehrteste und übergründliche Monographie über die Geschichte und die zahlreichen Bedeutungen des Wortes zu erwarten steht. Ich muß mich auf wenige und auf die meinem Zweck zunächst dienenden unter jenen Bedeutungen beschränken.

Von den drei Silben des Wortes Gesellschaft sind die erste und die letzte, „Ge" und „schaft", nur Anhängsel, die für sich unselbständig bloß in Verbindung mit dem Stammwort, dem sie sich anschließen, einen bestimmten Sinn erhalten. So sind wir an die Mittelsilbe „sell" gewiesen, die doch auch im Deutschen nichts Verständliches mehr bedeutet. Nun werden wir aber belehrt, dieses „Sell" weise auf ein altes, den meisten indo-europäischen Sprachen gemeinsames Wurzel- oder Stammwort sal, sala zurück, das einen Wohnraum, einen festen um-

schlossenen menschlichen Aufenthaltsort bezeichne, das in einem verlorenen mitteldeutschen Wort selje diese Bedeutung noch bewahrt habe, jetzt aber nur noch in einem engeren Sinn in unserem deutschen Saal, dem französischen salle und salon, dem italienischen sala, salone erhalten sei. Die Vorsilbe „Ge" drückt nun ein Mit oder Zusammen aus, wie in Genosse, Gefährte, Gespiele, und so bedeutet Gesell ursprünglich den Mitwohnenden, wie der Kamerad denjenigen, der die Kammer mit uns theilt. Die Silbe „schaft" aber bezeichnet einen Sammel- oder Collectivbegriff, wie in Bürgerschaft, Baarschaft, Wissenschaft, und so führt die Grundbedeutung des Wortes darauf, unter Gesellschaft eine Gruppe, Mehrheit oder Gesammtheit zusammenwohnender, zusammenlebender Personen zu verstehen.

Nun ist aber die deutsche Sprache weit entfernt, alles das eine Gesellschaft zu nennen, wobei die oben erwähnten Merkmale zutreffen; vielmehr zeigt sie die eigenthümliche Neigung, das Wort gerade auf diejenigen Fälle am wenigsten anzuwenden, in welchen jene Merkmale am vollständigsten vereinigt sind. Denn wo könnte dies mehr der Fall sein, als in der Familie oder Haushaltung, die doch Niemand eine Gesellschaft nennt, nicht etwa deswegen nicht, weil hier die Zahl der Personen zu klein wäre — denn wir verweigern den Namen auch einer noch kleineren Zahl nicht, die Abends an einem Wirths- oder Theetisch beisammen sitzt — sondern weil das Merkmal des bloßen Zusammenwohnens hier viel zu arm und enge ist, um die innigen und vielseitigen Beziehungen der Ueber-, Unter- und Gleichordnung auszudrücken, welche Gatten, Eltern, Kinder, Geschwister an einander ketten. Aber auch die Insassen einer Kaserne, eines Seminars, Klosters, Krankenhauses, Gefängnisses nennen wir keine Gesellschaft, weil sie nicht für und wegen einander beisammen sind, sondern nur zufällig und je unter besonderen Umständen unter das gleiche Dach zusammengeführt wurden. Ebensowenig brauchen wir das Wort für die Angehörigen eines Wohnplatzes, einer Gemeinde, eines Standes oder Berufes, eines Volkes und Staates oder einer Kirche, weil sie entweder überhaupt nicht oder nicht gerade in solcher Eigenschaft in persönlichem Verkehr stehen. Aehnliches gilt von dem Publikum eines Theaters oder auch von meiner in diesem Saale vereinigten Zuhörerschaft. Eine Gesellschaft nennt der allgemeine und alltägliche Sprachgebrauch nur den Kreis derjenigen, die, wenn auch nicht zusammenwohnend, aus freier Neigung mit einander Umgang haben, ohne besondere Zwecke mit einander zu verfolgen, sondern nur um aus wechselseitigem Wohlgefallen an ihren Persönlichkeiten ihr Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen. Es gehört dazu eine gewisse Gleichartigkeit der Bildungsstufe und der Lebensstellung. Ein durchaus wesentliches Merkmal ist die Ungebundenheit und Gleichstellung; auch wenn Einzelne unter sich einander durch verwandtschaftliche, dienstliche, geschäftliche Beziehungen näher stehen, so soll dies wenigstens in der Gesellschaft nicht zu Tage und in Geltung treten. Der Ausdruck wird nun freilich für die engeren und weiteren, die bleibenden und vorübergehenden Formen des Zusammenlebens gebraucht, von inniger Freundschaft bis zur flüchtigen Reise-, Tisch- und Badegesellschaft.

Nun gibt es aber neben dieser ersten und herrschenden Bedeutung des Wortes eine zweite, davon grundverschiedene, die ursprünglich nur dem Rechtsleben an-

gehört. Die Juristen haben das in den römischen Rechtsquellen übliche Wort „societas", das dort eigentlich ein Theilhabergeschäft, eine Erwerbsgemeinschaft bezeichnet, mit dem deutschen Worte „Gesellschaft" übersetzt und dies auch in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführt. Socius heißt aber ursprünglich der Bundesgenosse, Derjenige, welcher sich einem Unternehmen als Mitwirkender beigesellt, während unserer deutschen Gesellschaft im Lateinischen nicht die societas, sondern die sodalitas entsprechen würde. So reden wir nun von einer Handelsgesellschaft, wenn zwei oder mehr Personen sich zu Betreibung eines solchen Geschäfts vereinigen, und von einer Actiengesellschaft, deren Theilnehmer unter sich keinerlei nähere Beziehungen persönlicher Art zu haben, nicht einmal ihre Namen zu kennen brauchen. Der Verband beschränkt sich ganz auf das wirthschaftliche Interesse. Verwandte und angrenzende Begriffe sind der der Genossenschaft und des Vereins. Genossen sind diejenigen, welche gemeinsam etwas zu genießen oder auch zu dulden haben, wie Tisch- oder Leidensgenossen, vorzugsweise aber solche, welche die mit einer gleichartigen äußeren Lebensstellung verbundenen Vortheile oder Gefahren als Berufs-, Standes-, Erwerbsgenossen theilen, und Genossenschaften entstehen, wenn solche sich im Wege freiwilliger Gruppirung vereinigen, um ihre gemeinsamen Interessen wahrzunehmen. Den Ausdruck Verein aber, der als der allgemeinste überall anwendbar wäre, beschränken wir auf die Fälle, in welchen frei und willkürlich gewählte, nicht auf Erwerb abzielende Zwecke verfolgt werden, wie in den zahllosen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen, geselligen Vereinen aller Art. Nur hält der Sprachgebrauch die feineren Unterscheidungen solcher Begriffe nicht immer genau und folgerichtig ein.

Dieser Doppelsinn des Wortes Gesellschaft, daß es bald nur ein dem geselligen Bedürfniß dienendes, sonst zweckloses und lockeres Band sich anziehender Persönlichkeiten, bald eine vertragsmäßig bindende Vereinigung mehrerer Willen für die Verfolgung besonderer praktischer Zwecke bedeutet, daß wir uns gewöhnt haben, die Ausdrücke social und gesellschaftlich als sich deckend zu gebrauchen, hat nun eine gewisse Unsicherheit und Mehrdeutigkeit zur Folge, die auch auf die dritte Gestalt des Gesellschaftsbegriffes, für welche das Bisherige nur als Einleitung dienen sollte, hinüberwirkt.

Denn während es von den bisher genannten, dem freien Umgang oder dem gemeinsamen Erwerb dienenden Gesellschaften eine unbeschränkte Anzahl gibt, brauchen wir das Wort auch in der Einzahl und mit dem bestimmten Artikel und sagen: die Gesellschaft, um alle jene kleine Kreise und alle überhaupt im Verkehr und in gegenseitigen Beziehungen neben einander lebenden Personen in Ein Ganzes zusammenzufassen. Der Begriff dehnt sich damit auf einmal ins Unbegrenzte aus und ergreift alle Berufsarten und Lebensstellungen; er überschreitet die Grenzpfähle, welche Völker und Staaten von einander trennen, Hochgebirge und Meere, die Schranken der Sprachen, der Bekenntnisse, der Bildungsstufen. Man weiß nicht, wo Halt machen, und ist in Gefahr, sich ins Unbestimmte und Nebelhafte zu verlieren. Denn zur Gesellschaft in diesem Sinne scheinen schließlich alle Leute zu gehören und nach allen ihren Lebensbeziehungen, und so droht der Begriff sich in den der Menschheit zu verflüchtigen und dann in diesem unterzugehen.

Dies kann aber doch die Meinung nicht sein. Man muß sich erinnern, daß dieser Begriff einer einheitlichen Gesellschaft der Volkssprache fremd, ein Erzeugniß der Wissenschaft, und zwar im Wesentlichen der modernen Wissenschaft ist, der es dann auch zukommen muß, denselben für ihre Zwecke brauchbar zu machen. Als das nächste Bedürfniß erscheint, Grenzlinien zu ziehen, die uns eine faßbare, anschauliche, übersehbare Gestalt zu bieten vermögen. Dieß ist in doppelter Beziehung möglich und geboten.

Einmal kann unter der Gesellschaft nicht die gesammte Menschheit gemeint sein, von der es keine einheitliche Wissenschaft gibt. Der ursprüngliche Sinn des Wortes, daß es eine Vielheit zusammenwohnender Personen bedeutet, kann sich nicht so weit verlieren, daß er auch das nicht nur räumlich Getrennte und Fernliegende, sondern auch die Menschenmassen, die in keinerlei geistigem Verkehr mit einander stehen, umfaßt. Nur die Völker, welche, wenn auch sprachlich und politisch getrennt, doch sich in ihrem Denken, Thun und Lassen verstehen, die auf der Grundlage einer gleichartigen Welt- und Lebensauffassung, durch gemeinsame geschichtliche Erinnerungen bis in das fernste Alterthum zurück verbunden sind, oder mit anderen Worten: die Völker von christlich-europäischer Gesittung können wir in das Ganze Einer Gesellschaft zusammenfassen. Wer von der modernen Gesellschaft spricht, der denkt nicht an die Welt des Islam, des Brahmaismus und Buddhaismus, noch weniger an die der Aschanti, Botokuden und Papuas, die uns theils unbekannt und unverständlich, theils völlig fremd und abstoßend erscheinen muß. Man verkennt damit keineswegs, daß es auch dort gesellschaftliche Zustände, Sitten und Einrichtungen geben mag und muß, die unsere Beachtung in Anspruch nehmen und zu fruchtbaren Vergleichungen dienen können, aber wir verweisen diesen Stoff an andere Zweige des menschlichen Wissens.

Eine zweite und noch wichtigere Abgrenzung des Begriffs der Gesellschaft liegt in deren Verhältniß und Gegensatz zum Staat. Wir sind nicht nur Glieder der menschlichen Gesellschaft, sondern auch Bürger und Unterthanen des Staates. In der Gesellschaft sind wir freie Privatpersonen, im Staate haben wir eine Macht über uns, die uns ihren Willen aufzwingt. So innig und allseitig die Wechselwirkung und Verschlingung von Staat und Gesellschaft zu allen Zeiten war und sein wird, so ist es doch eine ungerechtfertigte Ueberspannung und Fälschung des Begriffes der Gesellschaft, wenn man ihr auch den Staat als ihr Werk, als etwas von ihr Abhängiges und jederzeit von ihr Umgestaltbares zuweisen und unterordnen will, eine Auffassung, die namentlich in den naturrechtlichen Theorien, welche den Staat aus einem Gesellschaftsvertrage, einem „contrat social“ hervorgehen ließen, ihren Ausdruck gefunden hat. Die Gesellschaft kann den Staat nicht entbehren, aber auch nicht schaffen. Ihr natürlicher Zustand wäre das Chaos und die Anarchie, aus welchem sie sich doch nicht selbst erretten kann, weil sie hierzu etwas schon Geordnetes, Organisirtes, Willensfähiges, also schon eine Art von Staat sein müßte. Der Staat kommt über sie von außen als Herrschergewalt durch Autorität, sei es patriarchische oder priesterliche, durch Eroberung, Usurpation, auch durch brutale Thatsachen oder Verbrechen; er schafft ihr durch Beugung unter seinen Willen Frieden und Lebensfähigkeit. Es ist kein Beweis dagegen, wenn Kolonisten, die, schon aus staatlichen Verbänden stammend,

zusammenkamen, sich durch Vereinbarung ein neues oder ähnliches Regiment einsetzen.

Durch diese beiden Voraussetzungen, die Gleichartigkeit einer geschichtlich bedingten, höheren Gesittung, wie durch die begriffliche und faktische Unterscheidung vom Staat, tritt nun der zuvor unbegrenzt erscheinende Umfang der Gesellschaft in eine nähere Beleuchtung. Es gehören zwar alle Personen innerhalb jener geschichtlich-geographischen Umgrenzung zu ihr, aber nicht nach ihrem gesammten Thun und Lebensinhalt, sondern auf der einen Seite liegt das ganz Individuelle, nach außen Beziehungslose des Einzeldaseins, nach der anderen eine ordnende und befehlende Herrschergewalt, welcher sich Alle zu fügen haben; aber zwischen diesen beiden Grenzen breitet sich ein unendlich verschlungenes, unbefohlenes Netz des Zusammenlebens und Wirkens Vieler und Aller aus, dessen Ganzes wir mit dem Namen der Gesellschaft oder, wie nicht sehr zutreffend oft beigefügt wird, der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnen. Diese Gesellschaft bilden somit wohl zusammen Alle, aber nur als Privatpersonen, die mit einander in vielfältigen näheren oder entfernteren Beziehungen stehen, und die gesellschaftlichen oder socialen Erscheinungen erweisen sich so als die spontanen, unbefohlenen Massen- und Wechselwirkungen der individuellen Kräfte innerhalb der von den staatlichen Ordnungen gezogenen Schranken, sowie auf der Grundlage einer gleichartigen oder verwandten Culturstufe.

Und nun erst, auf dem so gewonnenen Boden, kann auch unsere zweite Frage gestellt werden und lösbar erscheinen: wie und in welchem Sinne kann es von dieser Gesellschaft eine besondere Wissenschaft geben?

Und hier bieten sich zunächst zwei Wege oder Aufgaben dar. Man kann die gesellschaftlichen Erscheinungen einfach beschreiben, und man kann versuchen, sie zu erklären, d. h. die Formen und Gesetze oder wenigstens die Regelmäßigkeiten aufzuweisen, die darin zu Tage treten. Ich sehe dabei von der dritten Möglichkeit einer normirenden Betrachtung ab, weil dieselbe in den Bereich der Ethik und Politik fiele.

Die bloße Beschreibung hat auch selbst wieder zwei Formen. Man kann die gesellschaftlichen Zustände einer gegebenen Zeit, zunächst der Gegenwart, ins Auge fassen, und man kann rückwärts gehend die früheren Zeitalter schildern und aneinanderreihen.

Dem ersten Zweck dienen zahlreiche Mittel der verschiedensten Art, vor allem Anderen die eigene Anschauung und Erfahrung, da wir ja Alle selbst zu dieser Gesellschaft gehören und sie uns alltäglich, fast stündlich und weit näher berührt, als der für Jeden mehr im Hintergrund stehende, den Meisten nicht in seiner Gesammtwirkung, sondern nur bei besonderen Anlässen zum Bewußtsein kommende und eingreifende Staat. Dem gleichen Zweck entspricht aber auch in nur allzu reichem und oft irreführendem Maße ein großer Theil der gesammten Litteratur, vor Allem das Zeitungswesen, Romane und andere Werke der Kunst, Culturbilder ernsterer und leichterer Gattung. Es gibt aber auch noch eine besondere Disciplin, die diesem Zweck unmittelbar dient und die vereinzelte, stets unzureichende Wahrnehmung ergänzt. Es ist die sociale Statistik, welche durch das Mittel der methodischen Massenbeobachtung, durch ein über ganze Völker und

Zeitabschnitte ausgebreitetes Netz von Observatorien die charakteristischen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens ermittelt und vergleichend von Jahr zu Jahr, von Land zu Land erfaßt. Der moderne Begriff der Gesellschaft ist eigentlich erst durch die Anwendung und steigende Verbreitung und Vertiefung der statistischen Methode genauer bestimmt und wissenschaftlich verwerthbar geworden.

Auf vergangene Zeitalter finden nun freilich Statistik wie die anderen genannten Mittel nur beschränkte Anwendung, und man ist auf die allgemeine Geschichtsforschung, welche stets Staat und Gesellschaft in ihrem unlösbaren Zusammenhange zu umfassen hat, angewiesen.

Schwieriger und anziehender als die bloße Beschreibung ist die zweite Aufgabe, die Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen, wobei es sich zuerst fragt, was ist es denn eigentlich, das eine Erklärung vor allem Anderen erfordert. Das Räthsel, das zu lösen ist, heißt: wie kommt es denn, daß, während der Einzelne planlos, ohne Uebersicht und Ueberlegung der Folgen seine Wege geht, denkt und thut, was ihm von seinen beschränkten Gesichtspunkten aus wünschenswerth und nützlich erscheint, dennoch die Gesammtwirkung aller dieser individuellen Bestrebungen und Thätigkeiten doch nicht, wie man erwarten müßte, ein chaotischer Haufen von verworrenen unzusammenhängenden Einzelheiten bleibt, sondern etwas Geordnetes, Gestaltetes, mehr oder weniger Vernünftiges dabei herauskommt, das doch Niemand gerade so erkannt und gewollt hat? Ist es nicht, wie wenn sich Tausende von regellos aufgehäuften, unbehauenen Steinen von selbst zu einem festen Bau ordneten? Denn das ist ja nicht zu verkennen, daß an aller menschlichen Bildung, an allem Fortschritt in materiellen und geistigen Dingen das bewußte Eingreifen einer öffentlichen Gewalt nur einen untergeordneten Antheil hat. Der Staat kann keine Cultur schaffen, sondern nur eine schon vorhandene oder mindestens aufkeimende schützen, leiten oder auch mißleiten. Nicht nur das gesammte wirthschaftliche Leben mit seiner Technik, seiner Theilung der Arbeit, seiner Gliederung der Berufsarten, sondern auch alle geistigen und sittlichen Errungenschaften menschlicher Bildung, die Sprache, Wissenschaft und Kunst, Sitte, Moral und Religion sind Werke der Gesellschaft, der freien Thätigkeit individueller, in einander greifender Kräfte. Das wunderbarste Beispiel, wie aus unbewußtem und ungewolltem Thun Vieler etwas entsteht, was vernünftiger ist als Alle, die dabei mitgewirkt haben, ist die Sprache, wiewohl es nicht eigentlich die Gesellschaft im Großen, sondern die wieder in Völker gespaltene und gegliederte Gesellschaft ist, die sie in stetiger Arbeit durch Jahrhunderte fort- und umbildet, ohne jede Verabredung und bewußte Absicht.

Es ist kein Wunder, wenn dieß scheinbare Wunder, daß aus Vielem, Ungleichartigem, Zusammenhangslosem ohne Zuthun von irgend Jemandem etwas Einheitliches, Gleichartiges, Zusammenhängendes entsteht, zu mancherlei mitunter auch wieder wunderbaren Erklärungen geführt hat. Der Gedanke lag ja nicht so fern, daß, wie man von einer Volksseele, einem Volksgeist und -Charakter sprechen mag, so auch dem wenn auch noch abstracteren Begriff der Gesellschaft Leben einzuhauchen, sie zu einem unsichtbaren Zauberwesen zu gestalten sei, das der Menschen blindes und zerfahrenes Thun an verborgenen Fäden auf höhere Ziele hinlenke. Wir haben in beredten und gedankenreichen Ausführungen gelesen,

wie zwar die einzelnen Menschen ihrer Natur nach nur von den Motiven der Selbstsucht und des rücksichtslosesten Eigenwillens beherrscht werden, aber die Gesellschaft, vom Zweckbegriff, wenn auch unbewußt, geleitet, wie ein Lebewesen höherer Art über ihre Köpfe weg Sitte und Sittlichkeit, Recht und Staat zu schaffen wisse.

Andere Denker haben den beliebten Begriff des Organismus, der das Leben der Pflanzen- und Thierwelt beherrscht, auch auf die Gesellschaft übertragen und in sinnreichen Analogien von den Zellen, Geweben und physiologischen Grundfunctionen des menschlichen Zusammenlebens gesprochen. Oder hat man auch im Anschluß an Darwin'sche Lehren den Gedanken einer spontanen, von Niemand gewollten Entwicklung zu Grunde gelegt, aus welcher durch Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein von selbst allmälig das Vollkommenere sich herausarbeite.

So viel Geist und Scharfsinn im Einzelnen solcher Ausführungen zu rühmen sein mag, so muß ich doch ihre Ausgangspunkte und Grundideen als verfehlt und undurchführbar ansehen. Oder wie kann man dem vagen Collectivbegriff der Gesellschaft die Merkmale eines beseelten Wesens beilegen, das Zwecke denkt und verwirklicht, das Eigenschaften hat, die den Individuen, aus welchen es sich zusammensetzt, ganz fremd und unbekannt, ja geradezu widerstrebend sind; wie soll es einen Zwang auf seine Glieder zu Leistungen ausüben, zu welchen ihnen alle Willensansätze fehlen?

Der so vielfach üblichen Vergleichung der Gesellschaft mit einem Organismus aber ist man versucht und berechtigt, die geradezu umgekehrte Behauptung entgegenzustellen, die Gesellschaft sei als solche etwas Unorganisirtes, der Organisation noch Entbehrendes und dringend Bedürftiges, aber unfähig, sich dieselbe aus eigenen Mitteln zu schaffen. Wenn die Gesellschaft ein Organismus sein soll, so müßten doch die Personen seine Organe sein. Gibt es aber überhaupt einen schärferen Gegensatz als den zwischen einem Organ eines thierischen Körpers, das für sich keinen Augenblick lebensfähig, immer nur als dienender und empfangender Theil eines Ganzen existiren kann und zwischen einem selbstbewußten, denkenden, fühlenden, wollenden Eigenwesen, das sich selbst als eine kleine Welt, als der Mittelpunkt des großen Weltalls vorkommt, das, wenn es sein muß, allein wie ein Robinson auf unbewohnter Insel zu leben und seinem Leben noch einen Werth zu leihen vermag?

Den Begriff einer Entwicklung aber müßte man vorher selbst erklärt haben, ehe man etwas *aus* ihm erklärt. Wie will man eine Veränderung, der man den Namen einer Entwicklung gibt, von jeder beliebigen sonstigen Veränderung unterscheiden, wenn man nicht einen Maßstab für den Fortschritt und die Vervollkommnung schon mitbringt und ein Ziel vor Augen hat, dem dieselbe zustrebt und näher rückt? Und wie will man ein solches Ziel errathen und erkennen, ohne auf die Natur und den Gattungscharakter des Menschen zurückzugehen und hier die Keime und Ansätze aufzuzeigen, in welchen jene Entwicklung ihre Wurzel hat?

Sodann thun alle solche Erklärungsversuche, als ob die Gesellschaft stets nur wie ein Höheres über den Einzelnen stünde, und nicht auch die unerfreulichsten

Schattenseiten darböte, als ob sie in ihrem Schoße nicht ebenso viele Vorurtheile, Härten, Ungerechtigkeiten, Mißstände aller Art erzeugen, nicht auch widerliche, thörichte, abscheuliche Sitten und Gebräuche mit ihrer Flagge decken könnte. Gäbe es nicht immer wieder eine Minderheit von Persönlichkeiten, die an Einsicht, Gesinnung und Charakterstärke ihre Zeitgenossen und den Durchschnitt der Gesellschaft überholen und eine bessere Zukunft im Auge haben, so wäre gar nicht abzusehen, wie jemals von einer fortschrittlichen Entwicklung die Rede sein könnte. Die Geschichte bezeugt es deutlich genug, daß niemals die Massen, sondern stets hervorragende Individuen die Führer zum Besseren, oft auch zum Schlimmeren sind, und daß die Gesellschaft ebenso das Geleitete als das Leitende genannt werden kann.

Das Naturleben bietet übrigens nach meinem Dafürhalten weit einfachere und lehrreichere Analogien für das Verhältniß zwischen der Gesellschaft und ihren einzelnen Gliedern als jene abstracten Luftgebilde von einem socialen Lebewesen, von Organismus und Entwicklung. Ich erinnere an ein naheliegendes Beispiel, die Gesellschaft der Bäume, den Wald. Die Bäume machen zusammen den Wald, aber dieser wirkt mächtig und vielseitig auf sie zurück. Er hat zahlreiche Eigenschaften, die wir dem einzelnen Baume nicht beilegen. Das nahe Beisammenstehen vieler Bäume verbietet dem Einzelnen, sich nach Belieben und seiner Natur gemäß zur Kugel- oder Pyramidengestalt auszubreiten; es drängt den Stamm und seine Aeste nach oben, um seine Krone in Luft und Licht zu baden; es gewährt ihm Schutz gegen elementare Störungen, kann ihm aber auch Gefährdung von seinem Nachbar bringen, die den einzeln stehenden Baum nicht trifft. Der Wald übt seinen Einfluß auf das Klima und die Gesundheit seiner Umgebung; seine Luft und Stille erfreut und erhebt des Menschen Herz; sein Bestand gehört zu den wichtigsten Factoren der gesammten Volkswirthschaft. Aber dennoch ist es meines Wissens noch Niemandem eingefallen, den Wald von seinen Bäumen noch als einen besonderen und selbständigen Organismus zu unterscheiden. Es erscheint vielmehr Alles natürlich, realistisch, ja mechanisch erklärbar. Alle Wirkungen des Waldes sind bedingt durch die Natur des Baumes, aber manche derselben werden an dem einzelnen Exemplar nicht erkennbar, sondern erst in ihrer Verdichtung und Verstärkung durch die Masse der winzigen Antheile.

Noch lehrreicher und zutreffender sind die gesellschaftlichen Verbände in der Thierwelt, wie die festen Ordnungen einer Heerde, die Wandervereine der Zugvögel, die in einander greifenden Kunsttriebe der Ameisen und Bienen und vieles Andere. Wir verlangen zur Erklärung solcher Vorgänge nichts Weiteres, als daß wir die Gesammtwirkung der in den einzelnen Individuen angelegten Instincte und Triebe darin erkennen, die dann auch die Glieder wieder rückwirkend beeinflußt.

Vieles verhält sich nun ähnlich in der menschlichen Gesellschaft, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß wir hier in die Welt des Bewußtseins, der psychischen Erscheinungen hinübertreten und zwischen Mensch und Mensch ein unsagbar anderer und innigerer Rapport besteht, als zwischen Baum und Baum, zwischen Biene und Biene. Aber auch für das Verständniß der gesellschaftlichen Thatsachen ist schlechterdings kein anderer Ausgangspunkt zu finden als die Natur,

d. h. die angeborenen Kräfte und Triebe der menschlichen Gattung, und eine Gesellschaftslehre wird niemals auf einer anderen Grundlage aufgebaut werden können, als auf der psychologischen.

Dabei muß ich die Aufgabe gleich noch näher bestimmen, indem ich, ohne früher an dieser Stelle Gesagtes zu wiederholen, die bedeutenden Worte aus Schiller's philosophischen Schriften an die Spitze stelle: Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Die im Gefühl sich kundgebenden Reize von dunkel geahnten oder vorgestellten Gütern, die alle Menschen, wenn auch in ungleichen Stärkegraden bewegen, zeigen der Menschheit die Richtung und Wege an, die sie aufzusuchen hat. Sie machen allein, daß ein Mensch den anderen in seinem Thun versteht, auch wenn er seine Sprache nicht kennt. In ihnen liegt die einzige Bürgschaft einer in ihren Zielen gleichartigen und verständlichen Bewegung. Das Denken ist etwas Secundäres, im Dienste des Willens und seiner Quellen, der Triebe Stehendes und keiner ursprünglichen Werthurtheile, die stets im Gefühle wurzeln, Fähiges. Und so gelange ich zu dem Ausspruch: eine Gesellschaftslehre ist nichts Anderes als die Lehre von den natürlichen Massen- und Wechselwirkungen des menschlichen Trieblebens unter den Einflüssen des Zusammenlebens Vieler.

Die einzelnen Triebreize aufzusuchen und abzugrenzen, welche sich als allgemeine Merkmale der menschlichen Gattung nachweisen lassen, ist die Aufgabe der Psychologie, welche sich aber stets nur mit der individuellen Seele zu beschäftigen hat. Eine zweite, über sie hinausgreifende, aber sich unmittelbar an sie anlehnende Erwägung ist: welche Einwirkung und Umbildung erfahren die menschlichen Triebe durch den Factor des Zusammenlebens? Was ergibt sich daraus, wenn Viele das Gleiche, oder Ungleiches oder Entgegengesetztes wollen? Welche Triebreize harmoniren und fördern sich, welche widerstreben und bekämpfen sich im wechselseitigen Verkehr? Es sind dies zwar nicht die einzigen, aber die ersten und nächstliegenden Stoffe und Fragen für eine Gesellschaftslehre.

Die Psychologie wird unter diesen Gesichtspunkten drei Klassen von Grundtrieben unterscheiden müssen. Die erste bilden diejenigen Willensansätze, die den Menschen ganz auf sich selbst stellen, auf die Bethätigung, Erhaltung, Erweiterung der Individualität im Ringen ums Dasein, um Bedürfnisse, Genußmittel, Lebensgüter gerichtet sind. Sie enthalten den festen und unzerstörbaren Grundstock von allem unserem Denken und Thun.

Eine zweite Klasse aber umfaßt diejenigen natürlichen Neigungen, welche den Menschen auf Andere seinesgleichen hinweisen und mehr oder weniger von ihnen abhängig machen. Ein Uebergangs- und Zwischenglied bilden die Triebe der Geschlechtslust und Kinderliebe, welche uns noch nicht zu einer unbestimmten Menge, sondern nur zu einzelnen bestimmten Personen in Beziehung setzen. Jenes Weitere aber geschieht vor Allem durch die Triebe der Geselligkeit und Gruppirung, vermöge deren wir die Einsamkeit, das Alleinstehen zu den unerträglichsten Uebeln rechnen, und nur im Austausch der Vorstellungen und Gefühle, im Anschluß an die bestimmten Kreise, in die wir uns gestellt finden, uns selbst zu besitzen und zu genießen glauben; sodann, daran anschließend, wenn auch getrennt, durch das allgemeine Mitgefühl für fremdes Wohl und Wehe, das, so oft es auch durch

andere Gefühle verdrängt werden mag, doch unter dem Namen der Menschlichkeit, der humanitas als das eigentliche Unterscheidungsmerkmal unserer Gattung bezeichnet wird. Dazu kommt nun noch das lebhafte Verlangen, in der Vorstellung unserer Nebenmenschen etwas zu gelten, von ihnen beachtet, anerkannt, geehrt zu werden, auf sie Macht und Einfluß auszuüben, was Alles zugleich von ihnen abhängig macht und nöthigt, auf ihre Vorstellungskreise, ihre Erwartungen und Ansprüche einzugehen. Dagegen vermag ich einen vielfach behaupteten und für die Gesellschaft als besonders wirksam ausgegebenen sogenannten Nachahmungstrieb (der nicht mit einem Nachahmungstalent zu verwechseln ist) nicht als ein besonderes menschliches Gattungsmerkmal anzuerkennen, weil die Nachahmung als solche niemals für uns Selbstzweck ist, wir nie auch das, was uns mißfällt, was mit Unlust, Nachtheil, Unehre verknüpft ist, nachahmen, sondern nur was an sich unser Wohlgefallen erregt, wovon wir für uns selbst die Befriedigung und das Lustgefühl erwarten, das wir an Anderen wahrnehmen, also aus sachlichen Gründen und nicht um der Nachahmung willen. Man kann mit weit mehr Recht von einem Triebe sprechen, sich vor Anderen auszuzeichnen und sie zu überbieten, statt es ihnen bloß gleich zu thun, was dann aber auf den schon zuvor genannten Ehrtrieb zurückweist.

Nun gibt es aber noch eine dritte Classe von angeborenen Strebungen und Werthreizen, die mit dem Gegensatz von eigenen und fremden Interessen, von Selbst- und Nächstenliebe gar nichts zu schaffen hat, sondern, außer und über demselben stehend, die zarten Keime und Ansätze einer höheren, idealen Zielen zugewandten Bestimmung erkennen läßt. Sie sind darauf gerichtet, in unser zerfahrenes und widerspruchsvolles Denken und Wollen Ordnung, Einheit, Harmonie zu bringen; es ist die Lust an der Erkenntniß und Wahrheit als solcher, der Reiz des Schönen, das durch Bild und Schein einer verklärten Wirklichkeit erfreut und erhebt, es ist Gewissen und Rechtsgefühl, welche unser Wollen und Handeln einer einheitlichen, harmonischen Ordnung zu unterwerfen streben, sowie das Verlangen, sein individuelles Dasein an das Höchste und Allwaltende anzuknüpfen. Es sind die Quellen von Wissenschaft und Kunst, von Recht, Moral und Religion.

Dies ist in kürzestem Umriß die Tafel der nach dem Zeugniß der Geschichte wie der gemeinen Erfahrung wirksamen und überhaupt möglichen Grundmotive alles menschlichen Wollens und Handelns. Wenn wir sie als Gattungsmerkmale, welche allen Menschen zukommen, bezeichnen, so geschieht dies in dem Sinne, daß kein geistig gesunder, in der Gesellschaft herangewachsener Mensch ohne Berührung und Verständniß derselben bleibt, und nicht das Gefühl hat, daß auch in ihm selbst die Ansätze dazu nicht fehlen. Denn das ist mit dieser behaupteten Allgemeinheit wohl vereinbar, daß jene Triebreize an sich und je nach ihrem Zusammenhange mit dem animalischen Leben eine höchst ungleiche Intensität haben, von überwältigendem Drang und brennender Begierde bis zur bloßen Empfänglichkeit, die sich nicht von selbst aufdrängt, sondern erst bei gebotenem Anlaß zum Vorschein und Bewußtsein kommt. Dazu kommt noch, daß innerhalb dieser objectiven Abstufungen für die einzelnen Individuen wieder der allerweiteste Spielraum hoher und niedriger Stärkegrade für jeden Triebreiz offen steht und noch die Unterschiede

der Temperamente hinzutreten. So stellt sich dem gleichartigen Grundstock von Strebungen die allergrößte Mannigfaltigkeit der Individualitäten gegenüber. Wir beurtheilen den Charakter jedes Menschen darnach, welchen von den allgemein gültigen Motiven er in hohem, mittlerem, niedrigem oder verschwindendem Grade zugänglich ist.

Es kann nun wenigstens für die modernen Culturvölker, auf welche ich unseren Gesellschaftsbegriff beschränkt habe, nicht ausbleiben, daß in dem Ganzen des menschlichen Zusammenlebens auch alle besonderen Anlagen, Kräfte und Triebe nebeneinander irgend einen nicht bloß vereinzelten Ausdruck finden, daß jedem Triebreiz eine relative Massenwirkung zukommt, daß namentlich überall sich die selbstischen und die geselligen Neigungen, wenn auch unter den vielfachsten und niemals fehlenden Collisionen, neben einander behaupten, und daß auch jene dritte Klasse der auf Ordnung und Einklang unseres Denkens und Wollens gerichteten Werthreize ihre segensreichen Functionen niemals ganz einstellen wird. Die Möglichkeit der Combinationen aber ist unübersehbar.

Dies ist das Bild der Gesellschaft, wie es die vereinzelte unmittelbare Wahrnehmung, wie es die Massenbeobachtung der Statistik beglaubigt. Es scheint mir auch ohne jene magischen Hülfsbegriffe eines Organismus oder eines zwecksetzenden socialen Lebewesens verständlich zu sein.

Es wird nun die Aufgabe einer allgemeinen Gesellschaftslehre sein, die Hauptformen dieser vielseitigen Wechselwirkungen, die sich anziehenden und abstoßenden, fördernden und hemmenden Triebmächte aufzuzeigen und die vorstehenden kurzen und unzulänglichen Umrisse zu ergänzen.

Das aber wäre offenbar zu viel von ihr verlangt, daß sie auch angeben und ausführen soll, welche von den großen Grundmotiven alles menschlichen Thuns in einem einzelnen Zeitalter und Volke unter den zahllosen besonderen Einwirkungen geographischer, ethnographischer, historischer Bedingungen den Vorrang oder die Herrschaft errungen haben oder erringen können. Sie muß dies der Geschichtsschreibung überlassen und ebenso vorsichtig wie diese sein, gleich Gesetze aufstellen und den Gang der Dinge als einen nothwendig gerade so gewordenen aufweisen oder gar construiren zu wollen. Denn mag sie über die menschliche Willensfreiheit deterministisch oder indeterministisch denken, so wird sie die Charaktere und Fähigkeiten der führenden und hervorragenden Persönlichkeiten, auf welche alle eingreifenden Veränderungen gesellschaftlicher Zustände als ihren wichtigsten Factor zurückzuführen sind, stets als etwas thatsächlich Gegebenes hinnehmen müssen und niemals die Determinationen, aus welchen sie gerade jetzt und so wie es geschehen ist, hervortreten und handeln, nachweisen können. Alle historischen Vorgänge sind von unangebbaren und unmeßbaren Elementen begleitet, niemals ganz klarzustellen und am wenigsten als nothwendig zu erweisen.

Dagegen ist es keine Ueberschreitung zu nennen, wenn jene Lehre zwar kein Gesetz und nicht einmal eine feste Regel, welche durch zahlreiche Beispiele rückschrittlicher Jahrhunderte und gesunkener Völker widerlegt würde, wohl aber gewisse Bürgschaften und Hülfskräfte dafür behauptet, daß in jeder Gesellschaft eine Richtung auf stetigen Fortschritt ihrer Bildung und ihres Gedeihens besteht, die nur durch besonders ungünstige Umstände und Gegenwirkungen wirkungslos

wird. Die Hoffnung hierfür gründet sich vor Allem darauf, daß Wissen und Fertigkeiten lehr- und übertragbar sind, daß jede Generation durch Ueberlieferung und Schrift einen angesammelten Bildungsschatz früherer Geschlechter und somit einen schon abgekürzten Weg antritt, daß immer wieder von Zeit zu Zeit und besonders bei drängender Gefahr und Verwirrung hervorragende Persönlichkeiten neue Bahnen zeigen, sowie daß auch im Sittlichen humanere Anschauungen und Grundsätze, die zuvor in der Gesellschaft nur von Wenigen erkannt und geübt wurden; allmälig die Gestalt von Recht und Gesetz erringen und dann einen befestigten Damm gegen rückläufige Strömungen bilden können.

Wenn somit die Gesellschaftslehre als die Lehre von den Massen- und Wechselwirkungen freier Individualkräfte einer zusammenlebenden und im Verkehr stehenden Menschenmenge bezeichnet werden muß, so ergeben sich daraus vielfältige Folgerungen. Es ist einleuchtend, daß jene Wirkungen sich nur in drei Grundformen vollziehen können. Die Kräfte und Triebe der Einzelnen wirken entweder nur gleichgültig und beziehungslos *neben* einander, oder sie sind wetteifernd und feindlich *gegen* einander gerichtet, oder sie drängen *mit* einander in vereinigtem Druck auf dieselben Ziele hin. In der Wirklichkeit wird, da auf den Hauptgebieten gesellschaftlicher Zustände stets verschiedene Momente und Gesichtspunkte einmünden und auslaufen, das Neben, Gegen und Mit in vielfacher Verschlingung beisammen stehen. Es muß hier genügen, dies an wenigen Beispielen deutlich zu machen.

Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen, Wanderungen, Berufswahl, Gebrechen und Krankheiten, Prozesse und Delicte, Selbstmordfälle u. s. w. sind für den Einzelnen reine Vorgänge seines Privatlebens, scheinbar zufällig und gleichgültig für die übrige Welt, aber dennoch gewinnen sie durch ihre bloße Anzahl eine hohe Bedeutung für die Gesammtheit. Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen und Wanderungen, der Rückgang, Stillstand, das langsame oder rasche Wachsthum der Bevölkerung greifen in alle socialen Verhältnisse ein und gehören zu den mächtigsten Motoren der Weltgeschichte. Die sinkende oder steigende Heirathsfrequenz ist eines der wichtigsten Symptome für die wirthschaftlichen, die Verminderung oder Vermehrung der Verbrechen ist es für die sittlichen Zustände eines Volks. Diese und andere Beispiele von Gesammtwirkungen eines bloßen Nebeneinander von Vorgängen des Privatlebens bilden das Hauptthema der Bevölkerungslehre und der socialen Statistik.

Im Erwerbsleben ist der Einzelne nur darauf bedacht, daß er im Kampf ums Dasein seinen Platz erringe und behaupte, unbekümmert um die Anderen, wo nicht kämpfend gegen ihr Emporkommen; aber die Massenwirkung dieser Bestrebungen ist ein stetiges und wechselseitiges Ueberbieten und damit ein Fortschritt der Technik und der Geschicklichkeit, eine allmälige Entwicklung aus kleinen Sonderwirthschaften zu einem großartigen Weltmarkt. Daneben ergeben sich aber infolge der Arbeitstheilung für die verschiedenen Berufsklassen auch wieder gemeinsame Interessen, die zum Zusammenhalten und zu genossenschaftlichen Verbänden Anlaß bieten.

In den Wissenschaften geht der Einzelne bald allein, bald mit und neben Anderen, bald streitend gegen sie seine Wege, aber da Jeder auf seinem Arbeits-

feld von dem bereits Errungenen Kenntniß nehmen muß, so treten die zerstreuten Leistungen schließlich doch wie von selbst in Reih und Glied neben einander und ergeben einen wachsenden Grundstock von gemeinsamem und zusammenhängendem Wissen.

Das Bedürfniß, mit Anderen im Verkehr zu leben und die Geneigtheit, sich von ihrem Thun und Lassen nicht durch auffällige und anstößige Abweichungen zu entfernen, das Verlangen, auch für die willkürlichen und gleichgültigen Handlungen einer festen, immer neues Besinnen abschneidenden Ordnung folgen zu können, führt zu der unser Leben fast mehr als alles Andere beherrschenden Gewohnheit und Sitte.

Eine solche Untersuchung nun, die auf psychologischer Grundlage, speciell auf dem Fundament einer ausgebildeten Trieblehre die wesentlichen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens darlegen und verständlich machen würde, ist bis jetzt, soweit meine Kenntniß reicht, wenigstens in deutscher Sprache nicht vorhanden. Ich glaube darin eine fühlbare Lücke in dem Kreise der Wissenszweige, die sich mit dem öffentlichen Leben der Menschen und Völker beschäftigen, sehen zu müssen; sie würde insbesondere für alle Staatswissenschaften den Dienst einer grundlegenden Einleitung leisten können.

Man muß, um einer Verwirrung zu steuern, einen doppelten Begriff der Staatswissenschaften unterscheiden, einen weiteren und einen engeren; der weitere umfaßt die Gesellschaftswissenschaften mit in seinem Bereich; der engere stellt sich diese als etwas Coordinirtes gegenüber. Die staatswissenschaftlichen Facultäten gebrauchen diesen Namen im weiteren Sinne und rechnen sich auch die socialen Fächer zu. Es geschieht dies dann aus dem gleichen Grunde und mit demselben Rechte, wie die medicinischen Facultäten die Anatomie und Physiologie, die reine Naturwissenschaften sind und mit der Heilkunde noch nichts zu thun haben, doch zu ihren Fächern zählen, weil sie deren unerläßliche Grundlagen bilden.

Gesellschaft, Staat und Recht sind drei getrennte und doch innig zusammenhängende Grundbegriffe, da keiner von ihnen ohne Bezugnahme auf die beiden anderen verständlich ist. Ihr Verhältniß zu einander scheint mir den einfachsten Ausdruck in der Fassung zu finden: die Gesellschaft bietet und umfaßt den gesammten Stoff und Inhalt aller Erscheinungen und Vorgänge des Menschenlebens, vermag ihnen aber die Ordnung, deren dieselben bedürfen, nicht aus eigenen Mitteln zu schaffen; der Staat ist diese ordnende Gewalt; das Recht ist die positive, befehlende Norm, durch welche der Staat sowohl sich selbst als die Gesellschaft ordnet.

Die allgemeine Gesellschaftslehre ist hiernach das erste und einleitende Glied zu der großen Zahl und Reihe der Wissenszweige, in welchen jene drei Grundbegriffe ihre genauere Gestaltung finden.

Gedanken über Musik bei Thieren und beim Menschen.

Von

August Weismann.

Es ist Jedermann bekannt, daß die heutige Wissenschaft vom Lebendigen auf der Annahme einer allmäligen Umwandlung der Lebensformen fußt, einer Entstehung der Arten durch langsame Entwicklung, nicht durch plötzliche, unvermittelte Erschaffung. Den Meisten ist es auch nichts Neues, daß die heutige Biologie nach dem Vorgang von Ch. Darwin und A. Wallace als einen Hauptfactor dieser Veränderungen die sogenannten Selectionsvorgänge ansieht. Aus der großen Zahl von Nachkommen, welche von jeder Generation einer Art immer wieder aufs Neue in die Welt gesetzt wird, kann nur ein kleiner Theil lange genug am Leben bleiben, um selbst wieder Nachkommen hervorzubringen; die Uebrigen gehen früher zu Grunde, durch Feinde, durch ungünstige Witterungseinflüsse, Kälte, Dürre, durch Hunger, Durst, kurz sie erliegen „im Kampf ums Dasein". Da nun nicht alle Individuen völlig identisch sind, vielmehr ein Jedes vom Anderen in Etwas verschieden, diese Verschiedenheiten aber theils die Widerstandskraft im Kampf ums Dasein erhöhen, theils herabsetzen, so werden im Allgemeinen Diejenigen überleben und zur Fortpflanzung gelangen, welche die größere Widerstandskraft besitzen, mag diese nun in größerer Muskelkraft, in schärferen Sinnen, in dichterem Pelz oder in schnellerem Lauf oder Flug bestehen. Wenn nun aber in jeder Generation diese Auslese sich wiederholt und stets wieder Diejenigen zur Fortpflanzung übrig bleiben, welche die nützlichsten Eigenschaften im Kampf ums Dasein besitzen, so müssen diese Eigenschaften allmälig auf alle Individuen der Art übertragen werden und zugleich sich so lange steigern, bis sie den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben.

So denken wir uns das Zustandekommen aller im Kampf ums Dasein nützlichen Eigenschaften, so allein erklärt sich die Zweckmäßigkeit der lebenden Wesen.

Aber es gibt aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine andere Art von Selectionsvorgängen, und auf diese möchte ich etwas näher eintreten, weil sie

uns gleich mitten in unseren Gegenstand hineinführt. Es ist dies die sogenannte sexuelle Selection Darwin's.

Wer kennt nicht den Gesang der Heuschrecken und Grillen. Wenn man an einem schönen Juniabend durch eine Wiese wandert, vielleicht an einem kleinen Bache entlang, so kann es kaum ausbleiben, daß man an einer oder der anderen Stelle einen lange ausgehaltenen, gleichmäßigen, sanften und angenehmen Ton hört, der stark vibrirt, etwa wie die Nachtigall in der Haydn'schen Kindersymphonie, ohne aber irgendwie an- oder abzuschwellen. Nähert man sich vorsichtig der Stelle, von welcher der Gesang herkommt, so sieht man vor der Oeffnung eines Loches im Boden eine Maulwurfsgrille sitzen, anscheinend bewegungslos. Erst bei näherem Zusehen bemerkt man, daß die kurzen Flügeldecken des Thieres in einer schwirrenden, reibenden Bewegung begriffen sind, und diese ist es, welche den Gesang hervorbringt. Untersuchung mit dem Mikroskop zeigt, daß die eine Flügeldecke eine Ader besitzt, auf welcher in regelmäßigen Zwischenräumen kleine zierliche Zähnchen stehen. Werden diese mit einer gewissen Schnelligkeit von einer Ader des anderen Flügels angestrichen, so geben sie einen schwirrenden Ton von bestimmter Höhe. Die eine Ader vertritt den Bogen der Geige, die andere die Saite; die Maulwurfsgrille ist ein Geiger und kann deshalb auch ihren Ton so lange halten als sie will.

Es leuchtet ein, daß dies Vermögen, zu geigen, den Thieren von keinerlei Nutzen im Kampfe ums Dasein sein kann: es verhilft ihnen nicht zu ihrer Nahrung, es schützt sie nicht gegen Angriffe ihrer Feinde, es kann also auch nicht durch den eben besprochenen Proceß der Naturzüchtung ins Dasein getreten sein. Fragen wir aber, auf welch' andere Weise es im Laufe der Zeiten entstanden sein könnte, so ist vor Allem zu bemerken, daß es nur die Männchen sind, welche musiciren. Nicht nur bei der Maulwurfsgrille, sondern bei allen singenden Insecten, vornehmlich bei allen Heuschrecken, haben nur die Männchen den Singapparat. Das wußten schon die alten Griechen, denn Anakreon preist in einem der auf uns gekommenen Gedichte die Cikaden glücklich, weil sie stumme Weiber besäßen.

Darin liegt nun der Schlüssel des Räthsels; die Entstehung eines Apparates zum Musiciren läßt sich in einfacher Weise durch den Wettbewerb der Männchen um die Weibchen erklären. Wenn wir annehmen dürfen, daß die Letzteren ein gewisses Wohlgefallen am Gesange der Männchen haben — und dies ist erwiesen — dann können wir uns die Entstehung eines zuerst noch unvollkommenen Singapparates aus dem ursprünglichen Flügelgeäder und seine allmälige Steigerung und Vervollkommnung bis zu dem jetzigen Zustand ganz wohl erklären. Denn die Weibchen werden dann zu allen Zeiten das schönst singende Männchen dem minder begabten vorgezogen haben; thaten sie das aber, dann wird nach dem Gesetz der Erblichkeit der bessere Singapparat des Vaters sich auf die Söhne vererbt haben und so weiter, so daß nothwendig eine Steigerung in der Leistungsfähigkeit des Apparates im Laufe der Generationen eintreten mußte. Die fortgesetzte Bevorzugung der besseren Sänger gegenüber den schlechteren führte mit Nothwendigkeit zu einer Verbesserung des Singens selbst, des Singapparates, so lange bis dieser überhaupt nicht mehr verbesserungsfähig war.

Aber betrachten wir kurz auch den Vogelgesang. Hier sind es ebenfalls wieder nur die Männchen, welche eigentlich singen, und da auch hier der Gesang für die Existenz der Art nicht vortheilhaft ist, vielmehr eher nachtheilig, da er die Thierchen ihren Feinden auf weithin verräth, so kann seine Entstehung nicht durch Naturzüchtung erklärt werden. Sehr wohl dagegen durch den eben geschilderten Vorgang der sexuellen Selection. Wenn stets diejenigen Männchen von den Weibchen bevorzugt wurden, welche am schönsten sangen, so können wir gut begreifen, wie sich aus dem ursprünglichen einfachen Gepiepse im Laufe der Generationen ein Gesangmotiv herausbildete, und wie dieses in einzelnen Arten sich allmälig verwickelter gestaltete, sich steigerte und schließlich sich zu dem auch uns schön erscheinenden Gesang des Hänflings, der Amsel und Nachtigall entwickelte.

Sexuelle Selection bietet also die Möglichkeit einer zureichenden Erklärung für die Entwicklung eines Gesanges bei Insecten und Vögeln.

Fragen wir nun aber, wie es sich damit beim Menschen verhält. Wie können wir uns die Fähigkeit des Menschen erklären, Musik zu machen und zu verstehen, wie — ich meine durch welche treibenden Kräfte — kann sie sich bei ihm entwickelt haben?

Wir haben zwei solcher treibenden Kräfte kennen gelernt, gewöhnliche Naturzüchtung und sexuelle Züchtung. Dem Einfluß der Naturzüchtung war und ist der Mensch ohne Zweifel gerade ebenso unterworfen wie jede Pflanze oder wie jedes Thier. Da er variabel ist, den Gesetzen der Vererbung unterliegt und den Kampf ums Dasein so gut zu bestehen hat wie jede andere Organismenart, so wird auch bei ihm eine Erhaltung und Steigerung der im Kampf ums Dasein nützlichen Eigenschaften, eine Beseitigung der schädlichen eintreten müssen. Das ist ja aber Naturzüchtung.

So brauchen wir nicht daran zu zweifeln, daß von den Zeiten des unbekannten Urmenschen her sich die Intelligenz des Menschengeschlechtes ganz erheblich gesteigert hat. Intelligenz ist die Hauptwaffe des Menschen, die seine Existenz schon in den ältesten Zeiten mindestens ebenso sehr sicher gestellt haben muß als seine rein körperlichen Eigenschaften. In einem Naturvolk z. B., welches von der Jagd lebt, wird nicht nur Schärfe der Sinne, Stärke und Ausdauer des Körpers von entscheidender Bedeutung für die Existenz des Einzelnen gewesen sein müssen, sondern auch der Verstand, die Findigkeit und Schlauheit dem zu überlistenden Jagdthier gegenüber, die Kühnheit und Combinationsgabe dem Feinde gegenüber, weise Voraussicht dem Hunger in der schlechten Jahreszeit gegenüber, und jedes Plus dieser Eigenschaften wird Dem, der es besaß, die Aussicht am Leben zu bleiben und Nachkommen zu hinterlassen, erhöht haben. Dadurch aber mußten diese guten Eigenschaften im Laufe der Generationen sich langsam steigern, das Durchschnittsmaß von Intelligenz mußte zunehmen, und zwar so lange, als es noch den Ausschlag gab über Leben und Tod, oder genauer darüber, wer Nachkommen hinterlassen sollte und wer nicht.

Es liegt auch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese äußerst langsame Steigerung des Intellectes der menschlichen Rassen nicht auch noch heute fort-

dauern sollte. Es ließe sich wenigstens schwerlich etwas Entscheidendes gegen eine solche Annahme vorbringen. Man wird zugeben müssen, daß in jeder Berufsart des vielgestaltigen heutigen Culturlebens der Klügere — unter sonst gleichen Umständen — mehr Aussicht auf Gründung einer Familie hat als der minder Begabte. Wenn dies aber auch nur in einem sehr allgemeinen Sinn richtig ist, nämlich nur im statistischen Sinn, d. h. bei Vergleichung einer großen Zahl von Fällen, so muß auch heute noch die geistige Kraft des Menschen in einer, wenn auch ungemein langsamen Steigerung begriffen sein. Daß wir in der Geschichte davon nichts bemerken können, z. B. nicht durch Vergleichung der alten griechischen und römischen Dichter, Philosophen und Naturforscher mit denen unserer Zeiten beweist schon deshalb nichts dagegen, weil wir, d. h. die leitenden Culturvölker von heute, nicht von den alten Griechen abstammen. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes bewegt sich nicht in gerader Linie, sondern in einer vielfach gebrochenen. Die geistigen Errungenschaften der alten Griechen wurden nicht von ihren Nachkommen weiter geführt, sondern von der romanisch-germanischen Völkergruppe, welche eben nur ihre Geistesproducte, nicht aber ihre Geisteskräfte von ihnen übernehmen konnte. Uebrigens wäre eine Steigerung der Intelligenz des Menschengeschlechtes auch noch in einem anderen Sinne denkbar als in dem einer absoluten Erhebung der äußersten Spitzen menschlicher Intelligenz, nämlich in dem einer bloßen Erhebung der Durchschnittsintelligenz.

Doch davon soll hier nicht weiter die Rede sein; es kam mir nur darauf an, zu zeigen, daß jedenfalls Tausende und aber Tausende von Generationen hindurch sich die menschliche Intelligenz durch Selectionsprocesse gesteigert haben muß. Das ist wohl schwerlich zu bezweifeln.

Zu einem ganz anderen Resultate kommt man, wenn gefragt wird, ob denn nun alle geistigen Anlagen und Fähigkeiten des Culturmenschen auf diesem Wege entstanden gedacht werden können, ob das musikalische, künstlerische, dichterische, mathematische Talent in Selectionsprocessen dieser Art seinen Grund haben kann. Offenbar ist dies nicht der Fall. Im Kampfe ums Dasein können diese Geistesgaben wohl hier und da einmal nützlich und vielleicht auch ausschlaggebend gewesen sein, aber in den meisten Fällen sind sie es nicht, und es wird wohl Niemand behaupten wollen, daß dichterische oder musikalische Begabung eine besonders starke Aussicht auf Gründung einer Familie geben; heute vielleicht noch eher als zu Zeiten Schiller's, Haydn's oder Mozart's oder gar als in früheren Zeiten. Aber auch heute noch hat der praktisch kluge Kopf weit größere Aussicht auf materielles Vorwärtskommen als der nach irgend einer idealen Richtung hin besonders Begabte. Das Musiktalent des Menschen und ebenso die Anlage zur bildenden Kunst, zur Poesie und Mathematik ist keine die Erhaltung der Art begünstigende Eigenschaft, sie kann sich also auch nicht durch Naturzüchtung gebildet haben.

Aber beruht vielleicht die Ausbildung des Musiksinnes beim Menschen auf sexueller Selection, ähnlich wie bei jenen vorhin besprochenen Insecten oder wie bei den Singvögeln? Darwin war in der That dieser Ansicht, er führte den primitiven Gesang des Urmenschen auf Liebeswerbung zurück. Ich zweifle,

ob man ihm darin ganz beistimmen darf und werde später noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen. Aber sei es selbst; lassen wir bei der ersten Entstehung menschlichen Gesanges sexuelle Selection die entscheidende Rolle gespielt haben, so scheint damit doch zur Erklärung der Entstehung der Musik nicht viel gewonnen, weil dasselbe Princip doch unmöglich im Stande wäre, die ungeheuere Steigerung der Musikanlage zu erklären, welche seit jenen ältesten Tagen des Urmenschen eingetreten sein müßte, falls wirklich damals zuerst die Grundlage des Musiksinnes gelegt worden wäre.

Eine derartige Steigerung des Musiksinnes scheint ja überhaupt nicht zu bezweifeln, wenn man auch vom Urmenschen absieht und nur das ins Auge faßt, was wir heute von Musik thatsächlich vor uns haben; wenn man einerseits an die ungemein einfachen Anfänge von Musik denkt, wie sie die heutigen Naturvölker besitzen, und andererseits an die höchsten Blüthen unserer eigenen Musik.

Zur Zeit ihrer Entdeckung durch die Europäer hatten alle Bewohner der verschiedenen Inselgruppen des stillen Oceans bereits eine Art von Musik. Der Gesang der Neuseeländer machte auf Cook einen feierlichen Eindruck, auch der Gesang auf Hawaii und Tahiti berührte Chamisso in einer durchaus angenehmen Weise, obgleich dabei häufig ein Orchester aus Lärminstrumenten mitwirkte, nämlich aus Trommeln, hohlen Rohren, die mit Gewalt auf den Boden aufgestoßen, und Holzstecken, die gegeneinander geschlagen wurden. Die eigentliche Musik dabei bewegte sich zwischen wenigen Tönen, e—g, oder wie in Tahiti zwischen vier Tönen, c—f, wobei aber stets nicht nur halbe, sondern auch Vierteltöne mitspielten. Der Gesang war rein, und wenn ihrer Hundert zusammensangen, klang es „wie eine Stimme". Trotz des geringen Umfanges ihrer Tonleiter hatten sie doch eine ziemliche Auswahl verschiedener, immer einförmiger und ins Unendliche sich wiederholender Melodien oder Motive, und zwar andere für die Arbeit, andere für das Rudern, für den Tanz, für den Auszug zum Krieg, für die Todtenklage.

Diese Polynesier sind nun nicht etwa Völker, die auf sehr niederer Culturstufe stehen. Das beweist schon allein ihre Poesie, die voll von Empfindung und schönen Gleichnissen ist. So wird auch ihre Musik sicherlich nicht in dem Sinne eine primitive genannt werden dürfen, daß damit etwa die unterste Stufe menschlicher Musik bezeichnet würde.

Und dennoch welch' ein enormer Unterschied, wenn wir dem gegenüber an eines der großen Musikstücke unserer Zeit denken, an die Bach'sche Passionsmusik in aller ihrer Herrlichkeit und Tiefe, an die G-moll-Symphonie von Mozart oder an eine der neun Beethoven'schen Offenbarungen. Fast möchte man das Wort „Musik" für jene primitiven Tonfolgen der „Wilden" gar nicht mehr anwenden, so ungeheuer erscheint der Abstand zwischen beiden. Dennoch muß sich unsere Musik aus solchen Anfängen heraus entwickelt haben — es gibt keinen anderen Weg. In der That finden wir ja auch bei beiden dieselben Elemente. Reine Töne verschiedener Höhe, durch bestimmte Intervalle getrennt und verschieden lang anhaltend, d. h. rhythmisch gegliedert. Daraus erhalten wir das musikalische Motiv, die Melodie, die Grundlage aller Musik. Die Musik

erscheint aber auch auf dieser niederen Stufe schon bis zu gewissem Grade als Ausdruck der Gemüthsbewegung. Die Todtenklage klingt anders als der Kriegsgesang oder die Freudenfestgesänge. Das ist freilich noch weit entfernt von der wunderbaren Feinheit, mit welcher unsere Musik die ganze Tonleiter menschlicher Stimmungen nicht bloß zu *erregen* im Stande ist, mit welcher sie vielmehr dieselben auch *darstellt*, wie eine Zeichnung Formen darstellt, und zwar mit so feiner Nüancirung, daß auch die Sprache längst nicht im Stande ist, dagegen aufzukommen.

Wenn wir auch zunächst gänzlich absehen von den hochbegabten Geistern, welche diese Musik geschaffen haben, und uns nur an Diejenigen halten, welche sich an ihr erfreuen, so liegt es doch auf der Hand, daß auch zum bloßen Verständniß, d. h. zum vollen Genuß eines unserer Tonstücke ein weit höher entwickelter Musiksinn gehört als zum Verständniß des einförmigen Singsangs eines Negerstammes, ja auch als zum Verständniß einer chinesischen einfachen Melodie, oder einer der Octavenmelodien, welche bei den alten Griechen eine so wesentliche Rolle spielten. Um in einer Beethoven'schen Symphonie oder der Bach'schen H-moll-Messe mehr als ein bloßes Tongewirr, ein brausendes an- und abschwellendes Tonmeer zu hören, dazu bedarf es eines hoch entwickelten musikalischen Verständnisses.

Dem gegenüber erscheint es fast unvermeidlich, anzunehmen, daß sich die Anlage zur Musik, das Musiktalent des Menschen allmälig gesteigert habe, von der Culturstufe der Polynesier her bis zu uns herauf; ja, wenn wir vorläufig einmal bei der *Darwin*'schen Hypothese von dem Ursprung menschlicher Musik stehen bleiben wollen, müßte wohl die Steigerung des Musiksinnes von der Stufe der heutigen Naturvölker bis zu uns herauf eine wesentlich stärkere gewesen sein als diejenige vom Urmenschen bis zu den heutigen Naturvölkern — wenigstens ist die Steigerung der Musik selbst in dieser zweiten Entwicklungsperiode sicherlich eine ungemein viel größere als sie in der ersten Periode stattgefunden haben kann.

So werden wir wieder auf die vorhin aufgeworfene Frage zurückgeführt: *wie, durch welche treibende Kräfte kann diese Verfeinerung und Steigerung des Musiktalents hervorgerufen worden sein?*

Sexuelle Selection kann offenbar die Erklärung dafür nicht liefern, möchte sie auch an der ersten Entstehung des primitiven Gesanges des Urmenschen Antheil gehabt haben. Nicht nur heute, sondern schon seit undenklichen Zeiten wird die Wahl des Mannes sowohl als des Weibes wesentlich durch andere Momente bestimmt als durch musikalische Begabung, nämlich durch Jugend, Schönheit, Kraft, nicht zum mindesten auch durch geistige Eigenschaften, ganz abgesehen von den Motiven äußerlicher Art, die stets mit hereinspielen. Niemand wird behaupten wollen, daß Menschen ohne Singstimme und ohne bemerkenswerthe musikalische Begabung zu unseren Zeiten oder auch in früheren uns zugänglichen Perioden der menschlichen Geschichte nothwendig oder auch nur häufig von den Frauen verschmäht geblieben wären. Wir wissen im Gegentheil, daß dieselben ohne Schwierigkeit ihre unmusikalischen — und nicht selten sogar auch ihre musikalischen Partner finden. Damit ist aber die Möglichkeit einer Steigerung der Musikanlage durch sexuelle Selection geradezu ausgeschlossen.

Gewiß werden Viele mir hier folgenden Einwurf machen: könnte denn die Sache nicht ganz einfach sich so verhalten haben, daß das Musikvermögen in dem Maße zunahm als es geübt wurde? Wir wissen doch, daß durch viele Uebung ein jedes Organ vervollkommnet und in seiner Leistungsfähigkeit gesteigert wird. Wenn wir uns nur erinnern, von welch' wunderbarer Feinheit das Tastvermögen in den Fingerspitzen eines Blinden wird, der das Auge durch den Tastsinn sich zu ersetzen sucht, so können wir daran nicht zweifeln. Warum sollte also nicht die Musikanlage des Menschen im Laufe ungezählter Generationen sich gesteigert haben, wenn in jeder derselben stets wieder von Neuem das Ohr und der Geist im Hören und Produciren von Musik geübt wurde? Und das war doch wirklich der Fall; denn, so viel wir wissen, haben beinahe alle Naturvölker irgend eine Art der musikalischen Aeußerung, nicht nur die Polynesier, sondern auch alle Amerikaner, Neger und Asiaten.

Gewiß wäre dies eine sehr einfache Erklärung, die wir nicht nur hier, sondern auch auf vielen anderen Gebieten mit Erfolg anwenden könnten, wenn wir nur glauben dürften, daß sie richtig wäre. Man hat sie allerdings bis in unsere Tage hinein wirklich für richtig gehalten, und Viele thun es heute noch; allein sie macht eine Voraussetzung, die wir nach genauerer Prüfung für unzulässig halten müssen; sie setzt voraus, daß Veränderungen, die durch Uebung eines Organes im Laufe eines Einzellebens an diesem entstanden sind, *sich auf die Nachkommen vererben können*. Nur wenn wir diese Annahme machen, kann eine Steigerung des betreffenden Organes im Laufe der Generationen eintreten; wenn aber die Steigerung, welche durch Uebung im Einzelleben erreicht wurde, nicht auf die Nachkommen vererbt werden kann, dann fängt der Steigerungsvorgang bei den Nachkommen genau wieder auf derselben Stufe an, auf welcher er bei den Eltern angefangen hat, dann kann diese Steigerung also immer nur so weit reichen, als sie schon im ersten Vorfahren gereicht hat, mag die Uebung auch durch noch so viele Generationen hindurch fortgesetzt werden.

Diese Vervollkommnungsfähigkeit im Einzelleben ist aber engbegrenzt. Durch noch so viel Uebung kann der Athlet doch nie dahin kommen, eine Last von hundert oder auch nur von zwanzig Centnern zu heben, wenn er es vielleicht auch dazu bringt, deren drei oder vier zu bewältigen. Sein Sohn aber wird wieder von vorn anfangen müssen, wenn unsere Ansicht von der Vererbung richtig ist; denn er ererbt vom Vater im besten Falle nur die Anlagen, die dieser selbst mit auf die Welt gebracht hat, nicht aber eine Steigerung derselben. Er wird es also durch noch so viel Uebung seinerseits auch wieder nicht weiter bringen können als auf drei oder vier Centner!

Die Wissenschaft gelangt nun aber immer bestimmter zu der Ansicht, daß es durchaus keine Beweise für die bisher allgemeine Annahme gibt, nach welcher solche *erworbene* Abänderungen vererbt werden können. Man hat geglaubt, daß Verstümmelungen gelegentlich vererbt werden könnten; allein genaue Prüfung der dafür vorgebrachten Beweise hat ergeben, daß sie nicht stichhaltig sind, und neue Versuche mit Mäusen, denen die Schwänze abgeschnitten wurden, haben ergeben, daß demungeachtet alle Nachkommen wieder Schwänze besaßen, und zwar völlig normale und in vielen Hunderten von Fällen.

So lange nun nicht etwa auf irgend eine andere Weise gezeigt werden kann, daß dennoch die alte Annahme richtig ist, daß dennoch erworbene Eigenschaften vererbt werden können, dürfen wir dieselbe nicht mehr festhalten. Damit fällt aber ein sehr bequemes Erklärungsprincip, und wir müssen zusehen, ob und wie wir mit dem Verständniß der Erscheinungen ohne dasselbe fertig werden.

Wenn nun die Frage, welche hier zur Entscheidung vorgelegt wurde, die ist, wie die Steigerung des Musiksinnes beim Menschen möglich war, welche nothwendig scheint, damit derselbe sich von den niederen musikalischen Leistungen der Naturvölker bis zu unserer heutigen Musik emporschwingen konnte, so wird vor Allem die Fragestellung selbst zu prüfen und die Frage aufzuwerfen sein: *ob es denn überhaupt richtig ist, daß eine Steigerung der musikalischen Anlage des Menschen im Laufe der Jahrtausende eingetreten ist?* Das erscheint selbstverständlich, denn woher sollte die hochentwickelte Musik kommen, wenn nicht vorher das Organ dafür höher leistungsfähig geworden wäre?

Aber stellen wir uns einmal die umgekehrte Frage: *muß überall da, wo hohe Musikanlage vorhanden ist, auch hochentwickelte Musik sich vorfinden?* Setzen wir einmal den Fall, es würde unter und aus einem Naturvolk, etwa den Bewohnern der Samoainseln, zur Zeit wo sie von Europäern noch nicht beeinflußt waren, ein Kind geboren mit der hohen musikalischen Anlage eines Mozart, würde dasselbe dann nach seinem Heranwachsen Streichquartette und Symphonien componiren? Doch gewiß nicht! Wenn die Samoaner zu der betreffenden Zeit schon Lieder besessen hätten, wie sie dieselben heute besitzen, so würde der Samoaner Mozart dieselben bald alle auswendig gewußt und würde dazu noch neue ersonnen haben. Wer weiß, vielleicht würde er, als ein so einziges enormes Musikgenie sogar eine große musikalische Reform hervorgerufen, eine neue wesentliche Erfindung gemacht haben, die die Musik der Samoaner auf eine höhere Stufe hob, aber bis zur heutigen Symphonie würde er sie nicht gesteigert haben, denn dazu hätte er erst die Notenschrift erfinden, die Stufe der polyphonen Musik erklimmen und durcharbeiten müssen, um endlich an die Anfänge der harmonischen Musik zu gelangen, zu welcher die Symphonie gehört. Der größte Fortschritt, den er etwa hätte einleiten können, wäre die Ausdehnung der Tonleiter — wenn wir so sagen dürfen — von drei oder vier ganzen Tönen auf sieben gewesen und damit in Zusammenhang die Einführung reicher gegliederter Melodien; oder wenn wir sehr hoch greifen wollen: die Erfindung der zweistimmigen Musik, einer Erfindung, die bekanntlich von der Menschheit erst ungemein spät gemacht wurde, nämlich erst zur Zeit der Troubadours.

Der Samoaner Mozart hätte ebenso wenig Symphonien componiren können, als einer der großen Naturforscher des Alterthumes, etwa Archimedes, eine dynamo-elektrische Maschine hätte erfinden können, wie wir sie heute zur Kraftübertragung oder zum elektrischen Licht anwenden. Dazu hätte es für ihn eines so weiten Weges von Erfindungen und Entdeckungen bedurft, wie er auch von dem größten Genius in *einem* Leben nicht geleistet werden kann. Denn im Alterthum wußte man von der Kraft, welche wir Elektricität nennen, noch nichts, als daß Bernstein, Elektron, wenn er gerieben wird, Papierschnitzel anzieht. Erst viele andere physikalische Entdeckungen mußten vorhergehen, ehe man durch *Gray*,

Dufay, Kleist, Franklin und Andere etwas mehr davon erfuhr; Galvani und Volta mußten erst den elektrischen Strom, Oerstedt den Elektromagnetismus entdeckt, Seebeck, Ampère und Faraday darauf wieder weitere Entdeckungen gegründet haben, ehe man auf den Gedanken kommen konnte, einen festen Elektromagneten so zu construiren, daß er auf eine rotirende Drahtspirale induzirend wirken mußte. Ebenso mußten die meisten der eben genannten Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricitätslehre erst gemacht sein, ehe zuerst Sömmering und dann Gauß und Weber ihre Entdeckungen des Zeichengebens auf die Ferne mittelst des elektrischen Stromes machen konnten, und wiederum mußte auch dann noch eine ganze Reihe sich immer mehr verbessernder praktischer Telegraphenerfindungen vorhergegangen sein, ehe der Hughes'sche Typendruck-Apparat erfunden werden konnte. Eines baut sich auf dem Anderen auf, und die Geschichte der Musik ist ebenso gut eine Geschichte der Erfindungen, wie die des elektrischen Telegraphen.

In der Musik konnte also auch das größte Genie unmöglich von der einfachen Melodie direct zur Symphonie übergehen.

Man wird fragen, was ich damit eigentlich sagen will? Ich möchte damit die Frage nahe legen, ob es denn so durchaus gewiß ist, daß nicht schon in sehr alter Zeit der Menschheit Mozarts gelebt haben könnten? Mit anderen Worten, ob das, was wir erklären wollten, die vorausgesetzte Steigerung der musikalischen Anlage im Laufe der Culturgeschichte wirklich auch stattgefunden hat; ob nicht etwa die Anlage von vornherein dem Menschen inne wohnte und nur ihre Aeußerung, d. h. die Musik selbst, welche aus dieser Anlage hervorging, sich gesteigert und immer höher entwickelt hat.

Die Frage erscheint auf den ersten Blick vielleicht sehr sonderbar; allein ich glaube, sie ist vollkommen berechtigt, ja ich bin sogar der Ansicht, daß der in ihr enthaltene Gedanke richtig ist. Es wurde gezeigt, daß man allein daraus, daß bei den Naturvölkern noch keine Symphonien komponirt werden, durchaus nicht den Schluß ziehen darf, daß nicht dennoch Mozarts unter ihnen sein könnten. Oder, wenn wir es konkreter ausdrücken wollen: daraus, daß Naturvölker noch keine hochentwickelte Musik besitzen, darf nicht ohne Weiteres geschlossen werden, daß sie auch keine hohe musikalische Anlage besitzen; diese könnte sehr wohl trotzdem vorhanden sein, würde sich aber wegen der niederen Stufe, auf welcher sich die Musik bei ihnen noch befindet, nicht in auffallender Weise geltend machen können.

Es scheinen mir nun zahlreiche Thatsachen dafür zu sprechen, daß sich dies wirklich so verhält; daß somit auch die hohe musikalische Anlage, welche wir Culturmenschen heute mehr oder weniger besitzen, nicht auf einer allmäligen Steigerung des Musiksinnes der Menschheit beruht, daß wir somit gar nicht in die Verlegenheit kommen, diese Steigerung erklären zu müssen. Sie existirt überhaupt nicht, wenigstens nicht als ein selbständig entstandenes und gesteigertes Vermögen; der Musiksinn ist vielmehr ein uralter Besitz des Menschen, welcher zunächst auf seinem hochentwickelten Gehörorgan beruht, wie ihm dies schon von seinen thierischen Vorfahren her übertragen worden und mindestens seit der Stufe der niedrigsten heute lebenden Naturvölker

keine Steigerung mehr erfahren hat. Wir können bestimmte Beweise dafür beibringen, daß bei Naturvölkern eine Musikanlage vorkommt, die derselben Ausbildung fähig ist, wie unsere eigene, die also als gleich stark mit dieser angesehen werden muß und die nur deshalb für gewöhnlich unerkennbar bleibt, weil ihr nicht dieselbe Uebung im Einzelleben zu Theil wird wie bei uns.

Die Neger stehen gewiß auf keiner hohen Stufe der Cultur. Ihre gänzliche Nichtschätzung des Menschenlebens, wie sie sich in den scheußlichen Schlächtereien des Königs von Dahomey und anderer Häuptlinge ausspricht, ihre Knechtung und Mißhandlung der Frauen, ihr Mangel eigentlichen Familienlebens sprechen dies deutlich aus — aber trotzdem ist es wiederholt vorgekommen, daß Einzelne unter ihnen sich zum vollen Verständniß unserer höchsten Musik emporschwangen.

Brindis y Salas, ein Neger aus Cuba, der als Geigenvirtuose Amerika und Europa durchzog, ist dafür ein genau gekannter Beleg. Er besaß keineswegs etwa bloß technische Begabung, verbunden mit feinem Gehör, sondern, wie ich von einem angesehenen Musiker[1]) höre, „vortreffliche musikalische Begabung". Sein Spiel war „das eines Künstlers". Er muß also einen angeborenen Musiksinn besessen haben, der an Höhe der Anlage dem unserer besten ausübenden Musiker gleich war. Man kann nicht etwa einwerfen, daß er von Eltern abstammte, die schon seit einigen Jahrhunderten unter europäischem Einfluß gelebt hatten; denn erstens wäre diese Zeit für die Steigerung eines Gehirntheils durch vererbte Uebung viel zu kurz, und dann ist der Grad europäischer Musik, der bis zu den Plantagenegern von Cuba hindurchdringt, gewiß kein hoher.

Ein weiteres Beispiel bilden die sogenannten „Jubiläumssänger", eine Gesellschaft echter Neger, Männer und Frauen, welche im Jahre 1887 Europa in Staunen versetzte durch ihre „höchst merkwürdigen Leistungen im vierstimmigen Gesang." Nach dem Urtheil desselben Musikers ließen ihre Vorträge keinen Zweifel über „die Begabung der Rasse für unsere Musik".

Wir finden aber auch unter uns zahlreiche Belege dafür, daß die Musikanlage sich nicht etwa durch Uebung im Laufe des Culturlebens gesteigert hat. Wäre dies der Fall, so dürften hochbegabte Musiker niemals aus Familien erstanden sein, welche fern von dem großen Musikleben ihrer Zeit standen, welche in einer Umgebung lebten, in der man höchstens das Volkslied mit Guitarre- oder Zitherbegleitung hörte. Gar nicht selten aber sind Menschen mit hochentwickeltem Musiksinn aus solchen Kreisen hervorgegangen, ja sogar berühmte Componisten. Martin Luther, der bekanntlich selbst Musik setzte, war der Sohn eines armen Bergmannes, Palestrina der Sohn „einfacher Landleute", Jakob Callwitz, ein Componist des 16. Jahrhunderts, war der Sohn eines Tagelöhners und Joseph Fux, ein Componist des 17. Jahrhunderts, der Sohn eines Steiermärker Bauern; Cimarosa war der Sohn einer Wäscherin bei Neapel, Johann Gottlieb Naumann, ein berühmter Tonsetzer des 18. Jahrhunderts, stammte von Bauern ab, ebenso Joachim Quanz. Der älteste bekannte Stammvater der Familie Bach ward 1550 auf dem Lande in der Um-

[1]) Durch eine mir freundlichst zur Verfügung gestellte briefliche Aeußerung des Herrn Otto Leßmann in Berlin, Redacteur der „Allgemeinen Musikzeitung".

gebung von Gotha geboren und lebte als Müller in seinem Geburtsdorfe Wechmar bis an sein Ende. Joseph Haydn ist ebenfalls im Dorfe geboren als Sohn eines armen Stellmachers (Wagners).

Mit allen diesen Beispielen soll natürlich nicht etwa gesagt sein, daß diese Musikgenien plötzlich und unvorbereitet aus der Erde gesprungen seien. Ganz im Gegentheil möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, daß wir z. B. bei Haydn bestimmt wissen, daß schon seine beiden Eltern musikalisch waren. Sie sangen, wenn sie von der Arbeit ausruhten, und der Vater spielte die Harfe dazu. Auch der ebengenannte Ahnherr der Familie Bach spielte viel auf einem Cythringen, einem guitarrenartigen Instrument, das er von seinen Wanderjahren mit in seine Mühle gebracht hatte, und „das ist gleichsam der Anfang zur Musik bei seinen Nachkommen gewesen," sagt Sebastian Bach von ihm. Die Kunstmusik ihrer Zeit hat also keinen Einfluß auf den Musiksinn dieser Vorfahren zweier unserer großen Musiker gehabt; das Talent war da und zeigte sich in den Nachkommen wieder, bald gesteigert, bald auf niederer Stufe.

Wollte man aber etwa daraus einen Einwurf gegen diesen Schluß hernehmen, daß doch am Ende nur recht wenige von den zahlreichen Musikern der letzten Jahrhunderte aus den niederen Schichten des Volkes hervorgegangen sind, so würde man damit sehr fehl gehen. Denn zum großen Musiker gehört eben nicht bloß das große Talent, sondern auch die Anregung und die seiner Zeit entsprechende Ausbildung. Wenn wir vorhin von dem angenommenen Samoaner Mozart als denkbar höchste Leistung die Erfindung des zweistimmigen Gesanges annahmen, so dürfen wir auch mit Bestimmtheit behaupten, daß Joseph Haydn bei den Volksliedern und der Harfe seines Vaters geblieben wäre, hätte es nicht der Zufall mit sich gebracht, daß er Chorknabe in dem Städtchen Hainburg geworden und dann später in die Musikschule des Domcapellmeisters Reutter zu Wien gekommen wäre. Der Musiksinn war bei ihm in hoher Ausbildung vorhanden, wäre er aber nicht weiter entwickelt worden, so würde er aus eigener Kraft unmöglich die ganze Entwicklung der modernen Musik vom Volkslied, der Stufe der Musik seiner Eltern, bis zum Oratorium und dem Streichquartett allein haben zurücklegen können. Gerade solche Fälle wie Haydn sind ein interessanter Beweis dafür, daß mindestens ein großer Theil der Entwicklung der modernen Musik im Einzelleben durchlaufen werden kann, wenn auch sämmtliche Vorfahren den höheren Stufen der Musik noch gänzlich fremd waren, so daß also nicht die Rede davon sein kann, ihr Musiksinn sei durch das Hören höherer Musik gesteigert worden. Der Musiksinn ist offenbar im menschlichen Gehirn enthalten, unabhängig davon, wie weit er von den Vorfahren geübt und benutzt worden ist; er kann der Anlage nach schwächer oder stärker vorhanden sein, aber auch die stärkste Anlage desselben befähigt ihn nicht, aus sich heraus die Höhen der Musik seiner Zeit zu erklimmen, er muß vielmehr durch Unterricht auf dieselben emporgehoben werden. Daß dies aber möglich ist, daß nicht nur der Sohn eines deutschen Bauerngeschlechtes, sondern sogar der Sprößling eines Naturvolkes dazu fähig ist, das beweist eben, wie mir scheint, daß der Musiksinn selbst, wie er jetzt vorliegt, im Wesentlichen schon seit undenklichen Zeiten dem Menschen inne wohnt, und daß er durch die Entwicklung der Musik, also durch

Uebung, nicht gesteigert worden ist. Nichtsdestoweniger gelangt er beim hochcivilisirten Menschen zu stärkerer Geltung, wie wir später noch sehen werden.

Es wurde gezeigt, daß das musikalische Talent in jeder Volksschicht enthalten ist. Dennoch kann man nachweisen, daß aus den höheren Schichten ungleich viel mehr Musiker von Namen hervorgegangen sind, als aus den niederen — sehr begreiflicher Weise; denn ohne frühe Anregung und ohne andauernde Gelegenheit, höhere Musik zu hören und darin unterrichtet zu werden, muß auch das größte Musikgenie unentwickelt, man könnte sagen *latent* bleiben.

Dafür lassen sich viele Thatsachen anführen. So sind von sechzehn namhaften Musikern Deutschlands aus dem 16. und 17. Jahrhundert nicht weniger als acht Söhne von Organisten; die übrigen sind Bauern- oder Tagelöhnersöhne, welche aber fast alle in ihrem Knabenalter dem Kirchenchor als Sänger angehört haben. Ferner sind siebenundzwanzig unserer größten deutschen und italienischen Tonsetzer des 18. und 19. Jahrhunderts die Söhne von Musikern gewesen, darunter *Mozart*, *Beethoven*, *Weber*, *Hummel*, *Cramer*, *Abt Vogler*, *Hasse*, *Johannes Brahms*, *Robert Volkmann*, *Czerny*, *Karl Reineke*, *Cherubini*, *Bellini*, *Rossini*, *Antonio Lotti* und *Scarlatti*. Natürlich ist in allen diesen Fällen auch der hochentwickelte Musiksinn vom Vater auf den Sohn vererbt worden; daß sich aber das Talent des Sohnes stärker entfaltete als das des Vaters, liegt daran, daß es schon von frühester Jugend an geübt und entwickelt wurde, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es nicht von Anfang an auch schon ein größeres gewesen sein könne oder sogar *müsse*. Aber diese höhere Potenz des angeborenen Talentes beruht nicht etwa darauf, daß das geringere des Vaters ein ganzes Leben hindurch geübt wurde. Wäre der Erfolg der von Vielen noch immer angenommenen Vererbung durch Uebung erworbener Vervollkommnung ein so prompter, dann würden wir ihn auf zahlreichen Gebieten ohne Schwierigkeit nachweisen können — ein Nachweis, der doch bis jetzt noch in keinem Falle gelungen ist.

Man wird aber fragen, woher denn die Potenzirung des musikalischen Talents rührte, wie sie etwa bei Mozart und Beethoven gegenüber der Begabung ihrer Väter eintrat? Darauf kann ich denn freilich einen förmlichen Nachweis nicht liefern; ich könnte aber vielleicht mit der Gegenfrage antworten, woher denn die hohe poetische Begabung eines Goethe stammte, dessen Vater nichts weniger als dichterisch beanlagt war, wenn auch die Mutter, ohne selbst je gedichtet zu haben, doch in ihrem ganzen Wesen deutliche Begabung nach dieser Richtung erkennen ließ? Wie konnte hier die dichterische Anlage der Mutter, die doch niemals geübt worden war, im Sohne eine so hohe Stufe erreichen? Wir dürfen eben nicht vergessen, daß dichterisches Talent keine einfache, sondern eine sehr zusammengesetzte Kraft ist, aus einer glücklichen Vereinigung mannigfacher Geistes- und Gemüthsanlagen zusammengesetzt, die bei Goethe nach seiner eigenen Andeutung theils vom Vater, theils von der Mutter herrührten. „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zum Fabuliren" u. s. w. — So denke ich mir auch den musikalischen Genius eines *Mozart* nicht als eine einfache, sondern als eine sehr zusammengesetzte Kraft, etwa aus dem feinen Gehör des Vaters, seiner Willenskraft und

seinem Thätigkeitstrieb einerseits und dem heitern, lebensfrohen Sinn, der Feinfühligkeit und Weichheit der Mutter andererseits zusammengesetzt. Daraus mag denn jene unendliche Beweglichkeit des Geistes hervorgegangen sein, deren unermüdliches und gleichsam spielendes Schaffen immer wieder zu neuen Combinationen der zu musikalischen Motiven umgeprägten Stimmungen führte. Ein Psychologe würde uns gewiß noch weit tiefer in die Zusammensetzung dieses wunderbaren Geistes einführen können; ich möchte mich daran nicht wagen und habe nur zeigen wollen, daß die Steigerung des Musiksinnes, welche scheinbar vom Vater auf den Sohn hier und in so manchen anderen Fällen eingetreten ist, noch in ganz anderer Weise erklärt werden kann, als durch die unerwiesene Annahme einer vererbten Uebung. Wenn selbst der reine Musiksinn unverändert, d. h. ohne Steigerung vom Vater auf den Sohn übergeht, so kann dennoch eine bedeutende Steigerung musikalischer Erfindungs- und Schaffenskraft im Sohne dadurch zu Stande kommen, daß in ihm andere, von mütterlicher Seite stammende Geistesgaben mit dem vom Vater ererbten reinen Musiksinn zusammentreffen, die diesem zu einer ungleich höheren Aeußerung verhelfen. Es gibt viele sehr musikalische Menschen, die aber selbst nichts Neues erfinden können; sogar ungewöhnliche musikalische Begabung kann vorhanden sein und dennoch eine förmliche Unfähigkeit, selbst wirklich neue musikalische Gedanken zu erzeugen — Beispiele liegen nahe. Wenn nun aber in dem Nachkommen einer solchen Persönlichkeit diese hohe receptive Musikbegabung mit einer, etwa von mütterlicher Seite herstammenden hohen Beweglichkeit des Geistes und Gemüthes verbunden wird, einer solchen, wie sie zu immer neuen Gedankencombinationen führen muß, so wird sich diese Gabe, neue Gedanken hervorzubringen, des Musiksinns bemächtigen und die wechselnden Einfälle, welche bei der Mutter vielleicht ganz anderer Art waren, werden bei dem Sohne musikalische Einfälle werden. Der Musiksinn allein macht noch nicht den Tondichter aus, sondern erst seine Verbindung mit Erfindungsgabe. Auf einer neuen Combination der geistigen Kräfte im Sohn beruht meiner Ansicht nach die Steigerung des musikalischen Genies von Vater zu Sohn, mit der natürlich zugleich auch noch eine Steigerung der Feinheit des reinen *Musikgehörs* verbunden sein kann, da jede Eigenschaft variirt und im Nachkommen schwächer oder stärker aufzutreten vermag, als sie beim Vorfahr vorhanden war.

Wir sind ganz von unserem Beweis abgekommen, daß *äußere Anregung zur Entfaltung eines vorhandenen Musiksinnes nothwendig ist.* Zwei Thatsachen möchte ich dafür noch anführen. Erstens die, daß im 19. Jahrhundert fast *alle namhafteren Tonsetzer, Sänger und Sängerinnen aus den großen Städten herstammen*, also dort geboren oder doch aufgewachsen sind, wo ihnen von früh an vielfache musikalische Anregung zu Teil werden konnte. Ich habe mir achtundneunzig solcher Fälle verzeichnet. Die zweite Thatsache liegt darin, daß erst in diesem Jahrhundert die Juden angefangen haben, Theil an der musikalischen Entwicklung zu nehmen; erst in *diesem Jahrhundert treten Componisten jüdischer Herkunft auf*, darunter gleich große Namen wie *Meyerbeer, Mendelssohn, Halevy, Rubinstein, Moscheles, Felicien David* und Andere. Offenbar hängt dies eng zusammen mit der Juden-Emancipation, die ihnen erst die Gelegenheit gab, den

ihnen reichlich von der Natur zugetheilten Musiksinn zur Entfaltung zu bringen. Es liegt darin zugleich noch ein weiterer Beweis, daß der Musiksinn der modernen Völker nicht durch die Uebung desselben in den vorangegangenen Jahrhunderten gesteigert worden sein kann; denn die Juden hatten solange keine musikalische Uebung, als die höhere Musik noch wesentlich mit dem christlichen Kultus verknüpft war; die Einführung der Musik in den jüdischen Cultus ist aber eine ganz moderne Einrichtung. In der ganzen Reihe der achtzehn Jahrhunderte, welche dem unserigen vorhergingen, spielte die Musik keine Rolle im Leben der Juden, und dennoch ist bei ihnen ein hoher Grad von Musiksinn weit verbreitet; dennoch waren sie, sobald sie sich überhaupt der Ausbildung ihres Talentes widmeten, sofort im Stande, sich nicht nur auf die Höhe der modernen Musik emporzuschwingen, sondern auch selbst zur Weiterentwicklung der Kunst beizutragen. Das ist gewiß ein starker Beweis dafür, daß der Musiksinn seit Urzeiten im Menschen — wenigstens doch in den meisten Menschenrassen — verborgen liegt und zu jeder Zeit geweckt und auf jede Höhe gehoben werden kann.

Wenn nun aber das geistige Instrument, mit dem wir unsere Musik machen — ich meine erfinden und genießen — schon seit aller Zeit gegeben war, warum hat der Mensch nicht schon zur Zeit der Pharaone Symphonien aufgeführt oder Oratorien? Die Antwort darauf lautet selbstverständlich: *weil die Musik eine Erfindung ist*, die, wie wir schon oben berührt haben, nur sehr allmälig im Laufe der Jahrhunderte zu ihrer heutigen Höhe gelangen konnte, und damit haben wir den Punkt bezeichnet, der den tiefen Unterschied zwischen Mensch und Thier an seiner Wurzel aufdeckt: *der Mensch besitzt eine Tradition*, er vervollkommnet und steigert seine Leistungen dadurch, daß die Errungenschaften der einen Generation der folgenden mitgetheilt werden; das Thier entbehrt zwar dieser Möglichkeit, von früheren Geschlechtern zu lernen, in seinen höheren Formen nicht ganz, besitzt sie aber doch nur in einem ungleich geringeren Grade. Ein junger Edelfink, der einsam aufwächst, singt auch ungelehrt den Schlag seiner Art, aber niemals so schön und vollkommen, wie wenn ihm ein alter vorzüglicher Sänger als Lehrer beigegeben wird. Es herrscht also bei ihm auch eine Tradition; aber die Grundformen des Finkenschlags sind doch schon in seine Organisation übergegangen, sie sind ihm angeboren; er spricht die Sprache seiner Art, auch wenn sie ihn nicht gelehrt wird. Sexuelle Selection — so nehmen wir an — haben sie zu einem Bestandtheil seines Wesens gemacht.

Nicht so die Sprache des Menschen; sie liegt nicht als fertige Fähigkeit in seiner physischen Natur, vielmehr nur als eine mögliche Aeußerung derselben, die nur dann eintritt, wenn das Individuum in Verbindung bleibt mit denen, die vor ihm schon da waren, wenn ihm die Sprache gelehrt wird. Daher kann jedes menschliche Kind jede Sprache lernen; daher gibt es überhaupt keine einheitliche menschliche Sprache, sondern hunderte von Sprachen, deren jede ihre eigene Entwicklungsgeschichte, ihren Aufgang, Höhepunkt und Niedergang hat. Daher erscheint jede der verschiedenen Geistesäußerungen des Menschen gewissermaßen als ein vom einzelnen Menschen unabhängiges geistiges Wesen, das seine eigene Geschichte hat, so nicht nur die *Sprache*, sondern ebensosehr die *Künste* und die *Wissenschaften*. Sie alle würden nicht sein, besäße der Mensch nicht vor

den Thieren das voraus, sein geistiges Können den Nachkommen zu überliefern, so daß diese davon Vortheil ziehen, sich von Anfang an auf den vom früheren Geschlecht errungenen Standpunkt stellen und von diesem aus zu einem höheren emporstreben können.

Das ist nicht neu — gewiß nicht; man hat von jeher gesagt, der Hauptunterschied zwischen Mensch und Thier sei der, daß Ersterer geistig entwicklungsfähig sei, Letzteres nicht. Allein ich zweifle, ob man sich dabei des eigentlichen Unterschiedes immer ganz klar bewußt war. Er ist in dem eben ausgesprochenen Satz nicht völlig befriedigend ausgedrückt, wie schon daraus hervorgeht, daß nach unserem jetzigen Wissen auch das Thier entwicklungsfähig ist, wenn auch in einem ganz anderen Sinne. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die stete Umwandlung der Arten, wie sie in den vorausgegangenen Perioden unserer Erdgeschichte stattgefunden hat, auch heute noch stattfindet; daß auch heute noch Artumbildungen ihren langsamen, unmerklichen Fortgang nehmen, wo immer die Umstände dazu treiben. Aber solch' eine Entwicklung einer Thierart zu einer neuen — sei sie auch mit Vervollkommnung und Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit verbunden — ist doch ganz etwas Anderes, als das, was wir die Entwicklung des Menschengeschlechtes nennen.

Die Entwicklung einer Thierart wandelt dieselbe zu einer neuen um, sie verändert ihre physische Beschaffenheit, was man aber unter der „geistigen Entwicklung der Menschheit" gewöhnlich versteht, bedingt keineswegs immer auch eine physische Veränderung, wenn auch nur unseres Gehirns, sondern geschieht ganz unabhängig davon. Sie stellt eine Steigerung der geistigen Errungenschaften der Menschheit als eines Ganzen dar, die Entstehung von Cultur im weitesten Sinne und nach allen denkbaren Richtungen. Indem dem Menschen die Tradition zu Gebote steht, wird es ihm möglich, auf jedem Gebiete seiner Geistesthätigkeit die Geistesarbeit seiner Vorfahren da aufzunehmen, wo sie dieselbe gelassen haben und sie fortzuführen, um dann seinerseits wieder seinen Nachkommen das Ergebniß der Erfahrungen und Erkenntnisse des eigenen Lebens zu weiterer Fortführung zu hinterlassen. Am klarsten liegt das in der Geschichte der Wissenschaften vor, etwa in der der Naturwissenschaften, wo es sich um lange Reihen von Thatsachen und Erkenntnissen handelt, welche sehr allmälig im Laufe der Jahrhunderte menschlichen Culturlebens gesammelt, erworben und stets wieder auf die Nachkommen überliefert werden mußten, damit die heutige Stufe unseres Wissens erreicht werden konnte. Wer heute geboren wird, der wird durch einige kurze Lehrjahre auf diese Stufe mit leichter Mühe emporgehoben und kann dann von da aus — falls es ihm glückt — vielleicht selbst noch einen oder den anderen neuen Schritt weiter vorwärts machen.

Vielleicht ist gerade dieses Beispiel am geeignetsten, um das klar zu machen, worauf es mir hier in erster Linie ankam, nämlich zu zeigen, daß eine solche Entwicklung eines Geistesgebietes durchaus nicht nothwendig mit einer Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit des Einzelnen verbunden gedacht werden muß. Es gehört schwerlich mehr Beobachtungsgabe oder mehr Scharfsinn dazu, um mit dem Mikroskop den Entwicklungsgang eines Infusoriums zu beobachten, als zur Zeit des Aristoteles dazu gehörte, um mit

bloßem Auge und einfachen Zerlegungsinstrumenten den Bau eines Tintenfisches festzustellen. Wenn wir also heute schwierigere Aufgaben lösen, als im Beginne dieses Jahrhunderts oder gar zur Zeit des Aristoteles, so liegt dies nicht daran, daß das menschliche Gehirn seither an Fassungskraft gesteigert, die Feinheit der Beobachtungsgabe zugenommen hätte, sondern daran, daß die Vorfahren uns höhere Aufgaben zur Lösung vorbereitet und uns mit besseren Mitteln zu ihrer Untersuchung ausgerüstet haben. Die Entwicklung der Musik darf so wenig von einer Vervollkommnung und Steigerung unserer Musikanlage abgeleitet werden, als etwa die Ueberlegenheit der heutigen Claviervirtuosen über die zu Mozart's Zeit lebenden von einer seither eingetretenen Steigerung in der Geschicklichkeit der menschlichen Hand. Dieselben Hände, welche zu Bach's Zeiten ein nur sehr dürftiges und kahles Tongemälde auf dem Spinett hervorbringen konnten, würden, wenn sie einem Menschen unserer Zeit angehörten, auf einem Steinway- oder Bechstein-Flügel fast den Eindruck eines Orchesterstückes hervorzaubern können. Die Ursachen dieses enormen Unterschiedes sind mehrfache: einmal die seit jener Zeit allmälig zunehmende Vervollkommnung des Claviers, auch eine Wirkung der Tradition, welche es erlaubte, auf den Errungenschaften der früheren Generation weiter fortzubauen; dann die damit schritthaltende Entwicklung der Claviermusik und schließlich die enorme Steigerung der Claviertechnik, wie wir sie etwa durch die Namen Haydn, Mozart, Clementi, Hummel, Moscheles, Thalberg, Liszt bezeichnen können. Es wird Niemandem einfallen, diese Steigerung der Technik von einer Vervollkommnung der menschlichen Hand fürs Clavierspiel abzuleiten, die durch die Uebung mehrerer aufeinander folgender Generationen entstanden wäre. Das wäre schon deshalb undenkbar, weil glücklicherweise doch nicht alle Menschen Clavier spielen, weil man auch gewiß nicht von Allen, welche spielen, behaupten kann, sie seien Virtuosen, und weil ferner die Kinder von Virtuosen in den seltensten Fällen wieder Virtuosen werden. Liszt's Vater war Rechnungsoffiziant, und von allen Clavierspielern der Gegenwart wüßte ich nur Pauer in London zu nennen, dessen Sohn wieder Clavierspieler geworden ist. Offenbar beruht auch hier die Möglichkeit höherer Leistungen nicht auf höherer Anlage, sondern auf der Ueberlieferung einer höheren Technik, die den jungen Künstler von Anfang an in Stand setzt, seine Hand nach höheren technischen Zielen hin einzuüben.

Ganz ebenso aber verhält es sich, wie mir scheint, mit der Musik selbst, ja mit allen Künsten: das Instrument in unserer Seele, auf welchem wir Musik machen, sei es, daß wir sie selbst ausdenken oder das wir sie von außen empfangen, ist dem Menschen von Alters her gegeben und seither kaum vervollkommnet worden: allein er lernt es heute ausgiebiger benutzen, weil es von Anfang des Lebens an auf höhere Aufgaben eingeübt wird; innerhalb des Einzellebens aber ist der Musiksinn, wie jede Fähigkeit, einer weitgehenden Ausbildung durch Uebung fähig. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich als dreizehnjähriger Knabe zum ersten Mal eine Symphonie und zwar die Beethoven'sche Pastoralsymphonie hörte. Wie klar und einfach erscheint sie uns heute, wo wir so viel verwickeltere Orchesterwerke zu hören gewohnt sind. Mir imponirte auch damals schon das gewaltige Meer von Tönen

ungemein, und ich hörte mit dem größten Interesse zu, aber ich vermochte noch nicht, aus dem Gewirr der Töne stets die Motive zu sondern und Sinn und Verstand hineinzubringen. Erst die Uebung meines Musiksinnes durch öfteres Hören brachte dann die Fähigkeit, mehr und mehr auch das Einzelne aus dem Gesammteindruck herauszuhören und es in Verbindung zu setzen mit dem Schwall von nebenherlaufenden Tonwellen.

Wenn aber der Musiksinn sich auch im Allgemeinen nicht gesteigert hat im Laufe der Zeiten, so muß er doch einmal *entstanden* sein, und es fragt sich, ob und *wie* wir dies vom Standpunkte des Naturforschers aus erklären, wie wir uns *das Vorhandensein eines Musiksinnes überhaupt zurechtlegen können*.

Versuche in dieser Richtung sind schon mehrfach gemacht worden und nicht erst seit dem Durchdringen des Descendenz-Gedankens, sondern schon im vorigen Jahrhundert. Wie der scharfsinnige Tonpsychologe C. *Stumpf* neuerdings in Erinnerung gebracht hat, beschäftigte die Frage nach dem Ursprunge der Musik besonders in Frankreich die Geister um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr lebhaft. *Jean Jacques Rousseau* vertrat damals schon die Ansicht, nach welcher die Musik aus der Sprache, d. h. aus der erregten Rede entstanden ist, eine Meinung, die um dieselbe Zeit von *Scheibe* in Deutschland ausgesprochen wurde. Sie gerieth später wohl ganz in Vergessenheit, sonst hätte sie *Herbert Spencer* nicht von Neuem, und ohne Bezug auf seine Vorgänger zu nehmen, aufstellen und begründen können. Sie hat entschiedenen Widerspruch und eingehende Widerlegung gefunden und darf wohl heute als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Weniger bestimmt kann dies von *Darwin's* Meinung gesagt werden, der, im Gegensatz dazu, den Gesang des Menschen älter sein läßt als die Sprache und ihn durch sexuelle Züchtung entstanden denkt. Allein auch dagegen lassen sich gewichtige Einwürfe geltend machen und sind auch in der That von verschiedenen Seiten, so besonders von *Stumpf*, geltend gemacht worden. Immerhin muß man zugeben, daß es schwer oder, besser gesagt, für jetzt unmöglich ist, zu entscheiden, ob nicht sexuelle Züchtung irgend einen Antheil an der Entstehung des Gesanges beim Menschen gehabt hat. Allein wäre dies selbst der Fall gewesen, so folgte daraus noch keineswegs, daß auch der Musiksinn selbst auf diese Weise entstanden sein müßte; er könnte ja auch vorher schon dagewesen sein.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Gründe ausführlich entwickeln, welche mir gegen die Entstehung des Musiksinnes durch sexuelle Selection zu sprechen scheinen. Ein Theil derselben liegt in der bereits besprochenen Thatsache, daß eine Steigerung dieser geistigen Anlage seit der Stufe der Naturvölker nicht stattgefunden hat, ein anderer Theil in den gleich noch vorzubringenden Erwägungen. Mir scheint die Erklärung des Musiksinnes in einer ganz anderen Richtung gesucht werden zu müssen; ich glaube, er ist überhaupt nicht als etwas Selbständiges, gewissermaßen Beabsichtigtes entstanden, sondern *ist einfach ein Nebenproduct unseres Gehörorganes*. Dieses Letztere war nothwendig im Kampf ums Dasein und konnte deshalb durch Selectionsprocesse hervorgerufen und zur höchsten Vollkommenheit gesteigert werden. Eine Nebenleistung dieses Organes

aber ist, wie mir scheint, der Musiksinn, und zwar eine in gewissem Sinn „unbeabsichtigte".

Niemand wird der Ansicht beipflichten, daß die Hand des Menschen zum Klavierspiel geschaffen sei, d. h. daß sie so geworden ist, wie sie ist, damit der Mensch damit Klavier spielen könne. Sie ist vielmehr zum Greifen und feinen Tasten gebildet, und da dies sehr nützliche, im Kampf ums Dasein höchst werthvolle Fähigkeiten sind, steht nichts im Wege, die feinere Ausbildung der ja schon bei den Thieren vorhandenen Hand auf Selectionsprocesse zu beziehen. Durch diese wurde sie so fein gegliedert, so feinfühlig und so leicht beweglich, wie wir sie kennen und wie wir sie schon bei den niedersten Wilden vorfinden. Nun können wir aber mit diesen Händen Allerlei machen, was nicht vorgesehen war — wenn ich mich kurz so ausdrücken darf — z. B. auch Klavier spielen, nachdem einmal das Klavier erfunden worden war, und ein wilder Afrikaner, wenn wir ihn als Kind in die Dressur nehmen wollten, würde unter Umständen die moderne Klaviertechnik ebenso gut lernen wie ein europäisches Kind.

Ganz ähnlich, möchte ich glauben, verhält es sich mit dem Musiksinn, überhaupt mit dem Kunstsinn. Er ist gewissermaßen die geistige Hand, mit welcher wir auf unserer Seele spielen, eine Hand aber, die ursprünglich gar nicht dazu bestimmt war, d. h. die nicht aus der Nothwendigkeit, daß wir gerade Musik empfinden sollten, entstanden ist, sondern aus ganz anderen Erfordernissen.

Daß dem so ist, bedarf einer etwas eingehenderen Begründung. Unsere Musikanlage besteht aus zwei Theilen, einmal aus dem eigentlichen Gehörorgan, d. h. aus dem äußeren, mittleren und inneren Ohr, welches die verschiedenen Töne in Nervenerregungen umsetzt und zweitens aus dem Gehirntheil, der diese Nervenerregungen, wenn sie ihm durch den Gehörnerven zugeleitet werden, in Tonempfindungen verwandelt, also aus dem Gehörcentrum unseres Gehirns, der sog. Gehörsphäre.

Der erste Theil dieser Zweiheit: das eigentliche Gehörorgan ist — soviel wir wissen — beim Menschen nicht wesentlich höher entwickelt als bei vielen Thieren; es ist auch nicht anders gebaut, so etwa, daß wir daraus schließen könnten, es enthalte ein Vermögen mehr, als das der betreffenden Thiere, das Vermögen, Musik zu hören. Musik hören können die höheren Thiere ja auch, wie schon mein Hauskater zu beweisen scheint, der herbeikommt, sobald Klavier gespielt wird, um sich dann still neben den Spielenden zu setzen, gelegentlich auch demselben auf den Schoß zu springen, ja sogar auf die Klaviatur des Instrumentes. Von dem Hunde einer Berliner Familie ist mir bekannt, daß er in ähnlicher Weise jedesmal herbeikam, wenn musicirt wurde, oft aus entfernten Zimmern, indem er sich dabei die Thürklinken mit der Pfote öffnete. Aus bester Quelle weiß ich von einem Hunde, der für gewöhnlich durchaus häuslich lebte, der aber der Musik zulieb zeitweise vagabundirte. Jedesmal nämlich zur Zeit der Messe, die an seinem Wohnort, Frankfurt a. M., zwei Mal des Jahres stattfindet, war er nicht zu Hause zu halten. Sobald die sog. Bergknappen erschienen, welche zur Meßzeit auf den Straßen Frankfurts musiciren, rannte der Hund davon und folgte ihnen durch die Straßen der Stadt vom Morgen bis zum Abend. Man

wußte das zu Hause schon und stellte ihm sein Fressen während der Messe erst am Abend hin.

Offenbar sind nun weder Katzen noch Hunde, noch andere, die menschliche Musik hörende Thiere für die Wahrnehmung dieser Musik geschaffen, — ich meine ihr Gehörorgan, welches so gut wie irgend ein anderes Organ als Resultat von Naturzüchtung zu betrachten ist, *kann nicht so geworden sein, wie es ist, damit Katzen und Hunde menschliche Musik empfinden können*, denn das gewährt ihnen nicht den geringsten Nutzen im Kampf ums Dasein. Ohnehin sind sie sammt ihrem Gehörorgan viel älter als der Mensch mit seiner Musik. Das Vermögen dieser Thiere, Musik zu hören, muß also *eine unbeabsichtigte Nebenleistung* eines Gehörapparates sein, der aus anderen Gründen so geworden ist, wie wir ihn thatsächlich vorfinden.

Nun! Gerade so verhält es sich — wenn ich nicht irre — beim Menschen. Auch der Mensch hat sein musikalisches Gehör nicht als solches erworben, sondern er hat ein sehr feines und hochentwickeltes Gehörorgan durch Selectionsprocesse erhalten, weil ihm dies im Kampf ums Dasein nothwendig war. Dieses Gehörorgan aber läßt sich zufällig auch zum Hören von Musik verwenden.

Daß sich dasselbe durch Naturzüchtung *beim Menschen* gebildet hat, soll nicht heißen, daß es nicht vielleicht schon während der vormenschlichen Zeit gebildet worden sein könnte. Wir kennen unsere directen Vorfahren nicht, und wenn selbst später einmal ihre Reste gefunden werden sollten, so würden sich doch aus den im Knochen des Schädels gelegenen knöchernen Theilen des Gehörorganes nicht mehr die feinsten mikroskopischen Einzelheiten der Weichtheile entziffern lassen, welche dieselben während des Lebens überzogen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß in der That die unmittelbaren Vorfahren des Menschen schon nahezu dasselbe Gehörorgan hatten, das er heute besitzt, denn die heute lebenden Carricaturen des Menschen, die Affen, besitzen es in nahezu derselben Vollkommenheit. Allerdings liegt bis jetzt noch keine ganz ins Einzelne durchgeführte Untersuchung des Affengehörs vor, so wie wir sie durch *Hasse* und durch *Retzius* von den Gehörorganen einiger anderer Säugethiere besitzen. Wir können deshalb nicht sagen, ob der Umfang der Scala, welche die Affen hören, genau ebensogroß ist wie beim Menschen; daß sie aber ungefähr mit ihr stimmt, das darf wohl vermuthet werden.

Das Vermögen des musikalischen Gehörs, das Vermögen, die Intervalle der musikalischen Töne wahrzunehmen, beruht bekanntlich auf einem wunderbar complicirten Apparat, der in der sog. Schnecke des Gehörorganes angebracht ist. Dieses nach seinem Entdecker Corti benannte Organ besteht aus Tausenden von nervösen Hörzellen, von denen jede nur durch *einen* Ton bestimmter Höhe in Erregung versetzt werden kann. Dies wird dadurch bewirkt, daß jede auf einer frei durch die Höhle der Schnecke ausgespannten elastischen Faser, natürlich von mikroskopischer Feinheit, aufruht, auf einer gespannten Saite also, die nur durch *einen* bestimmten Ton in Schwingung versetzt wird. Nach der Zahl dieser Hörzellen können wir also — die Richtigkeit dieser *Helmholtz*'schen Deutung des Apparates vorausgesetzt — die Feinheit eines Gehörapparates beurtheilen. Je mehr Hörzellen vorhanden sind, um so feiner und um so umfassender hört das

betreffende Thier. Die genauen Messungen und Zählungen von Retzius haben nun ergeben, daß beim Menschen 15,500 solche Hörzellen in der Schnecke vorhanden sind, bei der Katze 12500, beim Kaninchen nur 7800. Daraus folgt, daß der Mensch ein vollkommeneres Gehör besitzt als diese beiden Thiere, wenn wir auch noch nicht genau angeben können, ob er bloß feiner hört, oder ob er auch in größerem Umfang Töne wahrnimmt. Wahrscheinlich ist Beides der Fall. Unterschiede in der Zahl der Hörzellen kommen auch innerhalb der Gattung Mensch vor, wenn auch vielleicht nur in engen Grenzen, und aus diesen Unterschieden erklärt es sich zum Theil, warum Einzelne viel weniger scharf hören, oder auch weniger tief oder hoch hören, als Andere. Ich selbst besitze zwar ein leidlich feines musikalisches Ohr, aber die hohen Töne, in welchen gewisse Arten von Heuschrecken musiciren, vermag ich nicht mehr zu hören, wenn auch Hunderte von ihnen zu gleicher Zeit geigen, und obwohl Andere ihren Gesang ohne Mühe wahrnehmen.

Wenn nun der Apparat für musikalisches Hören bei dem Kaninchen und der Katze im Wesentlichen derselbe ist wie beim Menschen, indem er sich nur graduell von ihm unterscheidet, so erhebt sich die Frage, *wie derselbe entstehen konnte, da doch nur das Nützliche entstehen kann.* Für diese Thiere, die nicht selbst musiciren, mußte es ja eine gleichgültige Sache sein, ob sie musikalisches Gehör besaßen oder nicht, und die Entstehung ihres Gehörapparates muß deshalb aus anderen Nothwendigkeiten hervorgegangen sein. Welche aber waren diese?

Wieso war es nützlich im Kampf ums Dasein für die Säugethiere eine so große Menge von Tönen distinct wahrnehmen zu können, wie sie in ihrem Gehörapparate vorgesehen sind und wie sie das musikalische Hören der Möglichkeit nach einschließen? Die Frage ist wohl noch niemals gestellt worden, und ich gebe auch gern zu, daß die Antwort darauf keine leichte ist, wenigstens dann nicht, wenn eine vollständige und ins Einzelne gehende Erklärung verlangt wird. Aber im Allgemeinen, scheint mir, läßt es sich wohl verstehen, wieso das Gehör dieser Thiere durch Naturzüchtung so hoch gesteigert und verfeinert werden mußte. Die Thiere der Wildniß bedürfen eines sehr feinen Ohres; Raubthiere, z. B. wie die Katzen, müssen zunächst alle Töne hören und unterscheiden können, welche von ihren Beutethieren ausgehen. Daraus allein aber ergibt sich schon eine recht ansehnliche Scala, die z. B. für unsere Wildkatze vom Girren der Holztaube, dem Ruf des Kuckucks durch alle Töne hindurchgeht, welche die Amsel, der Fink, Hänfling, Zeisig, die Drossel, der Fasan hervorbringen. Aber auch die Töne des Feindes muß das Thier der Wildniß hören und von anderen unterscheiden können, nicht nur das von vielen Räubern verfolgte Beutethier, wie der Hase (Kaninchen), sondern auch ein Raubthier, denn auch dieses muß für sich selbst und seine Jungen auf der Hut sein gegen andere Räuber, muß das Geheul des hungrigen Wolfes vom Bellen des Fuchses und Hundes unterscheiden, die tiefen Töne des Uhu, das Geschrei des Adlers und Geiers hören können, vom Menschen abgesehen, dessen Existenz erst nach der Feststellung des Gehörorganes dieser Thiere begann und dessen Einfluß auf sie kein umgestaltender sein konnte, weil er ein vernichtender war.

So mußte wohl das Gehörorgan dieser Thiere ein umfassendes werden und einerseits ziemlich tiefe, andererseits sehr hohe Töne enthalten. Es mußte auch wohl eine gleichmäßige Scala von Tönen sich entwickeln, ohne Lücken, weil sonst die Abstände verschiedener Töne nicht richtig hätten geschätzt werden können. Freilich beschleicht uns trotz alledem immer noch ein Gefühl der Bewunderung und des Staunens, wenn wir sehen, *wie* ungemein hoch entwickelt diese Scala des Gehörs bei Säugethieren ist, und wir können dies nur dann einigermaßen begreifen, wenn wir uns recht lebhaft vorstellen, wie die Existenz der Thiere der Wildniß zum großen Theil auf der äußersten Feinheit ihrer Sinnesorgane beruht. Sie dürfen niemals in Ungewißheit darüber bleiben, ob ein Laut der zu ihrem Ohre dringt, von einem Feind oder von einem Beutethier herrührt. Jede Verwechselung könnte verhängnißvoll für sie werden und würde, falls sie sich öfter wiederholte, unnachsichtlich so zu sagen mit dem Tode bestraft. Würde die Stimme eines Feindes für die eines Beutethieres genommen, so würden sie ihrem Verderben gerade in den Rachen laufen; aber auch die umgekehrte Verwechselung müßte bald zu ihrem Untergang führen, denn die Nahrung für ein Raubthier ist fast immer spärlich, und die Gelegenheit, sie zu erwerben, darf nicht oft versäumt werden, falls der Räuber nicht dem Hungertod überliefert werden will. Nicht umsonst streicht der Fuchs Tage und Nächte lang umher, nach Beute spähend, jeden leisesten Laut vernehmend und stets bereit, auf die Beute zu stürzen, oder aber zu flüchten; nicht umsonst auch ist der Hase ein so sprichwörtlich zaghaftes Thier: er bedarf dieser äußersten Erregbarkeit auf jedes Geräusch und jeden Laut hin, falls er als Art unter den Lebendigen bleiben will. So verstehen wir es vielleicht bis zu einem gewissen Grade, daß schon das Kaninchen 7800 Hörzellen in seinem Gehörorgan hat, trotzdem dies auf eine ganz erstaunliche Feinheit des Gehörs schließen läßt. Wenn wir auch schwerlich annehmen dürfen, daß jede der 7800 Hörzellen auf einen anderen Ton abgestimmt ist, vielmehr wohl mindestens die vier in je einer Querreihe stehenden Hörzellen *demselben* Ton vorstehen, so bleibt doch immer noch eine überraschend große Zahl differenter Tonempfindungen übrig, nämlich ungefähr 2000. Wie überaus fein aber ein Gehör ist, welches auch nur 1000 verschiedene Töne wahrnehmen kann, das erkennt man, wenn man sich erinnert, daß unsere Concertflügel nur 87 verschiedene Töne enthalten. Rechnen wir nun auch einen etwas größeren Umfang der Gehörscala, also etwa 100 Töne vom Abstand eines halben Tons, so kommen dennoch auf das einzelne Intervall eines halben Tones etwa 19 verschiedene Zwischentöne. Wir selbst können — falls unser Gehör sehr fein geübt ist — zwischen den Tönen a und b noch etwa 30 Zwischentöne unterscheiden, etwas mehr, als der Unterschied in der Zahl der Schallschwingungen ausmacht, welche bei a = 440, bei b = 467,5 betragen.

Wenn nun das eigentliche Gehörorgan der höheren Thiere einen so hohen Grad von Vollkommenheit besitzen mußte, um im Kampf ums Dasein auszureichen, so leuchtet ein, daß auch der Gehirntheil, welcher die Tonempfindungen zu Stande kommen läßt, die sog. Hörsphäre, dementsprechend hoch organisirt sein mußte. Ja, wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß auch jene Lagen von Nervenzellen und -Fasern der Hörsphäre, welche dem *Gedächtniß der Gehör-*

wahrnehmungen dienen, das sog. „Erinnerungsfeld", in entsprechend hoher Weise ausgebildet war. Denn wie Aristoteles schon sagte[1]), „wären die Thiere ohne Gedächtniß nicht fähig, auch nur die Ungleichheit zweier aufeinander folgender Töne zu fassen". Vermöchten sie aber dies nicht, so würde ihnen ihr feines Gehörorgan von sehr geringem Nutzen sein; sie wären dann außer Stande, den Laut eines Feindes von dem eines Beutethieres zu unterscheiden, denn sie könnten keine Vergleichung des eben gehörten Tones mit einem früher gehörten anstellen, da der letztere aus ihrem Bewußtsein vollständig wieder geschwunden wäre.

Leider können wir nur in wenigen Fällen uns ausreichende Gewißheit darüber verschaffen, in wie weit ein Thier im Stande ist, unsere Musik wirklich aufzufassen. Doch scheint dies in ziemlich hohem Grade der Fall zu sein, denn es ist bekannt, daß Cavalleriepferde die Signale, welche vom Trompeter geblasen werden, oft ebenso genau kennen wie ihre Reiter und die entsprechenden Bewegungen machen, ehe sie von diesem dazu angehalten werden.

Besonders an manchen Vögeln, die ja in geistiger Beziehung weit unter den genannten Säugern stehen, haben wir einen guten Beweis dafür, daß unsere Musik von Wesen gehört und richtig aufgefaßt werden kann, die ihren Gehörapparat nicht zu diesem Zweck erworben haben können. Ich meine dabei besonders solche Vögel, welche selbst keinen oder nur einen sehr einfachen Gesang haben und welche dennoch im Stande sind, nicht nur den schöneren Gesang anderer Vögel, sondern auch menschliche Melodien nachzupfeifen.

Am auffallendsten ist dies bei manchen Papageien der Fall, die kurze Melodien ganz gut und rein nachpfeifen lernen. Sie besitzen also den zum Hören von Musik nöthigen Gehörapparat, obgleich sie nicht selbst Musik machen.

So erscheint denn unsere Annahme wohl begründet, nach welcher der Mensch den Gehörapparat, wie er für seine Musik unerläßlich ist, schon besaß, eher er noch Musik machte, daß derselbe nicht erst durch das Musikmachen seine jetzige Höhe erreicht hat. Die Fähigkeit des Menschen, Musik zu hören, muß jedenfalls keine primäre, direct um ihrer selbst willen erworbene sein, sie kann vielmehr in der That sehr wohl als eine secundäre, „unbeabsichtigte" Nebenleistung seines aus anderen Nothwendigkeiten heraus hochentwickelten Gehörapparates aufgefaßt werden.

Man könnte dem zwar entgegenhalten, es lasse sich weder aus dem feinsten Bau der Schnecke noch selbst aus der Fähigkeit, eine umfassende Scala von Tönen zu unterscheiden, erweisen, daß auch Musik als solche aufgefaßt werden müßte, daß wir Terzen, Quinten u. s. w. hören können; es wäre also denkbar, daß das Musikhören doch noch auf einer anderen, bisher unbekannten Eigenthümlichkeit des Gehörapparates beruhe, die zu der des feinen Hörens überhaupt noch hinzukommen müsse und deren Entstehung deshalb auch eine besondere Erklärung verlange. Dieser Einwurf ist aber nicht stichhaltig, weil Thiere wie das Pferd und der Papagei thatsächlich Musik hören, obwohl bei ihnen eine besondere Einrichtung dafür nicht angenommen werden kann. Die Grundlage

[1]) Ich citire nach C. Stumpf, „Tonpsychologie", Bd. I, S. 279.

des Einwurfes ist trotzdem richtig, in sofern wir bloß aus der Kenntniß unseres Gehörapparates die Fähigkeit, Musik zu hören, nicht erweisen können. Aber ebenso gut könnte man auch behaupten, unsere Hand müsse zum Klavierspiel besonders erschaffen sein, denn allein aus ihrem Bau ließe sich nicht erweisen, daß die Finger so rapide Bewegungen machen könnten, wie die Läufe der Virtuosen sie uns vorführen. Man könnte noch hinzufügen, daß Hand und Finger im Naturzustande des Menschen niemals so rasche Bewegungen auszuführen haben, daß sie folglich auch ursprünglich nicht darauf eingerichtet sein könnten, und daß somit ihre heutige Fähigkeit dazu auf sexueller Selection oder vererbter Uebung beruhen müsse.

Dasselbe ließe sich auch in Bezug auf die raschen Bewegungen der Finger beim Schreiben sagen, aber es beruhte dies Alles doch nur auf einer irrigen Anwendung des Nützlichkeitsprincips, welches allerdings ausschließt, daß ein Organ durch Selectionsprocesse über den höchsten Punkt thatsächlichen Nutzens hinaus gesteigert wird, durchaus aber nicht, daß es durch Uebung im Einzelleben zu einem anderen, als dem ursprünglichen Gebrauche tauglich gemacht wird.

Ein ernsthafterer Einwurf läge in dem Hinweis auf die gänzlich Unmusikalischen. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß es ihrer gibt, wenn auch die meisten sog. unmusikalischen Menschen wohl nur solche sind, deren Musikanlage nicht zu rechter Zeit geübt wurde. Wirklich unmusikalische Menschen hören Geräusch und Töne aller Art anscheinend so gut wie musikalische, sie vermögen nur nicht musikalische Intervalle zu unterscheiden, eine Melodie aufzufassen und wiederzugeben, geschweige denn Harmonien zu zerlegen. Wenn nun ihr Gehörorgan ebenso wohlentwickelt ist, wie das des Musikalischen, so scheint darin ein Beweis dafür zu liegen, daß das musikalische Gehör doch etwas Anderes ist, als das gewöhnliche Gehör, daß es zu diesem noch hinzukommt, folglich nicht eine bloße unvermeidliche Nebenleistung desselben sein kann, sondern in der That eine eigene Erklärung seiner Entstehung verlangt.

So scheint es, aber ich glaube nicht, daß es so ist. Die Voraussetzung nämlich, daß das Hören des Unmusikalischen ebenso wohlentwickelt sei, als das des Musikalischen, ist durchaus unerwiesen, und ich muß sie für sehr unwahrscheinlich halten. Leider besitzen wir noch keine hinreichend genauen Untersuchungen über das gewöhnliche, ich meine das nicht musikalische Hören der Unmusikalischen und noch viel weniger Untersuchungen über den feinsten Bau ihres Gehörapparates; allein aus dem, was wir über ihr musikalisches Hören wissen, geht schon hervor, daß auch ihr gewöhnliches Hören kein vollkommenes sein kann, so wenig als der Bau ihres Gehörapparates ein normaler.

Der Begriff des Unmusikalischseins ist überhaupt ein relativer. Mozart besaß ein so wunderbares Gedächtniß für die absolute Tonhöhe, daß er die Differenz von einem halben Viertelton, um welchen seine eigene Geige höher gestimmt war als eine andere, die er zwei Tage vorher gespielt hatte, sofort bemerkte. Viele Menschen aber, die wir noch als sehr musikalisch anerkennen, haben für die absolute Tonhöhe nur ein sehr schwaches, man möchte fast sagen, gar kein Gedächtniß. Sie können nicht angeben, ob ein ihnen vorgespieltes Stück aus A, C oder F geht; sie haben fast nur Intervallgedächtniß; wenn nur die

relativen Tonverhältnisse innerhalb des gespielten Stückes richtig sind, fühlen sie sich befriedigt. Allerdings liegt dies wohl häufig am Mangel an Uebung und hängt mit der großen Rolle zusammen, welche das Klavier bei der Erziehung der Musikalischen spielt. Dem Geiger liegt sein A viel fester im Gehör und hat für ihn ein viel individuelleres Gepräge, als irgend ein Ton der Klavierscala für den Klavierspieler. Allein es gibt zweifellos auch Unterschiede der Anlage in Bezug auf das Gedächtniß für die absolute Tonhöhe. Steigen wir noch weiter herab von der höchsten Höhe der Musikanlage, so finden wir auch die Intervallwahrnehmung mangelhaft, und zwar in den verschiedensten Graden bis hinab zu jenem, von Grant Allen untersuchten Mann, der absolut unfähig war, „eine Differenz des Tones von zwei benachbarten Klaviertasten zu bemerken". Ein solcher Gehörfehler nun läßt sich nur durch die Annahme irgend einer Unvollkommenheit im Bau des Gehörorgans erklären und zwar in diesem Falle wohl durch einen Defect im Bau des Corti'schen Organes. Ein solches Gehörorgan würde uns also nicht etwa das hypothetische Urgehör des Menschen zeigen, bevor dasselbe musikalisch geworden wäre, sondern es wäre einfach ein entartetes Gehörorgan. Ein vollkommenes, normales Gehörorgan muß immer zugleich auch ein musikalisches sein, und zwar nicht bloß in Bezug auf das Intervallgehör, sondern auch in Bezug auf die Wahrnehmung der absoluten Tonhöhe. Denn schon die Thiere müssen die Fähigkeit besitzen, einen einzeln gehörten Ton für tiefer oder höher als irgend ein anderer in ihrem Gedächtniß aufbewahrter Ton zu erkennen und würden tausend bedenklichen Täuschungen ausgesetzt sein, wenn sie dies nicht vermöchten. Gewiß wird man das Gehör eines Mozart nicht als das ursprüngliche, normale Gehör der Menschheit ansehen wollen, wird es vielmehr als ein abnormes betrachten, welches ebensoviel über das normale hinausging, als das Gehör mäßig Unmusikalischer darunter gesunken ist; daß aber auch beim Culturmenschen die Wahrnehmung der absoluten Tonhöhe bis zu einem gewissen Betrage immer noch erhalten geblieben ist, bezeugt uns selbst jener Unmusikalische Grant Allen's, der tiefe und hohe Töne als solche erkannte, wenn er auch beim Spielen von Tonleitern keine deutliche Abgrenzung der Töne bemerken konnte.

Die verschiedenen Stufen des Unmusikalischseins scheinen mir also alle auf einem unvollkommenen Bau des Gehörorgans, auf einem mehr oder minder starken Herabsinken von seiner ursprünglichen Höhe beruhen zu müssen. Fehler und Entartungen kommen bekanntlich an allen Theilen des Körpers vor, können aber am wenigsten bei einem Organ überraschen, welches, wie das Gehörorgan des Menschen, heute nicht mehr die entscheidende Rolle für die Erhaltung der Art spielt, die es noch vor wenigen Jahrtausenden gespielt haben muß, als der Mensch noch im Naturzustande lebte. Damals bedurfte er noch in demselben Maße des feinsten Gehöres, wie die Thiere der Wildniß, während der heutige Culturmensch in seiner Existenz nicht mehr von der Schärfe und Vollkommenheit seines Gehörs abhängt. Es ist bis zu einem gewissen Grad gleichgültig für ihn, ob er alle 15,500 Hörzellen besitzt oder nicht. Solche Personen aber, bei welchen die Zahl, oder vielleicht auch der feinste Bau der Hörzellen oder die Spannung der Membran, auf welcher sie aufsitzen, abnorm beschaffen ist, werden vermuthlich

die musikalischen Intervalle nicht mehr scharf, oder auch schließlich gar nicht mehr zu beurtheilen vermögen, — *sie sind unmusikalisch*.

Damit soll nun keineswegs behauptet werden, das Unmusikalischsein könne *nur* auf Fehlern im Bau des Corti'schen Organs beruhen. Die Ursache liegt vielleicht in anderen Fällen in einem Defecte der sogenannten Hörsphäre, von welcher oben schon die Rede war, als von derjenigen Stelle unseres Gehirns, an welcher die durch Schallwellen in unserem Ohre erzeugten Nervenerregungen in die Empfindungen umgesetzt werden, die wir Töne nennen. Gewisse Arten von Unmusikalischsein deuten sogar darauf hin, daß sowohl Gehörorgan als Hörsphäre völlig normal beschaffen sein können, daß aber eine weniger vollkommene und vielseitige Verbindung der Hörsphäre mit den übrigen Gehirncentren die geistige Verarbeitung der richtig gehörten Musik vereitelt. Solche Fälle erhalten eine interessante Beleuchtung durch die merkwürdigen und ungemein wechselnden Krankheitsbilder der Aphatischen und Amusischen, bei welchen durch Verletzung einer kleinen Stelle des Gehirns die Fähigkeit, Musik aufzufassen oder hervorzubringen, theilweise oder ganz aufgehoben ist, meist in Verbindung mit Sprachstörungen. Außer den älteren, von *Kußmaul* in vorzüglicher Weise verarbeiteten Beobachtungen, haben in neuerer Zeit unter den deutschen Pathologen besonders *Kast*, *A. Knoblauch* und *H. Oppenheim* interessante Beiträge zu diesem schwierigen und verwickelten Gebiete geliefert, auf welches an dieser Stelle natürlich nicht näher eingegangen werden kann.

Hier kam es nur darauf an, zu zeigen, daß das Unmusikalischsein immer auf einem Defecte des anatomischen Baues beruhen muß, sei es nun des Gehörapparates selbst, oder der Hörsphäre, oder ihrer Verbindungen. Verhält sich dies aber so, dann kann die Existenz von Unmusikalischem keinen Einwurf gegen die hier vorgetragene Ansicht von dem Ursprung des Musiksinnes bilden.

Dürfen wir nun aber wirklich annehmen, daß die Musikanlage der ältesten Urmenschen schon dieselbe war, welche wir heute besitzen? Ist es denkbar, daß damals schon Menschen geboren wurden, die, auf einer unserer Musikschulen erzogen, einen Haydn, Mozart oder Beethoven geliefert haben würden, oder auch nur einen gewöhnlichen Musikverständigen unserer Tage?

Ich glaube, daß wir dies in keinem Falle annehmen dürfen, und zwar einfach deshalb nicht, weil offenbar zu dem Verständniß der heutigen höheren Musik nicht bloß der musikalische Apparat unseres Ohres und unserer Hörsphäre gehört, auch nicht nur die gehörige Einübung und Durchschulung desselben im Laufe des Einzellebens, sondern noch etwas Anderes, was sogar geradezu als unerläßliche Vorbedingung höheren Musikverständnisses erscheint, nämlich *eine feinfühlige, eindrucksfähige, hochentwickelte Seele*!

Auf diesen Punkt muß ich noch etwas näher eingehen. Die öfters genannte „Hörsphäre" ist nicht etwa bloß theoretisch angenommen, wir kennen sie vielmehr mit ziemlicher Sicherheit. Wird bei einem Hunde oder Affen eine bestimmte Stelle im Schläfenlappen des Großhirns auf beiden Seiten zerstört, so werden die Thiere taub, obwohl ihr Gehörorgan selbst ganz unverletzt geblieben ist. Der Eingriff in die Gesundheit des Thieres ist kein schwerer, die Thiere leben weiter, aber — sie hören nicht mehr. Wohl wird auch jetzt noch der

Schall durch ihren Gehörapparat in Nervenerregung umgesetzt, diese Erregungen — den einzelnen Tönen entsprechend — werden auch noch immer, wie früher, dem Gehirn durch den Hörnerven zugeleitet, aber im Gehirn fehlt das Organ, welches im Stande ist, sie in Tonempfindungen umzusetzen und zum Bewußtsein zu bringen; die Thiere sind „seelentaub", wie der technische Ausdruck lautet.

Wenn man nun umgekehrt im Stande wäre, die sämmtlichen anderen Partien des Großhirns zu entfernen, die Hörsphäre aber unberührt zu lassen, so würde zwar der mechanische Proceß, der zur Erzeugung von Tonempfindungen nöthig ist, noch immer vor sich gehen, allein das Thier oder der Mensch würde doch nichts hören, weil Nichts mehr in seinem Gehirn da wäre, was sich der Hörempfindung bewußt werden könnte. Mit dem übrigen Großhirn wäre der gesammte Intellect beseitigt mit allen seinen Nebenkräften, wie Gemüth, Phantasie, Willen, Selbstbewußtsein. Es fehlt die „Seele", und so können auch die schönsten musikalischen Tonempfindungen, die in der Hörsphäre zu Stande gebracht werden, nicht zur Wahrnehmung gelangen, weil eben nichts mehr da ist, was wahrnehmen kann.

Ich habe diesen unausführbaren Fall nur deshalb vorgebracht, um daran zu zeigen, daß die Art, wie Musik wahrgenommen wird, nicht bloß von der Hörsphäre abhängt, sondern ebenso sehr von dem, was hinter der Hörsphäre sitzt und die von ihr ausgestalteten Tonbilder aufnimmt und auf sich wirken läßt — von der „Seele". Ist — wie in dem eben angenommenen Falle — gar keine „Seele" vorhanden, dann wird nichts von all den Tonbildern wahrgenommen; ist eine hochentwickelte, stimmungs- und gedankenreiche Menschenseele vorhanden, dann können die durch- und gegeneinander laufenden Stimmen einer polyphonen Musik als reizvolle musikalische Architektonik empfunden werden, als ein reiches Kunstgebilde, dessen einzelne Theile in sinnvollem Zusammenhang stehen, aus einander hervorgehen, in einander zurücklaufen, dessen einzelne Tonbilder in immer neuen Verschiebungen zu immer neuen interessanten Combinationen sich gestalten. Ist es aber nur das relativ niedrig organisirte Gehirn eines Thieres, z. B. eines Papageien, so vermag dessen Geisteskraft dieses verwickelte Tongemälde nicht zu bewältigen und empfindet nur ein vielleicht dennoch angenehmes Tongewirr. Auch durch noch so lange Uebung wird der Papagei nicht dahin kommen, der Stimmführung des Musikstückes zu folgen, weil ihm dazu der nöthige Grad von Intelligenz fehlt. Daß er die Musik als solche hört, das beweist uns sein Nachpfeifen, aber selbst darin bringt er es nicht weit und pfeift immer nur kurze Stücke, weil er eben den Zusammenhang der Theile nicht begreift. Nun ist es gewiß immer noch ein sehr grober Unterschied, der zwischen der Musikempfindung durch das Papageiengehirn und der durch das Menschengehirn. Allein gerade deshalb ist diese Gegenüberstellung vielleicht am besten geeignet, klar zu machen, worauf es hier ankommt, daß nämlich *ein und dasselbe Gehörorgan sammt der dazu gehörigen Hörsphäre eine ganz verschiedene Wirkung auf die „Seele" hervorbringen muß, je nachdem diese selbst niedriger oder höher geartet ist.* Die „Seele" wird gewissermaßen von den musikalischen Nervenschwingungen der Hörsphäre gespielt, wie ein Instrument; je vollkommener dieses Instrument ist, um

so größer muß die Wirkung ausfallen. So wird die Erfassung unserer Musik auch von Seiten der höchsten Thiere, wie Hund, Katze und Pferd, immer noch eine sehr unvollkommene sein, selbst was die rein formalen Beziehungen der Accorde und Tonfolgen angeht, weil ihre Seele noch zu nieder beschaffen ist, weil ihr Verstand noch kein Interesse daran findet, den reichen Verschlingungen der Stimmführung zu folgen. Er ist nicht fein und scharf genug, um die wechselnden Unterschiede in der Combination der Klänge überhaupt nur aufzufassen, wie es denn rein geistige Interessen überhaupt nicht für ihn gibt. Aber auch für die affectionelle Wirkung der Musik sind diese Thierseelen nur in aller rohester und allgemeinster Weise zugänglich. Musik berührt sie entweder angenehm oder unangenehm, zieht sie an, ganz unabhängig von dem, was wir den Charakter eines Musikstückes nennen. Jener Hund, der der Meßmusik nachzog, wird sich vermuthlich bei jedem Stück, das die Straßencapelle spielte, angenehm berührt gefühlt haben, einerlei ob es in Dur oder Moll ging, eine Polka oder ein Trauermarsch war. Die feineren Unterschiede, die uns so mächtig berühren, waren für ihn wohl überhaupt nicht vorhanden; ihn rührte nur der Klang an und für sich, das reine „Tonmaterial", während dieses gerade für uns und bei unserer besten Musik weit an Bedeutung zurücktritt gegen die Musik*form*. Was uns an der Musik in erster Linie erfreut und interessirt, ist eben gerade die Eigenthümlichkeit und der Reichthum der musikalischen Formen, wie dies *Hanslick* in seiner sensationellen Schrift über das „Musikalisch-Schöne" in so vortrefflicher Weise dargelegt hat. Wir können eine Symphonie auch im Klavierauszuge genießen, ja sogar beim bloßen Lesen der Noten, falls wir Uebung genug darin besitzen, und zwar nicht einmal bloß in formaler Beziehung, sondern ebenso gut auch in ihrer affectionellen Wirkung und Bedeutung. Wir können dadurch in traurige oder freudige u. s. w. Stimmung versetzt werden, und wir können in dem Musikstück die Darstellung menschlicher Stimmungen (nicht „Gefühle", wie meist gesagt wird) zu erblicken glauben. Man wird zugeben, daß mindestens von diesem letzten Theil der Musikwirkung kein noch so hoch stehendes Thier jemals eine Ahnung bekommen kann, auch wenn wir sein Gehör und seine Hörsphäre das ganze Leben hindurch auf Musik einübten — einfach, weil hinter seinem Gehör- und Musiksinn keine entsprechende, hochorganisirte Seele steht.

Nun, ganz dasselbe, nur in geringeren Unterschieden, muß für die *verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschenseele* Geltung haben. Wenn der Urmensch nicht schon die gleiche Seele besessen hat, wie wir, wenn sein Intellect und Alles, was von ihm abhängt, im Laufe der Jahrtausende sich noch bedeutend geschärft und vertieft hat im Kampf ums Dasein, dann muß auch seine Fähigkeit, Musik aufzufassen, im Laufe der Zeiten zugenommen haben.

Aus diesem Grunde kann keine Rede davon sein, daß unter den Urmenschen etwa schon verkappte Beethoven enthalten waren, ja, ich zweifle sogar bedeutend daran, daß solche unter den heutigen Australiern oder Negern umherwandeln. Dazu gehört nicht nur der stark entwickelte Musiksinn, sondern auch eine reiche, große, tief erregbare Seele, wie sie erfahrungsgemäß erst der höher entwickelte Intellect mit sich bringt. Ich gehe aber noch weiter; ich glaube auch nicht, daß irgend einer der Urmenschen, wenn er uns heute als Kind überliefert werden

könnte, durch Schulung und Erziehung zu demselben Grade musikalischen Verständnisses entwickelt werden könnte wie unsere Kinder. Die angeborene höhere Seelenanlage würde dazu fehlen.

Das scheinen insofern nur unbeweisbare Vermuthungen zu sein, als wir den Urmenschen nicht mehr zur Verfügung haben. Den Australier hätten wir noch, doch sind meines Wissens derartige Versuche bisher nicht gemacht worden. Sollten sie aber auch niemals ausgeführt werden, so wird doch so viel immer feststehen, daß der Urmensch niederere seelische Vermögen, vor Allem geringere Intelligenz besessen haben *muß* als der Culturmensch — das liegt schon im Begriff, und das genügt für unsere Schlußfolgerung.

So werden wir also annehmen dürfen, daß sich die *Empfänglichkeit* des Menschen für Musik im Laufe seiner intellectuellen Entwicklung gesteigert hat, d. h. so lange, als sein Intellect noch einer wesentlichen Steigerung fähig war. Genau anzugeben, bis zu welcher geschichtlichen Periode eines bestimmten Volkes oder einer Völkergruppe dies der Fall war, ist nicht thunlich, besonders da wir ja nicht wissen, ob der Geist des Menschen nicht auch heute noch in langsamer und deshalb unmerklicher Weiterentwicklung begriffen ist. Um aber ungefähr anzudeuten, wie ich diesen Gedanken verstehe, will ich nur sagen, daß mir die Völker des „Alterthums", d. h. die antiken Culturvölker des Mittelmeeres, so weit ihre Geschichte zurückreicht, bereits diese höchste Stufe des Intellectes erreicht zu haben scheinen. Sollte seither bei den europäischen Völkern noch eine weitere Steigerung eingetreten sein, so war sie sicherlich so unmerklich klein, daß dies auch auf die Empfänglichkeit der Seele für Musik keinen nennenswerthen Unterschied ausgemacht haben kann. Eine Zeit, welche Gesetzgeber, wie Moses und Solon, Dichter wie Homer oder Sophokles, Philosophen und Naturforscher wie Aristoteles, Plato und Archimedes hervorbrachte, welche die ägyptischen Tempel und Pyramiden, die griechischen Göttergestalten schuf, zeigt uns den Menschengeist unzweifelhaft auf seiner Höhe. Eine Zeit, welche weiter der christlichen Moral die Entstehung gab mit aller ihrer Milde und Versöhnlichkeit, zeigt uns, daß auch nach Seite des Gemüthes hin der Geist damals schon hoch entwickelt war.

Wir dürfen also sicher annehmen, daß die Völker des Alterthums bereits nach jeder Richtung hin dieselbe Fähigkeit zur Musik besessen haben wie wir, und daß die Zeit der Steigerung der Intelligenz, wenn nicht ausschließlich, so doch gewiß zum allergrößten Theil noch weit hinter ihnen zurück liegt.

Wenn aber trotzdem die Musik des Alterthums noch eine so dürftige war, so liegt das daran, daß — wie wir gesehen haben — Musik und *Musikanlage* der Menschen ganz verschiedene Dinge sind, von denen die Letztere allein auf der physischen Beschaffenheit des Körpers und Geistes, die Erstere aber zugleich auf einem allmäligen Entwicklungsproceß durch Ueberlieferung beruht. Die Musik ist eine Erfindung und beruht auf der Tradition, dem Vermögen, auf welchem die gesammte Steigerung des Culturlebens, auf welchem die Entwicklung der Sprache, der Wissenschaften und ihrer praktischen Anwendungen, sowie jeglicher Seite der Kunst beruht.

Auch die bildende Kunst hat sich nicht entwickelt, d. h. gesteigert und vervollkommnet, weil unsere physischen Mittel, mit der wir sie ins Werk setzen, gewachsen wären. Das menschliche Auge hat sich sicherlich seit den Zeiten der niedersten Cultur, ja seit der Zeit des Urmenschen nicht vervollkommnet, und ebenso wenig der dazu gehörige Gehirntheil, die Sehsphäre; aber die künstlerischen Errungenschaften der Generationen haben sich aufeinander aufgebaut, bis das ganze, reich gegliederte Gebäude der heutigen bildenden Kunst daraus entstanden ist. Auf diesem Gebiete ist es noch leichter, den Nachweis zu führen, daß das Werkzeug, mit dem wir die Kunst erfunden haben, längst vor der Kunst in aller seiner heutigen Vollendung schon da war, und daß es nicht für die Kunst, sondern für die Rettung der Existenz als Waffe im Kampf ums Dasein entstanden ist. Die Wichtigkeit des schärfsten Auges für die Erhaltung der Stammform des Menschen leuchtet ein. So ist also auch die bildende Kunst in dem eben erläuterten Sinn nur eine unbeabsichtigte Nebenleistung eines nicht für diesen Zweck entstandenen Vermögens.

Wohl reicht der Anfang der Kunst weit zurück bis in die dunkeln Zeiten der Höhlenmenschen; aber so früh sie auch begann, sie bedurfte langer Zeiten zu ihrer Entwicklung, und von allen Künsten die Musik die längste.

Wir können es uns heute schwer vorstellen, daß so feine, ästhetische Menschen wie die alten Hellenen an dem kahlen Zusammenklang der Octavenbegleitung ihre Freude gehabt haben sollen, und können kaum begreifen, daß sie nicht ohne Weiteres die Erfindung des eigentlichen zweistimmigen Gesanges daran anschlossen. Aber bis dahin war noch ein weiter Weg, und erst die ritterlichen Troubadours der Provence kamen auf den Einfall, die Melodie von einer zweiten tieferen Stimme begleiten zu lassen, zunächst noch in den für uns heute recht ungenießbaren Quarten- und Quintenfolgen, wie man sie in der Bretagne noch jetzt zuweilen von Straßenmusikanten hört.

Es ist nicht meine Absicht, den ganzen langen Weg der Musikentwicklung hier durchzusprechen, wie er durch treffliche Forschungen längst klar gelegt worden ist; aber darauf möchte ich zum Schluß noch einmal zurückkommen, daß dieser Entwicklungsgang nach meiner Ueberzeugung nicht auf einer Steigerung unseres Musiksinnes, auf einer Veränderung der uns angeborenen physischen Natur beruht, sondern vielmehr allein auf der Fähigkeit der Ueberlieferung der Geistesproducte einer Generation auf die andere.

Und das ist es vor Allem, was die Ueberlegenheit des Menschen über das Thier bedingt, nicht bloß die freilich auch viel höhere Anlage selbst. Auch wenn wir denken müßten, daß diese physische Anlage jetzt nicht mehr gesteigert werden könnte, dürften wir dennoch auf einen beinahe unbegrenzten Fortschritt der Menschheit hoffen; denn eine Generation baut immer wieder auf dem weiter, was die vorhergehende errungen hat, und das Kind der letzten Generation wird durch Ueberlieferung von vornherein auf eine um etwas höhere Stufe der geistigen Errungenschaften gestellt, so daß es also mit der gleichen Kraft doch immer wieder etwas höher emporklimmen kann an dem steilen Aufstieg zur höchsten Menschenbildung. Sollten deshalb auch unsere Geistesvermögen selbst die höchste mögliche Stufe bereits erreicht haben, die Cultur des Menschengeschlechtes wird

darum doch nicht stille stehen bleiben, die Aeußerungen des Menschengeistes werden sich trotzdem immer noch höher entwickeln können, so weit hinaus in die fernste Zukunft wir auch unseren Blick richten.

Möge man schließlich dem Naturforscher verzeihen, wenn er sich mit diesem Aufsatz in ein Gebiet eingemischt hat, welches ihm scheinbar fern liegt. Was ihn dahin leitete, war eine rein naturwissenschaftliche Frage, die Frage nach der „Vererbung erworbener Eigenschaften". Es kam ihm darauf an, zu versuchen, ob nicht auch diejenigen Vermögen des Menschen, welche nicht aus Selectionsprocessen abgeleitet werden können, in ihrem Vorhandensein erklärbar sind, ohne daß die Annahme einer Vererbung von Uebungsresultaten gemacht wird. Dieser Versuch führte zu der hier dargelegten Erklärung vom Ursprunge des Musikſinnes. Vielleicht ist es aber auch für Philosophen und Musikästhetiker nicht ganz ohne Interesse, die Meinung eines Biologen darüber gehört zu haben. Diese Fragen liegen auf dem Grenzgebiet zwischen Philosophie und Naturforschung und können wohl kaum von einer Seite allein aus gelöst werden.

Maccari's römische Wandgemälde.

Ein Bericht.

Das neue Königreich Italien hat die Neigung, Rom in eigenen neuen Palästen zu bewohnen. Zwar wurde für den König der alte, weithin sich erstreckende quirinalische Palast zur Residenz erkoren, aber dicht daneben schon ist ein von Grund aus neuer für den Kronprinzen aufgeführt worden. Die Ministerien besitzen meist umfangreiche moderne Gebäude für ihren Dienst, und auch für das Parlament soll in der via Nazionale, da, wo die letzten Reste der Aldobrandinischen Gärten diesem Stadttheil Luft und freie Athemzüge gewähren, ein großes Haus emporsteigen. Dem Senate ist einer der älteren Paläste, der unter dem Namen Palazzo Madama bekannte prachtvolle Bau eingeräumt worden.

Zu den hier ausgeführten inneren Neubauten gehörte auch die Herstellung eines Raumes, der als historischer Festsaal dienen sollte, und für den Gesammtschmuck dieses Saales wurde vor Jahren schon, als das öffentliche Geld noch weniger knapp war, eine Concurrenz ausgeschrieben. Die Aufgabe hatte man so gestellt, daß dem Künstler die kahlen Wände übergeben würden und er Architektur, Ornamentik und Gemälde, Alles in Allem zu liefern übernähme. In den Gemälden sollten diejenigen historischen und moralischen Gedanken verkörpert sein, welche für die vornehmste politische Körperschaft des Reiches als die erhabensten, folglich maßgebenden erschienen. Die Skizzen des Malers Maccari, eines Sienesen, trugen den Sieg davon. Im vorigen Winter ist der große Raum, in dem Maccari ganz allein einige Jahre gearbeitet hatte, dem Publicum eröffnet worden, und meine Absicht ist, einen Bericht darüber zu geben.

Die sich auf den von Maccari ausgemalten Wandflächen darbietende Gedankenwelt hat zwei Theile. Bei den Deckenmalereien ist auf angenehme Wirkung im decorativen Sinne der Hauptaccent gelegt worden, bei den Wandbildern auf den Ernst und die Wucht des historischen Inhalts. Mit ihnen beginnen wir. Scenen aus der Geschichte der römischen Republik.

Das moderne Königreich Italien, oder, um deutlicher zu sprechen, diejenigen Italiener, die in der Gründung und im Bestande des Königreiches das Glück und Heil des Volkes und des Landes erblicken, erscheinen sich nicht als Theilhaber an einer neuen Schöpfung, sondern nehmen die Schicksale der Halbinsel und ihrer Bewohner, so weit das nach rückwärts gewandte Auge sie zu erkennen vermag,

im Sinne der natürlichen Erbschaftsfolge für sich in Anspruch. Was die beiden Jahrtausende der Vergangenheit, die wir kennen, an römischer Geschichte enthalten, gehört ihnen an: die Schicksale des alten Roms sind die ihren, seine großen Männer ihre Mitbürger. Mit der Gründung Roms hatte für den Römer auch des Mittelalters ja immer die Geschichte seiner Stadt begonnen: den Bürgern des heutigen Königreichs sind römische Republik und Kaiserreich, und Weltherrschaft, und was seitdem bis heute folgte, eine Glied in Glied greifende Kette gleichen Metalles, deren Anfänge sich im Nebel verlieren. Durchaus dem nationalen Gefühle entsprechend deshalb, wenn Maccari in die Geschichte der alten Republik zurückgreift, um seine Gedanken auszusprechen, und ebenso natürlich sein Bestreben, die Scenen, die er zur Darstellung gewählt hat, so mit modernem Gefühle erfüllt erscheinen zu lassen, daß keinem Beschauer etwa das Bedenken kommen könnte, es handele sich hier doch nur um symbolisch vorgetragene Schicksale einer für sich stehenden Vergangenheit. Sorgfältig wird diese Anschauung in Italien cultivirt. Unentbehrlich würde ihr Eingreifen bei der Erziehung der heutigen Jugend sein, und noch viel wirksamer würde sie eingreifen, wenn die leidenschaftliche Unwissenheit einer in Italien unter allen Umständen, welche sie auch seien, auf Umsturz drängenden Partei, nicht das Mißverständniß nährte, als ob der Cultus eines bestimmten Theiles dieser Vergangenheit zum Vortheile der Curie ausschlagen könnte. Ohne diesen Umstand würde die neueste Verunstaltung Roms nicht möglich gewesen sein, die, als Thatsache nicht mehr verkannt, von manchen Seiten auch heute noch scheinbar als Nothwendigkeit vertheidigt wird, weil es diesen Leuten vor allen Dingen auf die Zerstörung dessen ankommt, was an die Päpste erinnert. Die Geschichte Italiens hat Jahrhunderte, die in schlechtem Curs stehen. Die der Päpste sind verdächtig, und sogar das Andenken der großen Maler und Bildhauer leidet darunter. Die Zeiten der uralten Republik dagegen stehen in hohen Ehren, und derselbe Irrthum wird genährt, dem die französische erste Republik so viel Unheil verdankte: es lasse sich unmittelbar an die Tage der alten Biederkeit wieder anknüpfen. Hatte doch Machiavelli auch schon daran gedacht! Und haben diese republikanischen Tage Roms nicht eine so schöne Geschichtschreibung! Diesen Zeiten der rauhen Größe hat Maccari die Scenen entnommen, die er darstellt.

Folgende Gedanken hat er zur Anschauung bringen wollen. Die Aufopferung eines Mannes für das Vaterland. Das Festhalten an der Ehre des Landes auch unter dem Drucke der Ereignisse. Die Unbestechlichkeit. Das Bewahren der Würde innerhalb der äußersten Erniedrigung. Und zu alledem, als Strafpredigt gleichsam, die Verlassenheit Derer, die der Ehrgeiz zum Verbrecher gegen den Staat gemacht hat. Man fühlt aus dieser Aufzählung heraus, daß es sich bei der Ausmalung des Saales um die Schicksale eines Volkes handele, das einst groß war, dann in den Abgrund versank und das heute sich emporrichtet. Schon die Inschrift um die Gestalt der Italia: „Frei bist Du, nun sei auch groß!“ deutet dies an; eine zweite, alle vier Wände des Saales umlaufend verbindende, gleichsam krönende Inschrift bestätigt es. Sie besteht aus zwei zu einem einzigen Gedanken verschmolzenen Aussprüchen Machiavelli's und Guicciardini's: „Wendet eure Blicke der Vergangenheit zu,

denn Gegenwart und Zukunft erklären sich aus ihr." „Niemals hat das Unglück sie zu verächtlichen Gedanken erniedrigt, nie das Glück sie frech gemacht." Drei große Darstellungen und zwei geringeren Umfanges an der von den Fenstern getheilten Wand sind dies zu illustriren bestimmt.

Es ist der Gedanke ausgesprochen worden, das Panoramamäßige sei heute die natürlichste Form, Ereignisse uns nahe zu bringen. Ohne Zweifel nimmt unser Publicum die Darstellung großer Begebenheiten in dieser Form nicht ungern an. Das Bestreben des historischen Malers müsse danach sein, jedes Ereigniß wie durch eine colossale photographische Aufnahme in voller Farbe so aufzufassen, daß der unmittelbare Eindruck des Erlebten gleichsam festgenagelt würde. Die Natur des Momentes aber ist, vorüberzugehen. Ein Blitz, der dauernd am Himmel stände, wäre schon kein Blitz mehr. Die Ereignisse sind deshalb so darzustellen, daß man sich nicht bewußt sei, in der Möglichkeit ihrer dauernden Betrachtung liege etwas Widernatürliches. Diese Aufgabe fällt dem Panorama zu. Es versetzt uns in den kritischen Moment der Schlacht hinein, wo Sieg oder Niederlage noch nicht entschieden sind, und läßt uns in der Täuschung beharren, das Vergangene als ein bleibend Gegenwärtiges aufs Neue mitzuerleben. Am vollkommensten liefert das Theater diese Täuschung. In den großen Tableaus der meiningischen Bühne erblicken wir das Leben der vergangenen Zeit als ein uns unmittelbar berührendes. Die Aufgabe des Historienmalers, der auf unmittelbaren Erfolg rechnet, wäre, sein Publicum in einen ähnlichen Traum bei wachenden Augen hineinzubringen.

Schon Raphael hat vielleicht so gedacht. Die Gemälde der Camera della segnatura, selbst in dem erniedrigten heutigen Zustande noch, muthen uns an, als ob die unergründliche heitere Luft, in die wir auf der Disputa, zwischen Himmel und Erde, hineinzuschauen glauben, sich wirklich auch einathmen lasse; als ob die lichten Gewölbe des Tempels der Schule von Athen auch uns den Eintritt in die gedankenerweckende Stille gestatteten, in die die Worte der Philosophen hineinklingen. Will man das Wort Täuschung hier gestatten, so dürfte es angewandt werden. Keins der Gemälde in den folgenden vaticanischen Zimmern, die Raphael ausgemalt hat, wollte das und vermöchte das: der plastische Sinn Michelangelo's begann hier mit übermächtiger Gewalt sich Raphael's zu bemächtigen. Vielleicht aber ist Lionardo's Abendmahl diese täuschende Kraft einmal eigen gewesen. Und wer sie in seinen Porträts im höchsten Grade besaß, war Tizian. Tizian malte athmendes Fleisch. Auch des heute arbeitenden Maccari's Bestreben war, uns bei drei großen Scenen zu unmittelbarer Theilnahme am Geschehenden hinzureißen. Die Gedanken politisch erregter Massen sollen uns erfüllen. Er will Volk malen, leidenschaftlich bewegte Mengen von Männern, und das Gefühl Einzelner, nicht uns, sondern ihnen gegenüber. Ganz moderne Gedanken mit ganz modernen Mitteln durchgeführt. Und deshalb auch hat er nicht Ereignisse gewählt, bei denen die That in ihrer Größe oder Furchtbarkeit oder Bedeutung uns eher zurückzutreten auffordern würde, um das Kunstwerk besser betrachten zu können, sondern wo das Geschehende als solches uns zu sich heranzieht, um besser sehen und hören zu können. Der Künstler macht uns zum unmittelbaren Theilnehmer dessen, was vorgeht.

Meine Absicht ist nicht, bei der Beschreibung der Gemälde von den Thatsachen auszugehen, wie die Historie als scheinbar ereignet sie uns heute vor die Augen stellt, sondern so wie Maccari sie gibt. Ich will beschreiben, als wären seine Gemälde der Abklatsch von Ereignissen, für deren Personen die Namen wohl noch zu suchen wären. Ich beginne mit dem, das seine Manier am auffallendsten zeigt: Maccari will eine Rede malen, die, in öffentlicher Sitzung gehalten, den Mann, gegen den sie gerichtet ist, vernichtet. Er will weder den malen, der sie hält, noch den neben ihm zur Hauptperson machen, gegen den sie gehalten wird, noch auch die Gestalten Derer, die sie hören, sondern er will das Ereigniß als solches darstellen. Angenommen, es komme heute Jemand, der ein Sitzungsbillet für den Reichstag erlangte, nach Hause und hätte eine Rede erlebt, die einen der bekanntesten Widersacher nicht nur der actuellen Regierung, sondern der öffentlichen Ordnung an sich, zu Boden geschlagen und moralisch gebrandmarkt hätte: was würde ihm als das Entscheidende in der Erinnerung stehen und von ihm erzählt werden? Die hervorragenden Bewegungen des Redners etwa? Oder das Aussehen dessen, über den hier Gericht gehalten wurde? Oder das auffallende Benehmen Dieses oder Jenes, der, unter den Zuhörern sitzend, seinerseits als nicht unbetheiligt an der Sache erschien? Nichts von alledem: nicht auf die Gesten des Redners, sondern auf seine Worte kam es an; nicht auf das Benehmen des Zubodengeschlagenen, sondern auf das Gefühl aller Uebrigen im Saale ihm gegenüber. Wer aber vermöchte die schwüle Atmosphäre einer Versammlung ernster Männer zu malen, innerhalb deren zwei Charaktere einer den anderen politisch zu ersticken im Begriffe ist? Maccari hat sich diese Aufgabe gestellt.

Wir blicken in einen Sitzungssaal hinein, als ob zwei Schritte auch uns hineintragen könnten, um auf einem der leeren Sitze uns niederzulassen — oder von hinten wenigstens seine Lehne zu berühren — die in Halbkreisen sich leise hintereinander erheben, nach uns zu eine Schwenkung machend. Diese uns nächsten Sitzreihen sind leer. Nur eine Person ist hier sichtbar. Von Allen, die sonst den Raum erfüllen, abgesondert. Umgeben von leeren, man möchte sagen von verlassenen Bänken, ist er uns greifbar zunächst wie in natürlicher Größe. Catilina sitzt da. Ein noch junger Mann. Umhüllt, wie alle die Anderen, die den Saal erfüllen, von der weißen, faltig vielfach durcheinander gezogenen Gewandung, die die Senatoren tragen. Wir erblicken in seiner zurückgehaltenen Bewegung die unerhörte psychisch-physische Anstrengung eines Mannes, der sich zusammenzunehmen bemüht ist. Den Kopf weit übergebeugt, starrt er abwärts vor sich hin. Die beiden Arme, bei fast auswärts aufgedrehten Ellenbogen, krallen sich mit ausgespreizten Fingern in die Knie ein: noch ein paar Worte mehr, noch ein paar Senatoren mehr, die, fortrückend aus seiner Nähe, den leeren Raum um ihn vergrößern, und er schnellt empor, um in Worte auszubrechen, die unerhört sind. Dies erwarten wir. Die Versammlung scheint es nicht zu erwarten. Mehr als hundert Personen hat der Künstler hier dargestellt, die Vertreter Roms, und ganz zur Linken im Hintergrunde den aus der flachen Mitte des Saales frei herausredenden Cicero; Alle eine breite, bewegte Masse bildend, Keiner aber, auch der Redner nicht, im Einzelnen hervorragend;

einzeln betrachtet Jeder jedoch ein vollendeter Typus. Man erstaunt über die spielende Leichtigkeit, mit der Maccari hier das athmende Leben wiederzugeben vermocht hat. Wie diese Männer sich verhalten, vom einsamen angestrengten Zuhorchen ab bis zur Mittheilung gegen Zunächstsitzende: in der Darstellung solcher und ähnlicher kleiner Züge hat Maccari ein Meisterstück geliefert. Man fühlt, wie die Rede durch den Saal schwirrt und wie Jeder in seiner Art von ihr betroffen wird. Keine Spur antiquarischer Gelehrsamkeit, die sich hier vordrängte. Nicht, wie bei Alma Tadema, die historische Taschenspielerei, daß man sich wie durch magnetischen Schlaf zum beobachtenden Theilnehmer eines Stückes längstvergangenen menschlichen Daseins gemacht fühlt, wo die Decoration so mächtig uns einnimmt, daß die, die ihre Träger sind, beinahe Gedanken zu hegen scheinen — nein — wie das wirkliche Leben uns Alles in der Kleidung der Gegenwart, das Costüm zugleich aber als etwas so Nebensächliches, Gewohntes, Gleichgültiges zeigt, daß es seiner nicht bedarf, um das Geschehende als wahr zu documentiren. Maccari hat nichts von dieser historischen Coquetterie: gibt die Sache selbst darum aber in desto vollerem Maße. Nicht durch Kunststücke, sondern durch einfache geistige Theilnahme läßt er uns miterleben, was er darstellt, als ereigne es sich heute. Diese Scene athmet dieselbe unheimliche Wirklichkeit aus, die uns empfangen würde, hätten wir selbst jenen Tag miterlebt, als Cicero sein „Quosque tandem" über die Lippen brachte.

Gemalt hat der Künstler das Alles fast ohne Farbe. Ein düsterer, runder Saal mit Oberlicht. Die Sitzreihen. Die Senatoren. Einer in der gleichen weißen Toga wie der andere. Kein Schmuck an ihnen oder den Wänden irgendwo bemerkbar. Ein kahler Sitzungsraum. Nur diesem Zwecke dienend. Nichts, was über die Absicht hinausging, das zu erreichen. An den Senatoren, Cicero mit einbegriffen, nichts von theatralischem Behaben. Selbst des Redners im Sprechen ausbreitend sich erhebende Hände zu nichts Gelegenheit gebend, was man Pose nennen könnte. Einfaches, nüchternes Dasein. Dies wäre der Versuch, das erste Gemälde zu schildern. —

Auf ihm hatten wir einen Vorgang vor Augen, der auch Denen, die römische Geschichte gar nicht kannten, deutlich sein mußte: die parlamentarische Zerschmetterung einer politischen Persönlichkeit. Auf der Wand gegenüber nun ist eine Scene dargestellt, die in ihrer Handlung ebenso klar sich darbietet: der moralische Einfluß eines Mannes, dessen bloßes Erscheinen das Fassen unwürdiger Entschlüsse verhindert. Die Situation ist diese: Pyrrhus hat die Römer so sehr in Nachtheil gebracht, daß ihm die Lage der Dinge zu gestatten scheint, einen Gesandten mit erniedrigenden Friedensvorschlägen nach Rom senden zu dürfen.

Wiederum ein weiter, kahler, trübe beleuchteter Raum, wie das Innere des Pantheons etwa zu denken, und wiederum so dargestellt, als ständen auch wir mit darin. Angenommen ist, die römischen Senatoren hielten sich ringsum an der Wand auf ihren Sitzen, während man dem Gesandten des Königs in der Mitte des Raumes einen Sessel aufgestellt hat, auf dem er Platz genommen hatte. Anzunehmen wäre weiter, die Propositionen des Königs seien bereits verlesen worden und die Stimmung im Saale neige sich beschämenden Ent-

schlüssen zu. Da — dies der Moment, den das Gemälde zeigt und der ohne Erklärung dem Betrachtenden sofort verständlich wird — öffnet sich noch einmal die hohe, nach außen führende Thür, auch sie an die des Pantheons erinnernd, und an der Spitze seines geschlossenen Gefolges tritt ein Mann ein, ein weißbärtiger, blinder Mann, Einer jedoch, dessen bloßes Erscheinen die Situation von Grund aus ändert. Man sieht an seinem Gange, an der Haltung des Kopfes und der Hände, auch daran, daß er geleitet wird, daß er blind sei. Er hält die eine Hand, als spräche sie, als wolle er reden noch im Vorschreiten begriffen; er scheint anzudeuten: kein Wort weiter, ehe ihr mich nicht gehört habt. Man sieht, wie Die, in deren Mitte er tritt, sich vor ihm verneigen, man fühlt die Kraft, die von ihm ausgeht; sein Programm ist: kein Verhandeln, so lange Pyrrhus noch auf italienischem Boden steht! Ebenso sprechend als dieser Eintritt des alten blinden Appius Claudius ist das Verhalten des griechischen Gesandten, der im hohen Selbstgefühle, das ihn erfüllt, nicht weniger stark als die Römer selbst den Umschlag der Stimmung empfindet. Während er, als Repräsentant des siegreichen Königs, im Bewußtsein seiner Sendung bis dahin der wichtigste Mann im Saale gewesen war, lenken sich im Nu die Gedanken von ihm ab. Im Gefühl, daß eine Macht ersten Ranges neben ihm erschienen war, hat er sich von seinem Sitze erhoben und steht kerzengerade da. Um doch aber anzudeuten gleichsam, daß er jeden Augenblick sich wieder setzen werde, hat er mit einer äußerst verständlichen Bewegung des Armes, rückwärts die Fingerspitzen auf die Lehne seines Sessels gelegt. Seine Gestalt ist ebenso sprechend wie die des Appius Claudius, auf den er die Augen scharf hinüberblickend gerichtet hält, ohne seinen Blicken doch begegnen zu können, da Appius blind ist. Maccari hat den Griechen, im Gegensatze zu den weißen, die Gestalt verhüllenden Togen der Römer, mit farbigen Gewändern bekleidet, die, dicht anliegend, die kraftvolle und schöne Gestalt des Mannes mit einer gewissen Eleganz hervortreten lassen. Er und der Stuhl und eine niedere Bank, auf der Actenstücke in Rollen liegen, hebt sich als das in dieser Umgebung alleinstehende, fremde, eine Macht für sich bildende Element ab.

Im gewöhnlichen Sinne wäre es gar keine Handlung, die wir auf diesem Gemälde vor uns haben, sondern nur die Andeutung eines inneren Ereignisses: des Umschwunges, den das Erscheinen eines Mannes bewirkt. Wie bei dem vorigen Werke waltet auch hier keine entschiedene Beleuchtung, nur die Gestalt des griechischen Gesandten wird von scharf herabfallendem Oberlichte getroffen, als spiele die Scene in der That im Pantheon, und Cineas stehe unter der Lichtöffnung, die die Mitte der Wölbung einnimmt. Trefflich ist im Hintergrunde die von außen durch die offene Thür einströmende Helligkeit benutzt, die die in den Saal eindringende, dem Appius folgende Männermenge von hinten trifft und über ihre, zum Theil nur mit spärlichem Haar bedeckte Scheitel hin uns entgegenkommt. Man fühlt, diese Sorte Römer, die jetzt mit Appius erscheinen, lassen nicht mit sich unterhandeln. Schon aus der Art, wie sie heranmarschiren, fühlen wir es. Es scheint ihre Gesinnung aus ihren Tritten herauszuklingen.

Und zu diesen beiden nun ein drittes Werk, breiteren Raum an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnehmend, und eine Scene bietend, die unter

freiem Himmel sich abspielt, von allen Malereien Maccari's hier die ergreifendste. Abermals keine Handlung, sondern der innere Kampf eines einsamen Mannes, dem ganz Rom gegenübersteht, ohne ihn in dem beirren zu können, was er beschlossen hat.

Jeder weiß, was Regulus gethan hat. (Abgesehen von dem, was die neuere Forschung dazu sagt.) Ich möchte bitten, an sich selbst die Frage zu stellen, welcher von den Momenten der Geschichte des Regulus als der erschütterndste gelten müsse.

Der, wo Regulus die Mission enthüllt, warum die Carthager ihn, den Kriegsgefangenen, auf sein Wort, daß er nach Carthago zurückkehren werde, nach Rom gesandt hätten, um für den Frieden mit Carthago dort zu wirken? Jeder Schuljunge weiß, wie Regulus in Rom dann diesen Frieden zu schließen widerrieth, treu seinem Versprechen aber in Carthago wieder erschien und unter Qualen dort endete. Oder zeigt dieser Tod Regulus am größten? Folgendes hat Maccari dargestellt.

Die Bitten der Freunde und der Familie, das gegebene Wort als ein abgezwungenes anzusehen und in Rom zu bleiben, sind vergeblich gewesen. Das Schiff, das ihn nach Carthago zurückbringen soll, haben wir, vorn links, uns zunächst, als ließe es sich greifen, vor uns. Regulus darauf. Der letzte Abschied liegt schon hinter ihm. Das Ufer bis zum Rande der Steinplatten, die es bedecken, ist von der Menge der vornehmsten Männer völlig erfüllt. Und hinter und über diesen dichtgedrängten Reihen abermals römisches Volk in unabsehbaren Reihen sich ausbreitend, und immer wieder neue Massen hinter diesen unendlichen Köpfen: man fühlt, kein Auge eines Römers, das an jenem Tage von hier aus nicht mit den letzten Blicken voll von Jammer und voll von Stolz Abschied von Regulus nahm.

Noch scheint das Schiff am Ufer festzuliegen, aber die Planke, auf der Regulus es beschritten, ist doch schon zurückgezogen, und auf ihr, die nun quer über dem Schiffe liegt, steht er. Aufrecht, starr, den Arm herabhängend, die sich senkenden Blicke auf das Volk gerichtet und auf die Mauern der Stadt und die Berge, die in der Weite Rom umgeben. Der allerletzte Blick darauf! Den Ruderknechten sehen wir an, daß Schläge der Ruder das Schiff leise zu erschüttern beginnen. Noch wäre ein Gedanke möglich, der seine Entschlüsse umstürzte. Ganz vorn, uns noch näher als Regulus selbst, erblicken wir einige seiner Freunde, die sich in einen Kahn geworfen haben, um noch einmal mit der verzweifelnden Beredtsamkeit einzelner zugerufener Worte ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber man sieht ihren Gebärden an, daß es ihnen unmöglich ist, sich ihm auch nur bemerklich zu machen. Regulus, unberührt, will nichts von dem letzten Schauspiel verlieren, das ihm sobald nun entschwinden soll. Wohlwollende Collegen haben Maccari getadelt, daß er die Gestalt des Mannes so ohne jeden Affect hingemalt habe. Dieser schlaff herabhängende Arm, dieser ruhige, fast stiere Blick zeigten ihrer Meinung nach den Sturm nicht, der seine Seele zerreiße. Aber Maccari hat wohlgethan, den guten Rathschlägen kein Gehör zu geben. Diese Stille, dies Erstarren enthält mehr als jede Bewegung zeigte.

In der Darstellung des bewegten Volkes hat Maccari hier seine Meisterschaft bewiesen. Zugleich als zusammenhängende Masse und doch als lauter einzelne Figuren haben wir es vor uns. Voran und in der Mitte wieder jene Senatoren in den farblos weißen Togen; von ihnen umgeben die Familie des Regulus: die zu Boden brechende Frau: die die Hände nach ihm ausstreckenden Kinder: Alle aber schon in der ungewissen Entfernung, wo dem Blicke das Einzelne in das Ganze sich aufzulösen beginnt. Und dann die ungeheuere Kopfmenge des Volkes, noch ferner, immer weiter und weiter die Reihen der Köpfe und der aufgestreckten Arme in Eins zusammenfließend und doch auch hier jede Gestalt bemerklich. Eine Fülle von Motiven. Die Lebensbeobachtung des Künstlers tritt hier um so schärfer hervor, als er verhindern möchte, daß sie bemerklich werde. Nichts ist hier auf den Effect gearbeitet, Alles dem großen Ziele, den Moment so voll als möglich festzuhalten, untergeordnet. Es ist unmöglich, dies Gemälde zu betrachten ohne von der Mischung wahrer Poesie und wahrer Historie, die einander bedürfen, damit jedes von beiden Elementen zur rechten Geltung gelange, ergriffen zu sein.

Hiermit sei die Beschreibung der Wandgemälde abgeschlossen, da die auf den schmaleren Flächen zwischen den Fenstern sichtbaren Darstellungen durch das blendende Licht doch so verdunkelt werden, daß sie nur mit einer gewissen Mühe betrachtet werden können. Zwei Gemälde: wie die Samnitischen Gesandten dem Curius Dentatus vergebens kostbare Geschenke zu Füßen legen, und wie nach der Einnahme Roms durch die Gallier der Senator Papirius unbeweglich dasitzt, als ihm von einem der übermüthigen Eroberer nach dem Barte gegriffen wird: Scenen, die genau zeigen, was gezeigt werden soll, nicht aber den großallgemeinen menschlichen Inhalt bieten wie die drei beschriebenen Wände. Ringsum nun über diesen Darstellungen läuft die italienisch gefaßte, oben bereits gegebene Inschrift: Osservate con diligenza le cose dei tempi passati perchè fanno lume alle future e quello che è, e sarà, è stato in altro tempo. (Guicciardini.) Nessuna cattiva sorte li fece mai diventare abietti e nessuna buona fortuna li fece mai essere insolenti. (Machiavelli.) Ueber den mächtigen Capitälbuchstaben beginnen die Malereien der reichgegliederten Decke: allegorische Darstellungen in vier großen Feldern, den Handel und Ackerbau, die Wissenschaften, die Künste und Gewerbe und die Waffen darstellend. In buntem, blühendem Farbenreichthum ausgeführt, wobei das vergoldete Rahmenwerk als angenehm den Effect verstärkendes Element hinzutritt. Maccari zeigt sich auch hier als Anhänger der modernen realistischen Schule. Bei uns sind wir daran gewöhnt, solche Allegorien mit Hülfe von Kindergestalten zusammengestellt zu sehen, die, auch wo der neuere Realismus dergleichen unternimmt, die Formen der Antike und des Fiammingo unentbehrlich machen. Da figuriren jene ewig wiederholten Putten in dermaßen erschöpften Positionen, daß Neues zu schaffen als unmöglich gelten möchte. Maccari dagegen hat sich keineswegs mit der Benutzung des Bekannten begnügt und abgefunden. Man fühlt, mit welcher Unabhängigkeit und Sorgfalt er die unerschöpfliche Natur für seine Zwecke studirte. Die verschiedenen Altersstufen, in denen er die Kinder beider Geschlechter, zum Theil die äußerste Stufe der Kindheit streifend, in zwanglos sich formende

Zusammenstellungen gebracht hat, läßt ihn von einer neuen Seite erscheinen. Hier athmet Alles Leben, Farbe und festliche Heiterkeit. Auch hier bieten einzelne Gestalten geistige Tiefe. Die unbestimmte Sehnsucht der letzten Kindheitsgrenze sehen wir in Mädchen und Knaben reizend beobachtet und wiedergegeben und das unschuldig unbeholfene Spiel der frühesten Jahre dazu in Gegensatz gebracht. Dergleichen läßt sich nicht gut im Einzelnen beschreiben, selbst die vorzüglichen Photographien, die von Allem, was der Saal enthält, angefertigt worden sind, genügen nicht, die Stimmung zu geben, in der dieser Deckenschmuck mit dem Ernste der Wandgemälde darunter contrastirt.

Nur Eins bleibt zu beschreiben noch, die Gestalt, die in einem Runde gerade die Mitte der Decke einnehmend, in einem Triumphe von Schönheit von da über Alles herabthront: das siegreiche Italien, mit der Umschrift: Sei libera sii grande. Eine schöne, uns anmuthende Frau, verkürzt, als ragte sie in die Lüfte empor, eine Fahne über die Schultern gelegt, die ihrem Haupte als Hintergrund dient. Trotz reicher Gewandung einfacher Faltenwurf über Knie und Brust, so daß das herableuchtende Antlitz Alles im Saale beherrscht. Es liegt in dieser unbedeutenden Gewandung etwas Demokratisches. Keine im Gefühl unendlicher Pracht auf Wolken ruhende Göttin sollte dargestellt werden, wie Paul Veronese Venezia als triumphirende Herrscherin gemalt hat, sondern der jeden Augenblick zum Kampfe bereite, auf einen Wink des Schicksals aufspringende Genius des jungen Reiches sollte erscheinen, der gute Geist des Volkes, das die uralt ererbte Größe erst wieder zu verdienen hat. Es ist, als hätte die Gestalt, wie für einen Moment des Ausruhens, den Weg zur Höhe unterbrochen, um alsbald aber sich wieder aufraffend, die Fahne von Neuem zu entfalten. Schon in dieser Auffassung sehen wir den Unterschied der Zeiten. Für Raphael, für die gesammte Kunst bis auf heute, hatte nie eine Aufgabe dieser Art sich ergeben. Selbst während der französischen Revolution, als David und seine Schule symbolische Figuren zu schaffen hatten, die in der Gestaltung eines zum Siege eilenden Frankreichs ihre höchste Leistung geliefert, würde eine so intime Personification dem schaffenden Geiste eines Künstlers nicht entsprungen sein. Erst das in den ersten Jahrzehnten unseres Zeitalters mit unerhörter Grausamkeit zu Boden gedrückte Italien empfing in der Phantasie des eigenen Volkes das Ansehen einer um die verlorene Freiheit jammernden, unter der Last der Knechtschaft seufzend dahinschleichenden Jungfrau. Leopardi nahm Petrarca's und Dante's Anschauungen auf und wußte sie mit der ihm zu Gebote stehenden sinnlichen Gewalt so zu formen, als ob die Gestalt im vollendeten Kunstwerke schon dastände. So hat Maccari das befreite Italien als kriegerische Jungfrau gemalt und so ist die Umschrift zu deuten.

Die Trefflichkeit dieser Deckengemälde erlaubt die Bedenken auszusprechen, die gegen die Wandgemälde darunter von Einigen erhoben worden sind. Auf den Deckengemälden sind die Gestalten der Kinder die Hauptsache. Sie erfüllen den Raum, und der Hintergrund bleibt ohne Einfluß auf ihre Gruppirung. Es sind kunstvoll gebildete Zusammenstellungen, die wir hier vor Augen haben, und in den Wendungen der Figuren erblicken wir den Beweis des Studiums nicht bloß der Natur, sondern auch des unserer Zeit überlieferten Besitzes an

Werken früherer Meister. Maccari also hat gewußt was er wollte, als er den Deckengemälden diese Fülle harmonischer Gestalten, diese freundliche Farbe, diese Bewegung, kurz dies Festliche verlieh.

Zugleich aber: Maccari hat auch bei den Wandgemälden gewußt, was er wollte, wenn er diesen in Composition und Farbe etwas verlieh, was man mit dem melodienlosen, das Publicum aber ergreifenden Strom der neueren Musik vergleichen könnte. Bei ihnen scheint das Allgemeine, die Stimmung, alleiniges Ziel der Arbeit zu sein. Der Maler will nicht, daß irgend etwas ihn hier in der Erreichung des Eindruckes störe, auf den es ihm allein ankam. Die, welche diese Gemälde betrachten, sollen gepackt werden. Und deshalb, wenn ihnen etwas fehlt, das man, mich selbst nicht ausgenommen, vielleicht vermißte, so wollte es der Künstler so. Es fehlt ihnen das Element, das Raphael's Camera della segnatura in so hohem Maße besitzt: die Erhebung des Dargestellten über die rauhe Wirklichkeit. Nichts ist unwahr von dem, was Disputa und Schule von Athen und Parnaß zeigen, zugleich aber doch erfüllt von jener höheren Wahrheit, die uns die Dinge in einem Lichte verklärt vor Augen stellt, in dem das Auge des Künstlers allein sie erblickte. Maccari, offenbar geleitet von dem Drange, so wirklich zu geben, was er gibt, daß Niemand den Vorwurf erheben dürfte, er sei über das Alltägliche des gemeinen Erlebnisses hinausgegangen, hat sich von diesem Bestreben zu weit leiten lassen. Nichts Unschönes stellt er uns vor die Blicke, aber auch nichts, das sich zum Schönen erheben möchte. Bei den Deckengemälden band ihn diese Rücksicht nicht.

Jeder, der diesen Saal betreten, ihn erst im Ganzen überblickt, dann im Einzelnen genau durchbetrachtet hat, wird sich sagen müssen, daß eine aus sich selbst gewachsene bedeutende Kraft hier etwas gemalt habe, dem dauernder Werth innewohne. Ein Werk ist entstanden, das, nach rückwärts hin ein paar Jahrhunderte überspringend, endlich wieder einmal aus nationalem Geiste für das Volk im edelsten Sinne geschaffen wurde. Gemälde, die, was die Gesinnung anlangt, den Arbeiten der großen italienischen Meister sich ebenbürtig anschließen.

Maccari hat Alles allein gethan. Er hat die rohen Wände des Saales empfangen, hat sich den Bewurf der Mauer und die besonderen Farben, mit denen er arbeitet, präparirt, hat die einschließende ornamentale Architektur gezeichnet, selbst gearbeitet und an Ort und Stelle vollendet: Alles, bis auf die geringste künstlerische Arbeit ist seinen Händen entsprossen. Der Saal, wie er fertig abgeliefert nun dasteht, ist nur sein Werk. Gebildete Leute, die Rom besuchen, möchte ich darauf hinweisen, damit Maccari auch bei uns des Ruhmes theilhaftig werde, auf den er Anspruch hat.

Rom, 1889. Herman Grimm.

Aladdin.

Von

Georg Brandes.

I.

Oehlenschläger's Märchendrama „Aladdin" ist der Ausgangspunkt des neueren dänischen Geisteslebens, der Grundstein, über dem das Gebäude aufgeführt ist, welches die dänische Literatur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ausmacht.

In der allgemeinen literarischen Auffassung des Nordens bezeichnet Aladdin außerdem die Thronbesteigung der Phantasie, und unter Phantasie versteht man das poetische Erfindungstalent, das Oehlenschläger vor Holberg und den Dichtern des vorigen Jahrhunderts voraus hat.

Während Holberg bekanntlich die ältere Literatur in großem Umfang benutzte, und in der Regel nur den aus fremder Hand empfangenen Stoff belebte, bezeichnet Oehlenschläger, wie man annimmt, die freie Einbildungskraft, die eigentliche dichterische Production; Phantasie war ja die Losung der Romantik.

Oeffnet man indessen ein altes dänisches Buch aus dem Jahre 1758: „Tausend und Eine Nacht, worin auf eine ergetzliche Weise allerlei arabische Historien und wunderbare Ereignisse, wie auch gleichermaßen anziehende Liebesgeschichten erzählt werden" — die Quelle, welche Oehlenschläger bei der Ausarbeitung seines „Aladdin" vor Augen gehabt hat: dann wird man sehen, daß er hier genau so wie Holberg sich die Grundlage seines Stückes Zug für Zug angeeignet, und hinsichtlich der Fabel so gut wie gar nichts verändert hat. Fast keine der Begebenheiten, keine der Hauptpersonen, ja nicht einmal der Nebenpersonen sind von ihm selbst erfunden. Er haucht dem alten Märchen einen neuen Geist ein, seinen eigenen und den seiner Zeit, aber von freier Erfindung ist hier bitter wenig vorhanden. Meistens folgt er seiner Quelle Satz für Satz, Zeile für Zeile mit solcher Genauigkeit, daß er, wenn thunlich, dieselben Ausdrücke benutzt, sogar an solchen Stellen, wo kein rechter Sinn dabei herauskommt. Es ist deshalb viel leichter, die Züge anzugeben, die man Oehlenschläger selbst verdankt, als diejenigen aufzuzählen, die er aus dem Märchen aufgenommen hat. Und selbstverständlich hat das Hinzugedichtete ein großes psychologisches Interesse.

In der ersten Hälfte des „Aladdin", derjenigen, welche mit der Hochzeit des Helden und Gulnare's endet, sind die folgenden wesentlichen Züge hinzugedichtet oder umgedichtet.

Aladdin erzählt, wie er als angehender Schneider den jungen Mädchen Maß genommen hat. Dieser Zug illustrirt die vollblütige Sinnlichkeit und Lebensluft seiner jugendlichen Natur. Er betrachtet ferner die Beerdigung seines Vaters wie ein anderes Schauspiel. Das zeigt die Sorglosigkeit seiner trägen Natur, die sich durch nichts in ihrer Fröhlichkeit stören läßt. Er ist der leichtsinnige Sanguiniker, durch und durch sanguinisch, durch und durch leichtsinnig, aller Empfindsamkeit baar.

Die folgende Einzelheit hat etwas mehr zu bedeuten. In „Tausend und Einer Nacht" ist Aladdin einfach der Sohn des Schneiders Mustafa. Oehlenschläger hat dies verändert. Aladdin ist bei ihm ein illegitimer Sohn, den Morgiane während ihrer Ehe dem Emir Al Mamon geboren hat. Ganz glücklich ist diese Erfindung insofern nicht, als sie erstens nicht sonderlich mit dem Charakter der Morgiane übereinstimmt, wie er sich bei Oehlenschläger entfaltet; zweitens die dem Märchen entnommene Idee des klugen Nureddin, sich für Mustafa's Bruder auszugeben, um als Onkel Aladdin's in die Familie aufgenommen zu werden, etwas zweifelhaft macht. Denn gerade nachdem Nureddin die Vermuthung Aladdin's über seine unregelmäßige Abstammung hat aussprechen hören, nähert er sich ihm als legitimer Onkel.

Diese Aenderung des Stoffes ist romantisch. Sie ist ein Ausbruch der jugendlichen Schalkhaftigkeit Oehlenschläger's, die sich daran ergötzt, den Helden als Kind der Liebe einzuführen. Demnächst ist es ein Versuch, zu erklären, wie es zugeht, daß ein Schneiderkind das Blut in seinen Adern hat, das so große Schicksale möglich macht. Schließlich liegt darin vielleicht eine Reminiscenz. In dem Schauspiel, welches das nächste Vorbild Oehlenschläger's war, als er sein Werk ausarbeitete, dem „Kaiser Octavianus" von Tieck, welches im Verhältniß zwischen der Mutter Susanne und dem Sohne Florens etwas hat, das an dasjenige zwischen Morgiane und Aladdin erinnert, ist der alte Clemens nur der Pflegevater, und alle häuslichen Conflicte entstehen daraus, daß der Hang des Sohnes zu fürstlichem Zeitvertreib und ritterlicher Hantirung in dem Krämergeist des Elternhauses Widerstand findet.

Doch nur hier zu Anfang der Dichtung entfernt sich Oehlenschläger absichtlich und übermüthig von der in Dänemark herrschenden Moral. Je mehr die Arbeit fortschreitet, desto bürgerlicher und frommer wird er.

Noch ein kleiner feiner Zug, der hinzugedichtet ist und uns direct in den Mittelpunkt des Schauspiels führt, verdient Erwähnung.

In „Tausend und Einer Nacht" kennt der afrikanische Zauberer ganz genau den Ort, wo die Lampe zu finden ist, aber ihm ist es nicht gestattet, sie selbst dort fortzunehmen. „Dergleichen mußte ein Anderer verrichten." Darum macht er sich an Aladdin heran, den er für ein unbedeutendes Kind hält, „das aber fähig sein könnte, ihm den Dienst zu leisten, den er von ihm verlangt".

Worin die Fähigkeit, sich der Lampe zu bemächtigen, besteht, wird nicht gesagt; es finden sich nur diese Worte: „Der afrikanische Zauberer verstand

sich außerordentlich auf Physiognomien und fand deshalb alle die Zeichen in Aladdin's Angesicht, die ihm von Nöthen waren."

Hier hat Oehlenschläger die berühmte Scene hinzugedichtet, wo die Apfelsinen in den Haufen spielender Knaben hinabgeworfen werden. Nachdem Aladdin sie zweimal aufgefangen hat, fallen sie das dritte Mal in seinen Turban. Wie der, welcher zweimal schon vom Glücke begünstigt, es das dritte Mal „mit auf dem Rücken gebundenen Händen in seinen Turban lockt", offenbart sich Aladdin vor Nureddin als das brauchbare Werkzeug.

Und hier stehen wir beim Grundelement des Charakters und an der Schwelle zu dem Ideenleben, womit Oehlenschläger aus seinem eigenen Innern das Märchen ausstattete.

Was ist, was bedeutet Aladdin?

Auch ohne eine in dem Epilog direct gegebene Andeutung würde man verstanden haben, daß es zwei Stellen gibt, in denen die Haupterklärung zu finden ist: nämlich da, wo Nureddin in dem alten Folianten liest, und da, wo der Geist des Ringes dem Aladdin das Leben erklärt.

Nach einer Einleitung ohne besonderen Tiefsinn, die nur darauf ausgeht, daß äußerst Wenige — als ob es irgend Einen gäbe — das Glück ganz besitzen, folgen schöne und empfundene Verse, die wortgetreu in Prosa übersetzt so lauten: „Der heitere Sohn der Natur ist dem Glück am Nächsten. Das, wonach der nächtliche Grübler fleißig forscht, wenn die Sonne im fernen Westen sinkt, das findet er mit Leichtigkeit durch ein Wunder."

Betrachtet man, rein philologisch, dieses Gedicht in Terzinen, so entdeckt man sofort darin den eigenthümlichen Stil-Mysticismus der deutschen Romantik. Der eigentliche romantische Ausdruck strebt nach Unverständlichkeit; er will dem Verstande, d. h. dem platten, aufgeklärten, undurchdringlich sein. Darum liebt die Romantik alle directen und indirecten Ausdrücke für das Wunderbare, solche Worte wie: abenteuerlich, bewunderungswürdig, ewig, heimlich, geheimnißvoll, heilig, himmlisch, seltsam, bezaubernd, räthselhaft, unbegreiflich, unmittelbar, unbekannt, unendlich, unsichtbar, unsagbar, seltsam, sonderbar, wundervoll — Wunder, wundern, wunderbar, Wunderwerk, Wunderwirkung, Wunderblume, Wunderkraft, Wunderkind [1]).

Das erste Wort des Gedichtes lautet: „seltsam".

Seltsam sind des Glückes Gaben rings vertheilt.

Dann folgt „Wunder": „Das Glück ist ein Wunder", und ferner „Das Glück ist unbegreiflich" und „unmittelbar".

Aladdin ist also der erkorene Liebling des Glückes; ihm fällt das Glück im Schlafe zu; er findet es durch ein Wunder, weil es sich in ihn verliebt hat. Auf andere Weise gewinnt man das Glück überhaupt nicht. Man erreicht es durch die Lampe, und nach außen hin wirkt diese Lampe bekanntlich wie eine Allmacht. Aber was ist sie in sich selbst?

---

[1]) Man vergleiche Hermann Petrich: Drei Capitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878.

Liest man das Gedicht „Die Stimme der Lampe", so erhält man die Antwort und begegnet wieder den Grundgedanken und Stichworten der Romantik (der Lampe der „Heiligthümer", dem „Himmellicht" der Lampe u. s. w.):

Erst stieg Prometheus auf, jetzt steigt er nieder
Und raubt das Licht, des Lebens Blüth' und Kraft;
Und Odin durch Gunlöda's Liebe wieder
Den schönen Trank sich aus dem Berg' verschafft.

Hier wird es also erklärt, daß die Lampe, diese glückbringende Allmacht, das Licht des Prometheusfunkens sei, und in Uebereinstimmung hiermit heißt es im Epilog, sie sei

„Das Licht selbst, die geheimnißvolle Urkraft,
Die Alles wirkt, was Leben und Glück heißt."

Hier ist folglich der träge Straßenjunge von Ispahan ein neuer Prometheus geworden, das Schoßkind des Glückes zu der großen Lichtgestalt verwandelt. So recht paßt dies noch nicht zu dem Aladdin, der vor dem Bewußtsein des dänischen Volkes steht. Aber dann folgen die beiden letzten Zeilen mit ihrem plötzlichen barocken Sprung in die mythische Phantasie des nordischen Alterthums zurück: ein anderer Odin bekommt den Trank, und der Trank ist natürlich der Meth Suttung's, welcher die Dichtergabe gibt. Das Ganze ist also Allegorie. Der Fund von Aladdin's Lampe ist ein Sinnbild davon, wie der geniale Dichter sein Genie entdeckt und den Besitz all seiner Fähigkeiten ergreift.

Aladdin ist dann nicht nur der Liebling des Glückes, sondern er ist das Genie, oder genauer: Das Gedicht ruht auf der Auffassung des Genies, daß es glücklich sei — eine Seite der Sache; denn einige von den größten Genies auf Erden, Michel Angelo z. B., waren vielleicht niemals glücklich, nicht einmal mit ihrer Arbeit zufrieden. Das Gedicht ruht demnächst auf der Auffassung, das Genie vollbringe Alles ohne Mühe — eine halbe Wahrheit, die zur Vervollständigung Buffon's tiefer Worte bedarf, daß das Genie eine lange Geduld ist. Aladdin ist endlich nicht das Genie im Allgemeinen, nicht einmal die Künstlernatur im Allgemeinen, sondern speciell das dichterische Genie, noch genauer: das romantisch poetische Genie, welches als das einzig wahre geschildert wird.

Die Lampe, die glückbringende Allmacht, die eben das Licht war, ist also, wie Oehlenschläger selbst in seiner Lebensbeschreibung sagt: Die dichterische Fähigkeit, durch die er zum Besitz aller Schätze der Welt gelangte. Diese Fähigkeit wird mithin anscheinend als Spenderin der wahren Einsicht aufgefaßt — die Lampe ist ja das Heiligthum der Natur — und die Phantasie scheint das einzige anerkannte Licht sein zu sollen.

Im Gegensatz hierzu ist Nureddin die grübelnde Forschung, die schwere Sphinx, die dem Fluge der schönen Chimäre nicht folgen kann:

Mir ward gegeben mit scharfsinn'gem Geist
Ins Inn're des Naturalls tief zu schau'n;
Das äuß're Werkzeug bin ich aber nicht.

Das äußere Werkzeug ist hier, wie in der ersten Dichtung Oehlenschläger's, „Die goldenen Hörner", das Naturkind, körperlich kräftig, vollblütig und klarängig. Doch weiterhin im Gedichte wechselt Nureddin den Charakter, er wird nach und nach immer mehr verringert. Wenn der Geist des Ringes, von der

Lampe redend, sagt: „Einer hat das Aeußere, das man Glück nennt, ein Anderer das Innere, das Geist genannt wird, vereint sind sie der höchste Schmuck des Lebens", so läge es nahe, durch diese Bestimmungen auf Aladdin und Nureddin geführt zu werden, besonders in Nureddin Geist ohne Glück verkörpert zu sehen; aber in der Folge dieser langen Replik verwandeln sich die Charaktere. Aladdin hat Alles. Er ist nicht nur das Glück, er ist die Kraft, und Nureddin wird als der „Leere und Eitle" bezeichnet, der sich mit unfruchtbarem Fleiß, mit muskelschwachem Arm aufwärts zu kämpfen versucht. Er ist zur Pedanterie, zum Neid geworden; er ist jetzt die reine Niedrigkeit und Kleinlichkeit, die auf das Selbsterworbene pocht und denjenigen haßt, der mit einer glücklichen Natur geboren wurde.

So muß auch verstanden werden, was der Kaufmann zu Nureddin über Aladdin's Palast sagt: „Einer baut langsam auf und schrabt aus allen Ecken und Enden die Materialien zusammen . . . er übereilt sich nicht; ist etwas zu schlecht gemauert, dann wird es wieder heruntergerissen . . . Ein Anderer, ein sonderbarer, komischer Kauz, als Spinne geboren, zieht Alles aus sich selbst heraus und rastet nicht, bevor das ganze Gebäude fertig dasteht. Und das ist gethan, während ein vernünftiger Mann seine Morgenpfeife anzündet und raucht."

Dies ist nichts Anderes als Oehlenschläger's feste Vorstellung vom Genie, daß die wesentlichen Kennzeichen desselben folgende sind: erstens, daß es Alles aus sich selbst hat (und das in diesem Gedicht, in welchem er seine Quellen so stark benutzt); demnächst die Schnelligkeit, mit welcher es arbeitet — eine wichtige, aber doch immerhin secundäre Bestimmung.

Was Oehlenschläger indessen besonders behaupten will, ist die Naivetät des Genies. Es ist naiv, weil alles Große und Ausgezeichnete kindlich ist. Als die dänische Dichtkunst, welche in dem klassischen Zeitalter die nationalen Erinnerungen und Mythen verschmäht hatte, sich durch ihn der Götterwelt der nordischen Helden und der Ritterzeit zuwandte, schilderte er in diesen Formen mit Vorliebe den Kampf der Kraft, am liebsten der naiven Kraft gegen List und schleichende Schlauheit. In ihrem Wesen war die Kraft naiv. Thor ist naiv. Das Genie ist naiv, denn es ist die höchste Kraft.

Und sowohl historisch wie psychologisch interessant ist die neue Betrachtungsweise der Menschenwelt und der Menschenseele, die während des Eindringens der Romantik in Dänemark entsteht.

Im vorigen Jahrhundert war der gute Bürger, der nützliche Staatsbürger das Ideal gewesen. Sogar das Genie, sogar die größten Dichter wie Holberg und Ewald, kannten kein höheres Lob als das, gute Bürger gewesen zu sein. Jetzt, da der dänische Staat sich aufzulösen anfängt, entsteht eine neue und nationale Auffassung des Genies. Es wird als isolirte Persönlichkeit außerhalb der Gesellschaft und des Staates gedacht. Die Auffassung wird zugleich tiefer und überschwenglicher. Für Holberg war das Genie der derbe, wahrheitsliebende und streitbare Schriftsteller gewesen, wie er in dem „Glücklichen Schiffbruch" auftritt mit all seinen Verfolgern um ihn herum — eine einfache, gut bürgerliche Auffassung des Genies.

In die Zwischenzeit zwischen Holberg und Oehlenschläger fällt Goethe's

Auftreten, und das Fragment seines Meisterwerkes über das Genie, genannt Faust, für lange Zeiten das gewichtigste Wort der Menschheit darüber. Faust ist das Genie als Forschergeist, das die Natur und den Menschen kennen und erkennen will, das nach einem Wissen strebt, welches mehr als Stückwerk ist, Alles umfassend, universell; nach einem Lebensgefühl, so gewaltig, daß es sich niemals einen Augenblick der Rast denken kann, und nach einer Macht über Gegenwart und Vergangenheit, die keine Grenzen kennt.

Es war eine schwierige, anscheinend unmögliche Aufgabe, eine Dichtung über das Genie nach „Faust" zu schreiben. Die späteren Dichter haben nur vermocht, die skizzirten Züge weiter auszuführen, z. B. dadurch, daß sie, wie Byron, das Qualvolle und Genußsüchtige im Ausdruck, den Zug des Weltschmerzes, vertieften und verdüsterten. Aber vollständig umzukehren, eine ganz neue, trotzig naive Definition des Genies zu geben, das war Oehlenschläger vorbehalten. „Nein," sagt Oehlenschläger, „nicht der forschende, nicht der strebende Geist ist das Genie. Fleiß und Forschen, Streben und Arbeit macht es nicht aus. Dem geborenen Sohne des Glückes, dem die gute Gabe des Genies zugefallen ist, ihm fallen alle anderen guten Gaben des Lebens ohne Mühe zu."

Und Faust wird degradirt. Er wird hinabgedrückt zu dem bleichen, gelehrten Zauberer, der vieles weiß, aber nichts vermag, und der in dem schönen, großen, rothwangigen Knaben, den er zum Werkzeug benutzen will, bald seinen Herrn und Meister findet.

II.

Das Ganze kann wie das leichteste und willkürlichste Phantasiebild erscheinen. Wie weit ist es davon entfernt, es zu sein!

Die Lebensanschauung hat in der europäischen Cultur und besonders der deutschen Romantik tiefen Grund.

Wir können bei Novalis und Steffens die Muttergedanken zum Aladdin nachweisen; ja, wir können die Elemente, aus denen sie entstehen, noch viel weiter zurück in der deutschen Poesie und Philosophie verfolgen.

„Aladdin" ist die Poesie des Wunsches. Er ist der Wunsch, der so genial ist, daß die Erfüllung sich von selbst versteht. Aber schon Schiller hatte sein Gedicht „Columbus" mit den berühmten Zeilen abgeschlossen:

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die And're gewiß.

In Uebereinstimmung mit dieser Lebensanschauung und dieser Ausdrucksweise stand Fichte's Lehre über das welterschaffende und weltbeherrschende Ich; die innere Kraft des strebenden Ich's war Einbildungskraft, und von der schöpferischen Einbildungskraft ging nach seiner Darstellung die ganze Wirksamkeit des Menschengeistes aus.

Eindrücke von diesen großen Geistern spürt man bei Novalis. Für ihn ist das eigentliche Wesen des Ich's die geniale Anlage und das wahre Wissen eine Offenbarung. Es gibt eine höhere Befähigung in uns, Instinct oder Genie genannt, welche allen geistigen Aeußerungsformen vorausgeht, und von welchem diese nur einzelne Funktionen sind. Er vereint die Ueberzeugung des Dichters von dem Recht und der Macht des Genies mit der Gewißheit des Frommen,

daß der Glaube Berge versetzen kann. (In Aladdin baut und versetzt der Geist doch nur Paläste.) Eine von seinen Lieblingsvorstellungen ist die von der „Wunderkraft der Fiction". Die Fiction ist die Gabe, das Nicht-Gegenwärtige gegenwärtig zu machen. „Aller Glaube," behauptet er, „ist wunderbar und wunderthätig"; und: „Wenn ein Mensch plötzlich wahrhaft glaubte, er sei moralisch, so würde er es auch sein."

Es ist nicht schwer, den Funken der Wahrheit in dieser Phantasterei zu finden, die von Novalis den Namen „magischer Idealismus" erhielt. Aber eben dieses Stichwort paßt auf Aladdin; sein Idealismus ist magisch.

Die Lampe war in Aladdin einerseits die Dichtergabe, andererseits der Kern der Natur. Der Widerspruch scheint grell. Aber für Novalis ist die Natur nichts Anderes, als eine sinnlich wahrnehmbare Einbildungskraft, und er definirt die Physik als die Lehre von der Phantasie. Also wird die Dichtergabe gerade dasselbe wie der Kern der Natur. Aladdin war außerdem die Allmacht des Wunsches. Aber für Novalis hatte gerade Fichte's Lehre von dem praktischen Ueberwinden der Schranken des Ich's sich zu der unbedingten Allmacht des denkenden oder glaubenden oder wünschenden Ich's über die äußere Welt verwandelt.

Sein Roman „Heinrich von Ofterdingen" ist vier Jahre vor Aladdin die Apotheose der Poesie. Und er ist der Erste, der die Ideen formulirt, auf denen Aladdin gebaut ist: Die wahre Poesie ist die Poesie des Märchens. Alle Poesie muß märchenhaft sein; denn in dem echten Märchen ist Alles wunderbar, geheimnißvoll und doch zusammenhängend.

Im Verein mit Novalis, aber noch stärker und mehr persönlich, hat Steffens auf Oehlenschläger Einfluß ausgeübt. Er hatte im Jahre 1798 die persönliche Bekanntschaft Schelling's gemacht und war sein entschiedener Anhänger geworden; aber der feurige und naive Norweger nahm den romantischen Geist in sich mit einer jugendlichen Begeisterung auf, die, der Unselbständigkeit des nicht Eingeborenen entsprungen, ihm eine Art von Originalität mittheilte. Haym hat das treffende Wort gesagt, daß noch bevor die Lehre alt geworden war, sie sich in seinem Gemüth verjüngte. Wir können hinzufügen, daß noch bevor sie bei ihm alt geworden, sie von Neuem durch ihn in dem Gemüthe Oehlenschläger's verjüngt wurde.

Die bewegende Kraft in Steffens ist der Glaube daran, daß wir den Schlüssel zu den Geheimnissen der Production der Natur in den innersten Tiefen unseres eigenen Geistes besitzen: Meine Gedanken sind mit den Gedanken der Natur wesensverwandt, daher hat die Ahnung das Recht, auf weite Strecken der Forschung vorauszuleuchten: „Wem die Natur vergönnt, in sich ihre Harmonie zu finden" (bei Oehlenschläger: „Wem die Harmonia ihren Ring schenkt"), „der trägt eine ganze unendliche Welt in seinem Innern und ist der geheiligte Priester der Natur."

Steffens hatte ein viel gründlicheres Naturstudium hinter sich als Schelling und vermochte dadurch rein wissenschaftlich seinem Lehrer viel zu lehren; aber die poetische Begeisterung, mit der er sich auf die Naturphilosophie warf, bewirkte außerdem, daß die neue Philosophie durch ihn auf die Dichter wirkte, und die Poesie befruchtete. Die Größe Goethe's hatte ihm nicht nur eine Schwärmerei für den Mann eingeflößt, der den genialen Blick für die Natur mit dichterischem Genie vereinte, sondern ihm auch die Ueberzeugung beigebracht, daß Goethe seiner

poetischen Begabung seine übrige Größe verdanke. Er widmete Goethe seine Beiträge zur „Naturgeschichte der Erde", und auf Goethe spielt er an mit den Schlußworten dieses Werkes über den vollendeten Dichter als den Gipfel der schöpferischen Natur — ein Satz, der geraden Weges zu Aladdin's Grundansicht führt.

Doch bevor Steffens in Oehlenschläger's Leben Epoche machte, hatte er schon einen anderen Dichter des Zeitalters tief beeinflußt. Er hat seine Spuren in Tieck's Poesie hinterlassen. Noch ehe Tieck ihn kennen lernte, hatte er freilich auf romantische Weise menschliche Stimmungen in die Physiognomie der Bäume und Büsche hineingelegt, den Ausdruck der Gefühle in den Formen der Berge und Wolken gelesen, Farben klingen gehört und die Töne der Nachtigall in die Strahlen des Mondenlichtes sich ergießen sehen. Aber durch das Zusammenleben mit Steffens in Jena verwandelte dieses romantische Spiel mit der Natur sich in mystische Naturdeutung. Die Beeinflussung durch Steffens ist in „Der getreue Eckhardt" und in „Tannhäuser" deutlich. Der allgemein romantische Grundgedanke, die Natur sei sichtbarer Geist, der Geist unsichtbare Natur, und die allgemein romantische Grundvorstellung, daß die Menschenseele sich selbst in jedem Naturorganismus und Naturgegenstande wiederfinde, wird bei Tieck so individualisirt, daß es der Wahnwitz sei, in dem sich der Mensch mit der Natur begegne.

Es ist für die grundverschiedenen Anlagen zwei gleichzeitiger Dichter höchst bezeichnend, daß es, als Tieck und Oehlenschläger kurz nacheinander von Steffens beeinflußt werden, für Tieck der Wahnsinn, für Oehlenschläger die vollendete, rothwangige Gesundheit ist, die das geheimnißvolle Bündniß des Menschen mit der Natur begründet.

Der Kern in diesen Tieck'schen Märchen ist die grauenvolle magische Macht, mit welcher der Venusberg wirkt. Was er mit Leben und Kraft schildert, ist der vom Naturzauber hervorgerufene Schwindel, der den Menschen hinab in die Tiefe zieht, wo die Geister hausen, und wo Gold, Silber und alle Metalle funkelnd locken.

Steffens kannte aus Erfahrung ähnliche Stimmungen, und die Gespräche, in welchen der Norweger, ein ausgezeichneter Erzähler, diese eben ausgemalt, hatten es Tieck angethan.

Steffens brachte nach Deutschland den lebendigen Eindruck mit, den kurz vorher der Anblick der nordischen Gebirgswelt auf ihn gemacht hatte. Es war ihm, pflegte er zu sagen, als ob die Erde vor ihm ihre innerste geheimnißvolle Werkstätte geöffnet hätte. Ihm war zu Muthe, als sei die fruchtbare Erde mit ihren Blumen und Wäldern eine zwar anmuthige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verberge, und als sei diese Decke hier hinweggehoben, um ihn in die Tiefe hinabzuziehen[1]). Am deutlichsten ist die Tieck'sche Erzählung, „Der Runenberg" von Steffens in dieser Weise geprägt.

Aladdin wurde im Winter 1804—1805 geschrieben. Nicht ein Brief, nicht ein Billet, nicht einmal eine Notiz scheint von diesem ganzen Jahre aufbewahrt zu sein, während Briefe und Erinnerungen Oehlenschläger's aus anderen, viel unbedeutenderen Perioden haufenweis vorliegen.

[1]) Man vergleiche Haym: Die romantische Schule, S. 358 ff., 625 ff.

Die Entstehungsgeschichte des Gedichtes läßt sich also nicht direct verfolgen. Doch so viel weiß man, daß es unter der unmittelbaren Beeinflussung von Steffens entstand. Und so viel ist ferner bekannt, daß Oehlenschläger unmittelbar vor „Aladdin" „Waulundur" schrieb, diese völlig verschiedenartige Arbeit, nordisch, im archäistischen Stil gehalten, streng, kalt und grau im Colorit, während Aladdin ein helles buntes Bild des Orients mit zeitgenössischem Stil in der Diction vor uns entrollt.

Und doch haben die beiden Werke etwas gemein. Vor Waulundur wie vor Aladdin öffnet die Erde ihr Innerstes; auch ihm schenkt sie auf solche Weise ihre Schätze, daß er der Herr des größten Reichthums wird. Seine Berggrotte entspricht der Höhle Aladdins; man findet sogar einige der Ausdrücke, welche die unterirdische Höhle malen, in der folgenden Schilderung der Grotte wieder. „Der Eingang zu dieser Bogenwölbung war mit jungen Rosen bewachsen. An den Wänden schimmerten das rothefte Gold und dazwischen allerlei andere Metalle. Rubinen waren den Wänden eingesprengt, dazwischen allerhand Corallen und Krystalle von bleicheren Farben."

Der rothe Karfunkel in Waulundur's Grotte entspricht der Lampe in Aladdin's Höhle. Er ist das Symbol des Feuers und des Lichtes. Wie es in Aladdin über die Lampe heißt „die himmlische Urkraft, das Licht selbst", ebenso heißt es hier im Gesange der Meerfrau:

Was niemals stirbt, was nie vergeht,
Ist die rothe Gluth, die in sich besteht,
In Alles sich mengt, von der Sonne gefallen,
Nichts selber bedarf, ein Bedürfniß Allen.

Es sind also die norwegischen Gebirgsvisionen von Steffens, die sich von dem deutschen Runenberg Tieck's über die nordische Grotte Waulundur's bis zu der persischen Höhle Aladdin's erstrecken.

Aber auch das Gedankenleben des Meisters Schelling finden wir in „Aladdin" wieder. Nach der Bekanntschaft mit Steffens war Schelling in nahe Berührung mit den Brüdern Schlegel getreten. Er entdeckte nun eine Analogie zwischen seiner eigenen Stellung zu den älteren empirischen Naturforschern und derjenigen der neuen Dichtung zu den Poeten und Kritikern der Aufklärungszeit. Und unter dem Einfluß der romantischen Atmosphäre in Jena unternahm er eine Schwenkung hinüber zur Kunst und Poesie. Er spricht nun von der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Revolution, die er durchgeführt hat, nicht nur für die Philosophie, sondern für „das Höchste und Letzte", die Poesie. Er vergöttert, wie man sieht, ganz wie die Romantiker die Kunst des Wortes. Die Naturphilosophie, sagt er jetzt, ist nicht nur aus der Poesie entsprungen, sondern sie strebt auch zu diesem ihrem Ursprunge zurück.

Es galt für ihn, eine unbedingte Harmonie zwischen den Welten der Nothwendigkeit und der Freiheit, des Unbewußten und des Bewußten zu finden. Er fand sie in der Kunstanschauung und in dem künstlerischen Schaffen. Denn in der Wirksamkeit des Genies und in dem Resultat dieser Wirksamkeit ging das Bewußtlose und das Bewußte in einander völlig über; das Genie war nichts Anderes als die durch die Freiheit hindurch wirkende Natur. Die Kunst war dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste erschloß, ihm einen

Einblick in das Heiligthum gab, wo das, was in den verschiedenen Welten der Natur und der Geschichte getrennt war, in Einer Flamme brannte — derjenigen der wunderbaren Lampe.

Die Natur war Schelling die noch bewußtlose Poesie des Geistes. Nur als Ganzes stellte die Natur das Unendliche dar; aber jedes einzelne Kunstwerk enthielt es. Die Kunst war also das einzige wahre, ewige Organon und Document der Philosophie. In seinem Werke „System des transscendentalen Idealismus" (1800) behauptet er, daß, wie die Philosophie in ihrer Kindheit aus der Poesie hervorging, so werde sie, und mit ihr alle Wissenschaften „wie ebenso viele getrennte Ströme wieder in den allgemeinen Ocean der Poesie ausmünden".

Hier spürt man deutlich wie — nach dem treffenden Ausdruck Haym's — die Romantik an die Thür der Wissenschaft anklopft, und wie der heraufbeschworene Geist der Poesie den Geist des wissenschaftlichen Erkennens umspinnt und erstickt[1]).

Sieht man nun von dieser Höhe auf Aladdin und Nureddin zurück, so versteht man es besser, weshalb Nureddin im Laufe der Dichtung immer geringer, unbedeutender wird.

Anfangs ist er der Zauberer, der allsehende, der große Meister, der die Lampe, tausend Meilen weit entfernt, tief im Schoße der Erde entdeckt; nur das äußere Werkzeug ist er nicht. Vom Beginn an steht er also Aladdin gegenüber, ungefähr so, wie Steffens Oehlenschläger gegenüber stand: er hat alle Ideen, die der Andere nicht hat, aber er kann sie nicht poetisch verwenden.

Dann verwandelt er sich, wird zum markloſen Fleiß, zum kraftlosen Neid, zur zusammenstoppelnden Pedanterie, bis er damit endet, als Freiwerber Vortrag vor Gulnare darüber zu halten, daß er als Kind an Würmern litt und jetzt an schlechtem Magen leidet. Zuletzt bekommt er endlich seine Strafe, indem Gulnare ihn vergiftet, und Aladdin ihm scharfe Wahrheiten — „giftiges Gewürm"! — während des Todeskampfes ins Gesicht sagt.

Was ist die steigende Philisterie Nureddin's Anderes, als der steigende Hohn der Romantik über das grübelnde Forschen; als die Selbstvergötterung der Poesie, das Ueberlegenheitsgefühl des Dichters, und was ist es anders, das sich in dieser Todesscene offenbart, als das, was wir bei Schelling schon sahen: Der Geist der Poesie, der den Geist des Erkennens umspinnt und erstickt?

Wenn man dieses recht versteht, dann sieht man es deutlich, wie ein Kunstwerk von diesem Range entsteht.

Da steht er, dieser Aladdin, die strahlende Lampe hoch in seiner Hand, als Eingangsgestalt zum ganzen dänischen Geistesleben in diesem Jahrhundert — einer gigantischen Leuchtthurmsstatue ähnlich, die den Eingang zu einem Hafen beleuchtet.

Man sehe ihn an: er sprudelt von Leben und Jugend, groß und schön, braunäugig und stark, mit zwei spielenden dunkeln Sonnenaugen — ein idealisirtes Porträt des rothwangigen fünfundzwanzigjährigen Jünglings, der ihn dichtet und sein Blut in die Adern seines Geschöpfs hinüberleitet.

[1]) Haym, Die romantische Schule, S. 637, 646 ff.

Die warme Stimmung, in der Aladdin empfangen worden, das ist keine nur historische, das ist die, in welche der geniale Jüngling zum ersten Male während des mächtigen Schwellens des Herzens zu sich selber sagt: „Ja, ich bin es, ich fühle, daß ich das bin, was die Menschen ein Genie nennen." Das ist die Stimmung, in welcher er seine Hand ausstreckt und die Macht in dieser Hand fühlt, als wäge sie die unsichtbare Lampe des Märchens, und die Ueberzeugung gewinnt, daß er in dieser Lampe den Geist hat, der nicht mühselig und pedantisch sich abzumühen braucht, sondern der Geist ist, der unwiderstehlich alle Hindernisse überwindet, und dem Alles, was man von ihm fordert, leicht fällt.

Aladdin, das ist die Stimmung, in welcher dieser Jüngling dankbar und übermüthig fühlt, daß er der Hochbegünstigte ist und das Genie als Glück empfindet.

Natürlicherweise krystallisirten sich viele Elemente in der Vorstellung Oehlenschläger's vom Genie. Er hatte es ja erlebt, wie der korsikanische Artillerielieutenant nach wenigen Jahren wie im Fluge eines Märchens als weltbeherrschender Kaiser dastand. Er sah mehrere von den Marschällen Napoleon's die große Epopöe des wundervollen Schicksals variiren. Das Märchen war zu seinen Lebzeiten Wirklichkeit geworden. Im Jahre 1804 wurde Napoleon zum Kaiser ausgerufen. Im Winter 1804 bis 1805 schreibt Oehlenschläger „Aladdin". Jedoch die wesentlichsten Züge zu seinem Helden entnahm er keinem fremden Angesicht. Sein wahres Vorbild war er selbst. Nicht dem so streng arbeitenden Genius des Kaisers verdankte er diese Vorstellung von der Werthlosigkeit des strengen Fleißes. Seine eigene, so besonders veranlagte Genialität verdankte er seiner Idee vom Genie überhaupt.

Gerade so, so plötzlich, so wunderbar wie Aladdin seine Lampe findet, war ja er nach dem Tag und Nacht dauernden Gespräch mit dem vom Auslande zurückgekehrten Steffens, von seiner dichterischen Begabung überwältigt worden. Und nicht in stiller langsamer Entwicklung, sondern plötzlich, wie während eines tropischen Frühlings, war seine Poesie in die Höhe geschossen, hatte die dänische Sprache vollständig erneut, ihr frische Säfte zugeführt, ihr neuen Gang, neuen Klang gegeben, hatte das verlorene Alterthum zurückerobert und eine starke nordische Renaissance verkündet und eingeleitet — und wie diese Poesie eine Brücke hoch über das Zeitalter des Rationalismus zurück bis zu der Heidenzeit und der Mythenwelt des alten Nordens schlug, so war es ihr vorbehalten, bald das ganze Skandinavien zu entzücken, Norwegen in dem Augenblicke fest zu halten, da die Politik es von Dänemark trennte, ja Schweden, den Feind, für Dänemark so vollständig zu gewinnen, daß dieses Schweden zuletzt Oehlenschläger mit dem Kranze Tegnér's zum geistigen König der nordischen Länder krönte.

Aus der Vorahnung solcher Triumphe, aus diesem stürmischen Selbstgefühl heraus geht er also an sein Werk. Er ergreift das Märchen aus „Tausend und Einer Nacht", dasselbe, das er schon als Kind auf seinem Schemel gelesen hatte, folgt ihm Zeile für Zeile, Wort für Wort, Zug um Zug, fügt nur hier und da Etwas hinzu, dichtet hier und da Etwas um — aber das genügt, damit er selbst mit seinem ganzen Wesen den Stoff ausfüllt und ihn durchdringt.

Und nicht nur er selbst, sein eigener Geist durchdringt beseelend diesen Stoff. Eindrücke von Goethe's Faust, Voraussetzungen aus Tieck's Octavianus, die

Lehre Fichte's von dem die Welt setzenden Ich, der magische Idealismus Hardenberg's, seine und der Schlegel Apotheose der Einbildungskraft, die Gefühle und Phantasien, welche die Poesie der norwegischen Felsen und der unterirdischen Welt in Steffens wachgerufen hatten, die ersten Bearbeitungen dieser Gefühle und Phantasien bei Tieck, endlich die ganze Genielehre und Kunstvergötterung Schelling's, sein Grundgedanke, der zum Erdrosseln der Wissenschaft durch die Dichtung führt: Alles spiegelt sich in diesem Gedicht, das so einfach ist, daß es Kinder amüsirt, und in welchem all das Ausländische dänisch geworden ist.

So tiefe Wurzeln hat „Aladdin" in der Cultur des ganzen nördlichen Europa's der damaligen Zeit, in der Poesie, der Kritik, der Metaphysik und der Naturwissenschaft jener Tage.

So tiefe Wurzeln haben alle ausgezeichneten Geisteserzeugnisse der Welt.

Und gerade so tiefe, so weitverzweigte Wurzeln hat die geistige Bewegung, welche, die Romantik ablösend, zuerst in Dänemark im Anfang der siebziger Jahre auftrat, und welche jetzt auch Norwegen und Schweden umspannt. Auch die ist ein Ausdruck der höchsten Cultur eines ganzen Zeitalters.

III.

Um den vollen Eindruck von dem dichterischen Werth „Aladdin's" zu bekommen, braucht man nur das Gedicht mit dem zu Grunde liegenden Märchen zu vergleichen. Will man im Einzelnen das dichterische Verfahren und den persönlichen Charakter Oehlenschläger's studiren, so muß man zu dem, was er hinzugedichtet, wie zu dem, was er an seinem Stoff verändert hat, zurückkehren. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Aenderungen darauf ausgehen, Häßliches zu entfernen, Komisches hinzuzufügen, alle interessanten Motive zu entfalten, das Würdige hervorzuheben, lyrische Partien, die dem Stoffe Schwung geben, hineinzuflechten und ihn mit übernatürlichen Wesen, Geistern und Nymphen in romantischem Stil der Zeit auszuschmücken. Eine Haupttendenz ist schließlich die, dem Märchen, so weit sich das thun ließ, ein gewisses Gepräge von der in Dänemark damals verbreiteten gutmüthigen Frömmigkeit zu geben, über das Ganze einen Schimmer anerkannter Moral und protestantischer Religiosität zu werfen.

Uebernatürliche Wesen sind, wie gesagt, eingeführt, Schönheit und Stärke treten, obgleich nur Personificationen, in den kühn malenden, sowohl energischen wie feinen Versen, die ihnen in den Mund gelegt sind, plastisch hervor. Ferner bilden die Repliken der das Schloß bauenden Geister eine mächtige und unvergeßliche Episode; schließlich ist das Gespenst Nureddin's, der Mann in der scharlachrothen Tracht, einer imponirenden Phantasie entsprungen.

Häßliches ist entfernt. Im Märchen versetzt der Geist der Lampe Saladin, nachdem er ihn aus dem Brautbett gehoben hat, an einen übelriechenden Ort; bei Oehlenschläger wird er auf dem Schloßaltan aufgestellt. Im Märchen hat die Prinzessin nichts gegen diesen Bräutigam, bei Oehlenschläger verabscheut sie ihn.

Interessante Motive sind ausgeführt. In der Quelle finden sich nur zwei Zeilen über Aladdin's Wahnsinn, nachdem er Gulnare verloren hat. Dort steht: „Denn er ging von Thür zu Thür, ohne daß er selbst wußte, was er that, und fragte Alle, die ihm begegneten, ob sie nicht seinen Palast gesehen hätten."

Oehlenschläger hat daraus Anlaß genommen zu einer Reihe der vorzüglichsten Scenen, die er überhaupt hervorgebracht hat: zu dem Besuch in Morgiane's Haus und der tiefempfundenen Scene, in welcher Aladdin den Greis fragt, wie viel Tage von vierzig übrig, wenn schon neununddreißig verflossen sind?

Das wirkt so ergreifend, weil der Leser fühlt, wie schwer es fällt, die einfache Operation auszuführen, wenn das Leben am vierzigsten verloren ist. Von den zahlreichen, unvergleichlichen lyrischen Partien gehören einige der besten diesem Abschnitt an. Da steht das classisch mächtige Lied der Spinne an Aladdin im Gefängniß: „Sieh mein Gewebe fein." Oehlenschläger hat nie etwas dem Stile nach Einfacheres und Größeres geschaffen. Da ist das Wiegenlied des irrsinnigen Aladdin am Grabe der Mutter. Es glimmt etwas an Shakespeare Erinnerndes durch diese Poesie des Wahnsinns hindurch, zu welcher die Musik der Rohrflöte, auf welcher Aladdin der todten Mutter vorspielt, „wie der wilde Nachtwind durch die feuchten Winterzweige klingt".

An einigen Stellen ist es ferner Oehlenschläger gelungen, der Handlung und der Landschaft ein morgenländisches Colorit zu geben, das in dem französirten Textbuch, das er vor sich hatte, völlig fehlt. Vor Allem ist hier das Gedicht „Die arabische Wüste" zu nennen, eine Mondlandschaft mit der durch die Sandwüste ziehenden Karawane, welches ein kleines Meisterwerk ist.

Unmittelbar mit dem Morgenländischen vereint steht nun in der Gestalt Morgiane's, der Mutter Aladdin's, das rein Kopenhagen'sche. Diese Gestalt ist ganz und gar die Schöpfung Oehlenschläger's, außerordentlich durch die kühne Mischung des niedrig Komischen mit dem Rührenden, das sich in dieser Art nie bei den Vorgängern Oehlenschläger's, nie bei Holberg, noch weniger bei Wessel findet. Die äußeren Linien waren gegeben: Die Angst vor dem Geist der Lampe und der Umriß der Scenen mit dem Sultan, mit Aladdin und mit dem Gewürzkrämer; hinzugefügt ist die nicht ganz natürliche Scene, wo Morgiane Aladdin für eine Statue hält, und der witzige Wortwechsel mit dem Krämer:

Verlangt sie von dem besten Oel? Morgiane.
Nein; wenn ich
Vom schlechtesten mir was ausbitten dürfte.
Er muß mir aber etwas Gutes geben.

Diese Komik ist bei Oehlenschläger selten, weil sie so fein ist, so frei von der unglücklichen Uebertreibung, welche sein eben vorausgegangenes Lustspiel „Freia's Altar" verunziert, und zu welcher der Dichter gleich wieder in seiner deutschen Umarbeitung und Verballhornisirung des „Aladdin" zurückkehrt.

Er nennt selbst in der Vorrede zum deutschen Aladdin den Sturm und den Sommernachtstraum von Shakespeare wie die dramatischen Märchen Gozzi's seine Vorbilder im Komischen. In diesem Punkt ist er jedoch ganz original. Hingegen spürt man an anderen Stellen in „Aladdin" deutlich das Vorbild Shakespeare's, der gerade damals durch die mustergültige Uebersetzung A. W. Schlegel's seinen Einfluß auf die Romantiker auszuüben begann.

Die von Schlegel zuerst herausgegebene Tragödie „Romeo und Julie" hat einige Nebenfiguren in Aladdin beeinflußt. Die Amme Gulnare's ist eine abgeblichene Copie der derben Amme Julia's, und der verhungerte Apotheker, dem

Aladdin das Gift abzwingt, eine freie Nachahmung des nicht weniger hungrigen Apothekers, bei dem Romeo das Gift kauft. Ist die Amme bei Oehlenschläger unbedeutender als bei Shakespeare, dann ist zum Ersatz dafür der Apotheker amüsanter und mit großem Humor aufgefaßt. Unsterblich ist die Wendung des Apothekers:

Geht, tödtet Fliegen, Wespen, Philosophen,
Mir gleich! — wenn Ihr nur mich, mein Weib und Hassan,
Mein Söhnchen mit den krummen Beinen schont.

Dieser Oehlenschläger'sche Humor ist dänisch. Wo derselbe frei und kräftig ist, wie hier, trägt er dasselbe Gepräge, das später der große Maler Marstrand seinen humoristischen Figuren aus dem Volksleben gibt; wo er weicher ist, wie in der Gestalt des alten Sultans, der aus Sorge um die Tochter „in Schlafrock und Pantoffeln" auf die Straße läuft und die ganze Kaiserwürde vergißt, gibt Oehlenschläger den Grundriß, nach welchem H. C. Andersen seine alten Könige im Schlafrock mit der Krone auf dem Kopf und dem Reichsapfel unter dem Arme formt.

Wo die Behandlung mit dem Märchengeist der Fabel übereinstimmt, ist sie vortrefflich. Wo sie spießbürgerlich moralisch oder religiös wird, da fällt der Dichter ab. Und je weiter das Gedicht fortschreitet, desto bürgerlicher wird Oehlenschläger, bis er zuletzt, in der unmöglichen deutschen Bearbeitung durch tugendhafte Sentimentalität das Werk von Grund aus verdirbt.

Er entnimmt dem Märchen den verschmitzten Juden, der Aladdin beim Einkauf der silbernen Teller übervortheilt. Er nimmt auch den braven Goldschmied, der ihm viel mehr gibt. Aber während dieser brave Mann natürlicher Weise in der arabischen Erzählung ein ehrlich rechtgläubiger Mohammedaner ist, macht Oehlenschläger ihn im Streit mit dem ganzen Geist der Dichtung zum Christ, und dichtet die Grimasse hinzu, daß der Jude aus Aerger darüber, daß ihm ein silbernes Faß entgeht, Selbstmord zu begehen beschließt. Ja, er läßt ihn mit der folgenden Possenreplik abtreten:

Ich hänge mich! Erst aber geh' ich in den nächsten Laden
Eines Christen hin und stehle mir den Strick.

Das ist freilich äußerst satanisch gedacht, aber wenig menschlich und wenig glaubwürdig.

Unter vielen unbändig sinnlichen, äußerst unanständigen Geschichten in „Tausend und Einer Nacht" ist „Aladdin" eins der sittsamsten Märchen. Oehlenschläger hat außerdem in dänischer Uebersetzung die französische Bearbeitung vor sich, wo Alles decent und galant geworden ist. Ihr entnimmt er den Zug, daß Aladdin, sobald Gulnare in seine Kammer getragen worden ist, ein Schwert auf dem Lager zwischen ihr und sich anbringt. Das ist mehr ehrbar und symbolisch, als eigentlich wirkungsvoll und natürlich. Indessen folgt Oehlenschläger hier nur seiner Quelle. Bedenklicher ist es, daß er, je mehr er sich mit dieser Scene beschäftigt, immer mehr Behagen daran findet, ihre moralische Schönheit breitzutreten. In dem deutschen „Aladdin" legt er, nachdem Aladdin und Gulnare in Schlaf gefallen sind, einen ganzen Monolog des Genius der Unschuld hinein. Die Stelle lautet:

Aladdin und Gulnare liegen schlafend in dem Hochzeitsbette, das gezogene Schwert zwischen ihnen.

Die Fee der Unschuld

sitzt lächelnd am Lager und betrachtet sie bei dem Scheine ihrer Diamantenkrone.

Seh' ich auf der Erde Unschuld, Tugend,
Muß ich weinen,
Aber süß sind meine Thränen.
Nein, Du bist kein eitles Wähnen;
Bei den Kleinen
Nicht allein zu finden, Tugend!
Blühst im Alter, blühest in der Jugend.

Schlafet meine lieben, guten Kinder!
Gott begleit' euch!
Reich seid ihr in Eurem Herzen
Bei der Liebe Himmels-Kerzen
Süß erfreut euch!
Glücklich werden meine Kinder,
Wenn ihr immer mehr mich liebt — nie minder!

Ich kenne in der ganzen Welt-Literatur bei einem Dichter von so hohem Range nichts, das so dumm und parodisch wirkt.

Von Anfang an hatte Oehlenschläger allzuviel Moralität in die Scene hineingelegt, wo Nureddin vergiftet wird. Gulnare sagt hier empfindsam von den Sternen:

Es freut mich jedesmal, wenn ich sie funkeln sehe .... sie winken mich mit ihrem hellen Blick wie kleine unschuldige, lichtgekleidete Engel von der Erde selig zum Paradies hinauf — und sie vergeben mir die Nothwehr hier.

Schon die Zeitgenossen bemerkten, daß die moralische Idee ab und zu in allzu reflectirtem Lichte in „Aladdin" hervortritt. Das findet hier statt und ebenfalls, wenn die Geister der Lampe und des Ringes, die neutrale Mächte, wie Elektricität oder Dampf, gleichgültige Werkzeuge für den menschlichen Willen sein müßten — die sogar an einigen Stellen ausdrücklich erklären, daß sie nicht denken, nur gehorchen — selbst als moralische Wesen auftreten, Trauer über einen Befehl von Nureddin an den Tag legen oder glühenden Zorn und gleich darnach herablassende Nachsicht äußern einem Gebot von Aladdin gegenüber. Dadurch verlieren sie ihre übernatürliche Größe, werden zum Menschlichen herabgezogen, werden brave Gesellen, Biedermeier.

Im gleichen Geiste führt Oehlenschläger den dem Märchen fremden Gedanken ein, daß Aladdin und Gulnare um Nureddins Mord zu sühnen, einen Pilgergang nach Mekka unternehmen. Ja, er fällt in dem Grade aus dem Stil, daß er Aladdin, der diese Wallfahrt vorschlägt, sagen läßt:

Doch nicht der Geist des Ringes und der Lampe
Soll unsre Reise uns gemächlich machen.
Wie fromme Pilger wollen wir dahinzieh'n
Und gleiches Loos mit allen Andern theilen.

Diese Totalenthaltsamkeit von den Geistern der Lampe und des Ringes wird, je mehr Oehlenschläger sich von der naiven Ursprünglichkeit des Märchens entfernt, eine Art von Pflicht für Aladdin bei allen schwierigen und wichtigen Fällen. Als er Hindbad nach dessen mißglücktem Meuchelmordversuch zum Zweikampf herausfordert, ist er ritterlich romantisch genug, die Lampe zwischen sich und ihn zu stellen und als Prämie sie, also auch Gulnare, den Palast und alles

Uebrige dem Sieger auszusetzen. — Und den Ausruf: „Was wagst Du?“ beantwortet er mit moralisch-theologischer Begeisterung: „Die Wahrheit gegen die Lüge, das Gute gegen das Böse!“

„So spricht Basedow zu seinen Kindern,“ hat einmal Heiberg über eine ähnliche Wendung bei Oehlenschläger bemerkt.

Kurz gesagt, Aladdin ist zum reinen Mustermenschen geworden; er ist wie die Geister biedermannisirt. Er verschmäht sogar den Vortheil, welchen zu besitzen sein Leben ausmacht, und stellt Alles in die Hand einer Gottheit, die mit Geistern in Lampen und Ringen nichts zu schaffen hat. Er verläßt sich nicht mehr auf das Glück, sondern auf das Recht. Aber Glück — das ist die natürliche Lebensbetrachtung; Recht, das ist in einem Wort die moralische. Was hat der Sohn des Glückes mit dem Recht zu schaffen?

Nur dadurch, daß der eigenthümliche Charakter des Gedichtes ausgemerzt worden ist, ist es gelungen, die Idee des Glückes und des Genies mit derjenigen der Wahrheit und des Guten zu vertauschen. Das Recht ist die äußere Offenbarung des Guten in einer Gesellschaft. Aber Aladdin paßt nicht in eine Gesellschaft hinein. All dieses Häufen moralischer Vorzüge auf den Helden ist zwar gewissermaßen im Geiste der nordischen Generationen, denen „Aladdin“ die poetische Bibel wurde; denn derjenige, welcher Kaiser in den weitverbreiteten Reichen des Wunsches und der Einbildung war, der ward in Dänemark lange Zeit hindurch faktisch (z. B. in der Politik) als Inbegriff aller Wahrheit und alles Rechtes betrachtet. Aber nichtsdestoweniger thut es der Idee des Werkes Eintrag, daß es als das Gedicht von dem Siege des Guten über das Böse, des Rechtes über das Unrecht endet. Denn Recht, das ist was jeder Mensch haben kann, ja am liebsten haben sollte. Glück dagegen ist die seltene Begünstigung.

Was ist Aladdin anders als die Ausnahme von der allgemeinen Regel des Lebens! Das Gedicht hätte als das Gedicht von der großen Ausnahme anfangen und enden sollen.

IV.

Wenn ein in voller Kraft arbeitender Künstler im Laufe kurzer Zeit Werke von sehr ungleichem Werth hervorbringt, beruht dieser verschiedene Werth seiner Arbeiten auf der größeren oder geringeren Uebereinstimmung zwischen der Individualität des Künstlers und dem Stoff, den er ergriffen hat. Nicht in jedem Stoff kann er Verwendung für seine ganze Naturbegabung finden. Der hohe Rang „Aladdins“ unter den Jugendwerken Oehlenschlägers beruht, wie schon angedeutet, besonders auf der Leichtigkeit, mit der er in der Hauptperson Hauptzüge seines Wesens als Jüngling verkörpern konnte.

Ja, er war Aladdin, großes Kind und großer Geist wie er war. Mit Aladdin gemein hatte er den Mangel an Entwicklungsmöglichkeit. Er ist gleich Alles, was er werden kann. Weder das „Johannisnachtspiel“ noch „Aladdin“, noch „Hakon Jarl“ hat er jemals übertroffen. Und er war noch nicht recht alt, als er mit Verwunderung und Schmerz empfand, daß die Bewegung, das Zeitalter, die Jugend ihn hinter sich zurückgelassen hatten.

Es findet sich in „Aladdin“ eine ergreifende Scene. Nureddin hat sich der Lampe bemächtigt, den Palast und Gulnare nach Afrika entführt. Gestürzt,

vernichtet, zuerst zum Tode verurtheilt, dann unter dem Beil des Scharfrichters begnadigt, hat Aladdin eine Frist erlangt, um dem Sultan die vermißte Tochter zurück zu schaffen. Das Unglück hat seinen Geist umnachtet. Irrsinnig geht er in die Hütte seiner verstorbenen Mutter, greift nach dem Nagel, an dem in alten Tagen die Wunderlampe zu hängen pflegte, und glaubt, er halte sie wieder in seiner Hand. Wie er aus der Hütte heraustritt, umringt ihn ein höhnender Pöbelschwarm. Er droht dem Haufen mit der Lampe, sagt, daß er sie nur zu reiben brauche, um Genugthuung zu erhalten und Rache zu nehmen, glaubt den Geist vor sich zu sehen, befiehlt ihm den Palast zurückzubringen und ruft:

„Nehmt Euch in Acht! Das Schloß kommt wie ein Sturmwind.
Steht nicht im Weg ihm! Es zerschmettert Euch."

Ein schallendes Gelächter erfolgt.

Das wurde sein eigenes Schicksal. Er glaubte in seinen reiferen Jahren noch immer, er habe die Lampe in seiner Hand und gebiete über den Geist, und begriff nicht, warum die übermüthige Jugend es ihm nicht glaubte. Eine Nemesis traf ihn, wie sie seine ganze Generation, ja man kann sagen, sein ganzes Volk treffen sollte.

Denn in dieser Oehlenschläger'schen Auffassung der Genialität spiegelt sich die Auffassung und das Wesen der Zeitgenossen, ja eine ganze Seite des dänischen Volkscharakters ab. Von Anfang an hatte das Volk sein Vertrauen auf das Naive gesetzt. Naiv ist schon der erste charakteristische Held der dänischen Sage, Uffe der Sanftmüthige, der einige Züge von Aladdin hat, ein Jüngling, der als ein phlegmatischer Dummkopf betrachtet und behandelt wird bis zu dem Tage, wo er im doppelten Zweikampf der Erretter des Landes wird. Eine eigenthümlich nationale Naivetät gibt auch den hervorragendsten unter den dänischen Zeitgenossen Oehlenschlägers ihr Gepräge. Das Land hatte damals eine geistige Blüthezeit, und es erweckte in jenen Tagen mit Recht Aufmerksamkeit in Europa, daß ein so kleines Land, noch dazu durch den Verlust von Norwegen um zwei Drittel seines Gebietes verkleinert, eine ganze Plejade von weitberühmten Geistern hervorbrachte, Männer wie Thorwaldsen, H. C. Oersted, H. C. Andersen. Alle haben sie einen Anflug vom Aladdinartigen, das kindlich Einfache in Auftreten und Haltung, das Plötzliche, Ueberraschende in der Entfaltung ihrer Genialität und das verhältnißmäßig geringe Entwicklungsvermögen.

Nehmen wir Oersted, der doch gerade ein forschender Geist und weder Dichter noch Künstler ist, Oersted, von dem man glauben sollte, daß er als Entdecker des Elektromagnetismus — einer Macht, die bald größere Dinge verrichten sollte, als der Geist des Ringes — über all den Zufälligkeiten, auf denen Aladdins Glück beruht, erhoben stehe; er macht seine Entdeckung durch einen glücklichen Zufall, ist nicht im Stande, sie wissenschaftlich im Geringsten auszubeuten und muß Andern überlassen, sie theoretisch und praktisch fruchtbar zu machen.

Sogar in der Politik, wohin das Aladdinartige am wenigsten gehört, findet man es bei mehreren der leitenden Männer. Man könnte Orla Lehmann nennen, der eine Zeitlang in den vierziger Jahren wohl der berühmteste Däne war. Schön, beredt, der Liebling Aller, wird er schon in seiner Jugend Volksführer und Minister. Der Aladdin-Nimbus umstrahlt ihn. Aber mit That-

sachen zu rechnen, hat er nie gelernt. Den Punktirgriffel der Berechnung hat er so gut wie die Dichter verschmäht. Er ist und bleibt das liebenswürdige, verzogene, bewunderte, begabte, beredte Kind des Glückes, der Phantast, der sich einbildete, die politischen Hindernisse wegträumen und wegreden zu können, bis er 1864 den Untergang all seiner Hoffnungen und 1870 den Zusammensturz seiner letzten Illusionen erlebte.

Man findet Spuren dieses verhängnißvollen und falschen Contrastes zwischen Genie und Wissenschaft, zwischen Geist und Wirklichkeitssinn bei dem größten Denker und dem hervorragendsten Pädagogen des Landes, bei Kierkegaard und bei Grundtvig — bei Kierkegaard, der den Werth der Wissenschaft überhaupt nicht anerkennt und der seinen Stolz darin setzt, mit der in „Aladdin" gepriesenen wundervollen Hast zu arbeiten; er ist der Einzelne, der mit der Arbeit der Andern nichts gemeinsam hat, der Begnadete, dem die Gedanken stromweise zufließen; bei Grundtvig, der den Bauern durch Deutung alter Sagen und Legenden Geist mittheilen will: der langweiligen regelmäßigen Arbeit wird wenig Werth beigelegt, der Geist kommt und wirkt ohne sie.

Man sehe schließlich das ganze dänische Volk, derart entwickelt, gewohnt, so hoch und so groß von sich selbst zu denken, schwellend vor Selbstgefühl nach dem siegreichen Ausgange des dreijährigen Kampfes um Schleswig (1848—1850), der phantastisch als ein Sieg von anderthalb Millionen Menschen über 40 Millionen Menschen aufgefaßt wurde. Die zwölf Jahre zwischen den zwei schleswig'schen Kriegen gehen hin in einem Traum von Glück und Kraft. Sorglos wie Aladdin selbst, in dessen Bild man sich so lange gespiegelt, sah die dänische Nation nicht die drohende Gefahr.

Deutschland schätzte man nicht hoch, und man verstand es nicht. Wie sollte Aladdin Faust begreifen können! Sah er ihn doch nur in der Gestalt des häßlichen gelehrten Zauberers Nureddin. Der Deutsche hatte nicht die höchsten Geistesgaben, nicht die Siegesgewißheit des Genies. — Weshalb nicht? Weil er strebte und sich abquälte, allzuviel schrieb und las, immer Materialien sammelte, aber kein Architekt war, am wenigsten ein Architekt wie Aladdin. Er hatte Gelehrsamkeit und Berechnung, hatte die Resultate seines Forschens und Deutens inne. Aber auf so Etwas kam es nicht an. Das Alles hatte geringen Werth im Vergleich mit dem, was ihm fehlte: die kindliche und geniale Einfachheit, die alle Schwierigkeiten durch die Inspiration des Instinctes löst; die geheimnißvolle und von allen guten Mächten unterstützte Kraft des Grundwesens, diese Kraft, die nur in den nordischen Völkern wohnte, unerschütterlich wie der Nordstern, mächtig strahlend wie das Nordlicht, ja, die im Grunde wie Aladdin's Lampe „die heimliche Urkraft, das Licht selbst" war, das, nach dem Grundtvig'schen Glauben durch dieses Volk über die Erde verbreitet werden sollte.

Und dann geschah das Unglaubliche, Unfaßliche. Die nordische Tapferkeit, die heilige und geniale Einfalt, wurde durch weit zielende Zündnadelgewehre, durch artilleristische und taktische Berechnungen geschlagen. Man hatte (wie Aladdin), „Wahrheit gegen Lüge, das Gute gegen das Böse gewagt", und Nureddin hatte gesiegt. Der kalte Verstand hatte den Genius des dänischen Volkes, die kleinliche Berechnung hatte den sorglosen Muth freier Männer überwunden.

V.

Während so auf diese Weise in Dänemark der Aladdin-Gedanke Oehlenschläger's als Formel für den nationalen Typus des Zeitalters seine Tiefe erwies und gleichzeitig seine Einseitigkeit und Schwäche in der Wirklichkeit des Lebens verrieth, wurde derselbe auf norwegischem Grund und Boden von dem größten Dramatiker des Landes zweimal wieder aufgenommen und behandelt.

Zum ersten Male in den „Kronprätendenten". Hier begegnen wir dem Aladdin- und dem Nureddin-Naturell in den Prätendenten Hakon und Skule variirt. Der Erstere hat das Recht, deshalb ist er getrost; das Glück, deshalb siegt er. Der Andere wird, interessant wie er ist, zur Hauptperson des Stückes; er ist der ehrgeizige Grübler, von innerem Kampf und Mißtrauen verzehrt, der Gaben genug hat, um Ansprüche auf einen Königsthron erheben zu können, dem aber ein gewisses Ungreifbares fehlt, das allem Uebrigen erst den Werth gibt, — eben Das, was in der Sprache Oehlenschläger's die Lampe hieß. Er mit seinem Nureddin-Naturell ist „ein Königskopf", Hakon ist der ganze König.

Obgleich Hakon nicht klüger ist als der Bischof, nicht kühner als Skule, ist er doch der größere Mann. Denn, erklärt der Bischof, der glücklichste Mann ist der größte Mann. Der Glücklichste ist derjenige, der die größten Thaten verrichtet; er erzeugt Gedanken, die er selbst nicht faßt; er weist den Weg, den er selbst nicht kennt, aber den er doch geht und gehen muß, bis er durch die Freudenrufe des Volkes erfährt, daß er eine Großthat ausgeführt hat.

Das ist Hakon's Loos. Alles gedeiht ihm; Alles, dessen er bedarf, geschieht. Er ist in diesem Punkte ein reiner Aladdin. Aber er ist nicht nur der siegreiche Liebling des Glückes, er hat nicht nur wie Aladdin das Recht des Emporkömmlings, sondern das Recht als angeerbtes, als Geburtsrecht. „Das größte Glück ist das, das Recht für sich zu haben." Und mit einem weit tieferen Neid als demjenigen Nureddin's, fragt sich Skule, mit welchem Recht Hakon und nicht er das Recht bekam? Dieses ist eine Art Versuch, hinter dem Rechtsbegriff Platz zu nehmen, eine Art Attentat, den Rechtsbegriff hinterrücks anzufallen, ihn zu tödten. — Die Antwort lautet, Hakon habe das Recht mit dem tieferen Recht bekommen, daß er den Königsgedanken, den bis jetzt unerhörten, hat, ganz Norwegen um sich zu sammeln. Das ist das Geheimniß der Macht, die er über die Geister ausübt. Als Hakon diesen Gedanken Skule mittheilt, begreift dieser ihn nicht: „Sammeln —? Drontheimer und Wikwäringer um sich sammeln? Das ist unausführbar! So Etwas hat die Sage Norwegens nie berichtet." — Hakon: „Für Euch ist es unausführbar; denn Ihr könnt nur die alte Sage noch einmal vorführen, für mich aber ist es leicht, wie für den Falken, die Wolken zu spalten." — Als Skule endlich den Plan versteht, faßt er in seiner Verzweiflung den Vorsatz, den Gedanken Hakon's sich anzueignen und ins Werk zu setzen. Das ist Nureddin, der die Lampe Aladdin's stiehlt. Er kämpft, und zu seinem eigenen Erstaunen siegt er im ersten Treffen; nachdem zittert er aber unter dem Eindruck und wagt es kaum, an die Möglichkeit zu glauben. Das ist Nureddin, der mit schlotternden Knieen dasteht, die Lampe aus den Händen verlierend, gerade in dem Augenblick, wo der Geist sich zeigt und ihm blindlings gehorcht hat. Und noch mehr. Auch in den „Kronprätendenten"

handelt es sich, wie in Aladdin, im Grunde nicht um einen Kampf in der äußeren Welt, sondern um Dichterwerth und Dichterloos. König Skule fragt den Skalden, welcher Gabe er wohl bedürfe, um König zu werden, und Jatgeir antwortet: „Nicht der des Zweifels, denn dann würdet Ihr nicht so fragen." Er fragt von Neuem mit denselben Worten, und die Antwort lautet: „Herr, Ihr seid ja König." Da sagt König Skule die tiefen Worte: „Glaubst Du jeder Zeit so fest, daß Du Skalde bist?" Diese Replik wendet deutlich genug das ganze Verhältniß um: die Sache verwandelt sich in ein Bild dessen, was gerade ein Bild der Sache sein sollte. Das Verhältniß zwischen zwei Nebenbuhlern um den Königsthron wird ein Bild des Verhältnisses zwischen zwei Nebenbuhlern um eine Dichterkrone, wie dieses Verhältniß dazumal, vor fünfundzwanzig Jahren in Norwegen sich darstellen konnte, als Ibsen noch in der allgemeinen Auffassung für den bleichen Mond unter Björnson's Sonne galt; und man fühlt, welch schmerzliches Bekenntniß in dieser zuletzt angeführten Zeile liegt: „Glaubst Du zu jeder Zeit so fest daran, daß Du Skalde bist?"

In diesem Drama ist die Nuteddin-Natur zu weit größerer Ehre gelangt als bei Oehlenschläger. Steht auch Hakon mit den Palmen des Sieges in der Hand, so wirkt doch Skule viel fesselnder und macht auf den Leser den tieferen Eindruck. Hat aber Henrik Ibsen auf dem seelischen Grundgegensatz in dem alten Märchenspiel Oehlenschläger's hier gleichsam weiter gebaut, so hat er einige Jahre später ein vollständiges Gegenstück dazu geliefert.

Der polare Gegensatz zu „Aladdin" heißt „Per Gynt". Wie Aladdin eine Vergötterung der Phantasiewirksamkeit, so ist „Per Gynt" eine Kriegserklärung gegen dieselbe. Für Oehlenschläger ist das Phantasieleben das Höchste, für Ibsen das Gefährlichste und am sichersten Demüthigende von Allem. Die Einbildungskraft ist das Glück Aladdin's und die Ursache seines Genies, sie ist das Unglück Per Gynt's und die Ursache seiner Erbärmlichkeit. Dieselbe Macht, die für Oehlenschläger die Wahrheit und das Leben, ist für Ibsen die Lüge, die um das Leben herum geht.

Das Verhältniß des jungen Aladdin's zu Morgiane ist in dem Verhältniß Per Gynt's zu seiner Mutter variirt. Auch Per hat Träume von zukünftiger Größe, die dem Zweifel der Mutter begegnen. Und Per lügt nicht geradeaus, er phantasiert. Er sieht sich, sobald er die Augen schließt, als Triumphator voranreitend, wie Aladdin, auf dem goldbeschlagenen Pferde mit dem großen Gefolge hinter sich — „Kaiser Per Gynt und seine tausend Mannen!"

Er bildet sich halbwegs ein, hexen und, wie Aladdin, Geister beschwören zu können; er begegnet, wie Aladdin, schallendem Gelächter, wenn er über seine Zauberkraft spricht, und es gelingt ihm trotzdem, wie Aladdin, den Unglauben seiner Mutter zu besiegen; sie wird schließlich, wie Morgiane, für ihren Sohn begeistert; sie hat Augenblicke, wo sie glaubt, er könne durch die Luft auf einem Bock reiten. Auch hier baut der Held ein prachtvolles Haus: „Schön soll's gebaut werden, Thurm und Wetterfahne sollen auf dem Dachfirst sein .... Fremdes Volk soll sich darüber verwundern, was es ist, das da schimmert fern auf dem Gebirg." Nur daß all dieses Einbildung ist, Einbildung oder Lüge. Kein Geist des Ringes trägt diesen Per durch die Luft; kein Geist der Lampe baut ihm

einen Palast, und wenn auch er Morgenländer wird, mit einer Araberin vereint und als Sultan oder Prophet verehrt, so ist all dieses nur wie eine Parodie, eine grausame Caricatur des Verhältnisses Aladdin's zu Gulnare, der Huldigung Aladdin's als Sultan. Denn während Aladdin der Dichter in dem damaligen triumphirenden Sinne des Wortes, ist Per Gynt von Anfang bis zu Ende das, was er über sich sagen hört, wo er sich über seinen Nachruf in der Heimath erkundigt: „Ein abscheulicher Dichter," was in der Volkssprache so viel wie Lügner heißt. Daß Ibsen jemals während der Ausarbeitung von Per Gynt Aladdin bewußt vor Augen gehabt hätte, kommt mir ganz unwahrscheinlich vor. Aber die Aehnlichkeit, die in dem Verhältniß zwischen Mutter und Sohn durchschimmert, hat verwandte Folgerungen nach sich gezogen. In beiden Dichtungen ist der Held der einzige Sohn einer Wittwe und die Mutter eine komisch-rührende Person. In „Aladdin" sehen wir den Sohn, irrsinnig vor Verzweiflung am Grabe der Mutter sitzen, und in seiner Einbildung sie wie ein kleines Kind in den Schlaf wiegen und singen. Ebenso singt Per Gynt seine sterbende Mutter in Schlaf, indem er ihr schöne Geschichten, wie Kinder sie gern vor dem Einschlafen hören, erzählt. Nur daß der Wahnsinn Aladdin's schön ist, und daß hier die Situation das volle Mitgefühl des Dichters hat, während bei Ibsen eine schneidende Ironie die Lüge und die Phantasterei beleuchtet, welche die arme Aase selbst im Tode umspannen. An „Per Gynt" kann man messen, wie weit die Generation gegen den Schluß der sechziger Jahre von „Aladdin" fortgekommen war; denn dasselbe, was in „Aladdin" der schöne Traum war, ist in „Per Gynt" die leidige Phantasterei.

Aladdin ist die Freude über das Leben, d. h. die Freude des Auserkorenen über sein Leben als Ausnahme; aber für Andere als die Lieblinge des Glücks ist dies ein niederschlagendes Gedicht. Denn was kann im Grunde melancholischer sein, als diese Lehre von der Werthlosigkeit all Derer, über die es in „Aladdin" heißt:

Gar viele Seelen kranken und erschlaffen;
Wer nicht von Gott vorzüglich auserkoren,
Der ist zur Menge seiner Zeit geschaffen.

Im deutschen „Aladdin" werden diese Menschen mit Mohren verglichen, die vergeblich versuchen, sich weiß zu waschen:

Doch waschen sich und reiben sich die Mohren
Und toben gegen Schicksal. Gott und Leben,
Weil sie nicht so wie Jene sind geboren.

So fruchtlos ist das Streben des Nicht-Genialen nach Auszeichnung.

Während die ganze neuere nordische Poesie eine Art von erziehendem Charakter hat, muß man Aladdin eins der für die Menge niederschlagendsten Werke nennen, die es gibt. Es lehrt der Menge nur das Eine und zwar sehr Gute: Respect vor dem Genie. Aber man spricht so viel von gefährlichen Büchern, von solchen, die es gefährlich ist, der Jugend in die Hand zu geben. Aladdin ist ein für die Jugend durchaus nicht ungefährliches Buch, das man dennoch in Dänemark jedem Kind in die Hände gibt. Es ist ein Buch, vortrefflich für Erwachsene; aber es kann Knaben schädlich sein, und es hat großen Schaden angerichtet. Denn der Mann weiß in der Regel, daß er nicht die große Ausnahme ist, aber der Knabe hofft

noch darauf, es zu werden, und während er das Gedicht liest, glaubt er, es zu sein. Und dann trinkt er die Vorstellung von einer Welt in sich ein, in der Alles dem Sorglosen gelingt, wenn er es nur wagt, gehörig zu wünschen; von einer Welt, in welcher Schätze gewonnen, Hindernisse beseitigt, das Glück erobert und Triumphe erreicht werden ohne Mühe, ohne Arbeit, ohne Einsicht und ohne Kampf.

In einem Lande, wo das Evangelium der Arbeit niemals mit Kraft gepredigt worden war, hat „Aladdin" das Evangelium des Genies gepredigt, und die Frucht ist die gewesen, daß kaum ein Land in der Welt existirt, wo es so viele eingebildete Genies gibt als in Dänemark. Im Alter zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren glaubt fast jeder arbeitsscheue dänische Jüngling, daß er ein Genie sei. Das ist das Erbtheil aus der Zeit der Romantik.

Aber in der ganzen Geschichte des Volkes während dieses Jahrhunderts hat man — tiefer noch, als schon berührt — die Wirkung spüren können von dem zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehenen Untertauchen des Volkes in der Aladdin-Romantik. Die Lampe ist, heißt es ja, das Licht selbst. Sie kommt zum Begünstigten „während er süß und angenehm schlummert". Für das ganze Volk ist jenes Licht das Licht der Freiheit, und das dänische Volk kam, wie Aladdin, im Jahre 1849 schlafend zu seinem Glück, seinem Licht, seiner Freiheit, seiner Verfassung. Wie hütet Aladdin seinen Schatz? Statt ihn unzugänglich, unangreiflich zu bewahren, stellt er ihn einfach, wenn er ausgeht, hinter einer Bildsäule oben im Saale hin. Und so wird die alte Kupferlampe für eine neue umgetauscht. Viel besser hütete das dänische Volk seinen Schatz nicht. Als im Jahre 1866 die Reaction sich nach der Niederlage einschlich und Nureddin für die alte Verfassung eine neue anbot, lieferte das Volk die alte aus. Und Aladdin wird durch den Schaden nicht klüger. Nachdem der große Verlust das erste Mal erlitten und ausgeglichen worden und Hindbad, der noch gefährlicher ist als Nureddin, kommt, um Aladdin aufs Neue die Lampe zu rauben, gibt er sie wieder aus seiner Hand, stellt sie auf den Fußboden zwischen sich und ihm und vergißt, stark im Glauben an das Recht, sich im voraus die Macht zu sichern. Das Glück Aladdin's ist besser als sein Verstand — er ist ja die Ausnahme. Aber wahrlich, Aladdin ist ein gefährliches Buch, der Jugend eines Volkes zu übergeben. Denn freiwillig auf die Macht Verzicht zu leisten, die man hat, sich sein Recht zu sichern, nicht rechtzeitig Macht hinter das Recht zu stellen: das ist der schlimmste Leichtsinn, den ein Volk begehen kann.

Aladdin predigt im Anfang das Evangelium des Genies, zum Schlusse das Evangelium des Rechtes. Bekommen die Dänen jemals eine Dichtung von gleich hohem Rang und verwandter typischer Art, so wird sie vielleicht das Evangelium der Arbeit predigen, welches nicht der Ausnahme, sondern Allen gilt, und dann das Evangelium der Macht verkünden, welches dasjenige ist, daß das Recht nur da ein wirksames, wirkliches Recht ist, wo es hinter sich die Macht gesammelt hat.

Der Brand Hamburgs

vom 5. bis 8. Mai 1842.

Von

Rudolph Schleiden[1]).

In unserer raschlebenden Zeit werden heute wohl nur noch Wenige eine klare Vorstellung von dem furchtbaren Unglück haben, welches im Mai 1842 über das schöne Hamburg hereinbrach. Obwohl mein Vetter Dr. Heinrich Schleiden eine lebensvolle und ergreifende, authentische Geschichte des entsetzlichen Ereignisses veröffentlicht hat[2]), kann ich mich deshalb nicht enthalten, kurz zu schildern, was ich damals mit durchlebt habe, wozu mir meine derzeitige Anstellung als Amtssecretär beim Conferenzrath Scholtz im nahen Reinbeck die Gelegenheit bot.

Am Himmelfahrtstage (5. Mai) sollte die eben vollendete Eisenbahn von Bergedorf nach Hamburg eröffnet werden. Eilige Arbeiten hatten uns den ganzen Vormittag ans Bureau gefesselt. Beim späten Mittagsessen machte der Conferenzrath den Vorschlag, zum Kaffee nach Sande zu fahren, um dort das Treiben am nahen Bahnhofe anzusehen. Da der Wagen nicht für Alle Platz bot, gingen mein College Hanken und ich zu Fuß voran. Als wir auf der Höhe von Bergedorf, welche einen herrlichen Blick über das Städtchen, die Vierlande und das vielgethürmte Hamburg gewährt, aus dem Walde heraustraten, wurden wir aufs Aeußerste durch dicke Rauchwolken erschreckt, welche aus der

---

[1]) Aus den unter der Presse befindlichen und demnächst erscheinenden „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners von Rudolph Schleiden. Neue Folge. 1841—1848." (Wiesbaden, J. F. Bergmann). Alle Diejenigen, welche den früheren, auch an dieser Stelle (Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVIII, S. 477) mit verdienter Auszeichnung besprochenen Band: „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" (Wiesbaden, in demselben Verlag, 1886) gelesen haben, werden mit besonderem Vergnügen dieser neuen Publication entgegensehen, mit welcher der Verfasser aus dem Idyll des Elternhauses in das bürgerliche Leben eintritt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

[2]) Versuch einer Geschichte des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Auch als erläuternde Zugabe zu den vierzehn Speckter'schen Lithographien und dem Panorama. Von Dr. H. Schleiden. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1850.

großen Stadt aufstiegen und den hohen Nicolaithurm nicht erkennen ließen. Erst in Bergedorf erfuhren wir, daß derselbe bereits durch die seit der vorigen Nacht wüthende Feuersbrunst — deren Ursache niemals ermittelt ist — niedergebrannt sei. In der Mittagsstunde war noch in der Kirche Gottesdienst gehalten, und während der Thurm schon in Flammen stand, hatte das berühmte Glockenspiel desselben zum letzten Male, zwar nicht einen Choral oder eine Melodie ertönen, aber wie in wahnsinniger Verzweiflung seine Stimme erschallen lassen. In unmittelbarer Nähe der Nicolaikirche wohnte mein lieber Freund Dr. Charles de Drusina, dicht dabei werthe Angehörige. Ich bat meinen Collegen, mich bei unserem Chef zu entschuldigen, sprang in den Wagen eines vorbeieilenden Kaufmanns und langte nach rascher Fahrt um acht Uhr Abends in Hamburg an. Schon lag die Deichstraße mit ihren Nebengassen, der Hopfenmarkt und die Neueburg, wo de Drusina — in wenigen Jahren zum zweiten Male — Alles durch das Feuer verloren hatte, in Asche. Ich eilte zu meinem Vetter Dr. Rohde am nahen Heiligen-Geistkirchhof, half dort beim Einpacken der werthvollsten Sachen, brachte, als die Gefahr immer näher rückte, meine Cousine zu ihren Eltern und kehrte dann dorthin zurück. Mitten in der Nacht ward das Haus durch eine furchtbare Explosion erschüttert. Das Rathhaus, wo der Senat fünfhundert Jahre getagt, war, um einen vergeblichen Versuch zu machen, dem Feuer Einhalt zu thun, in die Luft gesprengt. Erst vierunddvierzig Jahre später legte der treffliche Bürgermeister Dr. Petersen am 6. Mai 1886 feierlich den Grundstein zum neuen Capitol. Das Feuer näherte sich immer mehr. Am Rödingsmarkt standen am Morgen des 6. Mai gleichzeitig die letzten sechszehn Häuser in Flammen. Nur das Fleeth und die hohen Bäume an demselben schützten uns an der gegenüberliegenden Seite. Um acht Uhr Morgens mußten wir das Haus verlassen, weil es bis in die Grundvesten erzitterte und den Einsturz drohte, als in der Nähe große Sprengungen begannen. Sie retteten die Neustadt; aber die Flammen eroberten sich in raschem Fluge ein neues Gebiet gegen Nordwesten, übersprangen den breiten Canal, welcher den Altenwall vom Neuenwall trennt, und drangen schon gegen Mittag bis zum alten Jungfernstieg und zur Ecke des Gänsemarktes vor. Als ich dort auf dem Wege zu einem meiner Verwandten einen Augenblick stehen blieb, um den Vorbereitungen zur Sprengung der „Alten Stadt London" zuzusehen, bat mich eine anständig gekleidete Frau, welche ihren sieben- bis achtjährigen kranken Sohn nicht länger zu tragen vermochte, ihr das Kind abzunehmen. Ich that das natürlich und folgte ihr stumm durch viele mir unbekannte Straßen bis in die Nähe des Altonaer Thors. Als ich zurückkehrte, war auch schon das stattliche Haus von Salomon Heine, Streit's Hôtel und die Schusterherberge gesprengt und dort dem Feuer glücklich eine Grenze gesetzt. Es war inzwischen von der anderen Seite bis zur Bergstraße vorgedrungen. Die Bank, die alte Börse, das Haus der patriotischen Gesellschaft mit ihrer werthvollen Bibliothek, das Eimbeck'sche Haus, in welchem das Handelsgericht und viele andere Behörden ihren Sitz gehabt hatten, waren bereits zerstört. Nur die neue Börse, der Ort, wo Hamburg sich wieder erholen sollte, war durch die Unerschrockenheit und Ausdauer einiger weniger Ehrenmänner, wie durch ein Wunder, erhalten.

Nachdem ich einen kurzen Bericht über den Fortgang des Brandes nach Reinbeck gesandt hatte, suchte ich meinen Freund und Vetter Hallier auf, welcher unweit des Walles ein gar freundliches Haus an der Alster in St. Georg bewohnte. Er fürchtete schon für die Sicherheit der Vorstadt und glaubte, den größten Theil seines eigenen Vermögens und der von ihm verwalteten fremden Gelder verloren zu haben. Ich versprach ihm, während der folgenden Nacht an dem Patrouillendienst Theil zu nehmen, welcher von den Bürgern St. Georgs zum gemeinschaftlichen Schutz des Eigenthums freiwillig organisirt war. Als ich vorher noch einmal zur Stadt zurückkehrte, ward ich mit allen desselben Weges Gehenden zu den Spritzen im Dänischen Posthof auf den Großen-Bleichen getrieben. Dort arbeitete ich stundenlang mit, bis ich auf Umwegen, die mir zufällig auch einen Einblick in die Gemeinheiten rohen Gesindels gewährten, welches das allgemeine Unglück wie eine Volkslustbarkeit anzusehen schien, trank und raubte, nach St. Georg zurückgelangen konnte. Vom Wall bei der Lombardsbrücke aus erhielt ich damals einen zugleich so schönen und furchtbaren Anblick des Brandes, wie ich es kaum für möglich gehalten hatte. Die sogenannte „Kunst", hinter welcher sich das Flammenmeer noch unabsehbar in das Innere der Stadt verbreitete, die „Insel", das Hôtel Belvedere und die angrenzenden Häuser, die Berg- und die Zuchthausstraße brannten zugleich, und, von allen Seiten bedroht, erhob sich zwischen diesen Feuersäulen und Feuergarben die stolze Pyramide des Thurms der Petrikirche. Auf dem Alsterbassin, in welchem sich die Gluth spiegelte, trieben hochbeladene, brennende Böte, und ein wahrer Feuerregen erstreckte sich bis weit über die Außenalster. Das war eine andere Erleuchtung, als diejenige, welche mich bei dem großen Musikfeste am 8. Juli des Vorjahres entzückt hatte. Damals erhob sich in der Mitte des Alsterbassins in den schönsten Formen ein von funfzehntausend farbigen Lampen strahlender Zauberpalast auf einem Flosse, umkreist von glänzend von oben bis unten erleuchteten größeren Schiffen, welche die Liedertafel und ein Musikcorps an Bord hatten. Zahllose, mit frohen Menschen gefüllte und gleichfalls prächtig erleuchtete kleinere Böte belebten das weite Binnenwasser, und dreißig- bis vierzigtausend Zuschauer drängten sich auf den umgebenden, geschmackvoll illuminirten Straßen, dem neuen und alten Jungfernstieg, dem Holzdamm und dem Wall, so daß man fast eine Stunde brauchte, um die Runde zu machen. Nun waren zwei Drittel dieser glänzenden Häuserreihen durch den furchtbaren Brand in ganz anderer Weise erleuchtet und zerstört, und am folgenden Tage brannte auch das schöne Haus meines Vetters August Schön, eines der größten Schiffsrheder der Stadt, nieder, in welchem ich damals in heiterster Gesellschaft den Abend verbracht hatte.

Am Morgen des 7. Mai stürzte der hohe Petrithurm zusammen, und der zum Sturm gewordene West-Südwestwind trieb das Feuer immer mehr dem Alsterbassin und dem Walle zu. Das Zucht- und das Werk- und Arbeitshaus, sowie das Spinnhaus und die Schmidt'sche Wasserkunst brannten nieder, und selbst die ausgedehntesten Sprengungen vermochten den Holzdamm nicht zu retten. Nun galt es, auch bei Halliers alles Werthvolle in Sicherheit zu bringen. Man konnte in der Aufregung Lasten heben, welche man sonst nicht anzugreifen gewagt hätte. Ein paar Mal mußte ich mit Wagenladungen hinaus nach einem halb-

wegs Wandsbeck belegenen Landhause, wo meine Cousine mit ihren Kindern Obdach gefunden hatte. Da bekam ich erst einen vollen Einblick in das über die Stadt hereingebrochene Elend. Schon vom ersten Tage an hatten Viele nur in der Flucht Rettung gesucht. Sollen doch sechzig- bis siebzigtausend Menschen während des Brandes ihre Wohnungen geräumt haben. Angst und Verwirrung waren durch Gerüchte von Mordbrennereien gesteigert, die vielleicht von Spitzbuben selbst ausgingen, um freien Spielraum für ihre Raub- und Plünderungspläne zu erhalten, und die wiederholt zu — sogar tödtlichen — Mißhandlungen Verdächtigter führten, obwohl die eingeleiteten Untersuchungen nicht einen einzigen Fall von Brandstiftung constatirt haben. Der Brand hatte einen um so furchtbareren Eindruck gemacht, weil er die unglückliche Stadt mitten im Frieden und völlig unerwartet betroffen hatte. Derjenige von Moskau mag ebenso groß gewesen sein, aber er fand die Gemüther vorbereitet, und die kalte Ruhe und Fassung, welche dort Jedermann in wenigen Stunden erlangt haben wird, mußte in Hamburg erst langsam erkämpft werden. Man hatte alle Stadien der Furcht und des Schreckens zu durchlaufen, um schließlich in einen Zustand dumpfer Apathie zu versinken. Das Alles trat mir in vollster Wirklichkeit vor Augen, als ich auf Schritt und Tritt hülflosen Menschen begegnete, Tausende mit ihren ärmlichen Habseligkeiten unter freiem Himmel campiren und hinter ihrem geretteten Hausgeräth Schutz vor dem Sturm suchen sah, welcher wiederholt seine Richtung änderte und den Regen nicht recht aufkommen ließ. Als ich schon im Dunkeln zum letzten Male der brennenden Stadt entgegenfuhr, die Flammen ein grausiges Licht über all' dies Elend warfen, konnte ich die Thränen nicht zurückhalten und rief aus vollem Herzen Gott um Hülfe an, der sie allein bringen konnte.

In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag (7. auf 8. Mai) war St. Georg am meisten gefährdet. Bis dicht an den Wall heran war Alles in Asche gelegt. Auch das schönste Denkmal gothischer Baukunst in Hamburg, die Gertrudenkirche, ging bald nach Mitternacht zu Grunde. Hätte der Wind sich nicht glücklicherweise nach Süd-Südwest gedreht, so daß er den Funkenregen in die Außenalster trieb, so wäre die Vorstadt nicht zu retten gewesen. Man kann nicht ohne zu schaudern daran denken, ob die umsichtig getroffenen Schutzmaßregeln dann genügt haben würden, die mehr als zweitausend Kranken rechtzeitig zu bergen, wenn auch das musterhafte, große städtische Krankenhaus vom Feuer ergriffen wäre. Auf dem Dache von Hallier's Hause, wo ich den größten Theil der Nacht beschäftigt war, die beständig herüberfliegenden glühenden Kohlen gleich zu löschen, war die Gluth so stark, daß man das Gesicht von der Stadtseite abwenden mußte und es als eine Wohlthat empfand, sich abwechselnd am Patrouillendienst betheiligen und sonst nützlich machen zu können.

Am Sonntag Mittag gelang es endlich, des entfesselten Elementes Herr zu werden. Um 2 Uhr verkündigte eine Proclamation des Senats: „Daß mit des Allmächtigen Hülfe und der angestrengten Thätigkeit und eisernen Ausdauer der Angehörigen und wohlwollender Freunde und Nachbarn dem Feuer Einhalt gethan sei." Unmittelbar darauf stand schön und klar ein Regenbogen am Himmel! — 79 Stunden hatte das Feuer gewährt und in 71 Straßen und

öffentlichen Plätzen und 120 Gängen und Höfen 4219 Feuerstellen in beinahe 2000 Häusern, 7 Gotteshäuser, 60 Schulen, die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude, werthvolle Kunst- und Bücherſammlungen ꝛc. zerstört, 19995 Menschen obdachlos gemacht. Dreiundfunfzig Personen — darunter 6 Altonaer — hatten in Folge des Brandes ihr Leben verloren, 118 zum Theil schwere Verletzungen davongetragen. Der Gesammtschaden wurde gleich in den ersten Tagen auf 95 Millionen Mark Banco (= 135 Millionen Reichsmark) geschätzt. Es war ein Glück im Unglück, daß gerade der schönste und reichste Theil der Stadt in Flammen aufging, die Wohlhabenden am meisten betroffen wurden.

Es ist gewiß ein seltener Fall, daß man ein so furchtbares Schauspiel, wie der Brand Hamburgs es bot, mehr als ein einziges Mal erlebt. Mir war das beschieden. Dreißig Jahre später, am 9. November 1872, ward ich bei einem Abschiedsbesuch in Boston Zeuge des Anfangs der verheerenden Feuersbrunst, welche einen großen und schönen Theil des uns Europäern besonders sympathischen amerikanischen Athens zerstörte. Davon, daß das Feuer vier Tage lang wüthen werde, hatte ich freilich keine Ahnung, als ich wenige Stunden nach dem Ausbruch desselben spät Abends meine schon vorher beschlossene Rückreise nach New-York antrat. Aber der Brand hatte bereits damals solche Dimensionen angenommen, daß ich einen weiten Umweg machen mußte, um zum Bahnhofe zu gelangen, und mir noch einundzwanzig englische Meilen weit bei jeder Biegung der Eisenbahn das Lied von der Glocke ins Gedächtniß zurückgerufen ward:

„Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth."

Am Nachmittage des Unglückstages hatte ich noch in drei jener Prachtbauten Besuche gemacht, die vor dem nächsten Morgen ein Trümmerhaufen waren, während ein viertes Haus, wo ich gleichfalls eingetreten war, wie durch ein Wunder, als das einzige in dem ganzen Quartier, gerettet ward. Mir ist, so viele große Städte ich auch gesehen habe, kein zweiter städtischer Geschäftstheil bekannt, wo auf gleichem Raum eine solche Anzahl stolzer, scheinbar für die Ewigkeit gebauter Kaufhäuser steht, wie auf jenen achtzig Acres Bostons, über welche sich der ungeheure Brand hingewälzt hat. Aber diese massiven, hoch in die Lüfte emporragenden Granit- und Eisenbauten waren fast ausnahmslos mit leichten, dem Auge wohlgefälligen und vielen Raum bietenden Mansardendächern gekrönt, zu denen Hebemaschinen (elevators) und Lichthöfe, wie gut ziehende Schornsteine, die Gluth rasch hinaufführten. Als die Flammen erst diese Dächer erklommen hatten, waren sie aus dem Bereich auch der besten Dampfspritzen und begannen, durch den rasch entstehenden Sturm von Haus zu Haus getragen, nun ihr Zerstörungswerk wieder abwärts. Nur durch Sprengung ganzer Häuserreihen, wobei es — wie in Hamburg — nicht an Ungeschick fehlte, vermochte man endlich am 13. November dem entfesselten Element Halt zu gebieten. Fast 1000 Gebäude und Eigenthum im Werthe von 85 Millionen Dollars (= 357 Millionen Reichsmark) sollen zerstört sein. Aber Boston ist eine ungleich reichere Stadt, als Hamburg es im Jahre 1842 war, und Gläubigerin des ganzen Landes. Der Verlust traf nicht die zunächst dabei betheiligten mehr

als zweitausend Firmen, sondern sämmtliche Fabriken des Staats Massachusetts. Verhältnißmäßig wenige Menschen wurden durch das Feuer obdachlos, wenn auch Tausende dadurch ihrer Beschäftigung und ihres täglichen Verdienstes beraubt wurden. Nicht zweifelhaft konnte es mir sein, daß die thatkräftige Bevölkerung die Folgen des Unglücks rasch überwinden werde. Vierzehn Tage vor dem Brande Bostons hatte ich Chicago besucht, das dreizehn Monate früher, am 9. October 1871, von einem gleichen Schicksal noch viel schwerer heimgesucht war. Ich betrachte es nicht als das kleinste Wunder, welches ich in Amerika gesehen habe, daß ein einziges Jahr genügt hatte, den größten Theil der niedergebrannten Quartiere prächtig und anscheinend mit völliger Solidität aus der Asche wieder erstehen zu lassen. Die vereinzelten Ruinen und ausgebrannten Plätze des Gerichtsgebäudes, von Kirchen — deren dreißig zerstört waren — und Privathäusern, sowie die hier und da noch stehen gebliebenen Holzbaracken und der klägliche Zustand einzelner Straßen dienten nur dazu, die reich verzierten Stein- und Eisenfaçaden der Neubauten und die gewaltigen Steinplatten der breiten Trottoirs noch glänzender erscheinen zu lassen. Es konnte nicht länger zweifelhaft sein, daß Chicago in wenigen Jahren eine der schönsten Städte der Union sein werde, weil es nicht, wie die übrigen Städte, allmälig und nach dem wechselnden Geschmack der Jahre, sondern fast zu gleicher Zeit und gleichsam aus einem Guß wieder aufgebaut ward. Als solche habe ich denn auch Chicago im Herbst 1883 noch einmal wiedergesehen.

Nach dieser Abschweifung, welche der Brand Hamburgs mir nahe legte, nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf. — Ein Besuch bei den Verwandten, von denen nur der reichste sein stattliches Haus verloren hatte, und ein Gang um die Brandstätte schlossen für jetzt meine Beobachtungen ab. Die Verwüstung war fürchterlich. Die pittoresken Ruinen, welche eine Stadt in der Stadt bildeten, die ausgebrannten Fenster — Augenhöhlen in Todtenschädeln — starrten uns überall unter den züngelnden Flammen entgegen. Seit Donnerstag früh war ich nicht aus den Kleidern, und war kein Schlaf in meine Augen gekommen. In der Nacht auf Montag, 9. Mai, legte ich mich zwar ein paar Stunden angekleidet aufs Sopha; aber ich war zu aufgeregt, um schlafen zu können. Da jetzt alle Gefahr vorüber war, hielt ich es für Pflicht, am folgenden Morgen nach Reinbeck zurückzukehren, wohin ich täglich einen kurzen Bericht gesandt hatte. Die Eisenbahn nahm, außer unentgeltlich beförderten Abgebrannten, keine Passagiere auf. Für einen Wagen verlangte man 50 Mark (= 60 Reichsmark). So brach ich in der Frühe um fünf Uhr zu Fuß auf und begrüßte auf meinem Wege meinen Freund de Drusina, der viel verloren hatte, aber gefaßt war, im Landhause seiner Mutter in Hamm. Zahlreiche Wagen und Menschen, welche, um zu helfen, zur Stadt eilten, sowie die bei der Hammer Kirche massenhaft mit ihren geretteten Habseligkeiten lagernden Obdachlosen erinnerten an Goethe's Schilderung der Ausgewanderten in „Hermann und Dorothea". Als ich nach Steinbeck kam, war ich zu ermattet, um weiter zu gehen. Ich requirirte eine Amtsfuhre beim Bauervogt, die mich um elf Uhr nach Reinbeck brachte, wo man gerade im Schloßhofe die Spritzen probirte! In Folge eines kurzen Referats über die voraussichtliche Rückwirkung des Unglücks der

großen Nachbarstadt auf unseren District mußte ich gleich einen Bericht an die Regierung schreiben, um Verstärkung der Gendarmerie zu beantragen. Dann machte die Natur ihre Rechte geltend; aber nach ungewöhnlich festem und langem Schlafe fand mich der nächste Morgen völlig erfrischt. An Arbeit fehlte es nicht. Schon waren Vagabunden und Diebe eingebracht, die vernommen werden mußten. Dreihundert Arbeiter wurden unter Führung des Hausvogts zum Spritzen und zu sonstigen Hülfsleistungen nach Hamburg gesandt. Am Abend traf das erste regelmäßige Militär zum Gendarmerie-, Patrouillen- und Wachtdienst ein, dem bald weiteres folgte. Bis in den Juni hinein blieben ungefähr 60 Dragoner und 125 Mann Infanterie im Amte Reinbeck und in Wandsbeck, welche auf den Wunsch des Hamburger Senats so stationirt waren, daß sie innerhalb vier Stunden vor der Stadt zusammengezogen werden konnten. Das ungemein hübsche, von rein menschlichem Mitgefühl dictirte Schreiben, mit welchem unser König-Herzog Christian VIII. dem Senat am 9. Mai ein wirklich königliches Geschenk für die Nothleidenden übersandte, erregte bei uns, wie im ganzen Lande, große Freude. Die ungemessene Theilnahme an dem Unglück Hamburgs, welches überall in Deutschland wie ein Nationalunglück empfunden ward, erschien wie ein heller Stern in unserer egoistischen Zeit. Ganz Europa betrachtete die Unterstützung der Abgebrannten als eine Ehrensache. Beliefen sich doch die eingegangenen Geldunterstützungen schon bis zum 1. October auf 4 240 000 Mark Banco (= 6 360 000 Reichsmark), wozu Deutschland 1 614 000 Mark Banco (= 2 421 000 Reichsmark) beigetragen hatte. Mehr noch als durch die Anordnung einer allgemeinen Kirchen- und Hauscollecte für die Abgebrannten erwarb sich damals die Preußische Regierung in weiten Kreisen Sympathien, als sie am 12. Juni das am 8. December des Vorjahres aus politischen Gründen erlassene Debitverbot der Verlags und Commissionsartikel der angesehenen Buchhandlung von Hoffmann und Campe wieder aufhob.

Am 23. Mai fuhr ich zum ersten Male von Bergedorf aus auf der Eisenbahn nach Hamburg. Die meisten Passagiere drängten sich in die offenen Wagen, erschreckt durch das kurz vorher bekannt gewordene Unglück auf der Bahn von Paris nach Versailles, bei dem Hunderte in den verschlossenen Wagen eines in Brand gerathenen Zuges das Leben verloren hatten. In den Ruinen und zwischen den Trümmern der Stadt, wo noch nach mehr als vier Monaten in manchen Kellergeschossen Feuer gefunden ward, waren zahlreiche Arbeiter mit Spritzen und Aufräumen beschäftigt. Bremer Infanterie hielt neben der Hamburger Garnison die Ordnung aufrecht. Brandgeruch und dichter weißer Staub füllte die Luft. Farbige Fähnchen bezeichneten die vielfach kaum noch erkennbare Richtung der früheren Straßen. Die furchtbare Hitze hatte Alles fast schneeweiß durchglüht. Ein Erdbeben, nicht ein Brand, schien die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt zu haben. Nur einzelne geschwärzte Mauerstücke, hier und da noch aufschlagende Flammen und aufsteigender Rauch wiesen auf Feuer als Ursache der Zerstörung hin. Die Mauern der niedergebrannten Nicolai- und Petrikirche ragten weit über den anderen Ruinen empor, und die fast allein erhaltene neue Börse erschien als das Symbol neuen Aufschwungs. Dort hielt die Kaufmannschaft bereits seit dem 13. Mai wieder ihre Versammlungen, welche

schon am 9. in einem anderen Lokale aufgenommen waren. Das Abschreiben an der Bank, deren Schätze gerettet waren, war an keinem Tage unterbrochen. Respittage für laufende Wechsel waren gar nicht bewilligt. Der Discont wurde, zur Verhütung von Unglücksfällen, von der Börse auf 4 Procent gehalten, und reiche Patrioten hatten eine Darlehnsgesellschaft begründet. Der Hafen war unversehrt, der Verkehr mit der ganzen Welt offen geblieben. Der Credit war erhalten, und schon Anfang August konnte eine $3^1/_2$ procentige Anleihe zum Wiederaufbau der Stadt zum Course von 94 Procent abgeschlossen werden. Alle zwanzigtausend Abgebrannte waren bereits wenige Tage nach dem Ende des Brandes wieder unter Dach gebracht, wenn auch großentheils nur in Bretterhäuschen, welche auf dem Wall, den Wiesen vor dem Dammthor, in St. Georg und vor dessen Thoren errichtet waren. Der Geschäftsverkehr hatte sich in ganz andere Stadttheile und in diese Budenstadt gezogen. Schon seit dem 6. Mai wirkte ein Privathülfsverein, seit dem 10. auch eine öffentliche Unterstützungskasse rastlos zur Erleichterung des Jammers und der Noth, und mehrere Vereine sammelten erfolgreich für den Wiederaufbau der Kirchen. Auch bei den Verwandten und Freunden, welche ich sprach, fand ich wieder größere Ermuthigung. Selbst ein junger Hamburger blickte wieder hoffnungsvoll vorwärts, der die erste Kunde von dem über seine Vaterstadt hereingebrochenen Unglück in Paris durch die Sensationsnachricht eines Französischen Blattes erhalten hatte: „La ville de Hambourg n'existe plus. Une incendie immense etc. etc." Auffallend waren mir in den nicht abgebrannten Theilen der Stadt die vielen gleichgültig dreinschauenden Gesichter, und daß ich in Wandsbeck, wo ich einige Besuche machte, das Jahrmarktsgetreibe sehr lebhaft fand. Als ich von diesem Ausfluge nach Reinbeck zurückkehrte, erinnerte ich mich voll Vertrauen der schönen Worte in Max von Schenckendorf's Lied auf „Die deutschen Städte":

„Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wiedersehn!"

In den letzten Jahren hat Hamburg den Anblick eines sehr verschiedenartigen, weniger pittoresken Trümmerfeldes gewährt. Mit nüchterner Absichtlichkeit ward ein großes Stadtviertel niedergelegt, welches 1842 vom Feuer verschont geblieben war, und wurden ungefähr fünfundzwanzigtausend Menschen — also noch mehr als damals — genöthigt, ihre Heimstätten zu verlassen und sich anderswo anzusiedeln. Das Reichsgesetz vom 16. Februar 1882 hatte zur Ausführung des 1888 vollzogenen Zollanschlusses der freien und Hansastadt Hamburg einen Beitrag von höchstens 40 Millionen Mark zu den Kosten der erforderlich werdenden Bauten, Anlagen, Einrichtungen und Expropriationen bewilligt. Nun galt es, Raum zu schaffen für den großen Zollcanal, die neuen Handels- und Verkehrsanlagen und die Freihafenspeicher. Gleichzeitig mußte mit den Neubauten begonnen werden, um Alles rechtzeitig fertigzustellen. Die zahlreichen, meist engen, krummen und düsteren Gassen und Höfe, welche dem Zerstörungswerk zum Opfer fielen, enthielten zwar nur wenige stattliche Gebäude, trugen aber einen specifisch hamburgischen Charakter und boten dem Maler reiche Motive für die Darstellung

einer alten Seehandelsstadt. Mögen auch die jetzigen Wohnungen der bisherigen Bewohner des niedergelegten Stadttheils mehr Luft, mehr Licht und größeren Comfort bieten, die überaus großartigen neuen Hafen-, Freihandels- und Zollanlagen von denjenigen keiner anderen Stadt übertroffen werden, so wird doch mancher gute Hamburger nicht ohne Wehmuth und Sorge das neue Trümmerfeld durchwandert haben. Kann doch erst die Erfahrung künftiger Jahre entscheiden, in welchem Maße der Zollanschluß auch dem eigenen Interesse der Stadt entspricht, und die den Reichszuschuß um mehr als das Dreifache übersteigenden Kosten aller nöthigen, schon jetzt der Erweiterung bedürftigen Arbeiten eine lohnende Ausgabe sind. Möge der Wunsch in Erfüllung gehen, welchem Kaiser Wilhelm II. am 29. October 1888, nachdem er den Schlußstein der neuen Anlagen gelegt, bei dem nachfolgenden Festmahl in den Worten Ausdruck gab, daß Gottes Segen auf der Zollvereinigung Hamburgs mit dem Deutschen Reiche ruhen, und die Stadt durch diese That einen Aufschwung nehmen werde, der alle unsere Hoffnungen übersteigt!

Die Gentry und deren Abstammung von englischen Königen.

Eine Skizze

von

Prof. Dr. G. M. Asher.

Joseph Foster, der bei Weitem originellste und einer der kundigsten unter englischen Genealogen, hat in einem im Jahre 1885 und dann im Jahre 1887 wiederum, etwa um ein Drittel erweitert, publicirten Werke behauptet, die ganze Gentry stamme von englischen Königen. Das von Foster beigebrachte Material, bestehend in Stammbäumen einer Anzahl Mitglieder der Gentry mit kurzen biographischen Erläuterungen, erklärt er selbst, indem er eine Reihe von Fortsetzungen verspricht, als für den Beweis seiner Behauptung ungenügend. Es existiren jedoch, über denselben Gegenstand, zwei viel reichhaltigere Werke des Genealogen Burke, die Foster — welchem es sich darum handelt, Material von Familien der Gentry zugesandt zu erhalten — nur andeutend erwähnt und nicht benutzt. Auch mit dieser Hülfe läßt sich zwar Foster's These, wie er sie formulirt, nicht beweisen, ja nicht einmal befriedigender Prüfung unterwerfen; aber wir gelangen doch, wenn wir, Burke und Foster zu Grunde legend, eine Anzahl anderer Werke herbeiziehen und die Untersuchung auf eigene Hand unternehmen, zu dem Resultat, daß Foster's Behauptung innerhalb folgender Grenzen richtig ist.

Zwischen dem Königshause und der Gentry besteht ein höchst ausgedehnter und weit verzweigter, durch die Nobility vermittelter genealogischer Zusammenhang, und derselbe ist in Ursachen und Wesen derart, daß sich daraus ein alle Verhältnisse beherrschender politischer und socialer Zusammenhang ergibt. Mit einem Wort: Politisch und social ist die Gentry eine familienartige, im Königshause gipfelnde Einheit.

Betrachten wir nun die Gentry von dem soeben bezeichneten Gesichtspunkte aus, so bietet sich uns ein Einblick in Verhältnisse, über die bisher in Deutschland nur wirre, und oft falsche, Anschauungen verbreitet sind. Denn das Wesen der Gentry ist für Deutsche deshalb schwer verständlich, weil wir bei derselben

keines der Merkmale antreffen, welche wir als für den Adel kennzeichnend zu betrachten gewohnt sind.

Gehen wir aber in Deutschland zurück in die Zeiten, in denen der Adel in der Fortentwicklung, und seine Macht ebenso allgewaltig als unbestritten war, so begegnen wir weder abzeichnenden Prädicaten noch mechanischen Grenzen nach außen oder innerhalb, noch Ahnenproben, noch Mittheilung des von dem Haupt einer Familie geführten Titels an alle übrigen Mitglieder. So ist es in der Gentry noch heute. Sie hat keinerlei irgend an die „Ebenbürtigkeit" erinnernde Regeln und Bräuche; keine mechanischen Schranken nach außen hin oder innerhalb zwischen Hoch und Nieder. Den Titel, wo ein solcher vorhanden, führt nur das Familienhaupt. Welche Bewandtniß es mit einer Ahnenprobe und deren Voraussetzungen hat, wird man einem Mitglied der Gentry nicht leicht verständlich machen. So wenig gibt es eine Abzeichnung durch Prädicate, daß z. B. der unter dem Titel Lord Ampthill in Berlin verstorbene Gesandte, Enkel des vorletzten und Bruder des gegenwärtigen Herzogs von Bedford, einfach Mr. Russel hieß, als er im Jahre 1871 jenen Gesandtschaftsposten erhielt.

Negationen und allgemeine Bemerkungen, wie unsere bisherigen, können uns jedoch von dem Wesen der Gentry und ihrem im Königshause gipfelnden Familienzusammenhange keinen Begriff verschaffen, und um denselben zu erlangen, müssen wir uns mit einem ganzen Complex dem Deutschen fremdartiger Thatsachen bekannt zu machen suchen.

I.

Obwohl Englands innere Geschichte fast identisch ist mit der Geschichte der Gentry, und obwohl noch heute das gesammte Gesellschaftsleben Englands und fast das gesammte englische Staatsleben von der Gentry beherrscht wird, so entzieht sich dieselbe doch, weil nicht wie der deutsche Adel durch scharfe Grenzen und durch Prädicate gekennzeichnet, in solchem Maße der gewohnten Beobachtungsweise, daß selbst viele in England geborene und aufgewachsene Leute über die Gentry völlig im Unklaren sind. Noch schwieriger ist das Verständniß für die Ausländer. Denn alle Verhältnisse, in welche die Existenz der Gentry eingreift, sind fast ohne Analogon im continentalen Leben. Je größere Ansprüche wir also an des Lesers Aufmerksamkeit zu machen gezwungen sind, desto mehr müssen alle scharf hervortretenden Objecte als Mittel für die Orientirung benutzt werden.

Achten wir zuvörderst darauf, daß die englische Selbstregierung eine ganz andere Repräsentation der Gesammtheit erfordert und voraussetzt, als die continentale, im Staatsoberhaupt gipfelnde Beamtenregierung. Zwar gibt es auch in England Staatsbeamte. Doch selbst die Minister sind nichts weiter als Delegirte der allgewaltigen, selbst die Königsherrschaft absorbirenden Macht, die man in England die „öffentliche Meinung" nennt, aber weit angemessener als „nationale Rechtsüberzeugung" bezeichnen würde. Instinctmäßig fühlt daher jeder Engländer, daß die Aufrechterhaltung der unschätzbaren Segnungen des englischen Staatslebens nur dann möglich ist, wenn sich allerorten Männer finden, in denen sich die Repräsentation des allgemeinen Interesses und der

nationalen Rechtsüberzeugung concentrirt und personificirt. Auf diesem Bedürfniß und der Gentry Fähigkeit, sich ihm anzupassen, beruht ihre politische Gewalt und Stellung, und mit ihr ist die gesellschaftliche Macht und Stellung innig verwoben. Die eine wie die andere ist als nationales Bedürfniß anerkannt, indem Jedermann fühlt, daß die Gentry das Rückgrat der englischen Nation ist.

Daß sie, um ihre eigene Existenz und die damit verbundenen unermeßlichen Vortheile zu bewahren, dem nationalen Leben ebenso nothwendig sein müsse, wie das Rückgrat dem körperlichen Leben, dessen ist sich in der That die Gentry, wenn auch dunkel, so doch aufs Energischste bewußt, was sich namentlich ausprägt in den Idealen des vollkommenen Gentleman und der vollkommenen Lady. Unerreichbar, außer für ganz ungewöhnliche Naturen, haben diese Ideale, gleich den unerreichbaren, welche die Religion aufstellt, ihre praktische Bedeutung darin, daß sie als ständige Vorbilder und Maßstäbe dienen. Als solche werden sie von der Gentry ihren eigenen Mitgliedern vorgehalten, in dem Sinne, daß es ihre Pflicht und Aufgabe sei, in Anstrebung jener Ideale der Nation als Muster und Leiter voranzugehen. Um zu lernen, was sich ziemt, braucht man also in England nicht, der Goethe'schen Vorschrift nach, bei edlen Frauen anzufragen, sondern diese Lehre ist von der Gentry aufs Allseitigste und Feinste durchgebildet, und einigermaßen schwere, von Mitgliedern der Gentry dagegen begangene Verstöße werden durch scharfe, bis zum Ausschluß aus dem Verkehr der Gentry sich steigernde Rüge geahndet.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht die Gentry mit dem deutschen Adel, so wäre es höchst ungerecht, nicht anzuerkennen, daß derselbe nicht nur ebenso sehr wie die Gentry, sondern mit weit größerer Selbstaufopferung auf Ehre, Sitte und Anstand hält. Daß er dennoch für die gesellschaftliche Erziehung der Nation nicht dasselbe wie die Gentry, ja außer den disciplinarischen Einflüssen der Officiere auf die ihnen untergebenen Mannschaften, kaum Nennenswerthes leistet, hat seinen Grund in seiner ganz anderen Stellung. Gesellschaftlich von der übrigen Nation scharf, principiell und geradezu absichtlich gesondert, tritt der Adel zu ihr nur dadurch in Beziehung, daß er, in der Beamtenwelt, die Vermittlung zwischen dem Landesherrn und den nichtadeligen Beamten bildet. Welcher Nachtheil dem Adel selbst aus diesem Unterschied erwächst, das ist dargethan in der peinlich anschaulichen Schilderung seiner res angusta domi durch eine Dame, welche, durch Heirath den höchsten Schichten des deutschen Adels, durch Geburt der englischen Gentry angehörig, ihre deutschen Erfahrungen in dem merkwürdigen Buche „German home life" niedergelegt hat.

Mit den in diesem Buche geschilderten Verhältnissen sind allerdings diejenigen der Gentry in scharfem Contrast. Zwar wird auch hier herausfordernder Prunk um seiner Unziemlichkeit willen vermieden. Um so mehr aber werden die reichen Mittel, über welche die Gentry verfügt, zur Herstellung eines materiellen und ästhetischen Wohlbehagens verwendet, dessen fast absolute Vollkommenheit es zum Muster nicht nur für die übrige Bevölkerung Englands, sondern auch für die gesammte übrige civilisirte Welt macht. Nicht minder ist für die Bevölkerung Englands die Gentry das Vorbild in Dingen der Erziehung, der Kleidung und überhaupt aller Lebensgewohnheiten.

Die Gentry ihrerseits ist erfüllt von dem Gefühl, daß die Nation zu ihr aufblicke als Beispiel und Vorbild, nicht nur, wie wir bisher gesehen, im Privatleben, sondern namentlich in öffentlichen Dingen, und das Bewußtsein, daß die Gesammtheit sich in ihnen concentrire und verkörpere, ist noch weit mächtiger bei denjenigen Persönlichkeiten, die ihrerseits der Gentry Vorbilder zu sein verpflichtet sind. Das ist in Bezug auf die gesammte Anlage des Privatlebens Aufgabe der Nobility, d. h. der Familien, deren Häupter erbliche Peers sind; in Bezug auf das öffentliche Leben ist es die Aufgabe derjenigen Männer, die abwechselnd, nach der jeweiligen Rolle ihrer Parteien, Minister oder Häupter der Opposition sind. Zu dem allen, und besonders zu dem wahrhaft königlichen Bewußtsein von Macht und Pflicht, das wir bei Männern wie Gladstone und Salisbury antreffen, bietet sich auf dem Continent nur Ein Analogon: die Stellung, die allgemeine Anerkennung und das Selbstbewußtsein der Herrscher und Herrscherfamilien.

Wir erstaunen daher nicht, wenn wir erfahren, daß fast die gesammte Nobility und somit die daraus entsprossenen Staatsmänner, und ebenfalls auch Mr. Gladstone, und Mr. Parnell, der Dictator der irländischen Partei, nachweislich von englischen Königen stammen, und daß überhaupt die meisten angesehenen Familien der Gentry ihren königlichen Ursprung nachweisen können.

II.

Das Wort Gentry hat nicht, wie das Wort Gentleman, eine vage und weite, sondern eine ganz bestimmte Bedeutung, nämlich die Gesammtheit der Inhaber angestammten Großgrundbesitzes nebst ihren Angehörigen und den anderen auf dem Lande lebenden Familien, mit denen jene Familien verkehren. Großgrundbesitzer, die man, um ein deutsches, auf diese Verhältnisse ziemlich genau passendes Wort zu gebrauchen, Rittergutsbesitzer nennen könnte, gibt es in England und Wales — für die allein die existirenden, statistischen Uebersichten ganz den Zwecken unserer Skizze entsprechen — nur 4217; und deren Gesammtbesitz, etwas über $^3/_5$ aller brauchbaren Ländereien in England und Wales ausmachend, beträgt 18 546 000 Acres, d. h. ungefähr $7^1/_2$ Millionen Hektaren oder 28 Millionen alte preußische Morgen. Die auffallend geringe Zahl der Rittergutsbesitzer erklärt sich aus der strengen Aufrechterhaltung der Primogenitur. Erlangt ein jüngerer Sohn Großgrundbesitz, durch Heirath oder sonstigen eigenen Erwerb, so wird er zum Stammvater einer neuen Linie.

Die 4217 Rittergutsbesitzer theilt Mr. Bateman in drei Classen: 1) Peers und Peeresses[1]); 2) Andere Besitzer ausgedehnter Complexe; 3) Rest der Rittergutsbesitzer.

I.	Classe	400,	Gesammtbesitz	5 729 000	acres,	Durchschnitt	14 320 acres
II.	=	1288,	=	8 497 000	=	=	6 600 =
III.	=	2529,	=	4 319 300	=	=	1 710 =

Von deutschen Rittergutsbesitzern unterscheiden sich die englischen sehr entschieden dadurch, daß nur ausnahmsweise ein Rittergutsbesitzer, und niemals ein

[1]) Peer ist Mitglied des Oberhauses. Peeress — es gibt deren nur vier — Inhaberin einer Peersherrschaft, in Ermangelung männlicher Berechtigter.

Besitzer eines großen Complexes, geschweige denn ein Peer, Landwirthschaft als Broterwerb betreibt oder durch Beamte betreiben läßt. Jedes Rittergut besteht aus dem Herrensitz mit den ihn Behufs der Verschönerung und Annehmlichkeit umgebenden Gärten, Parks, Teichen ꝛc., und einer Anzahl Farms (Pachtgüter), durchschnittlich etwa 100 Acres enthaltend. Der durch Verpachtung erzielte Reinertrag aus den Farms bildet des Rittergutsbesitzers Einkommen aus dem Gute.

Jeder Pächter ist, den Regeln der Gentlemanspflicht nach, so zu behandeln, als habe er ein erbliches Recht. Ohne zwingende Gründe darf ihm nicht gekündigt, und noch viel weniger darf ihm Veranlassung geboten werden, seinerseits die Beziehungen zu lösen, was selbstverständlicherweise kein Pächter gerne thut. So ist es denn durchaus nicht selten, daß Pächterfamilien seit unvordenklicher Zeit auf demselben Lande sitzen, und mit demselben ebenso innig verwachsen sind, wie bei uns Bauern mit eigenen Stammgütern. Die Rittergutsbesitzer selbst, obwohl nicht Landwirthschaft als Erwerb treibend, sondern als Ertrag aus dem Besitz nur die Zahlungen der Pächter ziehend, sind doch ebenso weit wie deutsche Rittergutsbesitzer davon entfernt, das Land als Waare anzusehen. Als Capitalanlage ist Grundbesitz jämmerlich; zumal seit die amerikanische Concurrenz, durch Erniedrigung der Preise von Korn, Fleisch und Käse, auf die Pachtzinse drückt. Die Entschädigung für die Kleinheit des Ertrages an Geld besteht theils in Macht und Einfluß, theils darin, daß daheim die Rittergutsbesitzer kleinen Souveränen ähneln, mit dem Unterschied freilich von deutschen Rittergutsbesitzern, daß die Feldarbeiter im Lohn nicht des Grundherrn, sondern der Pächter stehen, und daß die Pächter selbst nicht, wie die Beamten auf deutschen Gütern, Bedienstete, sondern gleichsam Vasallen sind.

III.

Trotz der Verschiedenheit des Besitzes, und der Peerstitel einer Anzahl von Familienhäuptern, bildet die gesammte Gentry ein Ganzes. Wo auch sollte eine Schranke sein? Wahrlich nicht zwischen dem besitzenden — und wo ein Titel vorhanden, betitelten — Vater und seinen besitzlosen unbetitelten Söhnen. Ebenso wenig zwischen ihnen und anderen, nicht durch Titel und Besitz ausgezeichneten Mitgliedern der Gentry. Gruppen entstehen in der Gentry allerdings durch Einfluß der Frauen. Aber diese Gruppen sind nicht scharf abgegrenzt, und ein junger Gentleman, der Geschick und Terrainkenntniß hat, und es sich zur Aufgabe macht, überall Zutritt zu finden, erlangt dies, wenn er auch, wie Disraeli in jungen Jahren, keinerlei äußere Vortheile auf seiner Seite hat. Charakteristisch für das gesellschaftliche Leben der Gentry ist namentlich der sich in dem Ausdruck County families ausprägende Gattungsbegriff. County — auf Deutsch Grafschaft — bedeutet in dem Sinne, in dem das Wort hier gebraucht wird, soviel als Nachbarschaft. Man betrachtet die Gentry einer Nachbarschaft als zusammengehörig, und wenigstens was das männliche Geschlecht betrifft, ist das wirklich der Fall. Vereinigungspunkte sind namentlich Verwaltung und Gerichtswesen für die älteren Männer, die nationalen Spiele Cricket und Fußball für die jüngeren, die Parforcejagd für alle. Die Befugniß, bei der Verwaltung und dem

Gericht mitzuwirken, und Beitrag zur Erhaltung einer Meute für die Parforcejagd, gehören zu den Kriterien der County families, und wer nicht seinen Status schädigen will, muß um so mehr, wenn solche Leistungen ihm schwer fallen, sich dazu entschließen.

Das im 29. Jahrgange befindliche, gegenwärtig 50 Shilling (51 1/4 Mark) kostende Handbuch der County families des vereinigten Königreichs enthält deren etwas über 13000, während die Zahl der Rittergutsbesitzer in England, Wales, Schottland und Irland etwa 7000 ist. Die Häupter der übrigen 6000 Familien stammen, mit nicht sehr vielen Ausnahmen, von Rittergutsbesitzern, als Vätern, Großvätern oder noch entfernteren Ahnen. Ist doch in den Händen der Rittergutsbesitzer und ihrer Descendenz fast der ganze höhere Staatsdienst, mit Einschluß der Richterämter, und ebenso fast ganz die Staatskirche, das höhere Unterrichtswesen, die Advokatur. Zwar sind die meisten dieser Beschäftigungen an die Städte, namentlich London gefesselt. Aber fast jedes Mitglied der Gentry hat außer dem Landsitz ein Haus in London, und um auf dem Lande zu wohnen, bringen selbst viele Tausende von Mitgliedern der Mittelclassen das Opfer tagtäglicher, viel Zeit und Geld kostender Fahrten.

Achten wir besonders darauf, daß trotz des ungerecht scheinenden Vorzugs der ältesten Söhne die ganze Gentry, in der die ältesten Söhne nothwendig in der Minderheit sind, innigst zusammenhängt. Das begreift, wer die Verhältnisse kennt, sehr leicht. Dem nicht mit England bekannten Leser geben zwei Bücher: das bereits von uns benutzte Bateman's, — eine Uebersicht aller Rittergutsbesitzer, deren Gütercomplexe über 3000 Acres groß sind, oder über 3000 £ jährlichen Einkommens abwerfen — und der „Financial reform almanack," den nöthigen Aufschluß.

Bateman analysirt in der Einleitung zu seinem Buche das nominell 5000 £ betragende Einkommen aus einem Rittergutscomplex und gelangt zu dem tendenziös übertriebenen, aber dadurch um so anschaulicheren Resultat, daß für den Verbrauch des Hauses nur 1232 £ bleiben. Das Uebrige geht auf für das Land, Abgaben, Nachlässe an Pacht, Anstandsausgaben zur Aufrechterhaltung der Stellung — unter letzteren die colossal übertriebene Schuldenlast aus den Kosten einer Parlamentswahl —; endlich und hauptsächlich Zahlungen an nicht mit auf dem Stammsitz lebende Familienmitglieder. Thatsache ist jedenfalls, daß es sich mit eines englischen Rittergutsbesitzers nominell gewaltigem Einkommen ähnlich verhält, wie mit demjenigen eines deutschen Landesherrn. Repräsentation und Zahlungen an die sich selbständig bewegenden Angehörigen zehren das Meiste auf.

Welchen indirecten Nutzen die anderen erwachsenen männlichen Familienglieder aus der Concentration des Vermögens in der Hand des Familienhauptes ziehen, das zeigt der „Financial reform almanack," der seit 1872 alljährlich erscheint. Die Tendenz ist ultrademokratisch, und Angriffe auf die Herrschaft der Gentry, als erdrückend kostspielig, bilden das in allen denkbaren Variationen behandelte Lieblingsthema. Im Grunde genommen wahr ist dieses Thema zweifelsohne, und wenn continentale Demokraten ihre Systeme aus dem englischen Staatsleben ableiten, so spielen sie mit Phantasiegebilden. Noch nie ist in England ein nicht inmitten der Gentry aufgewachsener Mann zu einer maßgebenden ministeriellen

Stellung gelangt. Daraus folgt von selbst, daß die Gentry fast das Monopol der gut besoldeten, von der Regierung abhängigen Posten, mit Einschluß derjenigen in der Staatskirche, hat. Der „Financial reform almanack" macht das durch allerlei Uebersichten handgreiflich, nicht um das in England allgemein anerkannte Factum zu beweisen, daß das Land von der Gentry beherrscht wird, sondern um der Gentryherrschaft enorme Kostspieligkeit darzuthun.

IV.

Die Gentry gipfelt, wie gesagt, in der Nobility, d. h. denjenigen Familien, deren Häupter erbliche Peers sind. Solcher Häupter gibt es, mit Ausschluß der zum Königshaus gehörigen Herzöge, gegenwärtig im Ganzen 612, nämlich:

29 Herzöge,
35 Marquis,
209 Earls (Grafen),
57 Viscounts,
282 Barons.

Die 612 zerfallen, nach den Theilen des Königsreich, in drei Classen:

I. Englische Peers, sämmtlich im Oberhaus sitzend.
II. Schottische und irische Peers, die durch ihnen verliehene englische, auf Rittergüter in England gegründete Peerstitel Mitglieder des Oberhauses sind.
III. Schottische und irische Peers ohne Sitz im Oberhause.

Zwischen der ersten und zweiten Classe ist aber keinerlei Unterschied, und derjenige zwischen der zweiten und der dritten Classe, welche 37 schottische und 88 irische Peers zählt, ist von unserem Gesichtspunkt aus nicht nennenswerth. Zur Nobility gehören alle drei Classen in gleicher Weise.

Die Nobility und die übrige Gentry sind, da ja die Peerstitel nur von den Familienhäuptern geführt werden, nicht nur nicht durch scharfe Grenzen, sondern überhaupt nicht gesondert. Auch ist die Ernennung neuer Peers aus der Mitte der übrigen Gentry ein regelmäßig vor sich gehender, namentlich unter der gegenwärtigen Regierung lebhaft fortschreitender Proceß. Diese Ernennungen, obwohl nominell Werk der Königin und thatsächlich des jeweiligen Ministeriums, setzen eine Art von Cooptation voraus. Denn nie erhebt ein Ministerium einen Mann ins Oberhaus, ohne gewiß zu sein, daß Diejenigen, deren „Peer" er durch die Ernennung wird, ihn wirklich als solchen, d. h. als Gleichberechtigten werden behandeln und betrachten wollen.

Bei Weitem die meisten der neu ernannten Peers sind Großgrundbesitzer. Einige mit geringerem territorialen Reichthum sind, wie z. B. Rothschild, Baring, die Brauer Baß, Guinnes und Allsopp, und der Kanonenfabrikant Armstrong, anderweit ökonomisch mächtige Männer. Mehrere hohe Richterämter führen theils nothwendig, theils möglicherweise ins Oberhaus. Unverbrüchliche Regel ist, daß der Speaker (Präsident des Unterhauses), wenn des angestrengten Dienstes müde, ins Oberhaus übergeht. Jeder hervorragende Staatsminister kann, wenn es ihm beliebt, ins Oberhaus gelangen. Von anderen hohen Civilbeamten werden Diplomaten häufig, Unterstaatssecretäre seltener, ins Oberhaus berufen. Aufsehen machte, daß diese Ehre dem Privatsecretär Beaconsfield's, einem zwar nicht armen, aber auch nicht zu den Besitzern großer Complexe gehörigen Ritterguts-

besitzer, gewährt wurde. Normal hingegen ist dieselbe als Belohnung für solche Dienste wie die von Generälen, Admirälen, Generalgouverneuren von Indien; während umgekehrt die Erhebung des Dichters Tennyson — der übrigens nachweislich von König Edward I. stammt — ins Oberhaus einzig in ihrer Art ist.

Wie ungezwungen all' solch' neue Creirungen von Peers sind, sieht man besonders daraus, daß gerade bei den durch Ernennung ins Oberhaus eintretenden Mitgliedern die Standeserhöhung den geringsten Unterschied in den Lebensverhältnissen hervorbringt. Bei fast all' denen hingegen, die jenes Recht durch Erbschaft erlangen, und mit ihm die gewaltigen, in der Regel damit verbundenen Gütercomplexe, ist die Veränderung in der Existenz größer als in Deutschland bei succedirenden Erbprinzen fürstlicher Häuser. Es kommt sogar vor, und Romanschreiber haben die Beispiele ins Unendliche vermehrt, daß auf diese Weise ein plötzlicher Sprung aus tiefster Noth in den größten Glanz stattfindet. So z. B. war vor nicht langer Zeit ein zur Nachfolge berufener Peer, als er die Nachricht erhielt, in Australien und fristete die Existenz durch eine Thätigkeit dürftiger und niederer, als die eines Tagelöhners. Solche Ueberraschungen werden durch unerwartete Todesfälle Derer, die dem Titel näher waren, herbeigeführt. Aber auch wenn die Dinge ganz normal vor sich gehen, ist nicht selten die Veränderung in der Lage sehr beträchtlich. Während des Vaters Lebzeit ist ja der älteste Sohn, gleich seinen jüngeren Brüdern, abhängig theils von des Vaters Liberalität, theils von dem ihm durch des Vaters Stellung und Verbindungen verschafften, oder wenigstens bedeutend erleichterten Erwerb.

Was nun die der Gentry sich eröffnenden Erwerbsgelegenheiten im Allgemeinen angeht, so haben wir die wichtigsten Quellen bereits angegeben; nämlich Staatsdienst, Staatskirche, Unterrichtswesen und Advocatur. Daß in England Predigtamt und Lehramt aristokratische Berufsarten sein können, und oft sind, erklärt sich aus englischen Eigenthümlichkeiten.

Die Staatskirche ist Erbin der römisch-katholischen Kirche, und daher schreiben sich für ziemlich viele ihrer Diener Einnahmen, wie kein protestantischer Geistlicher des Continents sie kennt. Die zwei Erzbischöfe und dreißig Bischöfe sind Peers[1]), und sogar die Dechanten und Capitulare sind gesellschaftlich gewichtige Persönlichkeiten. Ueber diese Stellen, sowie über alle anderen Pfründen, davon manche im Werth von weit über £ 1000, verfügen Mitglieder der Gentry, theils Staatsminister als solche, theils der Lord Chancellor, theils die Bischöfe, theils die demnächst zu erwähnenden Colleges, theils einzelne Patrone. Freilich braucht ein Mann, um Geistlicher der Staatskirche zu werden, keine aristokratischen Verbindungen zu haben. In Ermangelung derselben hat er aber die ziemlich sichere Aussicht, sein Lebenlang ein Lastpferd zu bleiben und für aristokratische Vorgesetzte — die, wenn auch nicht unthätig, doch viel weniger angestrengt als er sind — sich wie ein wahrer Hungerpastor abzumühen.

Das höhere Lehramt hängt nach englischer Sitte, die nur hier und da sehr unvollkommen durch Nachahmung deutscher Muster durchbrochen ist, eng mit

---

[1]) Nur vierundzwanzig sind wirklich im Oberhause. Die sechs letzt ernannten müssen warten, bis ein Platz frei wird.

der Staatskirche zusammen, und dieser Brauch wird auch dadurch gefestigt, daß auf Erziehung der Knaben zu Gentlemen viel größeres Gewicht, als auf deren Erwerb von Kenntnissen gelegt wird. Zudem gibt es eine Anzahl reicher Stiftungen für höheren Unterricht, die theils statutenmäßig, theils factisch in den Händen der staatskirchlichen Geistlichkeit sind; so namentlich die Colleges in den Universitäten Oxford und Cambridge. Diese Colleges haben fast denselben Lehrcursus wie unsere oberen Gymnasialclassen, und das Examen, zu dem sie vorbereiten, hat mit unserem Abiturientenexamen große Aehnlichkeit. Obwohl also Lehrer und Examinatoren meist Geistliche sind, und der im Examen erworbene Baccalaureustitel zum Amt des staatskirchlichen Geistlichen qualificirt, ist doch weder Unterricht noch Examen theologisch. Mitgliedschaft einer Collegeorporation gehört zu den festesten Grundlagen gesicherter Stellung in der Gentry. Von den nicht innerhalb des College residirenden Mitgliedern sind die meisten Laien, und weder sie noch die geistlichen Mitglieder sind für das Geld, das sie als Mitglieder empfangen, zu irgend einer Leistung verpflichtet. Aber Ehelosigkeit, ein Ueberbleibsel des ursprünglich monastischen Charakters dieser Gesellschaften, ist noch heut fast allgemeine Regel. Dieselbe wird, obwohl sonst so ganz unzeitgemäß, dadurch fast angemessen, daß das Einkommen, nur eben ausreichend für den in Gentrygesellschaft lebenden Unverheiratheten, einer zu dieser Gesellschaft zählenden Familie nicht genügen würde. Gleichfalls aus jener mittelalterlichen Zeit her verfügt auch jedes College über eine Anzahl Pfründen, fast sämmtlich sehr annehmbar und nicht wenige reich. Außerhalb der Universitätscolleges und Universitätslehrstühle gibt es aber im Unterrichtswesen wenig Aemter von hoher, und nicht sehr viele von befriedigender socialer Geltung, hingegen eine große Zahl, an socialem und ökonomischem Werth derart, daß von ihnen fast das Nämliche gilt, was wir von der Existenz der Hungerpastoren gesagt.

Die Advocatur steht, gleich den Würden in der Staatskirche, principiell Jedermann offen, aber auch hier kommt es auf Connexionen an; ja gerade hier dermaßen, daß im hervorragenden Rang eine gewisse Erblichkeit bemerkt wird. Denn das Emporkommen junger Advokaten hängt von den angesehenen Advocaten ab. Von diesen werden jene, ähnlich wie Assistenten von angesehenen Aerzten, in die Praxis eingeführt. Das ist auch der Weg zum Richteramt, da alle Richter ausgezeichnete Advocaten gewesen und deshalb zu den Richterämtern berufen worden sind; und mit den höchsten Richterämtern ist, wie wir bereits sahen, Sitz im Oberhaus theils nothwendiger-, theils möglicherweise verbunden.

Zum sonstigen Staatsdienst ist die Beziehung der Gentry ähnlich wie bei uns diejenige des Adels; aber nur was die gewohnheitsmäßige Bevorzugung betrifft. Von der geradezu peinlichen Pflichttreue unserer adligen Officiere und Civilbeamten ist bei den englischen Gentlemen selten eine Spur anzutreffen. Entscheidend für die Besetzung hoher und lucrativer Posten ist aristokratischer und parlamentarischer Einfluß, und in der Regel ist, je größer das Gehalt, desto geringer verhältnißmäßig die gestellte Anforderung. Daß Staatsminister ohne Sachkenntniß in Bezug auf die Geschäfte ihrer Ressorts sind, wird als selbstverständlich betrachtet, und folgender Reim auf den damaligen Marineminister — gegenwärtig als Finanzminister freilich ein Muster von Sach-

kenntniß — Mr. J. G. Goschen, Enkel Göschen's, des Verlegers von Goethe und Schiller, spricht nur in Bezug auf einen speciellen Fall eine allgemein gültige Thatsache aus. Der Reim sagt:

Mr. Goschen Herr Goschen,
Has no notion hat keinen Begriff,
Of the Ocean vom Ocean.

Nirgend ist der Contrast zwischen Gentry und deutschem Adel schärfer, als wenn wir den Begriff der Ebenbürtigkeit mit den Gewohnheiten der Gentry in Bezug auf die Wahl der Gattinnen vergleichen. Der höchste englische Titel außerhalb der Königlichen Familie ist Herzog, und von den 29 Herzogsfamilien haben in nicht weniger als 20 innerhalb der letzten zwei Generationen Ehen mit Töchtern nicht zur Nobility gehöriger Gentlemen stattgefunden; darunter Namen so plebejisch wie Gubbins, Morgan, Smith, Sparrow. Sogar der Herzog von Argyll, Schwiegervater einer Tochter Königin Victoria's, ist Enkel eines einfachen Gentleman Namens Glassell.

Ein nicht weniger handgreiflicher und praktisch noch weit wichtigerer Contrast mit dem deutschen Adel geht hervor aus dem Mangel jedweder bestimmten Grenze zwischen Gentry und Nicht-Gentry. Daß die Namensformen absolut keine Grenze bilden, haben wir hervorgehoben, und besonders hingewiesen auf den als Lord Ampthill verstorbenen Bruder des Herzogs von Bedford, und dessen ursprünglichen Namen Mr. Russell, einen Namen, der auch in den niedrigsten Gesellschaftsclassen nicht selten ist. Die Beschäftigungen, denen Mitglieder der Gentry sich zuwenden, stehen Jedermann offen, und ohne speciell eingezogene Erkundigungen kann man unmöglich wissen, ob ein Officier, Civilbeamter, Geistlicher, Lehrer, Advocat von einem Rittergutsbesitzer stammt oder nicht. Ja, wenn selbst das Gegentheil feststeht und der Betreffende sogar — horrendum dictu — Sohn eines Ladenhändlers ist, so verschließt man dieser Thatsache, falls er in Beschäftigung und Wesen den geborenen Gentlemen gleicht, die Augen. So wurde z. B. der gegenwärtige Oberst Gunter, Sohn eines Conditors und Pasteten-bäckers Namens Günther, bereits als junger Officier überall vortrefflich aufgenommen, obwohl seines Vaters Etablissement, das die Specialität der Eßwaaren für Picknicks und Pferderennen hat, ebenso allgemein bekannt ist, wie in Berlin die Kranzler'sche Conditorei. Aehnlich wie dieser Officier gehen fortwährend neue Elemente von außen her in die Gentry über, auf dieselbe Weise wie Gentlemen in die Peerage, d. h. durch sociale Cooptation.

Ferner steht alle höhere commercielle Thätigkeit, und besonders die der Bankiers und der Brauer, in solcher Achtung, daß sie den Weg zur Nobility anbahnt, was deutlich beweist, daß der Zutritt zur Gentry dadurch eröffnet wird. Meist wird, um des Status willen, ein Rittergut angekauft; aber selten ein bedeutender Complex. Aufnahme in die dem Gut benachbarte Gentry und daher unter die County families ist dann selbstverständlich und wird bald durch Ehebündnisse besiegelt. Daß große Brauer Töchter von Peers heirathen, ist zum Sprichwort gewordene Regel. Thackeray, der nützlichste Führer zur Kenntniß der Gentry, hat der Aufnahme einer Bankiersfamilie in dieselbe eine seiner besten Studien, den Roman „The Newcomes", gewidmet. Wer überhaupt den

Gegenstand in englischen Romanen verfolgen will, dem sind besonders, außer Thackeray's Newcomes, Pendennis, Vanity Fair, zu empfehlen die Romane von Bulwer, Trollope, Mrs. Craik, Mrs. Gaskell, Ch. Kingsley; hingegen ist Dickens in dieser Hinsicht absolut unzuverlässig.

V.

Lenken wir nun unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Dinge, von denen man, wenn man Darwin'sche Begriffe auf die Gentry anwendet, sagen würde, sie seien nöthig für die Fortdauer der Gentry als Species und gleichsam zu diesem Behuf instinctmäßig von ihr entwickelt: nämlich die Ideale des „vollkommenen Gentleman" und der „vollkommenen Lady", und der Gentry schroffes, abweisendes Selbstbewußtsein.

Zwischen Gentry und Nicht-Gentry existirt, wie wir sahen, keine mechanische Schranke. Im Gegentheil, der Zutritt zur Gentry wird, wenn auch nicht absichtlich, so doch instinctmäßig offen gehalten für diejenigen äußeren Elemente, die sich ihr zu assimiliren geneigt und geeignet, und, wenn aufgenommen, ihrer Erhaltung und Kräftigung förderlich sind. Bedürfniß ist also eine bewegliche, sich diesen eigenthümlichen Verhältnissen anpassende Abgrenzung nach außen. Eine solche ist wirklich vorhanden; aber sie in Kürze mehr als nur anzudeuten, ist unmöglich, und wer weitere Belehrung wünscht, ist auf englische Romane, namentlich die oben angeführten, zu verweisen.

Die Gentry hat das Gefühl, daß eine Aristokratie, um ihre Stellung zu behaupten, die moralische Berechtigung dazu besitzen, d. h. in der That aus den Besten bestehen muß. Dieses Gefühl spricht sich aus in den Idealen des „vollkommenen Gentleman" und der „vollkommenen Lady". Sie dienen als Maßstab des stets Anzustrebenden, dessen, was die Gesammtheit von dem Einzelnen verlangt, und davon ist in seinem eigenen Gewissen der Widerhall. Das aber wäre weder von Nutzen noch auf die Dauer möglich, wenn nicht die heranwachsende Generation in jenes Gefühl hinein erzogen würde, und wenn Verstöße gegen dasselbe, von irgend welchem Mitgliede der Gentry begangen, ungeahndet blieben. Was diese Ahndung betrifft, so ist in Ermangelung eines ständigen Censors, wie im alten Rom, die ganze Gentry das Rügegericht. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieses Gericht in seinen Aussprüchen und censorischen Noten sehr streng und sehr consequent sei; daß auf dieselben Rang, Reichthum, politische und sociale Rücksichten und Antagonismen und moralische Feigheit nicht ungebührliche Einflüsse ausübten. Dennoch aber ist eine sehr erhebliche Wirkung, freilich mehr auf das äußere als das innere Wesen, nicht abzuleugnen.

Aehnliches gilt auch von der Erziehung. Der Heranbildung der Knaben zu kräftiger, muthiger, selbstbewußter, anstandsvoller Männlichkeit wird die intellectuelle Ausbildung und der Erwerb von Kenntnissen hintangesetzt. Es wird Sorge getragen, das Ideal des vollendeten Gentleman in den jungen Gemüthern so lebendig wach zu rufen, daß die Knaben einander wechselseitig erziehen. Schon in der Schule beginnt die Function der Gentry als Rügegericht, indem die Gesammtheit der Knaben den einzelnen Knaben aburtheilt, und, wenn nöthig, censorische Strafen verfügt. In der weiblichen Erziehung ist edle Weib-

lichkeit, wie in der männlichen edle Männlichkeit, das eigentliche Ziel. Die Erziehung der jungen Lady aber geschieht im Hause, und doch wird hier nicht der Erwerb von Kenntnissen, sondern Erfahrung im Hauswesen ungebührlich und geradezu absichtlich, weil einer Lady nicht ziemend, vernachlässigt.

Diese, übrigens das Ideal der vollendeten Lady nicht berührende Schattenseite ist keineswegs zufällig. Eben weil es zwischen Gentry und Nicht-Gentry keine mechanischen Schranken gibt, geht die instinctmäßige Richtung dahin, einen Gegensatz aufrecht zu erhalten analog demjenigen zwischen noble und vilain, edel und gemein, im Mittelalter. So wie in des Gentlemans Thätigkeit nichts an niederen Broterwerb erinnern darf, so in derjenigen der Lady nichts an die Thätigkeit des Hausgesindes. Das ist auch die Wurzel des schroffen, abweisenden Selbstbewußtseins. Zur Gentry zu gehören, ist zugleich so vortheilhaft und so schmeichelhaft, und, da keine handgreifliche Schranke die Gentry umzieht, so scheinbar möglich für alle Welt, daß wirklich ein sehr beträchtlicher Theil der städtischen Bevölkerung Englands sich zur Gentry zu gehören einbildet. Deren wahres Wesen und schroffe Abgeschlossenheit versteht nur, wer auf dem Lande gelebt hat. Eben daher ist die Bedeutung der Wörter Gentleman und Lady fast so ausgedehnt und umfassend, wie diejenige der Wörter Herr, Frau und Fräulein. Während aber letzteren einen realen Werth beizumessen keinem Menschen in den Sinn kommt, werden die Wörter Gentleman und Lady ernstlich genommen. Will also die Gentry die für ihre factischen Monopole materiellen Vorzüge und socialen Privilegien nothwendige Exclusivität bewahren, so kann dies nur durch festes gesellschaftliches Zusammenhalten und gemeinsames, den Andrang von außen schroff abweisendes Selbstbewußtsein geschehen.

Von der colossalen Masse von Städtern, die Gentlemen und Ladies zu sein glauben, tritt in die Gentry wirklich nur ein geringer Bruchtheil ein: und der Eintritt ist nur auf Eine Weise möglich, indem die Aufzunehmenden von der Gentry als von jeher zu ihr gehörig behandelt werden, d. h. durch Aufnahme in den Verkehr nach genau denselben Normen, die für die Eröffnung von Beziehungen zwischen bisher einander fremden Mitgliedern der Gentry üblich sind. Die Aufnahme in den Familienverkehr — darum eigentlich handelt es sich — hängt lediglich von den Frauen ab, und da eine Frau durch einen einzigen Mißgriff in Bezug auf die Frauen und Mädchen, die sie in ihrem Hause empfängt, dessen Status vernichtet, so sind derartige Mißgriffe fast unmöglich. Einem unberufenen Manne gelingt es eher, sich in die Gentry-Kreise hineinzudrängen; eine Freude, die nicht lange dauert, und sicher damit endet, daß der Eindringling unsanft wieder hinausgeschoben wird. Der Eintritt neuer Elemente in die Gentry, obwohl formlos, und das Resultat eines instinctmäßigen Processes, ist also stets derart, daß die Gentry als Ganzes dadurch nicht geschädigt, sondern gestärkt wird.

Die Heranbildung derartiger zur Aufnahme in die Gentry im voraus fertiger Elemente würde undenkbar sein, wenn der Städter Illusion, daß sie bereits Gentlemen und Ladies sind, ohne praktische Wirkung wäre. Von ihr werden im Gegentheil die höheren Schichten der Mittelclasse in dem Maße beherrscht, in Bezug auf Kleidung, Wohnung, Erziehung und Gewohnheiten,

daß die neuen Elemente beim Eintritt in die Gentry sich von den alten in keiner Hinsicht äußerlich unterscheiden, wodurch ja allein die Aufnahme in den Verkehr, wie sie wirklich geschieht, ermöglicht wird. Zwischen den höheren und niederen Schichten der Mittelclasse aber, und zwischen letzteren und dem Arbeiterstande, sind noch viel weniger als zwischen Gentry und Nicht-Gentry scharfe Grenzen und feste Schranken. Von Classe zu Classe fast äußert sich daher der Gentry gesellschaftlicher Einfluß, und die Ideale des vollkommenen Gentleman und der vollkommenen Lady wirken bis in die untersten Schichten hinab. Daß, was den bloßen Begriff des „Gentleman" betrifft, selbst eines gewöhnlichen Arbeiters Beschäftigung damit vereinbar sei, ist in dem berühmten Roman „John Halifax, Gentleman", ausgeführt, und es gibt eine nicht geringe Zahl von diesem Gedanken erfüllter Männer in den Fabriken Nord-Englands.

VI.

Die von der Beziehung zwischen Adel und Nichtadel bei uns so durch und durch verschiedene Beziehung zwischen Gentry und Nicht-Gentry in England ist auch für die politischen Verhältnisse dieses Landes von äußerster Wichtigkeit. Nur indem wir die politische Stellung der Gentry analysiren, können wir ersehen, daß und wie derselbe englische Parlamentarismus, aus dem alle demokratischen Lehren des europäischen Continents abgeleitet sind, in Wirklichkeit nichts Anderes ist als die sogar die Befugnisse des Königthums absorbirende Herrschaft der Gentry.

Alle jene demokratischen Lehren haben ihren Quell in der Unfähigkeit französischer Doctrinäre des achtzehnten Jahrhunderts, das Wesen des englischen Staatsrechts zu verstehen; eine leicht begreifliche Erscheinung, zumal die Engländer selbst das ihnen angeborene organische Rechtsleben ebenso unbewußt wie Thiere und Pflanzen ihr Dasein fortsetzen und organisch fortentwickeln. Wie sehr den Engländern dieses Bewußtsein fehlt, das zeigen am besten die aus den Convulsionen des siebzehnten Jahrhunderts entsprungenen und zu wahrhaft nationalen Dogmen gewordenen Doctrinen der Whigs. Denn daraus sind die Keime entnommen, die auf französischem Boden verpflanzt und hier zur Entfaltung gelangt, üppig wuchernde politische Pilzbildungen hervorgebracht haben, gefördert namentlich durch zwei den Franzosen eigenthümliche Tendenzen: das Bedürfniß klarer Durchsichtigkeit und mathematischer Consequenz, und Mangel jedweden Rechtssinnes in staatlichen Dingen, eine Folge der jahrhundertelangen Willkürherrschaft. Auf diese Weise entstand in Frankreich die allem continentalen Constitutionalismus zu Grunde liegende Anschauung, für jedes beliebige Land könne, ohne Rücksicht auf dessen bisherige Existenz, ein lebensfähiges, den nationalen Willen zum Ausdruck bringendes Staatsrecht vermittelst Combination der aus der Whigdoctrin abgeleiteten Lehren aufgebaut werden.

Diese Anschauung, obwohl bedeutend gefördert durch englische Einflüsse auf dem Continent, ist mit dem wahren Wesen des englischen Staatsrechtes in diametralem Gegensatz. Aufs tiefste durchdrungen vom Gefühl der Heiligkeit und der organischen Fortentwicklung des Rechts, empfinden die Engländer, ohne es sich zu klarem Bewußtsein zu bringen, daß auch jedes neue Gesetz, um wirk-

sam zu sein, zur Quelle heilig gehaltenen Rechts werden, und deshalb mit dem bisherigen Recht organisch zusammenhängen müsse. Während also, was der französische Parlamentarismus zu sein behauptet, der Ausdruck des nationalen Willens, ein Unding ist — denn einen nationalen Willen gab es nie, und kann es nicht geben — ist in Wirklichkeit der englische Parlamentarismus der Ausdruck der nationalen Ueberzeugungen.

Das ist zwar, wie gesagt, den Engländern durchaus nicht bewußt und ihre Whigdoctrin ist damit kaum in Einklang zu setzen, namentlich auf dem Gebiet der Geldbewilligungs-Rechte und -Pflichten. Dennoch aber erklärt sich auf diese, und nur auf diese Weise, das gesammte englische Rechtsleben, und besonders, worauf es uns speciell ankommt, die trotz der Kostspieligkeit und Mangelhaftigkeit der Gentryherrschaft auf allgemeiner Anerkennung beruhende Stellung der Gentry. Der Grund derselben ist, daß in der Gentry das Recht sich gleichsam personificirt. Alles höhere Thun auf diesem Gebiete, sowohl was Rechtsanwendung, und namentlich Rechtsprechung, als was die Fortentwicklung des Rechts durch die Gesetzgebung angeht, ist Sache theils der Gentry als Ganzen, theils einzelner Mitglieder derselben.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, der Rest der Nation schaue passiv zu. Das Zusammenwirken zwischen den aus der Gentry hervorgegangenen oder in sie aufgenommenen leitenden Persönlichkeiten und der Masse der Bevölkerung ist vielmehr durchweg auf dem ganzen Gebiete des Rechtslebens ähnlich den Beziehungen zwischen Richtern und Jury in der Rechtsprechung. So energisch ist überall auf jenem ganzen Gebiete die Mitwirkung der nationalen Ueberzeugungen, daß es keinem noch so hoch gestellten Manne in den Sinn kommt, in Sachen des Staats und Rechts eine individuelle, außer Beziehung zu jenen Ueberzeugungen befindliche Anschauung zur Geltung zu bringen.

Die Vermittlung zwischen der nationalen Ueberzeugung und deren, der Gentry angehörigen Leitern ist hauptsächlich Sache der Presse und namentlich der Londoner Morgenblätter, deren zusammen mindestens eine Million Exemplare zählende Verbreitung um so erstaunlicher ist, je mehr man darauf achtet, wie gewaltige Ansprüche jedes dieser Blätter an seiner Leser Aufmerksamkeit macht, ohne ihnen irgend welche leichte und anziehende Lectüre, wie sie bei uns in den Feuilletons sich findet, zu bieten. Diese Blätter dienen auch dazu, die Ansprachen hervorragender Persönlichkeiten, formell an das Unterhaus oder Oberhaus, an Wähler, an Tischgenossenschaften bei politischen Banquetts, an allerlei andere Versammlungen und Deputationen, in Wirklichkeit aber an die Nation gerichtet, an diese Zuhörerschaft zu befördern. Durch derartigen öffentlichen Meinungsaustausch, der trotz der Leidenschaftlichkeit vieler Redner höchst eingehend ist und die Fragen von allen Seiten beleuchtet, und an dem sich die ganze Nation direct oder indirect betheiligt, wird die sich von Tag zu Tag fortentwickelnde Rechtsüberzeugung geklärt und für die Festigung durch Gesetze vorbereitet.

Was das Parlament und der Gentry Verhältniß zu demselben betrifft, so bestand, wie noch heut das Oberhaus ganz, so bis zur Reformbill das Unterhaus fast ganz, aus Mitgliedern der Gentry. Gegenwärtig sind zwar im Unter-

hause namentlich unter den nicht in England, sondern in Irland, Schottland, Wales gewählten Mitgliedern, eine Anzahl, die in keiner Weise zur Gentry gerechnet werden können, und das ist von erheblichem Einfluß in manchen Debatten, besonders den auf Irland bezüglichen. Trotzdem aber gelten solche Männer in der öffentlichen Meinung als kaum vollkommen berechtigte Vertreter der Nation. Die meisten schweigen, und gelangt einer oder der andere von ihnen zu einiger Bedeutung, so nur in nebensächlichen Dingen. Für die Fortentwicklung des Rechts sind jene Elemente dennoch von großer, aber sehr eigenthümlicher Wichtigkeit.

Der Gentry wird nämlich die Leitung und Vertretung der Rechtsentwicklung unter der Voraussetzung zugestanden, daß nicht das Eigeninteresse der Gentry, sondern stets das Wohl der Gesammtheit und die Ehre der Nation gefördert werde. Die Consequenzen dieser Voraussetzung zu formuliren und demgemäß Anforderungen zu stellen, ist die Aufgabe der Radicalen; namentlich derer im Unterhause, die — obwohl es unter den Radicalen nicht nur Rittergutsbesitzer, sondern sogar Lords gibt — mit den nicht zur Gentry zählenden Unterhausmitgliedern großentheils identisch sind. Die Radicalen, und besonders diejenigen im Unterhause, sind also die Pioniere der Rechtsentwicklung. Die von ihnen gestellten Forderungen sind in der Regel derart, daß sie nach und nach als Bedürfnisse der Nation, und ihr billigerweise zustehend, in die nationalen Ueberzeugungen übergehen. Selbst die Gentry verschließt sich, trotz der in ihr vorwaltenden conservativen Tendenzen, den sich neu entwickelnden Ueberzeugungen nicht. Widerstand leistet sie nur derart, daß auf dem Wege des Parteistreites die neuen Ueberzeugungen allmälig zur Reife gebracht werden, ehe das Gesetz sie verwirklicht und fixirt. Ist diese Reife erlangt, so wetteifern die beiden großen aristokratischen Parteien, in welche sich die Gentry als staatliche Körperschaft theilt, in dem Bestreben, sich durch Erfüllung der aus den neuen Ueberzeugungen entsprungenen Wünsche in der Achtung und Zuneigung der Nation zu befestigen.

Um dies durch ein Beispiel zu veranschaulichen, gedenken wir der im Januarheft 1885 der „Rundschau" von dem gegenwärtigen Verfasser ausgesprochenen Ansicht, die Reform der Verwaltung Londons, durch welche alle Theile der Stadt zu einem Ganzen vereinigt werden, sei über kurz oder lang zu erwarten. Diese Reform ist nun wirklich im vergangenen Jahre (1888) als wichtigste der in dem Local-Verwaltungsgesetz, das ganz England umfaßt, enthaltenen Normen beschlossen worden und bereits ins Leben getreten, und zwar ging der Vorschlag aus von Mr. Ritchie, einem untergeordneten Mitgliede des regierenden conservativen Ministeriums. Aber noch eine im Juli 1886 veröffentlichte Uebersicht der Unterhausmitglieder spricht von der Reform der Londoner Verwaltung als einem „Fad", d. h. dem Steckenpferd einer Anzahl radicaler Abgeordneter. Die Zahl der Unterhausmitglieder, die sich bis dahin für dieselbe erklärt hatten, war nur 123, d. h. beträchtlich weniger als $^1/_5$ der Gesammtheit und darunter kein einziger Conservativer.

Von den 123 nun gehörte die weit überwiegende Majorität nicht zur Gentry. Dennoch aber sind unter den 123, außer 5 untergeordneten Mitgliedern

des letzten Gladstone-Ministeriums — 4 Minister zweiten und dritten Ranges, und 1 Unterstaatssecretär — 8 Rittergutsbesitzer, 3 Söhne von Peers, 4 Söhne anderer Rittergutsbesitzer und mehrere aus sonstigen Gründen zur Gentry zählende Männer. Besonders charakteristisch ist, was die Schrift, der wir obige Ziffern entlehnen, von einem jener drei Söhne von Peers sagt: „Mr. Philipp Stanhope ist ein solcher Radicaler, wie nur ein Grafensohn es sein kann." Wir werden dadurch an die Thatsache erinnert, daß im alten Rom fast alle namhaften Demagogen Patricier oder Nachkommen von Patriciern waren.

Auf das, wovon wir ausgegangen, zurückkommend, sehen wir, wie die Gentry sich der von den Radicalen ins Leben gerufenen Gedanken bemächtigt, sie, wenn sie zur Reife gelangt sind, verwirklicht, und dadurch dieselben Dinge, die Trennung und Zwist hervorzubringen drohten, zu neuen Bindemitteln zwischen sich und der Nation macht. Ferner sehen wir, daß selbst unter den Radicalen die Gentry durch zwar nicht zahlreiche, aber um so eifrigere Mitglieder vertreten ist, und leicht begreifen wir, wie wesentlich das dazu beiträgt, in der politischen Bewegung keine Classengegensätze aufkommen zu lassen, die ruhige Rechtsentwicklung zu fördern, die Leitung der Gentry zu sichern und das wohlbegründete Gefühl hervorzurufen, daß dies den Interessen der ganzen Nation gemäß ist.

Schließlich dürfte es für unsere Betrachtung dienlich sein, einige Worte über Mr. Ritchie, den Antragsteller des oben erwähnten Gesetzes, zu sagen. Er ist ein Kaufmann, von schottischer Abkunft, aber in London ansässig, von einem der populären Districte Londons zum Unterhaus abgeordnet, einer der Friedensrichter der Grafschaft, zu welcher der größere Theil Londons gehört, und in einem anderen Theile Londons Major eines Freiwilligenregiments. Als Redner ist er klar, etwas schroff, aber nicht glänzend. Im gegenwärtigen Ministerium hat er einen untergeordneten Posten erhalten. Charakteristisch ist das insofern, als auf ähnlichen Wegen eine beträchtliche Anzahl von neuen Elementen aus den Mittelclassen in die Gentry, und sogar auch in die Nobility, durch das Staatsleben übergegangen sind.

VII.

Prüfen wir schließlich Foster's Behauptung, daß die gesammte Gentry von englischen Königen stamme. Daß dieselbe innerhalb der in der Einleitung angegebenen Grenze richtig ist, haben wir dort gesagt. Aber Foster's Material ist ungenügend, nicht nur für den Beweis seiner These, sondern auch für unsere Untersuchung, und um zu einem Resultat zu gelangen, war die Herbeiziehung anderer Materialien nöthig, namentlich in erster Linie des von Burke, dem bekanntesten aller englischen Genealogen, vor mehr als dreißig Jahren gelieferten Materials; welches, von den betreffenden Familien eingesandt, und, obwohl ohne die geringste Sorgfalt publicirt, immerhin viel reichhaltiger ist, als das Material Foster's. Von den anderen benutzten Werken sind die für uns wichtigsten: Segar und Edmonton's Sammlung von Stammbäumen der englischen Peers; Nichol's und Courthope's Geschichte der Nobility, Sandford's genealogische Geschichte des Königshauses, und Foster's Peerage. Aus ihnen ersehen wir mit Sicherheit Folgendes:

Zur Zeit des Abschlusses der Sammlung von Segar und Edmonton[1]), d. h. vor ungefähr 110 Jahren, stammte von englischen Königen die gesammte englische Nobility, mit Ausnahme einiger in dieselbe seit nicht sehr langer Zeit, durch die Ernennung der Häupter zu Barons, eingetretenen Familien. Auch in diese ist, insoweit sie nicht inzwischen erloschen, seitdem königliches Blut eingeflossen. Dazu war ja nur nöthig, daß in die Familie eine Descendentin eines altangesehenen, aus königlichem Geblüt stammenden Geschlechts hineinheirathete und dadurch ihren Nachkommen königliches Geblüt mittheilte. Ein besonders lehrreiches Beispiel ist in dieser Beziehung das Geschlecht des Grafen Bathurst, der zur Zeit, als jene Sammlung abgeschlossen wurde, nur Baron war.

Allen Bathurst war geboren im Jahre 1684, als Sohn eines der Directoren der Ostindischen Compagnie, damals und noch bis vor dreißig Jahren Eigenthümerin der ostindischen Besitzungen Englands, und diese Directoren hatten da eine Macht, ähnlich derjenigen römischer Senatoren über die Besitzungen Roms, so daß Bathurst in angesehener Stellung aufgewachsen war. Er selbst, ein tüchtiger, aber in keiner Weise hervorragender Mann, war im Jahre 1712, als er zum Baron gemacht wurde, achtundzwanzig Jahre alt, und ein energisches Mitglied der Torypartei im Unterhause. Um diese im Oberhause zu stärken, wurden im Jahre 1712 zwölf neue Peers creirt; darunter auch unser Allen Bathurst. Er erreichte das Alter von einundneunzig Jahren, und stets ein entschlossener Tory, erfreute er sich der königlichen Gunst. So wurde er im Jahre 1772, bereits achtundachtzig Jahre alt, zum Earl erhoben. Ihm sehr ähnlich an Charakter, aber von einiger Bedeutung als Staatsmann, war sein Enkel, der dritte Earl Bathurst, geboren im Jahre 1762. Derselbe gelangte zu mehreren der höchsten Posten in Toryministerien und war ein Freund des jüngeren Pitt. Im Jahre 1789 heirathete er eine Tochter des Lords George Henry Lennox, jüngeren Sohnes des Herzogs von Richmond, und später, nach seines älteren Bruders Tode, selbst Erbe dieser Herzogswürde. Die Herzöge von Richmond sind Nachkommen eines unehelichen Sohnes Carl's II. Die diesem Geschlecht entsprossene Ahnin der heute lebenden, zur Nobility gehörigen Bathhursts macht dieselben also zu Descendenten der Stuarts, und daher der Plantagenets auf dem englischen Throne.

Dieser Fortschritt der Bathursts — von angesehener Stellung in der übrigen Gentry zur Baron's- und dann zur Earlwürde, durch werthvolle aber nicht hervorragende, dem Staat und der Partei geleistete Dienste, und die dadurch herbeigeführte eheliche Verbindung mit der, königliches Geblüt in die Familie bringenden Tochter eines altangesehenen Hauses — ist typisch. Derartiger Fortschritt von Familien, die aus der übrigen Gentry in die Nobility eingetreten, sich dort befestigen und zu angesehenen, königliches Geblüt fortpflanzenden Geschlechtern werden, erklärt das ununterbrochene, für alle Staats- und Gesellschaftsverhältnisse Englands maßgebende Ansehen der Nobility. Denn in gerader Manneslinie läßt sich kein einziges, heute noch so mächtiges Geschlecht in ähnlicher Stellung auch nur bis zu Edward I. hinauf verfolgen.

[1]) Die Descendenz in diesem Werk ist durchaus im Mannsstamm, daher wird die königliche Abstammung außer in Betreff der unehelichen Söhne Carl's II. in demselben fast nie erwähnt, und dasselbe ist also für unsere Zwecke nur mit Hülfe anderer Werke zu benutzen.

Daß sich, wie im Falle des Herzogs von Richmond, und daher auch der Bathursts, das königliche Geblüt der Nobility von einem unehelichen Königskinde ableitet, ist eine Ausnahme. Wichtig in dieser Beziehung, d. h. als Ahnen von Geschlechtern der Nobility, sind von unehelichen Königskindern fast nur die Söhne Carl's II. In der Regel sind die Königskinder, von denen solche Geschlechter stammen, ehelich erzeugt. Eine große Zahl von Familien der Nobility, sowohl Englands als Schottlands, stammen jedoch aus der ursprünglich unehelichen, und erst lange nach Geburt der Kinder durch Ehe legitimirten Verbindung von Johann von Gent, einem ehelichen Sohne Edward's III., mit Katharina Roet. Die Namen, aber nicht die Mannesstämme dieser Descendenz werden fortgesetzt von den Herzögen von Beaufort, Nachkommen Johann's von Beaufort, und den Grafen Westmoreland, Nachkommen Johanna's von Beaufort, Gräfin Westmoreland.

Mehrfache Abstammung von denselben königlichen Ahnen ist in der englischen Nobility sehr häufig, ja fast allgemein. So gibt es z. B. Familien, die ihre Abstammung in vierfacher Linie von der Herzogin von Suffolk, einer Tochter Heinrich's VII. herleiten, und als im Jahre 1855 einer der Descendenten dieser Herzogin die Untersuchung unternahm, war er nachzuweisen im Stande, daß ungefähr der vierte Theil der gesammten englischen Nobility von jener Herzogin stammte. Sowie in diesen bereits sehr zahlreichen Fällen ist, wie gesagt, überhaupt die Regel, daß die königliche Abstammung der englischen Nobility sich von ehelich erzeugten Königskindern herleitet. Von den politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, aus denen diese uns fremdartige Erscheinung entspringt, gewähren uns Shakespeare's der englischen Geschichte entnommene Dramen ein anschauliches Bild. Dort sehen wir, daß die um die Krone ringenden Persönlichkeiten, selbstverständlicher Weise vollgültige Nachkommen der Könige, sich von der sie umgebenden Nobility nur durch die Thronansprüche, aber sonst in keiner Weise, unterscheiden. Nicht so sehr viel anders ist es trotz der Ebenbürtigkeitstendenzen und continentalen Gewohnheiten des Hauses Hannover noch heute. Die königlichen Herzöge sind Peers, und das kennzeichnet ihre staatsrechtliche Stellung. Aber abgesehen von der sehr beträchtlichen Repräsentationslast, die selbst auf junge Mitglieder des Königshauses fällt, haben die zu denselben gehörigen Familien, mit Ausnahme derjenigen des Thronfolgers, keinen höheren gesellschaftlichen Rang als andere Herzogsfamilien. Das zeigt sich am deutlichsten in einem solchen Falle, wie das jüngst abgeschlossene Ehebündniß der ältesten Tochter des Prinzen von Wales mit dem Earl (nunmehr Herzog) von Fife. Dasselbe wird allgemein als angemessen und normal betrachtet, obwohl der Gemahl, zwar durch Reichthum, aber weder durch persönliches Verdienst, noch durch Ansehen des Geschlechts ausgezeichnet ist.

In wiefern das soeben über die englische Nobility Gesagte auch für die schottische und irländische Nobility, soweit sie nicht mit zur englischen gehört, richtig ist, läßt sich, in Ermangelung eines tabellarischen Werkes, wie das von Segar und Edmonton, nur mit viel Mühe und Zeitaufwand feststellen. Aus den von Burke und Foster gelieferten Materialien ersehen wir jedoch mit Sicherheit, daß ältere Abstammung vom englischen Königshaus bei den Nobility-

geschlechtern Schottlands und Irlands noch verbreiteter war als bei denjenigen Englands. Auf die Ursachen einzugehen, würde uns hier zu weit führen.

In Bezug auf die übrige Gentry erhalten wir von Burke und Foster einen reichen Schatz von Material für Analogien, und die Behauptung Foster's, eines der erfahrensten unter englischen lebenden Genealogen, ist nicht gering anzuschlagen. Auch steht das, worauf es uns hauptsächlich ankommt, vollkommen fest. Durch den Familienzusammenhang der Nobility mit dem Königshause ist die übrige Gentry gleichfalls mit diesem Hause im Familienzusammenhang. Ehe wir das weiter ausführen, wollen wir uns, um eine Thatsache vor Augen zu haben, von Mr. Gladstone's königlicher Abstammung Rechenschaft geben.

1.		Edward III.	Philippa	
2.		Joh. v. Gent	Kath. Roet	
3.		Joh. Beaufort. E. Somerset	Lady Marg. Holland	
4.	James I of Scotland	=	Joanna Beaufort =	John Stewart of Lorne
5.	Jane Stuart	George, 2ter E. Huntly	John Stewart. E. Athole	Eleanor Sinclair
6.	Hon. Adam Gordon	Eliz. Countess Sutherland	John Steward 2ter. E. Athole	Mary Campbell
7.	Alex. Master of Sutherland	Jane Stewart	Elizab. Stewart	Colin M'kenzie
8.	John 10ter. E. Sutherland	Jane Gordon	Roderick M'kenzie	Elmar Munro
9.	Jane Gordon	Hugh Mackay	Mary M'kenzie	Alex M'kenzie
10.	Mary Mackay	Sir Hector Munro	Kenneth M'kenzie	Anne Grant
11.	Jean Munro	Robert Munro	Alex M'kenzie	Janet M'kenzie
12.	Rebecca Munro	Colin Robertson	Anne M'kenzie	Kenneth M'kenzie
13.	George Robertson	Agnes Barber	Mary M'kenzie	Colin M'kenzie
14.		Andrew Robertson	=	Anne M'kenzie
15.		Anne Robertson	Sir J. Gladstone	
16.			Will. E. Gladstone.	

Wir sehen hier von Johann Beaufort abstammend drei große, in ihren Familienverbindungen weit verzweigte Geschlechter Schottlands. Gegenwärtig sind daraus drei der angesehensten Häuser der englischen Nobility hervorgegangen: die Herzöge von Atholl und Sutherland und die Marquis von Huntly.

Die Descendenz, aus welcher Gladstone entsprossen, bewegt sich auf der einen Seite durch fünf, auf der anderen durch drei Generationen, von Johann Beaufort herab, in der hohen Nobility, und geht dann durch Töchter — auf der einen Seite Jane Gordon, Tochter des Grafen Sutherland, auf der anderen Elisabeth Stewart, Tochter des Grafen Atholl — die unbetitelte Männer heirathen, in die unbetitelte Gentry über. Aehnlich verhält es sich mit allen Stammbäumen von nicht zur Nobility gehörigen Gentryfamilien bei Burke und Foster.

Daß bei dem steten Verkehr zwischen Nobility und übriger Gentry auf vollkommen gleichem Fuße, die angesehenen, der letzteren angehörigen Familien durch Verbindungen mit Gliedern der Nobility königliches Blut in sich aufnehmen, ist in der That eine Naturnothwendigkeit, und von unserem Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht wichtig, ob es allgemein oder nur größtentheils geschieht. Denn social und politisch ist die Wirkung in einem Falle genau dieselbe wie im anderen. Dennoch ist es wohl der Bemerkung werth, daß gerade Männer von so ausgesprochenem, wahrhaft königlichem Autoritätsbewußtsein, wie z. B. Gladstone, Parnell, Wolseley, Tennyson und Sir Fred. Leighton, Präsident der Akademie der Künste, obwohl Söhne nicht zur Nobility gehöriger Väter, doch nachweislich von königlichen Ahnherren stammen.

Berlin seit 1882.

Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888. Erster Theil. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1889.

Et quorum pars magna fui! Wir müssen uns wohl allmälig daran gewöhnen, aus dem Staunen herauszukommen, mit welchem wir die rapide Neugestaltung Berlins vor unseren Augen sich als ein tägliches Wunder begeben sahen. Ein neues Geschlecht ist unterdessen heraufgewachsen, welches durchaus nicht wunderbar findet, in einer großen und schönen Stadt zu leben, der größten Deutschlands und einer der schönsten Europa's, und es sich wohl darin sein zu lassen allewege. Wir freilich, die wir ein anderes Berlin gekannt haben, werden es nicht vergessen und niemals müde werden, davon zu sprechen. Wie wir es sahen vor des guten Königs Wilhelm Zeiten und noch etliche Jahre nachher, bis zum ersten Male die Kanonen donnerten, von Norden her, ein dumpfes Echo weckend, wie von Etwas, das in der Zukunft Schoße sich zu rühren beginnt.

Bis dahin war es still in Berlin gewesen, still, aber nicht sehr gemüthlich. Denn Berlin war die Stadt der Prätensionen; der weltmännische Gedanke saß ihm im Kopf, aber es fehlten die Mittel, und ein kläglicher Widerspruch ergab sich zwischen dem, was der Berliner von sich hielt, und dem, was die Welt davon glaubte. Nur in wenigen stolzen Bauten und Denkmälern schien der kühne Geist eines großen Herrschergeschlechts, die zähe Kraft eines treuen und tapferen Volkes fortzuleben und gleichsam im Stillen anzudeuten, was diese Beiden vermöchten, wenn die Zeit gekommen. Aber Hohenzollernschloß und Zeughaus, die Reiterstandbilder des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen, das Brandenburger Thor selber machten den Abstand nur empfindlicher, und die Geschichte Berlins lag im Dunkeln wie seine kleinen fünf- und sechshundertjährigen Kirchen. Wie an der Schnur aufgereiht, standen die Häuser nebeneinander, Häuser aus allen Bauperioden, kleine Häuser, große Häuser, Gartenhäuser, Miethshäuser, nicht viele mit Gas, nur wenige mit Wasser und alle wie die Kasernen. Die Straßen waren lang, aber kümmerlich, schlecht gepflastert, schlecht beleuchtet, staubig im Sommer, schmutzig im Winter, öde das ganze Jahr hindurch. Es war nicht die große Stadt, es war nicht die kleine, sondern ein Zwischenzustand mit den Unannehmlichkeiten von beiden. Wenn ein Fremder kam, so fiel er auf; aber es kam auch selten einer außer dem Russen, der mit dem Beginn der Badesaison unter den Linden, und dem „Wollonkel", der um die Zeit der Schafschur auf dem Alexanderplatz erschien. Der Thiergarten glich einer Wildniß, und wahrlich keiner blühenden; kam man vor irgend ein Thor — Lattenthüren in baufälligen Mauern, mit den Engpässen der „Communicationen" davor und dahinter — so war man gar im Sande, wo jede Straße so gut wie aufhörte. Mühsam watend gelangte man zu den benachbarten Dörfern, jetzt die mächtig aufstrebenden Vororte Berlins, voll seines überquellenden Lebens, auf allen Seiten, wo früher dürftiger Acker, Kartoffelfeld oder Wüstenei war, mit ihm zusammenwachsend, Außenglieder des Riesenkörpers, durch die zahllos sich kreuzenden, neben-, über- und unter einander herlaufenden Stränge der Stadt- und

Ringbahn, der Dampfstraßen- und Pferdebahn, wenn nicht durch Omnibus und Dampfschiff mit ihm verbunden. Nichts spricht so sehr für das unglaubliche Wachsthum Berlins als dieser mit jedem Jahre sich ausdehnende, mit jeder neuen Verkehrsgelegenheit sich erweiternde Kranz von Ortschaften, zum Theil wohlgeordnete städtische Gemeinwesen, in denen Tausende von Arbeitern billige Wohnungen, zum Theil anmuthige Villencolonien mit Blumengärten und schattigen Alleen, in denen kleinere Beamte, Kaufleute, Rentiers ein trauliches Heim gefunden haben. Kehrt man zurück aus diesen idyllischen Sitzen, aus der reineren, von dem Geruch und der Frische des Grüns und des Wassers erfüllten Luft, so sind vorüberfausende Züge, rauchende Schornsteine, hohe rußige Gebäude, Holzplätze, Kohlenhaufen und die dunstigen Ränder des Himmels das Erste, was die Nähe der Stadt verkündet. In ihrem stundenweiten Umkreis arbeiten die Maschinen, drängt sich Schlot an Schlot, Fabrik an Fabrik, mit noch kaum hier und dort einem Rest von Wald oder Haide, drängt sich Industriezweig an Industriezweig, immer weiter hinausgreifend und immer mehr die Grenze verwischend, wo das Land aufhört und die Stadt anfängt. Und die Stadt selber, mag man sie nun von Norden oder Süden, von Westen oder Osten betreten, an der Jannowitzbrücke landen oder auf dem Bahnhof der Friedrichstraße halten — wer erkennt sie wieder? Ueberall, wo nicht neue Straßen, doch in den alten neue Häuser — Häuser wie die Paläste, mit malerischen Fronten, mit Säulen und Erkern, mit Wasser, mit Gas, mit elektrischem Licht und elektrischen Klingeln, mit Dampfheizung, mit Aufzügen für Personen und Sachen, mit prachtvollen Läden, mit luxuriösen Wohnungen. Ueberall, bis an das äußerste Weichbild, dieselbe musterhafte Reinlichkeit in den Straßen, das gute Pflaster, die vortreffliche Beleuchtung; überall dieselbe Sorge für die Gesundheit in der Pflege der öffentlichen Plätze, der Promenaden, der Parks, und überall dasselbe Menschengewühl, in dem der Einzelne verschwindet, und selbst wenn er Zeit, doch Niemand Platz hätte, stehen zu bleiben, um einer fremdartigen Erscheinung nachzusehen — diese stete Bewegung von Tausenden, die tausend verschiedene Ziele haben, dieses beständige Tosen von Mengen, in denen alle Sprachen der bewohnten Erde gesprochen werden, dieses unaufhörliche Rollen von Wagen, das Erzittern des Bodens von schweren Lasten, das Branden und Brausen, in welches alle Mißtöne sich auflösen, bis zuletzt das betäubte Hirn eine Melodie zu vernehmen meint — die große, gewaltige Symphonie der Weltstadt.

Dieser Proceß einer Umwandlung, welche, von einer Neuschöpfung wenig verschieden, in der Geschichte städtischer Entwicklungen nicht ihres Gleichen hat, vollzog sich in der Spanne Zeit nach den Kriegen von 1866 und 1870—71 — jeder dieser mächtigen Impulse, steigend in seiner Ausdehnung und inneren Gewalt, immer weitere Kreise des deutschen Volkes ergreifend, auseinanderreißend, enger zusammenschmiedend, trug, wie starke Meereswogen, so zu sagen neues Alluvialland hierher. Jetzt, nachdem man den preußischen Soldaten kennen gelernt hatte, lernte man auch den Berliner Bürger kennen, der, durch die harte Schule der Arbeit ohne sichtbaren Lohn gegangen und im Kampf mit der Dürftigkeit seines Bodens gestählt, nun, da die Tage der Prosperität erschienen, mit einer Sicherheit operirte, die nicht minder der Bewunderung werth ist als die großen Erfolge, die wir derselben verdanken. Es ist wahr, daß ein großer, wenn nicht der größte Theil des Capitals und der Arbeitskraft von außen herzugeströmt ist: aber diese Massen organisirt, ihnen den nöthigen Raum, Raum zur Bewegung und Wohnraum geschafft, die Wohlfahrt der Einwohnerschaft befördert, die Stadt verschönert und die moralischen Verpflichtungen erfüllt zu haben, welche sich aus ihrer Stellung im Deutschen Reich ergaben: das ist das Verdienst der Gemeinde von Berlin und ihrer Verwaltung, deren jüngster Bericht in dem obengenannten Bande vorliegt.

Der demselben vorangehende Verwaltungsbericht, welcher seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich angezeigt worden ist[1]), umfaßt die Periode von 1877 bis 1881

[1]) Lammers, Berlins städtische Selbstverwaltung, Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXX, S. 180—203.

und schloß sich den früheren an, welche bis zum Jahre 1829 hinabreichen, so daß wir jetzt einen vollständigen Ueberblick über sechzig Jahre haben, die wichtigsten in der Geschichte von Preußens Haupt- und Residenzstadt, denen nur noch die Zeiten des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen an die Seite zu setzen sind. „Wir haben immer anerkannt," heißt es (p. XX) in der Einleitung zu dem neuen Bande, „daß die Grundlagen der Entwicklung Berlins zu einer Großstadt von Alters her durch unsere Fürsten gelegt worden sind." Aber ein neuer Factor trat mit Einführung der Städteordnung vom 19. November 1808, der der Befreiung des ländlichen Grundbesitzes entsprechenden Institution des großen Stein'schen Reformwerkes, in dem bürgerlichen Element hinzu, durch welches eine Gemeindeverwaltung im modernen Sinn überhaupt erst ermöglicht worden ist. Seitdem sehen wir das Bürgerthum mit seiner größeren Aufgabe wachsen und erstarken; Magistrat und Stadtverordnetenversammlung werden im wahren Verstande des Wortes, ein erhabenes Beispiel an dem Vater des Vaterlandes findend, die Väter der Stadt, deren res gestae diese Geschichte Berlins verzeichnet. Nicht unebenbürtig geht sie neben der politischen Geschichtschreibung unserer Zeit einher, wie sie derjenigen der Zukunft eine schätzbare Quelle zu werden verspricht. Zumal seit die Fortführung des Werkes in der Hand des gegenwärtigen gelehrten Verfassers ruht, hat es nicht allein durch den größeren Reichthum des Materials, sondern auch durch dessen wissenschaftliche Verwerthung, seinen architektonischen Auf- und Ausbau, durch Composition und Stil so sehr gewonnen, daß es in seiner Entwicklung gleichen Schritt halten zu wollen scheint mit der Stadt, deren Bild es zeigt.

Mit Abzug der ungeschriebenen Vorgeschichte, von 1809 bis 1829, gliedern sich die sechzig hier behandelten Jahre Berliner Gemeindeverwaltung in drei Perioden, deren erste, von 1829 bis 1848, die gesegnete Friedenszeit Friedrich Wilhelm's III. und die von mancherlei Hoffnungen bewegte Friedrich Wilhelm's IV. darstellt, als deren positive Seiten die Rückwirkungen des Zollvereins und der Einführung der Eisenbahnen auf Berlin als werdende Fabrikstadt erscheinen. Die zweite Periode begreift die Jahre 1850 bis 1860, Jahre des Stillstandes, oder wenn man so will, der Stille vor dem Sturm, der Sammlung. Die Thronbesteigung König Wilhelm's I. bezeichnet den Beginn des dritten Abschnitts, desjenigen, in welchem wir uns noch befinden und in welchem wir das neue Berlin entstehen und allmälig sich vollenden sahen.

Ueberraschungen, wie die drei letzten Bände des Verwaltungsberichts uns boten, dürfen wir von den drei neuen nicht erwarten. Auch bei den Millionären ist es nur der erste Schritt, der gethan sein will. Der zweite Schritt und die zweite Million machen keine Schwierigkeit mehr. Die Bevölkerung, welche während der ersten fünfzehn Jahre König Wilhelm's I. von 500 000 auf eine Million stieg, hat in den folgenden fünfzehn um abermals 500 000 zugenommen, und wird, nach ungefährer Schätzung, am 1. December dieses Jahres 1 510 000 betragen. Ebenso waren die großen Maßregeln sanitärer Besserung und zeitgemäßer Verschönerung der Stadt durch Canalisation, Straßendurchbrüche, Parkanlagen, Eröffnung des Viehhofes u. s. w., ihrer sittlichen und geistigen Hebung durch Verwandlung der früheren Communal-Armenschule in die Volksschule (mit unentgeltlichem Unterricht), durch Reorganisation der Armenpflege, durch gemeinnützige Institutionen jeder Art in der vorigen Berichtsperiode theils schon ausgeführt, theils in der Ausführung begriffen oder wenigstens geplant. Dennoch ist auch dieser erste Band der neuen Berichtsperiode voll von den interessantesten Thatsachen, aus welchen allen hervorgeht, wie vortrefflich der Haushalt dieser großen Stadt geführt wird, wie zuverlässig ihr auf den Gemeinsinn der Bürger begründeter Verwaltungsapparat functionirt, und wie nirgends, auf keinem Gebiet, ein Stillstand, sondern überall ein rüstiges und bewußtes Vorwärtsschreiten zu bemerken ist. Den Inhalt des Bandes auf diesen wenigen Seiten auch nur anzudeuten, können wir freilich nicht unternehmen; wir beschränken uns vielmehr darauf, durch Hervorhebung einzelner Züge die Gesammterscheinung Berlins seit 1882, so weit die vorliegende Darstellung sie berührt, zu skizziren.

Ernst und schwer, jedoch nicht ohne den Ausdruck von Würde, mit seinem bereits abgedunkelten Roth und weithin bis zu den Linden sichtbaren Thurm, erhebt sich auf altberlinischem Boden das Rathhaus, der Sitz der Gemeindeverwaltung von Berlin. Geplant und erbaut (der Grundstein ward 11. Juni 1861 gelegt) vor den Ereignissen, welche dieser Stadt ihren ungeahnten Aufschwung gaben und seitdem nur im Inneren durch Bilderschmuck und die Büsten verdienter Bürger vervollkommnet, genügen seine Geschäftsräume längst nicht mehr den neuen Verhältnissen. Das Köllnische Rathhaus, an die Zeit erinnernd, wo die Städte Berlin und Kölln getrennte Gemeinwesen waren, und mehrere andere städtische Grundstücke wurden zur Aushülfe hinzugenommen, aber sie reichten nicht aus, und schon sind neue Bureaus über jenem Spreearm im Bau begriffen, wo sich bis jetzt, in der Nachbarschaft des ehemaligen Mühlendammes, die Mühlen erhoben, nach welchen er genannt war. So hält die Berliner Stadtverwaltung fest an ihrem alten, von der Spree durchflossenen Terrain, obgleich ihre Functionen und Functionäre sich erheblich vermehrt haben. Um die großen Körperschaften des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung bewegt sich ein ganzes Heer von Gemeindebeamten, deren Zahl seit 1884, durch Erhöhung der Stadtbezirke von 300 auf 326, bedeutend zugenommen hat. Wir haben gegenwärtig 304 Bezirksvorsteher und ebenso viele Stellvertreter derselben, 2099 Vorsteher und Mitglieder der Armencommissionen, 1123 Mitglieder der Gemeindewaisenräthe, 1364 Vorsteher und Mitglieder der Schulcommissionen und 320 Servisverordnete, zusammen 5514 Bürger, die Bevölkerung einer kleinen Stadt, welche — ganz abgesehen von den unbesoldeten Stadträthen, den Stadtverordneten, den sehr zahlreichen, in den Einschätzungscommissionen thätigen Bürgern — dem Gemeinwesen von Berlin ihre Dienste widmen, freiwillig und ohne jegliches Entgelt. Denn freilich macht die große Stadt ihre Rechte geltend an Jeden und auch an Die, welche nicht aufgezählt sind in diesen Listen.

In einem die Zunahme der Bevölkerung noch übersteigenden Maß ist die Steuerkraft derselben gewachsen. Die Zahl der zur Gemeindeeinkommensteuer veranlagten Personen ist seit 1882 von 387 304 auf 503 026, das Steuererträgniß von 12 auf $17^1/_2$ Million Mark gestiegen. Die Gesammtsumme, welche die Berliner an directen Steuern dem Staat und der Commune zu zahlen haben, hat sich von 39 874 087 Mark im Jahre 1882—83 auf 54 219 951 Mark im Jahre 1888—89, d. h. in diesen sechs Jahren von 33,60 Mark pro Kopf auf 37,30 Mark pro Kopf erhöht. Uebereinstimmend mit diesem überaus günstigen Verhältniß ist der Feuercassenwerth der Berliner Gebäude seit 1882 um 10 Procent gestiegen und stellt gegenwärtig einen Gesammtwerth von $2^1/_2$ Milliarden Mark dar, wobei die königlichen Gebäude, sowie die im Besitz von Staat und Reich befindlichen noch nicht einmal mitgerechnet sind. In der gleichen Zeit ist der Ertrag der vermietheten Grundstücke gar um 21 Procent gestiegen. Der Gesammtwerth des städtischen Grundbesitzes beläuft sich, nach der jüngsten Schätzung von 1887, auf 226 780 019 Mark. So viel, Alles zusammengezählt, ist Berlin werth! Aber den Einnahmen stehen Ausgaben von entsprechender Höhe gegenüber. Es standen der Gemeindeverwaltung während der Berichtsperiode durchschnittlich pro Jahr 45 914 123 Mark zur Verfügung; aber die Kosten der Repräsentation allein betrugen in den sechs Jahren 2 302 923 Mark, und — um von allem Anderen zu schweigen — 2 168 473 Mark hat sie durchschnittlich in jedem Jahre verausgabt für Erleuchtung, Besprengung und Reinigung der Straßen!

Die Länge des Stadtgebietes, dessen Mittelpunkt nicht mehr das Schloß ist, sondern bereits zwischen Börse und Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße liegt, mißt von Nord nach Süd 7800 Meter, von Ost nach West 9300, von Südwest nach Nordost 8550 und von Südost nach Nordwest 10 430 Meter. Zugleich mit diesen außerordentlichen Entfernungen und der immer intensiver werdenden Bebauung und Bevölkerung auch an der Peripherie des Weichbildes, ist naturgemäß die Frequenz auf den das Stadtgebiet durchziehenden Straßen gewachsen, und dem Bedürfniß eines rascheren und leichteren Verkehrs ist die Stadt entgegengekommen in einer ganzen Reihe

neuer Straßenbauten, als deren imposantestes Beispiel die Kaiser-Wilhelmstraße genannt werden mag. Eines der vornehmsten Verkehrsmittel in Berlin bildet die Pferdebahn, deren Geleisnetz sich, dank der unausgesetzten Fürsorge der Stadtverwaltung, in einer so zweckmäßigen Weise gestaltet hat, daß in dieser Beziehung wohl kaum eine andere Stadt mit der unsrigen sich vergleichen kann. Es wurden im Jahre 1881 insgesammt 58675576 Personen in 558 Wagen mit 2424 Pferden befördert, im Jahre 1888 aber 117009010 Personen in 966 Wagen und mit 5192 Pferden. Was die Droschken betrifft, so scheint diejenige II. Classe, wegen des erheblich gesteigerten Gebrauches wohlfeilerer Verkehrsmittel, immer mehr in Abnahme zu kommen — worüber Niemand jammern wird, obgleich mit dem Droschkenkutscher „zweiter Classe" abermals eine typische und populäre Figur des Berliner Lebens auf den Aussterbeetat gesetzt ist: im Jahre 1881 fuhren 2980 Droschken II. Classe, im Jahre 1888 nur noch 2581. Dagegen hob sich in demselben Zeitraum die Zahl der Droschken I. Classe von 1651 auf 2114. Daneben hat auch der Omnibus nach einer kurzen Pause der Entmuthigung sich wieder erholt, und wirklich sind mit demselben im letzten Jahre über 22 Millionen Menschen befördert worden, welche wahrscheinlich mit dem Schreiber dieser Zeilen die Vorliebe für den alten Berliner Rumpelkasten theilen, der sich inzwischen jedoch durchaus modernisirt und vor den Pferdebahnwagen den Vorzug hat, directer zu fahren und weniger oft zu halten. Sehr merkwürdig ist der Einfluß der Stadt- und Ringbahn, welche vorzugsweise dem Verkehr mit den Vor- und Außenorten dient, ja deren Existenzbedingungen eigentlich erst geschaffen hat: von 9347650 im Jahre 1881 hat sich die Zahl der auf diesem Wege beförderten Personen zu 29294767 im Jahre 1888 gesteigert. Während nun aber Stadt- und Ringbahn den Straßenverkehr erheblich entlastet haben, sind in ihren Bahnhöfen, zum Theil an den verkehrsreichsten Stellen der Stadt gelegen, ganz neue Centren entstanden mit einem ab- und zufluthenden Strome von Wagen und Fußgängern, welchen das Straßenbett kaum noch zu fassen vermag. Wer den Bahnhof der Friedrichstraße kennt, diesen beständigen Donner von ein- und auslaufenden Zügen, deren Mehrzahl nur die Fahrt um die Stadt, deren einige jedoch die Reise nach oder von Paris oder Petersburg gemacht haben oder machen wollen, dieses unentwirrbare Gedränge von Menschen mit den Kofferträgern und Gepäckwagen dazwischen, diese Treppen wie die Versenkungen und diese Corridore wie die Casematten, der wird zwar die Oekonomie in der Verwerthung des minimalen Raumes und die Präcision der Verwaltung unter so schwierigen Umständen bewundern, aber trotzdem nicht umhin können, zu wünschen, daß Berlin einen Centralbahnhof bekommen möge, welcher der Größe der Stadt und der Bequemlichkeit der Reisenden mehr entspricht.

Eines ist geblieben, wie es war, und daran hat sich seit dem Jahre 1882 nichts geändert: daß es in Berlin so wenig Berliner gibt, geborene Berliner heißt das. Von der Gesammtzahl der Einwohner am 1. December 1885 (1315287) waren nur 557226 wirkliche, hier geborene Berliner, die übrigen 758061 waren zugezogen — ja, der Zuzug in den letzten fünf Jahren allein betrug mehr als die Hälfte sämmtlicher Berliner, nämlich 271289. Das stärkste Contingent der Einwanderer stellen selbstverständlich die preußischen Provinzen: zusammen 683405, unter denen wir an 210606 Brandenburgern die nächsten Stammverwandten haben. Von den deutschen Staaten ist das Königreich Sachsen am Stärksten mit 12821 vertreten; der Zuzug aus Oesterreich-Ungarn ist von 4694 auf 6417 gestiegen. Aber auch auf das fernere Ausland übt Berlin eine noch immer zunehmende Attraction: obenan steht Rußland mit 4163 gegen 3832 vor dem Jahre 1882; dann folgt Amerika mit 1262 gegen 727, England mit 1260 gegen 909, die Schweiz mit 903 gegen 689, Schweden und Norwegen mit 684 gegen 522, und zuletzt Frankreich mit 659 gegen 600. Von unseren italienischen Freunden sagt der Verwaltungsbericht leider nichts, und doch muß ihre hiesige Colonie nicht unbeträchtlich sein, wenn man aus dem Umstande einen Schluß ziehen darf, daß es unter den Linden dicht neben einander zwei vortreffliche Trattorien gibt, in denen man den besten Chianti Ricasoli und Valpolicella und Risotto, Maccheroni und

Frittura Mista hat wie bei Bonciani in Florenz oder im Vapore zu Venedig. Aber freilich — das gehört nicht in einen Gemeinde-Verwaltungsbericht von Berlin.

Kein Wunder, daß mit einer solchen Zunahme der Bevölkerung auch die Dichtigkeit des Wohnens zugenommen hat — die Schattenseite bei so vielem Licht. Ende des Jahres 1875 entfielen noch fast 63 Quadratmeter auf den Einwohner; Ende 1888 waren es, wenn man die ganze Stadtfläche in Betracht zog, nur noch 44. Von 152493 Wohnungen, welche, abgesehen von der Küche und unheizbaren Räumen, nur Ein heizbares Zimmer hatten, beherbergten 46141 Wohnungen 5—9 Personen, 554: 10—14, fünf: 15—19 und zwei mehr als zwanzig Personen. Außerdem wurden 31420 Wohnungen gezählt, welche nur Einen, nicht einmal immer heizbaren, Wohnraum enthielten, und in solchen Kammern lebten 71767 Menschen. Das gibt ein anderes Bild von Berlin, als wenn man nur die stolzen Façaden seiner Paläste betrachtet. Und die Gemeindeverwaltung weiß es und arbeitet so viel sie vermag an einer Besserung. Die Keller mit ihren dumpfen, feuchten Wohnräumen sind so gut wie beseitigt; aber dafür sind die Dachkammern gekommen, fünf, sechs Stockwerke hoch, und wer sagt, ob die Gesundheit bei diesem Tausch gewonnen? Die Wohnungsfrage ist eine solche, an welcher der Menschenfreund und der Beamte, der Moralphilosoph und der Nationalökonom gleichmäßig betheiligt sind. Der Verfasser des vorliegenden Verwaltungsberichts sieht eine Hoffnung darin, daß in Folge der verbesserten Transportmittel sich die Vororte namentlich der arbeitenden Bevölkerung immer mehr erschließen; aber er ist ehrlich genug, einzugestehen, daß diese Hoffnung bis jetzt nur in geringem Maße sich erfüllt hat.

Einen erfreulicheren Anblick eröffnet uns der Verwaltungsbericht in den Markthallen, deren Entstehung und Ausbau ganz in den von ihm behandelten Zeitabschnitt fällt. Seit dem Jahre 1882 sind sie verschwunden, einer nach dem anderen, diese Wochenmärkte unter freiem Himmel, deren einen, den auf dem Gensdarmenmarkt, unser E. T. A. Hoffmann, von seinem Eckfenster aus, so herrlich geschildert hat. Aber wenn er wiederkommen könnte, der Geister- und Gespensterma nn, und an einem Samstag Abend von der Treppenbrüstung der Centralhalle hinabschaute in das Lichtergefunkel und bunte Treiben, wenn er den kräftigen Geruch von Obst und Gemüse, von Blumen und Fischen und Käse einathmete, wer weiß, ob er sich nicht dennoch freuen würde über das neue Schauspiel, zumal er auch seine alte Flamme von der Ecke des Schauspielhauses wiederfände, das Marktweib, das zwar anfangs gewaltig wider die Veränderung getobt, jetzt aber ganz zufrieden ist, und weder ihren Humor noch ihre Grobheit, noch ihre scharfe Zunge, ja nicht einmal ihren colossalen braunen Strohhut (Winter und Sommer) eingebüßt hat.

Mit der Schaffung der Markthallen ist die Lebensmittelversorgung unserer Bevölkerung in ein neues Stadium getreten. Das Niveau der Ernährung von Berlin hatte schon vorher die Tendenz, sich zu heben. Der steigende Wohlstand machte Ansprüche in dieser Beziehung, welche man früher weder gekannt hatte, noch in der Lage war, zu befriedigen, und gleichzeitig ward durch die größere Leichtigkeit, Schnelligkeit und mithin Wohlfeilheit des Transports eine größere Zufuhr ermöglicht, welche auch den weniger Bemittelten zu gute kommen mußte. Doch hätten bei dem wesentlich negativen Charakter der bisherigen vom Staate geübten Marktpolizei die gebotenen Vortheile niemals zu voller Wirksamkeit gelangen können; es bedurfte dazu des positiven Eingreifens, das in den communalen Markthallen nicht nur den localen und Kleinhandel besser, sondern den Lebensmittelgroßhandel überhaupt erst organisirte. Die Markthallen bilden ein vollkommenes System, in welchem die Centralhalle sich als das Centralorgan darstellt; angeschlossen an das Eisenbahnnetz der Hauptstadt, steht sie mit der ganzen Welt in directer Verbindung, und alle Schätze derselben ergießen sich in sie, bei Tag und bei Nacht, unaufhörlich, wie in ein großes Reservoir und werden von hier aus in die übrigen Markthallen und durch die ganze Stadt vertheilt. Die geschätzten Producte des Südens, zum Theil in bisher hierorts unbekannten Arten, haben aufgehört, ein Luxus der Reichen zu sein, und die Fische der Nord- und der Ostsee

kommen jetzt in solchen Quantitäten und zu solchen Preisen, daß auch den Aermeren unter uns ein Segen daraus erwächst.

Hier könnten wir, in Erwartung der folgenden Bände des Verwaltungsberichts, unsere vorläufigen Mittheilungen aus dem ersten schließen. Eine Stelle des Vorwortes jedoch, wo von den Denkmälern in Berlin gesprochen wird, veranlaßt uns, noch einen Augenblick zu zögern. Wir dürfen freudig gestehen, daß wir auch hierin weiter gekommen sind in den letzten achtzehn Jahren. So lang ist es, daß das erste Dichterstandbild sich unter uns erhob. Andere sind gefolgt und werden noch folgen für die Heroen des dichterischen Wortes und der befreienden geistigen That. Aber wo, fragen wir, wo bleiben die Musiker? Wir haben wohl Straßen, die nach ihnen genannt sind; wir haben sogar im fernen Nordosten eine Meyerbeer- und eine Mendelssohnstraße und im Nordwesten, vorsichtiger Weise durch das ganze dazwischen liegende Stadtgebiet von diesen getrennt, eine Richard-Wagnerstraße. Doch die Denkmäler! An sie scheint noch Niemand gedacht, für sie noch Niemand sich geregt zu haben. Und doch ist Berlin eine so musikalische Stadt! Von Gluck und Mozart wollen wir noch gar nicht reden: aber wo Luther ein Denkmal erhält, da sollte Bach nicht vergessen werden; wo Lessing ist, da muß auch Händel sein, und wo Goethe und Schiller stehen, darf Beethoven nicht fehlen. Die Stadt als solche, das wissen wir, kann Denkmäler nicht setzen; aber sie wird, oder wir müßten sie schlecht kennen, in diesem Falle so wenig wie in allen anderen zurückbleiben, wenn die Anregung von der rechten Seite kommt.

J. R.

Der General von Bardeleben

und die kurhessischen Officiere, 1850.

Von den Hinterbliebenen des weiland kurhessischen Generals von Bardeleben, Excellenz, und Namens derselben von Herrn Oberstlieutenant a. D. von Bardeleben in Kassel, dem wir die Mittheilung der Correspondenz seines Vaters mit Dingelstedt verdanken, werden wir um Richtigstellung, resp. genauere Fassung eines Satzes ersucht, der sich im dritten Abschnitt unserer Randbemerkungen zu den Nachlaßblättern Franz Dingelstedt's (Juliheft, S. 76) findet. Es heißt dort: „Fest in den unseligen Kämpfen ꝛc. ꝛc. stand der hessische Officier, wider seinen Willen in diese trostlose Lage gebracht, auf dem Boden der Verfassung;" und etwas weiter: „Ein Mann solcher Art war der General von Bardeleben." —

Von der genannten Seite wird nun Werth darauf gelegt, über zwei hier berührte Punkte keinen Zweifel zu lassen:

1. Der General von Bardeleben, mit der kurzen Unterbrechung seines (sechswöchigen) Ministeriums, seit 1844 außer Dienst, stand den inneren Kämpfen des Jahres 1850 fern und nur als Zuschauer gegenüber. Er billigte allerdings das Vorgehen der Regierung und speciell des Ministers nicht, als gegen Gesetz und Verfassung, wie er auch während seiner Dienstzeit stets den Muth hatte, seine Ansichten und Grundsätze auszusprechen, ohne darum in der Treue zu seinem angestammten Fürsten und obersten Kriegsherrn zu wanken. Mag es doch gerade diese Festigkeit seines Charakters gewesen sein, die den Kurfürsten 1848 bewog, den bereits im Ruhestande sich befindenden Mann um Uebernahme des Kriegsministeriums anzugehen.

2. Die hessischen Officiere, damals, 1850, zwischen zwei Eide gestellt und in ihren Gewissen bedrängt, schlugen, mit wenigen Ausnahmen, den Weg ein, der ihnen vom Oberbefehlshaber angedeutet worden war: sie baten, wenn auch schweren Herzens, um ihren Abschied. Ein politisches Motiv bestimmte sie nicht.

Wir geben dieser Auseinandersetzung um so bereitwilliger Raum, als wir uns nicht bewußt sind, oder wenigstens nicht die Absicht hatten, in dem in Frage gestellten Satz etwas wesentlich Abweichendes zu sagen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Der Empfang, welchen Kaiser Wilhelm bei seinem Besuche der Reichslande, sowie dann, als er am 5. September mit seiner Gemahlin in die Hauptstadt des Königreichs Sachsen einzog, gefunden hat, legte von Neuem vollgültiges Zeugniß dafür ab, wie in den verschiedenen Theilen Deutschlands die Anhänglichkeit für Kaiser und Reich sich entwickelt. Sind die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen durchaus eigenartige, so konnte Kaiser Wilhelm doch in seinem an den Statthalter, Fürsten von Hohenlohe, gerichteten Erlasse, in dem er für den ihm und seiner Gemahlin bereiteten Empfang dankte, darauf hinweisen, wie sich in ihm die Ueberzeugung befestigt habe, daß die Reichslande, diese ursprünglich deutschen Landestheile, von einem biederen und einsichtsvollen Volke bewohnt werden, welches, je länger desto fester, an das deutsche Vaterland sich wieder anschließen wird. Andererseits gab der Oberbürgermeister von Dresden nur der aller Orten herrschenden Volksstimmung Ausdruck, als er in seiner Begrüßung betonte, daß auch die sächsischen Regimenter, eine starke und schlagfertige Wehr, stets dem Rufe des Kaisers und des Vaterlandes folgen würden, falls die Feinde des Reiches die Erhaltung des Friedens unmöglich machen sollten. Wie der Vertreter der sächsischen Hauptstadt dann den deutschen Kaiser als den mächtigsten Schirmherrn des Friedens bezeichnete, wurde auch bei der diesjährigen Sedanfeier in mancherlei Kundgebungen vor Allem betont, daß Kaiser Wilhelm gleich seinen Vorfahren nach seinen Kräften den Frieden nach innen und nach außen wahren wird. Daß gerade bei dieser Feier der Streit der Parteien verstummt, zeigt am deutlichsten, wie der Gedanke der gewonnenen Einheit Deutschlands alle Gegensätze zurückdrängen muß.

Die Franzosen werden jedenfalls gut daran thun, eine solche Gesinnung, die sich von jedem Chauvinismus freihält, zu beherzigen, zumal da die innere Politik des eigenen Landes mancherlei Gefahren birgt, die sich leicht als verhängnißvoll erweisen könnten. Zunächst mußten die auf den 22. September anberaumten allgemeinen Wahlen sämmtliche übrigen Vorgänge der inneren Politik in den Hintergrund drängen; hängt doch von der Zusammensetzung der neuen Deputirtenkammer der Fortbestand der republikanischen Institutionen ab. Deshalb konnte es als ein geschickter Schachzug des Präsidenten der Republik, Carnot, gelten, daß er den Termin für die Neuwahlen nicht verzögerte. Einmal war der unleugbare Erfolg der Pariser Weltausstellung wohl geeignet, gegenüber den Klagen der Boulangisten, Orléanisten und Bonapartisten für die bestehenden Einrichtungen Stimmung zu machen, dann aber durfte seit der unrühmlichen Flucht des Generals, der berufen sein sollte, Frankreich zu „retten", sowie seit dem vor dem Senate als dem Staatsgerichtshofe geführten und zum Abschlusse gebrachten Processe gegen Boulanger, Rochefort und Dillon der Niedergang des Boulangismus, das Scheitern der auf die Einführung einer Dictatur abzielenden Bestrebungen angenommen werden. Ein Catilinarier vom Scheitel bis zur Sohle, von den unlautersten Elementen umgeben, wäre der General vor keinem Mittel zurück-

geschreckt, das ihn zum Ziele: der Ausbeutung Frankreichs, führen könnte. Man durfte deshalb nicht ohne Spannung der Kundgebung entgegensehen, welche der orléanistische Prätendent mit Beziehung auf den Boulangismus an das Land richtete. Diese aus Sheen House vom 28. August datirte Kundgebung des Grafen von Paris ist auch in anderer Hinsicht bemerkenswerth, insofern daraus erhellt, daß die Orléanisten bei der von ihnen geplanten Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich vor Allem auf die Unterstützung der Ultramontanen und des Clerus zählen. Die gegenwärtige Regierung wird in dem Aufrufe als eine unterdrückende Faction bezeichnet, welche das Staatsvermögen und die werthvollsten Freiheiten gefährdet habe. Die Anhänger der Monarchie werden aufgefordert, an erster Stelle die eigenen Candidaten zu unterstützen. Dann aber sollen sie sich der Nothwendigkeit des Wahlkampfes nicht verschließen und Diejenigen nicht als Feinde behandeln, welche dieselben Widersacher befehden. „Ne traitez pas en ennemis ceux qui combattent les mêmes adversaires que vous." Durch diese von ihrem Oberhaupte ausgegebene Losung waren die Orléanisten in den Stand gesetzt, überall, wo es nicht mit den eigenen Interessen collidirte, für den wegen Veruntreuung von Staatsgeldern verurtheilten General und dessen Genossen in den Wahlkampf einzutreten.

Wie Boulanger hat auch Philippe, Graf von Paris, das Schlagwort: Verfassungsrevision in seinen Aufruf an die Franzosen aufgenommen. Wenn aber diese Verfassungsrevision vor Allem den religiösen Frieden sichern soll, so wird zugleich betont, daß nur die Monarchie die erforderlichen Bürgschaften für die Erziehung der Kinder und die Achtung der Gewissensfreiheit gewähren könne. So ruft der Graf von Paris die Katholiken, die Christen auf, indem er sich dann noch ausdrücklich an die Imperialisten wendet, von denen er zwar nicht verlangt, daß sie ihre Ueberlieferungen verleugnen, die er aber an ihr eigenes Schlagwort: appel au peuple gemahnt. „Könnten Sie," heißt es in dieser Beziehung, „Ihre Unterstützung der von der nationalen Zustimmung getragenen Monarchie an dem Tage verweigern, an welchem festgestellt wäre, daß sie das Heil Frankreichs darstellt?" Nicht genug, daß der orléanistische Prätendent seine eigenen Parteigänger sowie die Klerikalen und die Imperialisten zu seinen Gunsten aufgeboten wissen will, möchte er auch die conservativen Republikaner in seinem Heerbanne sehen, denen er ans Herz legt, daß sie nicht auf unbestimmte Zeit fortfahren könnten, gegen alle Erfahrung eine Regierungsform zu vertheidigen, die durch ihre eigenen Resultate verurtheilt wäre.

Nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Wahlaufruf des Grafen von Paris vom taktischen Gesichtspunkte aus mit Berechnung der in Betracht kommenden Factoren abgefaßt ist. Andererseits entzieht sich vollständig einer genaueren Beurtheilung, in welchem Maße die Ersetzung des Listenscrutiniums durch die Arrondissementswahlen von Einfluß auf die Umgestaltung der neuen Deputirtenkammer gewesen ist. Beschränkte sich doch das französische Parlament nicht darauf, das Listenscrutinium zu beseitigen, bei welchem die auf ein Département entfallenden Abgeordneten sämmtlich mittelst derselben Liste gewählt wurden, sondern es machte auch den „candidatures multiples" ein Ende. Diese „mehrfachen Candidaturen" und das Listenscrutinium standen insofern in einem gewissen Zusammenhange, als Gambetta seiner Zeit das erwähnte Wahlsystem, wie es hieß, eingeführt wissen wollte, um selbst an der Spitze der verschiedenen Wahllisten in den einzelnen Départements zu figuriren und auf diese Weise eine Art plebiscitärer Bewegung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Als dann aber Boulanger dasselbe Manöver bei den Ergänzungswahlen für die Deputirtenkammer mit Erfolg inscenirte, waren es gerade die Opportunisten, welche dem General ein Paroli zu biegen beschlossen. Diesen Erwägungen entstammte auch das am 17. Juli 1889 publicirte Gesetz über die mehrfachen Candidaturen, nach welchem jeder Bewerber um ein Abgeordnetenmandat durch eine von ihm unterzeichnete Erklärung kundthun muß, in welchem Wahlbezirke er sich aufstellen lassen will. Wie die Einführung der Arrondissementswahlen, durch welche ein Plebiscit für Boulanger verhütet werden sollte, hatte auch das jetzt zuerst zur Ausführung gebrachte Gesetz über die „candidatures

multiples" den hauptsächlichen Zweck, das Ueberwiegen des durch die Gesetze nicht sanctionirten Einflusses einer bestimmten Persönlichkeit zu verhindern. Allerdings entsteht die Frage, ob die Republik, falls sie in der That ernstlich gefährdet wäre, durch die Bekämpfung einzelner Symptome gerettet werden könnte.

Vielmehr müssen die französischen Republikaner an erster Stelle aus der jüngsten Vergangenheit lernen. Spielen sich in der neuen Deputirtenkammer ähnliche Vorgänge ab wie in der früheren, so muß der Verfall des parlamentarischen Lebens einen Niedergang der Republik selbst zur Folge haben. Ein Ministerium folgte bisher auf das andere, indem die Radicalen die Opportunisten und diese von Zeit zu Zeit wiederum die Radicalen ablösten, wobei dann noch innerhalb der verschiedenen Parteigruppen mancherlei Combinationen persönlicher Natur erfolgten. Unter diesen Verhältnissen war es ganz unmöglich, eine geschlossene Regierungsmehrheit zu bilden, wie denn auch die Radicalen trotz ihrer Anhänglichkeit für die republikanischen Einrichtungen kein Bedenken trugen, mit den Orléanisten und Imperialisten gemeinschaftliche Sache zu machen, sobald sie Aussicht hatten, durch eine entscheidende Abstimmung selbst zur Regierung zu gelangen. War ein solcher ephemerer Erfolg erreicht, so wiederholte sich sehr bald dasselbe Spiel, zumal da die Gruppen der Rechten sich lediglich durch das Motiv leiten ließen, die Republik zu discreditiren. Die beiden parlamentarischen Körperschaften waren durch dieses Parteitreiben, für welches Opportunisten, Radicale und „Unversöhnliche" der äußersten Linken nicht minder verantwortlich sind als die Fractionen der Rechten, zur Unthätigkeit verdammt, so daß während der nunmehr beendeten Legislaturperiode kein einziges wirklich bedeutsames Gesetz durchgeführt werden konnte. Hieraus erklärt sich die im Lande herrschende Mißstimmung, aus welcher der Boulangismus die Wurzeln seiner Kraft ziehen konnte, bis er in Folge der eigenen Unfähigkeit und Thatenlosigkeit schwere Einbuße erlitt. Die Mißwirthschaft, die sich an den Namen des früheren Präsidenten der französischen Republik, Jules Grévy's, knüpfte, insofern dieser seinen Schwiegersohn Wilson nicht im richtigen Augenblicke „abzuschütteln" vermochte, trug ebenfalls dazu bei, Anhänger der Republik in das Feldlager der Opposition zu scheuchen. Alle diese Fehler und Irrungen müssen nunmehr den Republikanern als Warnung und Lehre dienen.

Daß die Persönlichkeit des gegenwärtigen Präsidenten der Republik, Carnot, nicht bloß eine sympathische ist, sondern auch den strengsten Anforderungen in Bezug auf Rechtlichkeit genügt, kommt den bestehenden Einrichtungen wesentlich zu statten. Der Nachfolger Jules Grévy's hat überdies bei wiederholten Gelegenheiten gezeigt, daß er mit Entschlossenheit zu handeln vermag. Wenn die opportunistischen Organe es als ein Verdienst ihres Parteiministeriums, insbesondere des Ministers des Inneren, Constans, bezeichnen, daß gegen den General Boulanger und dessen Genossen mit Energie eingeschritten wurde, so gebührt doch dem Präsidenten der Republik selbst das Verdienst, dem Treiben jenes Mannes Einhalt geboten zu haben.

Wie scharf ausgeprägt nun auch die Individualität Carnot's sein mag, wäre dieser doch außer Stande, auf die Dauer die Fortentwicklung der republikanischen Institutionen zu sichern, falls nicht die gemäßigteren Elemente der Linken in der neuen Deputirtenkammer stark genug wären, eine feste Regierungsmehrheit zu bilden. Andernfalls wären Männer wie Floquet und Lockroy stets wieder bereit, auf die Gefahr hin, schließlich die Republik an die Monarchisten auszuliefern, die bisherige parlamentarische Schaukelpolitik fortzusetzen. Unaufhaltbar müßte in diesem Falle die Republik auf der schiefen Ebene des Radicalismus von Floquet und Lockroy zu Clémenceau und von diesem zu den mit der Pariser Commune pactirenden Männern der äußersten Linken hinabgleiten. Dann wäre aber der Augenblick gekommen, in welchem der von den Parteigruppen der Rechten seit geraumer Zeit erhoffte „starke Degen" der Republik den Todesstoß versetzen könnte. Alle Freunde des Friedens müssen deshalb hoffen, daß in der neuen französischen Deputirtenkammer die gemäßigten Republikaner das Uebergewicht erlangen; hat doch der glänzende Erfolg der Pariser Weltausstellung dazu beigetragen, die bisher im Lande herrschende Mißstimmung abzuschwächen, so

daß ein ernsthafter Versuch, auf der Grundlage der republikanischen Einrichtungen in die Bahn einer wirklichen Reformpolitik einzulenken, von der weit überwiegenden Mehrzahl der französischen Bevölkerung mit Freuden begrüßt werden würde.

Der friedliche Charakter einer solchen Reformpolitik auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung würde auch außerhalb Frankreichs den günstigsten Eindruck hervorrufen, da auf solche Weise die Bestrebungen der Chauvinisten, mit denen die friedliebende und friedensbedürftige Bevölkerung niemals sympathisirt, vollständig zurückgedrängt wären. Tritt doch immer deutlicher in die Erscheinung, daß die europäische Friedenspolitik, die in dem Bündnisse der Centralmächte Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien zum charakteristischen Ausdrucke gelangt ist, eine bemerkenswerthe Anziehungskraft ausübt. Dies gilt insbesondere in Bezug auf Großbritannien, dessen Regierung, ohne durch einen formellen Vertrag sich der Tripelallianz angeschlossen zu haben, doch Zweck und Ziel derselben in vollem Maße billigt. So kann es auch nicht überraschen, daß in der Thronrede, mit welcher das englische Parlament am 30. August geschlossen wurde, um erst am 16. November d. J. seine Arbeiten wieder aufzunehmen, sogleich in der Einleitung das feste Vertrauen auf die Erhaltung des europäischen Friedens betont wurde. Als die einzige Thatsache, die nicht in vollem Einklange mit dem ruhigen Verlaufe der Politik gestanden habe, wurden die inzwischen ebenfalls zum glücklichen Abschlusse gebrachten Vorgänge in Aegypten bezeichnet.

Für Deutschland bemerkenswerther war der auf die Lösung der Samoa-Angelegenheit bezügliche Theil der englischen Thronrede. Nachdem daran erinnert worden war, daß die nach Berlin zusammenberufene Conferenz der Vertreter Großbritanniens, Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika einen die Regierung der Samoa-Inseln organisirenden Vertrag angenommen habe, wurde hervorgehoben, daß dieses diplomatische Actenstück ebenso wie vom deutschen Kaiser auch von der Königin von England sanctionirt worden ist, so daß es nur noch der Genehmigung von Seiten des Senates der Vereinigten Staaten bedürfe. Mußte das friedliche Ergebniß der Samoa-Conferenz mit Genugthuung begrüßt werden, so erhellt daraus zugleich, daß trotz aller Verschiedenheit der Interessensphären der einzelnen Mächte, bei gutem Willen, die freundlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten, doch ein Ausgleich bestehender und sich entwickelnder Gegensätze stets möglich ist. Diese Ueberzeugung darf allerdings die Staaten nicht verhindern, inmitten des durch das Fortschreiten der Cultur gebotenen Wettkampfes der Industrie der verschiedenen Länder auch die Machtmittel zu entwickeln, die zum Schutze dieser Industrie, sowie zur Aufrechterhaltung der eigenen Stellung gegenüber den anderen Nationen erforderlich sind. So würde die englische Regierung ihre Aufgabe verkennen, falls sie nicht im Hinblick auf die mannigfaltigen Neuerungen, welche das Schiffswesen durch Erfindungen und technische Errungenschaften aller Art erfahren hat, die Flotte, der Großbritannien seine Weltstellung verdankt, gemäß den weitestgehenden Ansprüchen der Gegenwart gestaltet. Das englische Parlament hat denn auch ohne Zaudern die von der Regierung eingebrachte Vorlage genehmigt, so daß in dieser Beziehung die Thronrede constatiren konnte, wie durch die „ohne kleinliche Sparsamkeit" von den parlamentarischen Körperschaften beschlossenen Maßregeln behufs Verstärkung der Streitkräfte zur See die britischen Staatsangehörigen in den Stand gesetzt sein würden, mit vollständiger Sicherheit und im friedlichen Vertrauen sich ihren industriellen Unternehmungen zu widmen. Freilich darf nicht verhehlt werden, daß nach dem Beispiele Großbritanniens auch Frankreich sich genöthigt sieht, seine Kriegsflotte zu erhöhen, zumal da Deutschland und Italien neben der steten Fortentwicklung ihres Landheeres auch diejenige ihrer Streitkräfte zur See nicht aus den Augen verlieren. Für Deutschland und Italien kommt in dieser Hinsicht neben anderen Erwägungen in Betracht, daß sie in den letzten Jahren in die Reihe der Colonialmächte eingetreten sind und außer den früheren neue Culturaufgaben übernommen haben.

Darf nun mit Fug hervorgehoben werden, daß die Vermehrung der Machtmittel der zur Tripelallianz vereinigten Monarchien, deren Bestrebungen in dieser Hinsicht

auch auf die Sympathien Großbritanniens zählen können, zur Abwehr von Störungen des europäischen Friedens wohl geeignet erscheint, so mußte die Aufmerksamkeit in letzter Zeit auch auf sociale Gegensätze im Inneren der verschiedenen Staaten hingelenkt werden. Hier kommen insbesondere die jüngsten Strikebewegungen in Betracht, unter denen diejenige der Londoner Dockarbeiter die erste Stelle einnimmt. Diese Arbeitseinstellung war von Anfang an von tief eingreifender Bedeutung, zumal da seit Jahrzehnten in der englischen Hauptstadt ein Strike von solcher Ausdehnung nicht stattgefunden hat. Zahlreiche Dampfer blieben, ohne daß die Ladung gelöscht werden konnte, in der Themse liegen, ebenso waren große Schiffahrtgesellschaften nicht in der Lage, ihre Dampfer nach dem Festlande abgehen zu lassen. Das Verhalten der Londoner Dockarbeiter war auch geeignet, ernste Besorgnisse wachzurufen, da socialistische Agitatoren in die Strikebewegung eingriffen, die ohnehin sehr bald sich keineswegs auf die ersten Theilnehmer erstreckte, sondern sich auf verschiedene Gewerkschaften und andere Städte ausdehnte. Wenn jedoch behauptet wurde, es hätte im Plane der Theilnehmer an der Strikebewegung gelegen, gewisse Docks in Brand zu stecken, so ist eine solche Beschuldigung in keiner Weise erwiesen worden; vielmehr sind wesentliche Ausschreitungen gegen die öffentliche Ordnung überhaupt nicht erfolgt, so daß gehofft werden darf, daß nach der Beendigung des Strikes ein gutes Verhältniß zwischen den Arbeitnehmern und den Arbeitgebern wiederhergestellt werden wird.

Wie die englischen Arbeiter bei ihrem Vorgehen im Allgemeinen die Gesetzlichkeit nicht aus den Augen verloren, ließen sie sich auch nicht durch internationale Utopien verlocken, an den Staatseinrichtungen zu rütteln. In dieser Hinsicht können die italienischen Radikalen, die in diesen Tagen die größeren Städte Frankreichs durchzogen, um gegen ihr eigenes Vaterland zu demonstriren, an den englischen Arbeitern sich ein Beispiel nehmen. Allerdings wäre es durchaus verfehlt, der Verbrüderung eines Häufleins italienischer „Republikaner" mit französischen Heißspornen allzu große Bedeutung beizumessen. Man braucht nur die italienischen Blätter zu lesen, um sich zu überzeugen, daß etwa mit Ausnahme des in Mailand erscheinenden franzosenfreundlichen „Secolo" und weniger anderer Organe die gesammte öffentliche Meinung jenseits der Alpen das Vorgehen der Radikalen aufs Schärfste verdammt. Allgemein wird es als im höchsten Grade taktlos, ja als hochverrätherisch bezeichnet, wenn diese Elemente ihren Sympathien für Frankreich und ihren Antipathien gegen die Tripelallianz in der Weise Ausdruck geben, daß sie das eigene Herrscherhaus, welches die nationale Einheit mitbegründete, verunglimpfen. Nur muß daran festgehalten werden, daß diese in Frankreich aus begreiflichen Rücksichten hochwillkommenen Lärmmacher in Wirklichkeit lediglich einen ganz geringen Bruchtheil der italienischen Bevölkerung repräsentiren, welche letztere in ihrer überwältigenden Mehrheit treu zu ihrem Königshause steht, dessen stolze Devise: „Sempre avanti, Savoia!" „Allzeit voran, Savoyen!" die Wohlfahrt des Landes bezeichnet, den hellen Glanz des „Sterns von Italien" erklärt. Dieser „Stern von Italien", das sprichwörtliche Glück des Landes, hat sich auch jüngst wieder auf dem Gebiete der Colonialpolitik bewährt. Wurden doch selbst in Italien Stimmen laut, welche die afrikanische Expedition als ein durchaus verfehltes Abenteuer bezeichneten, das nur geeignet wäre, dem Mutterlande der geplanten Colonie schwere Opfer an Geld und Blut aufzuerlegen. Seit dem Tode des Negus von Abessinien, Johannes, an dessen Stelle demnächst der König von Schoa, Menelik, den Thron besteigen soll, hat sich nun die Lage der italienischen Expeditionstruppen in Massowah, sowie in den benachbarten Gebieten wesentlich günstiger gestaltet, so daß sie auf die treue Nachbarschaft eines bewährten Bundesgenossen zählen können, während sie früher stets auf der Hut sein mußten, um nicht durch plötzliche Angriffe überrascht zu werden. Obgleich sich gegenwärtig noch nicht absehen läßt, in welchem Maße die Besetzung afrikanischen Gebietes durch italienische Truppen zur Quelle neuer Reichthümer für Italien werden, sowie zum Ruhme des Königreiches beitragen kann, darf doch jetzt bereits als gewiß gelten, daß die Zahl derjenigen, welche den Kolonialbesitz aufgegeben wissen wollen, seit den letzten Vorgängen in Abessinien zu-

sammengeschmolzen ist. Das Verdienst, wie die gesammte auswärtige Politik auch die Colonialpolitik Italiens zielbewußt zu leiten, gebührt unzweifelhaft dem Conseilpräsidenten Francesco Crispi. Durch innige Freundschaft mit dem Fürsten Bismarck verbunden, erinnert er auch durch die Energie und die Klarheit seiner Politik an den deutschen Reichskanzler. Der Groll, welchen die vatikanischen Organe einerseits, die französischen Blätter andererseits gegen den ausgezeichneten italienischen Staatsmann hegen, erklärt sich leicht aus der Ueberzeugung, einen wie gefährlichen Widersacher sie in Crispi erkennen, der sich weder durch trügerische Erwartungen einschläfern noch durch leere Drohungen einschüchtern läßt. Wie verfehlt sind die bis zum Ueberdrusse wiederholten Auseinandersetzungen der ultramontanen Organe, nach denen die Enthüllung des Giordano Bruno-Denkmals auf dem Campo de' Fiori zu Rom die Abreise des Papstes der Verwirklichung nahe gebracht haben soll! Wie läßt sich die Legende von der „Gefangenschaft" des Papstes damit in Einklang bringen, daß er sich völlig frei bewegen kann: nach Spanien oder nach Frankreich oder wohin sonst die Rathgeber im Vatikan das Oberhaupt der katholischen Kirche verbannt wissen möchten! Wäre doch eine solche Abreise in der That einer freiwilligen Verbannung gleich zu achten, da das Papstthum ohne den historischen Boden Roms an Ansehen und moralischer Macht eine starke Einbuße erleiden würde. Für das Königreich Italien würde die Ausführung des vom „Moniteur de Rome" und den übrigen vatikanischen Blättern mit Beharrlichkeit angekündigten Plans nur die Befreiung von einer Verlegenheit bedeuten.

In Wirklichkeit sind auch die an Leo XIII. von verschiedenen Städten Spaniens gerichteten Einladungen, in ihre Mauern überzusiedeln, nicht allzu ernsthaft zu nehmen, ernsthafter allerdings als die Beschlüsse der in verschiedenen Ländern tagenden Katholikenversammlungen, nach denen die weltliche Macht des Papstthums wiederhergestellt werden soll. Einige italienische Blätter überschätzen durchaus die Bedeutung dieser Resolutionen, wenn sie ihrem Erstaunen darüber Ausdruck geben, daß die Regierungen solche Beschlüsse und deren Kundgebung dulden. Außerhalb Italiens weiß man eben sehr wohl, wie spurlos alle derartigen Worte — und es sind nur Worte — im Winde verhallen. Auch in Italien sollte man nachgerade wissen, daß die Tripelallianz jeder der betheiligten Mächte den gegenwärtigen Besitzstand gewährleistet. Daß Rom seit dem 20. September 1870 endgültig der italienischen Monarchie einverleibt ist, daß Italien nie mehr auf seine Hauptstadt Verzicht leisten kann, wird auch in den Bündnißverträgen, auf denen die Tripelallianz beruht, anerkannt. Der Besuch, welchen Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin der italienischen Königsfamilie abzustatten beabsichtigen, wird aller Welt von Neuem zeigen, wie innig die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, sowie ihren Herrscherhäusern sind. Sollten sich aber dann noch Zweifel regen, so braucht nur an den Besuch Kaiser Wilhelms in Rom, an den enthusiastischen Empfang des Königs Humbert und des Prinzen von Neapel in Berlin erinnert zu werden, um den Beweis zu erbringen, daß das geeinigte Königreich Italien von klerikalen Versammlungen und deren Resolutionen nichts zu befürchten braucht.

Literarische Rundschau.

Literatur und Kunst.

1. Deutsche Romantik.

Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. A. Herausgegeben von Heinrich W. B. Zimmer. Mit J. G. Zimmer's Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer. 1888.

Der Herausgeber ist der Sohn Dessen, dem dies Buch gilt, und man kann sagen, daß er die Aufgabe gelöst habe, den Einfluß J. G. Zimmer's auf die Entwicklung der romantischen Literatur darzustellen. Dürfen die Adjectiva „gemüthlich" und „liebenswürdig" auf Bücher angewandt werden, so hat das vorliegende Anspruch auf sie. Man liest es mit dem angenehmsten Gefühle durch und empfängt den Eindruck, mit den Personen und Verhältnissen, von denen darin die Rede ist, in neuer Art bekannt geworden zu sein. Aber auch wer diese Menschen und Dinge zuerst aus dem Buche kennen lernte, würde dabei gewinnen. Denn es stellt der Verfasser, was er berührt, in einer abgerundeten Vollständigkeit dar, für die man ihm dankbar sein muß. Seine Anschauungsweise bekundet eine gewisse Milde der Gesinnung, die gleichwohl mit festem Urtheil verbunden ist und die ihn mehr die Lichtseite als Schattenseite der Dinge ins Auge fassen läßt. Wir dürfen der Empfindung wohl trauen, daß der so sich kundgebende Optimismus die Frucht einer Lebenserfahrung sei, die das Gute als das Positive und Bleibende, das Böse als das Nichtexistirende und historisch Gleichgültige anzusehen gelernt hat.

Wir freuen uns, diese Bemerkungen mit dem Geständnisse schließen zu können, daß uns der Herr Verfasser durchaus unbekannt sei. Vielleicht ist er selbst Geistlicher, wie sein Vater war, der als Buchhändler begann, in späten Jahren noch Theologie studirte und als Prediger dann in eine andere Lebenssphäre eintrat. Bei Zimmer kam „Des Knaben Wunderhorn" heraus, und zur Entstehungsgeschichte dieses für die romantische Schule vielleicht entscheidenden Werkes bieten die mitgetheilten Briefe Arnim's willkommenes Material. Doch wir halten inne, denn es würde eine lange Liste herauskommen, wenn wir Alles aufzählen wollten, was das Buch für den Kreis, innerhalb dessen es sich hält, Wichtiges darbietet.

2. Eine Schülerin Goethe's.

Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff. Von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Die Verfasserin des Buches ist die Nichte der Frau von Helvig, und diese selbst war die Nichte von Goethe's Frau von Stein. Was diese Biographie einer deutschen

Dichterin auszeichnet und ihr wahrscheinlich einen weiten Leserkreis verschaffen wird, ist nicht so sehr der Umstand, daß Frau von Helvig eine Schülerin Goethe's und Schiller's und auch Herder's war, sondern daß ihre Erlebnisse sie als eine Frau erscheinen lassen, die ernste und schöne Schicksale gehabt hat, und innerhalb ihres Verlaufes energisch auf der geistigen Höhe sich erhielt, zu der sie sich durch eigene Kraft emporarbeitete. Vier Epochen zeigt diese geistige Entwicklung. Zuerst das Leben, das Amalia als schöne, geistreiche, vielbegehrte junge Hofdame am Hofe Karls August's in Weimar führte. Daran schließt sich in plötzlichem Uebergange die glänzende Existenz zu Stockholm als Gemahlin eines der ersten Militärs dort. Daran, als die Dinge in Schweden zusammenbrachen, das bescheidene Leben in Heidelberg, damals dem Sitze der Romantik, wo Schriftstellerei ihr und ihren Kindern einen Theil des Lebensunterhaltes schaffen mußte; und zuletzt der Eintritt in die Gesellschaft Berlins, wo die Familie endlich eine ehrenvolle bleibende Stätte wieder gefunden hatte. An allen vier Stellen sehen wir Amalia von Helvig mit den bedeutendsten Männern und Frauen in Berührung.

Die Fortentwicklung Amalia's von Helvig ist von der Verfasserin nicht bloß geschildert, sondern auch mit Auszügen aus einer inhaltreichen, sehr anziehenden Correspondenz belegt worden. In knapper und rasch vorwärtsführender Schreibweise wird uns über das Wichtigste berichtet, zugleich aber immer das am ausführlichsten gegeben, was neben ihrer dichterischen Thätigkeit die Vorzüglichkeit Frau von Helvig's als Gattin und Mutter hervortreten läßt.

Bekannt ist, daß die beste Uebersetzung der Frithjof-Sage von Tegnér von ihr herrührt.

3. Dürer-Ausgabe.

Zeichnungen von Albrecht Dürer in Nachbildungen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Lippmann, Director des königl. Kupferstichcabinets zu Berlin. Abtheilung V—XXII. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Das vom Director des königlichen Kupferstichcabinets herausgegebene Dürer-Werk ist nun bis zum zweiten Bande gediehen. Wir haben das vaterländische, wichtige und schöne Unternehmen bei Erscheinen des ersten Bandes ausführlich besprochen, und verweisen, was die allgemeine Würdigung dieser umfassenden Sammlung der Handzeichnungen Dürer's anlangt, auf das dort Gesagte. Nur einem Institute, das so vielfache Verbindungen hat wie das königl. Kupferstichcabinet, konnte es gelingen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Wunsche entgegenstellen, sämmtliche Blätter des Meisters, mögen sie sich befinden wo sie wollen, in Berliner Reproductionen zusammenzubringen, wie hier geschehen ist. Möge die Fortsetzung sich ebenso glücklich gestalten wie diese Anfänge, die unserer Berechnung nach etwa die Hälfte der ganzen Collection bilden dürften, versprechen. Treten zu diesen Bänden in späterer Zeit dann weitere, welche die Stiche und Holzschnitte brächten, hinzu, und würden auch Dürer's Briefe und Bücher neu herausgegeben sich daran schließen, so könnte Etwas entstehen, das mit der Herder-Ausgabe Suphan's und der Weimaraner Goethe-Ausgabe zugleich genannt werden dürfte.

Ueber die Blätter, die der zweite Band bringt, könnte viel gesagt werden: sie stehen denen des ersten an Wichtigkeit nicht nach. Sie böten um so reichlicheren Stoff zur Besprechung, als es sich diesmal um manche Zeichnungen handelt, die, als in Privatbesitz befindlich, auch dem bewanderteren Kunstfreunde weniger bekannt waren. Mit immer neuer Freude wendet man die Blätter des Bandes um. Ueber die Zuverlässigkeit der Reproduction in den einzelnen Fällen spricht sich der Herausgeber im Vorworte mit derselben Unbefangenheit wieder aus wie im ersten Bande. Auch über die Echtheit einiger Zeichnungen theilt er seine Zweifel mit, indem er zugleich den Inhalt des ersten Bandes einer retrospectiven Kritik unterzieht. Zwei darin enthaltene kleine Landschaften werden mit Recht Dürer nun abgesprochen, Nr. 92 dagegen Baldung Grien jetzt mit Sicherheit zugeschrieben, wie in Form einer Vermuthung früher

bereits geäußert worden war. Wir erlauben uns die Bemerkung, daß diese schöne Zeichnung die Copie einer unbekannten Dürer'schen Zeichnung zu sein scheint, so daß sie von ihrer Stelle nicht hinwegzuwünschen wäre.

Auffallend erscheint uns, wenn Dr. Lippmann auch in Betreff von Nr. 110 Zweifel äußert. Da er das Blatt gleichwohl aufgenommen hat, theilt er sie persönlich wohl nicht völlig; wir begreifen nicht, wie Bedenken hier möglich waren. Die Bedeutung dieses und der übrigen hierher gehörigen Blätter, Nr. 174, 194, 195, ist allerdings unklar, Dürerisch aber ist Nr. 110 gleich den anderen sowohl dem Inhalte als der Federführung nach. Vielleicht handelte es sich um eine Reihe von Illustrationen, zu — wir äußern eine bloße Vermuthung — etwa einem Gedichte, sagen wir allegorischen Inhaltes, das ähnliche Dinge vielleicht behandelte wie Hutten's berühmter Tractat über die Heilkräfte des Guajakholzes. Auf diese Vermuthung brachte uns die offenbar zu diesen Blättern gehörige Radirung Dürer's B. 70, im Dürer-Werke Amand-Durand's unter Nr. 66 reproducirt. Es scheint, daß Dürer dieses unvollendet gebliebene Blatt durch zugesetzte Figuren zu einem Quodlibet machen und um seinen eigentlichen Sinn habe bringen wollen, der sich, wenn wir Cap. XV (Böcking, Bd. V, S. 445) der Hutten'schen oben angeführten Schrift lesen, errathen läßt. Die Behandlung dieser Platte entspricht durchaus der Federzeichnung Nr. 194 unseres Bandes und die Jahreszahlen stimmen. Auf Nr. 174 wiederum erinnert die auf der Höhe einer Mauer stehende Frau mit dem brennenden Lichte in der Hand an das dem Zauberer Virgilius angedichtete Abenteuer, wozu dann auch die offenbar auf den mittelalterlichen Aristoteles sich beziehende, darunter angebrachte Darstellung paßte. Zu dem gleichen Cyclus rechnen wir eine bei ihrer ersten Publication dem Mantegna zugeschriebene Dürer'sche Zeichnung mit vielen, seltsam leidenschaftlich bewegten unbekleideten männlichen und weiblichen Gestalten.

Wir sprechen die Hoffnung aus, es werde der letzte Band des so schön und energisch begonnenen Werkes einen, etwa in der Art von Ephrussi's Buche gehaltenen verbindenden Text bringen, der den Besitzer der Dürer'schen Handzeichnungen darüber belehrt, was er in dieser kostbaren Sammlung vor sich habe. Der Zusammenhang vieler Blätter mit Stichen, Radirungen, Holzschnitten und Gemälden müßte da erschöpfend besprochen, auch die Verbindung der Dürer'schen Kunst mit den die Zeit bewegenden Ideen besser gegeben werden als Thausing dergleichen zu geben im Stande war. Wir wollen damit die Leistungen dieses verdienstlichen Mannes nicht verkleinern, sondern nur aussprechen, daß das heute für Dürer vorhandene Material und die zusammenkommende Arbeit vieler Anderer, die in letzter Zeit über Dürer geschrieben haben, die Dinge weiter zu fassen erlauben. Was die Nothwendigkeit einer solchen, auch höheren Ansprüchen genügenden kunsthistorischen Zugabe anlangt, so glauben wir unserer Erfahrung trauen zu dürfen, wenn wir behaupten, daß ohne eine Erklärung dessen, was man vor sich habe, für einen großen Theil des auch gebildeteren Publicums der Anblick Dürer'scher Arbeiten ohne rechte Frucht bleiben werde. Und weil eine solche Schrift selbst bei einer Frist von zwei bis drei Jahren kaum herzustellen wäre, weisen wir gleich jetzt auf sie hin. Ein Werk wie dieses, das ein Stück Nationalreichthum repräsentirt, darf nicht in beliebiger Form abgeschlossen werden, sondern unterliegt, einmal in so ausgezeichneter Art begonnen, den Anforderungen, welche die höchste Kritik zu stellen berechtigt ist.

B. K. F.

γα. **Histoire de la littérature allemande** par G. A. Heinrich, professeur de la littérature étrangère à la faculté des lettres de Lyon. Deuxième édition. Tome premier. Paris, Ernest Leroux. 1889.

Das vorliegende Werk ist von einem katholischen Gelehrten geschrieben, welcher zu früh für die Wissenschaft gestorben ist. Denn so bestimmt sein Standpunkt auch ist; so entschieden er z. B da, wo er Döllinger anführt, den „illustre savant catholique" von dem „promoteur malheureux du Vieux-catholicisme" scheidet (S. 377): so unbefangen weiß er doch das wahre Wesen des deutschen Geistes zu erfassen und zu würdigen. Es gibt nicht sehr viele in deutscher Sprache abgefaßte Bücher, in welchen die großen Erscheinungen des katholischen Geisteslebens in Deutschland mit so viel Liebe geschildert werden, wie bei Heinrich; man lese des zum Beweis die Stelle über Hrabanus Maurus S. 50—52, oder die über Hrosuith S. 52—54: wie fein versteht da der Verfasser, den moralischen Gehalt von Dichtungen ans Licht zu ziehen, welche uns durch ihre Offenheit verletzen: „Le vice y est dépeint, mais flétri. Les pièces les plus scabreuses de nos jours ont un style bien plus discret que celui de la religieuse saxonne. La décence, qui est un fruit de la civilisation, règne de plus en plus sur notre théâtre, mais la morale n'est elle point souvent blessée dans ce langage si pudique?" Das ist Alles so wahr, treffend, verständig als möglich. Aber noch wahrer ist es, wenn S. 378 den Franzosen vorgehalten wird, daß man Luther nur verstehen könne, wenn man den deutschen Geist selbst verstehe. „Der Katholicismus ist ebensowohl eine Disciplin als ein Glaube. Wenn er dem Menschen den weitesten Horizont eröffnet, wenn er die höchsten Hoffnungen an ihn verschwendet, so mißtraut er nicht minder seiner Schwäche. Er steckt ihm ein bestimmtes Ziel und zeigt ihm den Weg, auf dem er es erreichen soll. Die Empfindung vom Fall des Menschen wird ohne Unterlaß durch die zahlreichen Uebungen belebt, welche alle das eine Ziel verfolgen: die Seele zu reinigen, zu erneuen, die Wirkungen des unzerstörbaren Fleckens abzuschwächen, welcher von Anbeginn an die Schönheit der Menschenseele zerstört hat. Das einzige Gefühl, welches das wahre Christenthum predigt, ist das der Furcht vor sich selbst, der Wachsamkeit. „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet." Dieses Gefühl treibt die Gemüther an, sich zu reinigen. Die Kirche ist die Mutter, welche alle ihre Kinder unter ihren Flügeln versammelt und ihnen ein wohlverschlossenes Haus zu ihrer Vertheidigung anbietet. Das Princip des Lutheranismus ist ein ganz anderes. Die große Sünde der Menschheit ist ein für allemal von Jesus gesühnt; wer das glaubt, der ist ein Christ, der am Verdienst des Opfertodes Christi Theil hat und ein Anrecht auf das Himmelreich. In allen andern Punkten hat er Freiheit. Es ist der alte germanische Zug, individuelle Unabhängigkeit, welcher nach Tacitus die Deutschen sich da ansiedeln ließ, wo ihnen ein Quell, Fels und Hain gefiel; so wählen sie frei auch ihre Wohnung in der religiösen Welt." Ein Werk von solcher Unbefangenheit und nebenbei tüchtiger Gelehrsamkeit kann auch dem deutschen Publicum nur willkommen sein; wir sehen dem zweiten Bande mit Freude entgegen.

εγ. **Die neue deutsche Schule.** Monatsschrift zur Begründung einer dem Zeitbedürfniß entsprechenden Jugendbildung. Herausgegeben von Dr. Hugo Göring. Berlin, A. Hofmann & Co. 1889.

Der allgemeine deutsche Verein für Schulreform hat sich in vorliegender Monatsschrift ein Organ geschaffen, an welchem Prof. Esmarch in Kiel, Prof. Preyer in Berlin, Oberschulrath Möbius in Gotha und Director Schmelzer in Hamm in erster Linie mitarbeiten werden. Als Ziel schwebt dem Verein vor: eine selbständige Unterrichtsverwaltung unter stärkerer Herbeiziehung von Fachmännern, ein Unterrichtsgesetz, Vereinfachung des Prüfungswesens, bessere Vorbildung der Studirenden für ihren Erziehungsberuf, Erhebung des Deutschen zum Mittelpunkt des Unterrichts, bessere Fürsorge für die Gesundheit der Jugend, Gleichstellung von Gymnasien und Realschulen, einheitliche Vorbildung für die höheren Schulen, größere Betheiligung der Eltern an den Rechten der Erziehung, Einigung aller Bestrebungen zur Schulreform. Referent steht manchen dieser Punkte entschieden ablehnend gegenüber; andere aber werden allgemeine Theilnahme finden. Die Art, wie die fraglichen Probleme in dem vorliegenden ersten Heft erörtert werden, ist anregend und insofern auch förderlich; selbst wenn man nicht beistimmt, so wird man doch zur Begründung der Meinungsverschiedenheit gedrängt. Wir glauben daher, daß die Zeitschrift die Erforschung der Wahrheit fördern wird, auch wenn sie nicht da liegen sollte, wo die Zeitschrift sie sucht.

εγ. **Suum Cuique.** Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens. Von Dr. Paul Cauer. Kiel, Lipsius & Tischer. 1889.

Vorliegende fünf Aufsätze behandeln: die Gefahr der Einheitsschule; Professor Paulsen und das Gymnasium; den lateinischen Aufsatz; die Schulreform und die Heidelberger Erklärung; endlich die Frage, ob eine Schulreform in Preußen möglich sei. Durch alle Aufsätze zieht sich als rother Faden die Opposition gegen die „Schulreformer", von denen Cauer sagt, daß sie durch ihre Projecte, falls dieselben ins Leben treten, mehr Unheil als Gutes stiften würden. Die „Einheitsschule", welche mehr Fächer lehren soll, aber unter Verminderung der Stundenzahl des Lateinischen, würde den bildenden Werth letzterer Sprache nicht mehr ausnützen können, weil sie dieselbe zu flüchtig betreiben müßte; sie würde den gehofften Erfolg in dem deutschen Unterricht nicht finden und die Jugend allzu stark in Anspruch nehmen; „der Mensch kann nicht von lauter Kraftbrühe sich nähren", und das eben ist die Absicht der Einheitsschule: „sie will die geistigen Nahrungsmittel so präpariren, daß aus jedem ein Extrakt gemacht wird, der nur den einen Nährstoff enthält, und will dann bloß diesen Extrakt den Schülern zu genießen und zu verdauen geben." Referent gesteht, daß er im Wesentlichen Cauer's Bedenken theilt. Die

von Cauer dargebotenen Aufsätze sind das Werk eines erfahrenen und umsichtigen Pädagogen; ihr Studium ist Allen zu empfehlen, welche die Schulreformfrage zum Gegenstand ihres Nachdenkens machen wollen.

β. **System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre** von Friedrich Paulsen. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Ein höchst gediegenes, inhalt- und gedankenreiches Werk, das die einschlagenden Probleme mit ebenso viel Sachkenntniß und eindringendem Verständniß als wohlthuender Unbefangenheit und Unparteilichkeit behandelt. Der Verfasser ordnet seinen Stoff in vier Theile: in dem ersten derselben gibt er den „Umriß einer Geschichte der Lebensanschauung und Moralphilosophie", in dem zweiten behandelt er die „Grundbegriffe und Prinzipienfragen", in dem dritten bietet er dem Leser die Grundzüge einer auf den Ergebnissen des vorigen Theils sich aufbauenden „Pflichten- und Tugendlehre" dar, in dem vierten endlich untersucht er die „Formen des Gemeinschaftslebens" (die Formen der Familie, der Geselligkeit und Freundschaft, der wirthschaftlich-socialen Lebensgemeinschaft und des Staates) auf ihren ethischen Werth und Gehalt. Paulsen ist Anhänger der teleologischen Auffassungsweise des ethischen Problems, die in der Beziehung des menschlichen Handelns auf objectiv werthvolle, höchste Zwecke den Urquell und bleibenden objectiven Grund des Sittengesetzes erkennt. Er bietet uns in dem vorliegenden Werke die Früchte eingehender Studien und anhaltenden eigenen Nachdenkens dar und documentirt dabei in hohem Maße jene seltene „Liberalität der Gesinnung", die auch bei principiell abweichendem Standpunkt die Ansicht des Gegners zu achten weiß, und einen gesunden freien, zwischen einseitigen und extremen Anschauungsweisen in glücklicher Weise die rechte Mitte treffenden Sinn.

β. **Immanuel Kant's Vorlesungen über Psychologie.** Mit einer Einleitung: „Kant's mystische Weltanschauung". Herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1889.

Der Verfasser der Vernunftkritik ein Mystiker?! — Herr du Prel versichert es uns und bemüht sich im vorliegenden Schriftchen, im Anschluß an Kant's „Vorlesungen über Psychologie", seine diesbezügliche Behauptung zu beweisen. Daß ihm sein Vorhaben gelungen sei, muß man gleichwohl aufs Entschiedenste verneinen. Allerdings streifte Kant's eigene, kritische Weltanschauung — seine Ueberzeugung, „daß unsre ganze räumlich-zeitliche Wirklichkeit eine bloße Welt subjectiver „Erscheinungen" sei, der eine ganz anders geartete, „übersinnliche" Welt der „Dinge an sich" zu Grunde liege —" hart an die Grenze des Mysticismus hinan; allerdings hatte er die wesentlichen, metaphysischen Voraussetzungen desselben: den Glauben an die Doppelnatur des Menschen, an die Immaterialität und Unzerstörbarkeit der Seelensubstanz, und an die Existenz einer intelligiblen Geisterwelt, der die menschliche Seele angehört, allem Anscheine nach — ursprünglich wenigstens — mit Swedenborg und andern Mystikern gemein. Aber Mystiker war er selbst darum doch nicht. Denn das Wesentliche des Mysticismus besteht in dem Glauben an das Hereinragen der Geisterwelt in die uns bekannte sinnliche Welt — und gerade diesem Glauben gegenüber nahm Kant von jeher — wie ja auch du Prel selbst zugesteht — eine höchst skeptische, in der Folgezeit aber, als seine kritischen Ueberzeugungen sich befestiget hatten, eine durchaus negierende Stellung ein. Und daran hätte auch die genaueste Kenntniß aller sogenannten „mystischen Erfahrungsthatsachen" — der hypnotischen und somnambulistischen Erscheinungen nämlich — für Kant nicht das Mindeste ändern können, weil seine eigene kritische Anschauungsweise ja gerade auf der entschiedenen Ueberzeugung beruht, daß auch die zweifellosesten Erfahrungsthatsachen uns keinerlei Kunde vom wirklichen, transcendentalen Wesen der Dinge zu geben vermögen.

π. **Der Hypnotismus.** Von Dr. med. Albert Moll. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung (H. Kornfeld). 1889.

Der in ärztlichen Kreisen durch seine hypnotischen Heilversuche bekannte Verfasser hat in diesem Buche „eine Uebersicht über das Wichtigste auf dem ganzen Gebiete des Hypnotismus" zu geben unternommen. Er hat diese Aufgabe gelöst, sofern kein wesentlicher Theil des schon recht umfangreichen, gegen die Physiologie, Psychologie und Neuropathologie kaum noch abgrenzbaren Feldes unberührt geblieben ist. Die Fülle des Materials bringt es aber mit sich, daß jeder einzelne von den neun Abschnitten des 279 Seiten Text umfassenden Werkes nur in gedrängter Kürze die Thatsachen und Ansichten wiedergibt. Namentlich der 1. Abschnitt „Geschichtliches" ist allzu kurz. Der zweite „Allgemeines" erörtert die Mittel, Hypnosen hervorzurufen und zu unterbrechen. Das Hauptcapitel ist das dritte, „Symptomatologie", welches in einen physiologischen und psychologischen Theil zerfällt. Die übrigen Capitel „Zur Simulationsfrage", „Verwandte Zustände", „Medicinisches" (d. h. Verwerthung des Hypnotismus in der inneren Medicin und Chirurgie zu Heilzwecken und in der Pädagogie (!) mit Hervorhebung ihrer Gefahren), ferner „Forensisches" und „Thierischer Magnetismus" (wozu Telepathie, Clairvoyance, Fernwirkung der Medicamente gerechnet werden) sind weder unter sich coordinirt, noch bildet jedes für sich einen zusammenhängenden Gedankenbau. Ein Sach- und Namenregister erleichtert es dem Leser, sich zu orientiren. Doch ist Jedem, der an die Lectüre herantritt, die Prüfung der Angaben des Verfassers über die Arbeiten Anderer sehr erschwert, weil er Literaturangaben unterließ, um, wie er sagt, „das Buch nicht zu compendiös zu machen". Er meint „voluminös". Das vereinzelte Citat (S. 251) von Braid hat der Verfasser mißverstanden. Denn Braid hat damals 1843 geradeso wie in allen seinen späteren Schriften bestritten, daß Thatsachen existiren, welche das Hellsehen beweisen. Er erklärt sich bereit, **wenn** er persönlich Beweise für die Clairvoyance ge-

habt haben werde, dann werde er die Thatsache anzuerkennen nicht säumen. Er starb 1860, ohne solche Beweise erhalten zu haben.

εν. **Adolphe Jullien,** Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres. Ouvrage orné de 14 lithographies originales par M. Fantin-Latour, de 12 Portraits de H. Berlioz, de 3 Planches hors texte et de 122 Gravures, Scènes théâtrales, Caricatures, Portraits d'artistes, Autographes etc. Paris, à la librairie de l'Art, 29, Cité d'Antin. 1888.

Die Bedeutung dieses ungewöhnlich kostbar ausgestatteten, mit künstlerischem Bilderschmuck gezierten Buches des bekannten französischen Musikschriftstellers wird sicherlich auch in Deutschland — dem „musikalischen Vaterlande" Berlioz', wie er selbst es nannte — anerkannt werden. Es ist aus fleißigen Forschungen und emsigen Sammlungen hervorgegangen, mit liebenswürdiger Wärme geschrieben, aber frei von jener übereifrigen Lobpreisung, mit der die Franzosen jetzt ihren Landsmann feiern, nachdem sie ihn bei seinen Lebzeiten mißachtet, verhöhnt und zu einem vergrämten und verbitterten Manne gemacht hatten. „Nichts um mich her zu sehen, als Stumpfsinn, Gleichgültigkeit, Undank oder Schrecken — das ist mein Loos in Paris. Frankreich ist vom musikalischen Standpunkt nur ein Land von Cretins," schreibt der in seinem Ehrgeiz so tief gekränkte Berlioz einmal. Sein Biograph Jullien läßt ihm volle Gerechtigkeit angedeihen; die vorliegende Schrift ist ein kunsthistorisches Denkmal, das die Manen des im Groll gegen sein Vaterland geschiedenen, hochstrebenden Künstlers vollauf versöhnen wird. — Der reiche illustrative Theil der Biographie verdient noch eine auszeichnende Hervorhebung. Zunächst sind es zwölf, aus den verschiedenen Lebensepochen stammende Bildnisse Berlioz', die das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Ferner sind die Titelblätter der ersten Ausgaben seiner Werke in genauer Nachbildung wiedergegeben, dazu kommen Darstellungen einzelner Scenen und Figuren aus seinen Opern, phantastische Illustrationen zu den Orchesterwerken, Facsimiles seiner Handschrift u. s. w. Auch seine Geliebte und nachherige Gattin, die englische Schauspielerin Miß Smithson, ist in einigen ihrer Hauptrollen dargestellt worden. Höchst amüsant sind endlich die aus den französischen Witzblättern zusammengetragenen zahlreichen Caricaturen, die vorwiegend Berlioz' Eitelkeit und seine lärmende Orchestermusik persiflieren. Gerade die Mittheilung dieser, meist sehr charakteristischen Zeichnungen spricht für die Objectivität des Biographen, der nicht so klein von seinem Helden denkt, um durch diese Scherze das Ansehen desselben für gefährdet zu halten.

σβχ. **Cressy.** By Bret Harte. In two Volumes. London, Macmillan and Co. 1889.

Schlägt man dieses Buch auf, so findet man sich in bekanntem Lande und der bekannten Gesellschaft gegenüber, wie sie Bret Harte seit zwei Jahrzehnten erzählend uns vorführt: das Minengebiet des oberen Kaliforniens, jetzt von den Bergarbeitern theilweise verlassen und dafür von Pferde- und Viehzüchtern bewohnt. Heute treiben nicht mehr die mißfarbigen Schaummassen aus dem Ocean amerikanischen Lebens hinüber in diese Striche, Ordnung und Stetigkeit sind dauernd eingekehrt. Aber dabei ist doch noch genug von merkwürdigen Kontrasten übrig geblieben, um das Dasein pittoresk zu gestalten. Die ersten Seiten von „Cressy" lassen nach den manchen üblen Erfahrungen, welche wir mit Bret Harte in letzter Zeit gemacht haben, beinahe fürchten, daß auch hier nur wieder ein durch seine Feder uns längst wohlvertrautes Problem etwas anders drapirt werden möchte: ein hochgebildeter junger Mann aus der feinen Civilisation des Ostens, in die kalifornische Wildniß geworfen, der zeitweilig dort ein karges Brod sucht und mit den ursprünglichen Leidenschaften der Waldleute in Gutem oder Bösem zusammenstößt. Aber, hebt die Erzählung auch an, als ob „Miß" etwas weitläufig abgehandelt werden sollte, so enttäuscht uns doch die Entwicklung durch Züge von Bret Harte's alter Kraft. Einzelne Charaktere, wie Ben Dabney, Mac Kinstry, sind meisterhaft. Dann gibt es ein paar spannende und hinreißende Scenen in dem Buch. Da kommt heraus, was alle Kunst und Studien der Nachahmer Bret Harte nicht abgewinnen können: er weiß aus dem schlimmsten Gewühle gemeiner, bestialischer Kämpfe plötzlich mit solcher Stärke eine reine menschliche Empfindung herauszuheben und siegen zu lassen, daß er sein Publicum überwältigt. Das ist der große und charakteristische Zug in seinem Wesen. Den hat auch dieses neue Buch; und dadurch wird sich auch jeder deutsche Leser belohnt finden, welchen die Schwierigkeiten der Sprache nicht abschrecken, die allerdings diesmal ungewöhnlich groß sind.

εσ. **Kalewala, das Volksepos der Finnen.** Uebersetzt von Hermann Paul. 2 Bde. Helsingfors, G. W. B. Edlund's Buchhandlung. 1885—86.

Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutsche übertragen von Hermann Paul. Ebenda 1882.

Wunderwerke der Volkspoesie in ausgezeichneten Uebertragungen, die, trotz allen Opfern des seitdem verstorbenen Nachdichters, bei den sonst für erneute Schätze der Weltliteratur so empfänglichen Deutschen keine Resonanz gefunden zu haben scheinen. Erst 1832 hat Elias Lönnrot die unter den ländlichen Sängern von der heidnischen Zeit her ein Sonderleben führenden, aber unter sich zusammenhängenden mythisch-heroischen Runen (Lieder) zu einem Epos gefügt und dadurch das Zersungene vom Untergang gerettet, zugleich aber als junger finnischer Homer den Anhängern der Liedertheorie eine sehr bedeutsame Analogie an die Hand gegeben. Da die Runen in verschiedener Gestalt umliefen, konnten fünfzehn weitere Sammeljahre eine neue reichere Redaction ergeben. Lönnrot, Arzt und Runensänger, hat die zerstückelten Glieder gesammelt, eingerenkt und Ritzen verkittet. In Deutschland ging J. Grimm eifrig auf die historisch-geographischen Fragen ein, Steinthal u. a. auf die epischen, in Rußland verdeutschte Schiefner das Werk und in Amerika schöpfte Longfellow daraus dichterische Anregung. Käle-

wala ist das Heldenland, wo Völker kämpfen und drei königliche Brüder, ursprünglich Götter, um eine nordische Maid ringen. Neben ungeheuern Hyperbeln, an tatarische Heldensage erinnernd, stehen die menschlichsten Scenen. Und die große Episode des Kullerwo, den die zweite Redaction vom schrecklichen Eulenspiegel zu tragischer Leidenschaft erhöht, muß unter jedem Himmelsstrich gewaltig wirken. Den wogenden, wiederholungsreichen Stil hat Paul unstreitig künstlerischer als sein hochverdienter Vorgänger getroffen, den Fluß der Trochäen durch Daktylen beschleunigt.

Die finnischen Sänger recitiren paarweise mit eigenthümlichem Wiegen des Körpers, Hand in Hand: „Laß uns, Bruder, die Hände reichen, laß uns liebliche Weisen singen." Sie nennen ihre Eltern und die Natur ihre Lehrer und versprechen gleich unsern Fahrenden für die beste Bewirthung das beste Lied. „Also hörte ich einst berichten," heben sie an wie der Rhapsode des Hildebrandsliedes. Das Begleitinstrument für epische Recitation und lyrischen Gesang heißt Kantele. Lönnrot's Sammlung „Kanteletar" von 1840, auf welcher Paul fußt, enthält neben neuerer Improvisation das Erbgut ferner Jahrhunderte. Wir hören Jagdlieder, Hirtenlieder, Lieder auf die Poesie, Arbeitslieder, melancholische Mädchenlieder, Liebeslieder der Männer, Ehelieder, Wiegenlieder, Räthsel, Beschwörungen, wenig Balladenhaftes. „Wenn ich ein Vöglein wär," singt Gretchen, „Hätt' ich, Vöglein, dein Gefieder" die sehnsüchtige Finnin. So erneuen sich nach Goethe's Wort „von Pol zu Pol Gesänge".

Rühmlich erwähnt sei neben Paul's künstlerischen Spenden noch die Sammlung „Finnische Märchen" von E. Schreck. (Weimar, H. Böhlau. 1887.)

xv. **Aegyptische Kunstgeschichte** von G. Maspero. Deutsche Ausgabe von Georg Steindorff. Mit 316 Abbildungen im Text. Leipzig, W. Engelmann. 1889.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß wir in dem vorliegenden Buche nunmehr eine sorgfältige und geschmackvolle deutsche Ausgabe von Maspero's „Archéologie Egyptienne" besitzen. Die Vorzüge dieses trefflichen, wohl in den weitesten Kreisen bekannten Werkes des französischen Aegyptologen brauchen hier nicht nochmals hervorgehoben zu werden. Nur erwarte man nicht, durch den deutschen Titel verführt, eine wirkliche „Kunstgeschichte" zu finden. Eine systematische ägyptische Kunstgeschichte im wahren Sinne ist bisher noch nicht geschrieben worden. Es sind vielmehr einzelne kunsthistorische Untersuchungen, die uns mit den Hauptzweigen der Kunst, der Architektur (Profan-, Sacral- und Funerärbauten Cap. 1–3), Malerei und Skulptur (Cap. 4) und dem Kunstgewerbe (Cap. 5) in ihrer Behandlung durch die Aegypter bekannt machen. — Die deutsche Ausgabe von Georg Steindorff verdient vollstes Lob: die Uebersetzung ist gut, die Sprache klar. Zu besonderem Dank sind wir dem Herausgeber dafür verpflichtet, daß er auch die Schätze des Berliner Museums mit herangezogen und ihre Beschreibung der Maspero'schen Darstellung eingefügt hat. Dadurch ist die deutsche Ausgabe auch um sechzehn Abbildungen reicher geworden. Einige von Maspero abweichende Ansichten hat der Herausgeber in Anmerkungen, die hinter dem Text gedruckt sind, vertreten. Wir hätten hier übrigens gern einen Protest gegen Maspero's kühne These gefunden, der Moerissee habe nie existirt. Es wäre ja sehr erfreulich, wenn wir die unglückliche Moerisseefrage vom Halse hätten. Aber die Existenz des Sees — wenn auch nicht in der Herodotëischen Gestalt — darf nach dem Bericht des von Herodot hier ganz unabhängigen Augenzeugen Strabo nicht geleugnet werden. — Der vom Herausgeber neu hinzugefügte Index wird Jedem erwünscht kommen. Für die Vortrefflichkeit der Ausstattung bürgt schon der Name des Verlegers.

ρ. **Meyers Conversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Zwölfter bis vierzehnter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888. 1889.

Die drei neuen Bände, welche seit unserer letzten Anzeige (D. R., Bd. LVII, S. 166) erschienen sind, umfassen die Worte „Nathusius" bis „Sodawasser" und rücken das groß angelegte und groß ausgeführte Werk seinem Abschluß immer näher. Schon jetzt dürfen wir sagen, daß es, wenn vollendet, eine der bedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der encyklopädischen Literatur sein wird, eine, die sich aus ihren Anfängen von vor fünfzig Jahren organisch entwickelt, alle seitdem verfügbar gewordenen Hülfsmittel der wissenschaftlichen Forschung sowohl als der technischen Reproduction in ihren Dienst genommen und in steter Selbstvervollkommnung zugleich an der fortschreitenden Bildung unseres Volkes in hervorragender Weise mitgewirkt hat. Ein noch so flüchtiger Blick in diese drei neuen Bände genügt, um zu erkennen, wie vortrefflich die Redaction ist, mit welchem Ernst und mit welcher Umsicht sie verfährt, und wie die Verlagshandlung geradezu das Aeußerste thut, was in typographischer Hinsicht und Ausstattung geleistet werden kann. Farbendrucke z. B. von einer Schönheit wie sie hier geboten werden, haben wir in ähnlichen Werken kaum je gefunden, und wenn sie diesem zum Schmucke gereichen, so dienen sie doch noch vielmehr den Zwecken der Illustration im eigentlichen Sinne des Worts. Ueber das, was einem solchen Werke den eigentlichen Werth verleiht, Umfang und Zuverlässigkeit der Belehrung, kann man allerdings so rasch nicht urtheilen; aber da wir diese drei neuen Bände seit Jahresfrist in Gebrauch und so oft in die Hand genommen haben, als an sie die Reihe kam — und das war oft genug —, so dürfen wir sagen, daß sie sich durchaus auf der Höhe der früheren, d. h. auf der Höhe ihrer Aufgabe und unserer Zeit halten. Ein Jeder, der Gelehrte, der Beamte, der Kaufmann, der Industrielle, der Landwirth, der Militär, wird ein solches Werk, je nach seinem Bedürfniß, zu Rathe ziehen; daß es einem jeden Angehörigen der verschiedenartigen Berufszweige die beste Auskunft gibt, die überhaupt auf diesem Wege zu haben, ist zugleich das beste Lob, das man Meyer's Conversations-Lexikon ertheilen kann.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Die Aristotelische Theorie vom Epos nach ihrer Entwicklung bei Griechen und Römern. Von Dr. Adam. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1889.

Aïdé. — Présentée. Roman par Hamilton Aïdé. Traduit de l'Anglais par Robert Honlay. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1889.

Baumann. — Platons Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Dr. J. Baumann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1889.

Bismarckbriefe. Neue Folge. Mit Einleitungen und Anmerkungen. I. Berlin, Hennig & Eichendorf.

Blum. — Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 1889.

Bormann. — Das Büchlein Komm mit mir. Von Edwin Bormann. 7. Auflage. Leipzig, Edw. Bormann's Selbstverlag. 1889.

Des Publius Ovidius Naso Verwandlungen, metrisch übersetzt von Julius Dieckmann. Hamburg, Conrad Kloss. 1889.

Ebner-Eschenbach. — Neue Erzählungen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Fitze. — Kriegstagebuch eines einjährig-freiwilligen Ulanen aus dem Feldzuge 1870/71 von August Fitze. Rathenow, Max Babenzien. 1889.

Fucini. — Le Veglie di Neri. Paesi e figuri della campagna toscana. Del Renato Fucini. Quarta edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1890.

Giordano Bruno's Reformation des Himmels lo spaccio della bestia trionfante. Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Rauert & Rocco. 1889.

Greinz. — Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Haek. — Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa von D. Haek. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1889.

Hauptmann. — Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann. Berlin, C. F. Conrad's Buchhandlung. 1889.

Heinrich. — Freifräulein Anna von Grundeck. Roman aus der Neuzeit von Theodor Heinrich. Linden-Hannover, Carl Manz. 1889.

Hume. — Le mystère d'un hausom cab. Par Fergus W. Hume. Roman traduit de l'Anglais par Léon Bochet. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1889.

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. II: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften, deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Marquier. — Die Sagen des Bodensees. Erzählend mitgetheilt von Josef Adolf Marquier. Konstanz, Wilh. Meck. 1889.

Mayer. — Robert v. Mayer über die Erhaltung der Energie. Briefe an Wilhelm Griesinger nebst dessen Antwortschreiben aus den Jahren 1842—1845. Herausgegeben und erläutert von Professor W. Preyer in Berlin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Meyer. — Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen von Dr. Otto Meyer. Linden-Hannover, Karl Manz. 1889.

Meyer. — La tentazione del Marchese di Pescara. Del Conrado Ferdinando Meyer. Traduzione di P. Valabrega. Milano, Ulrico Hoepli. 1889.

Mohr. — Neu-Gesammeltes von Johann Jacob Mohr. Frankfurt a/M., A. Mahlau. 1889.

Morf. — Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf. Vierter Theil. Winterthur, Geschwister Ziegler. 1889.

Möser. — Singen und Sagen. Neue Gedichte von Albert Möser. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Akt.-Ges. (vormals J. F. Richter). 1889.

Müller-Guttenbrunn. — Geschreiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Oberosler. — Illustrirter Führer durch Ober-Italien, mit den Alpentouren in der Carnia, im Cadore und in den Sette Communi etc. etc. Von J. Oberosler. Mit 60 Illustrationen und Karten etc. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Pache. — Die Lehre von der Gesellschaft. Lesebuch für das Deutsche Volk und Lehrbuch für die Fortbildungsschule. Von Oscar Pache. Leipzig, Feodor Reinboth. 1889.

Pallmann. — Das Goethehaus in Frankfurt im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes beschrieben von Dr. H. Pallmann. Frankfurt a/M., Gebr. Knauer. 1889.

Pasqué. — Mary und Marietta. Eine Novelle vom Luganer See von Ernst Pasqué. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Pierson. — Preußische Geschichte von Prof. Dr. William Pierson. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer historischen Karte des Brandenburgisch-Preußischen Staates nach seiner Territorial-Entwickelung unter den Hohenzollern von Prof. Heinrich Kiepert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. XVII. Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1889.

Prieger. — Echt oder Unecht. Zur Lucas-Passion. Von Erich Prieger. Berlin, C. F. Conrad. 1889.

Proelss. — Der heilige Amor von Johannes Proelss. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.

Reuter. — La Finlande et les Finlandais par O. M. Reuter. Helsingfors. 1889.

Schrader. — Der Bilderschmuck der Deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichthum unserer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung dunkler Redensarten und sprachlicher Räthsel. Von Hermann Schrader. Berlin, Hans Lüstenöder. 1889.

Schubin. — Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Schultz. — Geschichte der deutschen Litteratur von Dr. Ferdinand Schultz. Dessau, Paul Baumann. 1889.

Sciangula. — L'Arte. Studi sull' evoluzione della forma. Del A. Sciangula. Palermo, L. Pedone Lauriel di Carlo Clausen. 1889.

Sievers. — Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Mit Benutzung des Schiller'schen Bruchstücks bis zur Verwandlung im zweiten Aufzug. Von Otto Sievers. Braunschweig, Bruno Goeritz. 1888.

Sievers. — Waterloo. Historie in fünf Aufzügen. Von Otto Sievers. Braunschweig, Bruno Goeritz. 1890.

Stahn. — Die Ursachen der Räumung Belgiens im Jahre 1704. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutionskriege von Dr. Konrad Stahn. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1889.

Stenzel. — Ueber Kriegsführung zur See. Eine strategische Studie an der Hand der englischen Flotten-Manöver 1888. Von Stenzel. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1889.

Stinde. — Aus der geheimen Werkstatt der Natur. Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt, Wissenschaft und Leben von Julius Stinde. 2. Bdchn. Zweite Auflage. Dresden, Hönsch & Tiesler. 1889.

Studierlampe. Herausgegeben von Dr. A. Sammler. Werdau i./S. Kurt Anz.

Vernes. — Précis d'histoire juive depuis les origines jusqu'à l'époque persane. Par Maurice Vernes. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Wachenhusen. — Die schwarze Dame. Roman von Hans Wachenhusen. 3 Bde. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1889.

Welten. — Buch der Unschuld. (Auch nicht für Kinder.) Von Oscar Welten. Mit einem Vorwort: Die Unschuld der Höheren Tochter und die schöne Literatur. Zweite Auflage. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr).

Winter. — Ce lutin! Petite folle! Nouvelles par John Strange Winter. Traduit de l'Anglais par Mme. Marie Dronsart. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1889.

Wolff. — Amadeus Gänsekiel's Berichte an die Redaktion. Allerhand Tollheiten von Karl Wolff. Köln, Kölner Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Fürstencongreß zu Frankfurt*).

Von

Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Der Monat August des Jahres 1863 begann an allen deutschen Höfen mit einer Art von ängstlicher Spannung in Betreff der Entschlüsse, welche der Kaiser von Oesterreich über die deutschen Bundesangelegenheiten zu fassen im Begriffe war. Niemand wagte zu behaupten, daß das höchst persönliche Eintreten der deutschen Präsidialmacht für eine Neugestaltung Deutschlands nicht von durchschlagendem Erfolge werden könnte. Die preußische Regierung befand sich in einem Momente gefährlicher Erregung wie nie zuvor und niemals wieder nachher. Wird der König von Preußen der Aufforderung Kaiser Franz Joseph's Folge geben? Wird es zu einer Verständigung der beiden deutschen Großmächte kommen?

Ich erhielt von allen Seiten Anfragen und Mittheilungen, und weil man wußte, daß ich zuletzt in Wien persönlich in ähnlichen Angelegenheiten thätig gewesen, so meinte man, mir auch einen hervorragenden Antheil an den Bundesreformprojecten selbst zuschreiben zu sollen. Allein thatsächlich hatte ich auf die Feststellung des sogenannten Entwurfs auch nicht den leisesten Einfluß genommen, noch nehmen können.

Auch der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen empfanden die Schwierigkeit der Situation und erfreuten mich mit Mittheilungen merkwürdiger Art, welche leider einer gewissen bangen Sorge der patriotisch denkenden und wohlwollenden hohen Herrschaften nicht entbehrten. Ich suchte nach allen Seiten zu beruhigen und meiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß, so sehr auch über die Methode zwischen den Gouvernements Streit sein möchte, doch in wesentlichen Dingen eine große Zahl von Fürsten sich niemals von den Interessen Preußens trennen werde und könne.

---

*) Aus dem unter der Presse befindlichen und demnächst (im Verlage von W. Hertz in Berlin) erscheinenden dritten Bande der Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" mit huldvoller Genehmigung des hohen Verfassers zur Veröffentlichung an dieser Stelle mitgetheilt.
Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Endlich war am 6. August das an alle deutschen Fürsten gerichtete Einladungsschreiben des Kaisers von Oesterreich auch meiner Regierung zugekommen. Es lautete:

„Durchlauchtiger lieber Oheim und Herzog!

„Beseelt von dem Wunsche, zur Wohlfahrt Deutschlands beizutragen, und der Ueberzeugung Mich nicht verschließend, daß die Verfassung des deutschen Bundes in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr in genügendem Maße dem Zwecke entspreche, ein stetes Band der Einigung für Deutschlands Fürsten und Völker zu bilden, halte Ich es als Bundesfürst für Meine Pflicht, Meine ganze Sorgfalt von Neuem der sich immer dringender gestaltenden Aufgabe einer zeitgemäßen Reorganisation des Bundes zuzuwenden."

„In der Hoffnung, Mich hierin mit den Gesinnungen und Bestrebungen Meiner Bundesgenossen zu begegnen, habe Ich Mich entschlossen, den souveränen Fürsten und freien Städten Deutschlands die Eröffnung einer gemeinsamen Berathung über die Frage vorzuschlagen, wie die deutsche Bundesverfassung unter Aufrechterhaltung ihrer wesentlichen Grundlagen, aber zugleich unter wohlerwogener Berücksichtigung der politischen Bedürfnisse der Gegenwart neu befestigt und ausgebildet werden könnte."

„Sowohl die hohe Wichtigkeit dieser Frage, als die Erwägung, daß die Lösung der vielfachen mit derselben verbundenen Schwierigkeiten einem unmittelbaren Meinungsaustausch zwischen den Souveränen leichter, als einer Unterhandlung durch Bevollmächtigte gelingen könne, haben Mir zugleich den Wunsch eingegeben, es möge Meinen hohen Verbündeten genehm sein, Sich in Person mit Mir zu der gedachten Berathung zu vereinigen."

„Euer Liebden zu einer solchen Versammlung einzuladen, ist die Bestimmung des gegenwärtigen Schreibens. Auf Kräftigung des Bundesprincips gerichtet, würde der Zweck dieser Zusammenkunft schon in der Wahl des Ortes einen passenden Ausdruck finden, wenn diese Wahl auf die Bundesstadt Frankfurt fiele, und Ich würde es daher Eurer Liebden Dank wissen, wenn es Denenselben gefallen würde, Mir in der genannten Stadt, wohin Ich Mich am 16. August zu begeben die Absicht hege, zu dem bezeichneten heilsamen und der Mitwirkung Eurer Liebden so würdigen Werke als Bundesgenosse und als Freund der Sache Deutschlands die Hand zu reichen."

„Indem ich die Versicherung hinzufüge, daß Eurer Liebden Zustimmung Mir zu besonderer Genugthuung gereichen werde, ergreife Ich zugleich diesen Anlaß, um Denenselben den Ausdruck der vollkommenen Hochschätzung zu erneuern, womit Ich bleibe

Eurer Liebden gutwilliger Oheim

Franz Joseph."

Wien, den 31. Juli 1863.

In dem Begleitschreiben, durch welches Graf Rechberg seinen Bevollmächtigten die Uebermachung der Einladung auftrug und von welchem Abschrift gegeben wurde, erklärte das österreichische Gouvernement den Entschluß des Kaisers als einen höchst persönlichen. „Im Geiste Sr. Majestät des Kaisers," — hieß es in der Circularnote, — „unseres allergnädigsten Herrn, ist daher der Gedanke entstanden, daß die deutschen Fürsten in Person, die Regierer der Staaten, deren Bund befestigt werden soll, die obersten Interessenten an der Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands, sich durch einen unmittelbaren Meinungsaustausch leichter und vollständiger als durch Mittelspersonen über eine heilsame Neugestaltung der Bundesverhältnisse einigen würden."

In den Erläuterungen bemerkte das österreichische Cabinet noch ferner, daß der kaiserliche Hof seit der Abstimmung vom 22. Januar 1863 über die Einberufung von Delegirten aus den deutschen Ständekammern zur Berathung der Gesetzentwürfe über Civilproceß und Obligationenrecht sich immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt gefunden habe, daß Deutschlands politische Verfassung nicht

länger ohne die ernstlichsten Gefahren in ihrem gegenwärtigen gelockerten Zustande belassen werden könne.

So unumwunden und rückhaltlos hatte seit dem Jahre 1848 die österreichische Bundes-Präsidialmacht über den Zustand Deutschlands nicht den Stab gebrochen, und wenn man geschichtlich das Datum feststellen sollte, an welchem der seit 1852 wiederbelebte Bund seinen Todesstoß erhalten hat, so schien mir immer der Monat August von 1863 entscheidend zu sein; denn nach Erklärungen solcher Art war zwar noch möglich, die Bundesreform mißlingen zu lassen, aber ohne Schamröthe konnte von jenem Augenblicke an doch wohl keine Regierung die Vertheidigung des bestehenden Zustandes übernehmen. In diesem Sinne erlaubte ich mir auch das kaiserliche Einladungsschreiben nach Frankfurt zu beantworten:

„Eurer k. k. a. Majestät höchst schätzenswerthes Schreiben vom 31. v. M., wodurch Allerhöchstdieselben mich zu einer gemeinsamen Berathung der souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands über die Neubefestigung und Ausbildung der deutschen Bundesverfassung einladen, habe ich mit aufrichtiger Freude zu empfangen die Ehre gehabt."

„Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Deutschland unter der Bundesverfassung, wie sie vor bald einem halben Jahrhundert gegründet wurde, auf irgend eine Dauer weder Frieden im Innern noch Sicherheit nach Außen finden werde, habe ich dem Gegenstande, für welchen Ew. k. k. Majestät meine Mitwirkung in Anspruch nehmen, schon seit lange ein lebhaftes Interesse entgegengetragen, und die Hoffnung, daß es gelingen werde, das Ziel einer besseren Gestaltung der deutschen Verhältnisse in friedlichem Wege zu erreichen, auch unter ungünstigen Umständen festgehalten und bethätigt."

„Ew. k. k. Majestät ebenso patriotische als bundesfreundliche Aufforderung zeigt einen derjenigen Wege, auf welchem sich die Hoffnung verwirklichen kann, daß die berechtigten Wünsche einer großen und edlen Nation ihrer Erfüllung entgegengehen werden."

„Eine Vereinigung, wie die von Ew. Majestät ins Auge gefaßte, wird nicht ohne ein heilsames Ergebniß bleiben dürfen. Was mich betrifft, so werde ich diejenigen Zugeständnisse an eine bessere Gestaltung Deutschlands, welche zu einer Kräftigung desselben dienen, nicht als Opfer betrachten. Ich bin versichert, daß die Glieder des Bundes in gleichem Maße bereit sein werden, zu diesem Zwecke mitzuwirken, und werde Ew. Majestät gütiger Einladung entsprechend, mich am 16. dieses Monats in der Stadt Frankfurt einfinden. Ich ergreife zugleich diesen Anlaß, um Ew. Majestät den Ausdruck der aufrichtigsten Verehrung und Ergebenheit zu erneuen, womit ich zu sein die Ehre habe

Eurer Majestät ꝛc. ꝛc.

Ernst."

Schloß Reinhardsbrunn, den 8. August 1863.

Als der voranstehende Brief an den Kaiser von Oesterreich abging, war ich noch nicht officiell von der Ablehnung des Königs von Preußen unterrichtet, erst an dem folgenden Tage traf an den Minister von Seebach die Mittheilung davon vom preußischen Gesandten in Dresden ein.

Die Gründe, welche man in diesem Schriftstücke für das Verhalten des Königs anführte, waren vorzugsweise formellen Bedenken entnommen, welche sich gegen die Zusammenkunft der Fürsten erheben ließen, bevor die Grundlagen einer Verständigung in den Cabineten gefunden worden seien. Durch diesen Umstand glaubte sich König Wilhelm abhalten lassen zu müssen, bei einer Fürstenzusammenkunft zu erscheinen. „Er habe" — so hieß es in der Depesche — „die Befürchtung, daß bei der durch einen Fürstencongreß unausbleiblich ge-

steigerten Erwartung des deutschen Volkes eine gefährliche Rückwirkung eintreten müßte, wenn die Versammlung ohne ein wirklich befriedigendes Ergebniß bleiben sollte."

Vielleicht hatte man am preußischen Hofe empfunden, daß diese Argumentation doch nicht durchschlagend genug sein möchte, denn auf besonderen Befehl des Königs wurde den Regierungen unmittelbar nachher noch Abschrift von dessen Ablehnungsdepesche aus Gastein vom 4. August zugestellt. Obwohl der Wortlaut derselben allgemein bekannt sein dürfte, kann ich doch nicht umhin, das wichtige Actenstück des Zusammenhanges wegen hier beizufügen. In Fragen der Politik ist nichts leichter, als Urtheile nachträglich aus gewissen allgemeinen Grundsätzen heraus zu fällen, aber ein wirkliches historisches Verständniß und Interesse kann immer nur aus der Besonderheit des Vorgangs und aus der Art und Weise der Durchführung eines aufgestellten Principes gewonnen werden.

Das Schreiben des Königs von Preußen an den Kaiser lautete:

„Es gereicht mir zur lebhaftesten Genugthuung, aus Eurer Majestät Schreiben zu ersehen, wie Ew. Majestät mit mir in der Anerkennung des Bedürfnisses einer den Zeitumständen entsprechenden Reorganisation der deutschen Bundesverfassung übereinstimmen, und bin ich gerne bereit zu gemeinsamen Berathungen über eine Aufgabe, welche mir jederzeit am Herzen gelegen hat, und die in der Mannigfaltigkeit der Wege, auf welchen ihre Ordnung bisher versucht worden ist, ebenso die Wichtigkeit wie die Schwierigkeit der letzteren erkennen läßt."

„Einer in die Interessen meines Volkes und der gesammten deutschen Nation so tief eingreifenden Frage gegenüber sind es zunächst zwei Erwägungen, welchen ich im Interesse der Sache selbst meine Entschließungen unterordne. Einmal kommt es darauf an, zu verhüten, daß das bestehende Maß der Einigung vor jeder Gefährdung durch das Streben nach einem festeren Bande bewahrt werde."

„In dieser Beziehung entnehme ich aus Ew. Majestät Absicht, die wesentlichen Grundlagen der Bundesverfassung zu erhalten, die Bürgschaft, daß das Gute, soweit es vorhanden, nicht ohne Sicherheit des Erfolges dem Streben nach Besserem geopfert werden wird."

„Meine zweite Erwägung ist die, daß die Erreichung des für die Zukunft gesteckten Zieles durch die Wahl des Weges wesentlich beeinträchtigt oder gefördert werden wird. Unsere Arbeiten würden, meines Erachtens, dadurch nicht erleichtert werden, daß wir sie mit einer Zusammenkunft der Souveräne beginnen. Es erscheint mir unerläßlich, daß einem so bedeutsamen Schritte, wenn er den gewollten Erfolg haben soll, eingehende Vorarbeiten und Conferenzen unserer Minister vorausgehen, über deren Ergebniß schließlich von den Souveränen die Entscheidung zu treffen sein wird."

„Aus diesem Grunde glaube ich mir die Annahme der Einladung zum 16. d. M. versagen und Ew. Majestät vorschlagen zu sollen, daß wir die Fragen, über welche von den Souveränen sämmtlicher Bundesstaaten zu beschließen sein wird, zunächst in Ministerial-Conferenzen der Vertreter der 17 Stimmen des engeren Rathes der Bundesversammlung berathen und feststellen lassen. Mit der Wahl Frankfurts als Ort einer solchen Versammlung bin ich einverstanden, und indem ich mich freuen werde, mit Ew. Majestät gemeinsam Hand an ein Werk zu legen, mit dessen Gelingen die Zukunft Deutschlands so innig verknüpft ist, ergreife ich ꝛc. ꝛc.

gez. Wilhelm."

Gastein, den 4. August 1863.

Die Auffassung des Fürstencongresses, welche in dem Schreiben des Königs hervortritt, durfte als ein Resultat seiner eigensten Erwägungen angesehen werden. Und um in diesem Sinne zu handeln, hatte sich der leitende Minister folgerichtig bestimmt gesehen, in seiner Depesche vom 7. August die befreundeten Regierungen aufzufordern, dem Beispiel des Königs zu folgen und die Ein-

ladung des Kaisers gleichfalls abzulehnen. „Die nahe liegenden Bedenken und Motive, welche . . . und außerdem auch die Gewißheit der Ablehnung Seiner Majestät des Königs" — so hieß es in der Depesche — „werden, wie ich annehmen darf, für die Aufnahme des Vorschlages auch bei den übrigen deutschen Höfen ihr Gewicht nicht verfehlen."

Dem gegenüber waren aber die Wogen einer gewissen populären Begeisterung für das Frankfurter Vorhaben der deutschen Fürsten schon zu hoch emporgeschlagen, und in einem großen Theile von Deutschland hatte der Gedanke, daß nur überhaupt etwas geschehen solle, bereits seine zündende Wirkung hervorgebracht. Gerade den besten Freunden Preußens wollte es daher nicht völlig einleuchten, daß der König abseits stehen und bei der Versammlung fehlen könnte.

Der Großherzog von Baden, der Großherzog von Weimar und ich, wir verständigten uns noch vor dem Zusammentritt in Frankfurt, daß durch eine besonders abzusendende Fürstendeputation der König zu bitten sein werde, sich doch noch nachträglich daselbst einzufinden. In diesem Sinne vermochten wir auch manche Regierungen zu überzeugen, daß die Hoffnung auf das persönliche Erscheinen des Königs von Preußen nicht aufzugeben sein möchte.

Am 10. August erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß der König den Kronprinzen nach Gastein zu einer Berathung berufen habe. Er reiste über Coburg zurück, und ich hatte daher Gelegenheit, ihn am Bahnhofe am 13. August zu begrüßen. Die Stimmung war eine sehr gedrückte, und es wurde mir äußerst schwer, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche man von Seite der hohen Herrschaften zu hegen schien. Daß es in der Natur der Sache läge und völlig außer der Macht wie jedes Einzelnen, so der gesammten deutschen Fürsten stände, etwas Dauerndes in Deutschland zu schaffen, wobei Preußen die ihm gebührende Stellung nicht gefunden hätte, davon suchte ich den Kronprinzen durch kräftigen Zuspruch zu überzeugen, und ich sprach ihm gegenüber es als eine dringende Bitte aus, daß der König einer aus der gesammten Fürstenversammlung hervorgehenden Einladung Folge zu geben vielleicht am besten in der Lage wäre.

Schon am nächsten Tage den 14. reiste ich Abends von Coburg ab, kam Sonnabend den 15. früh in Frankfurt an und nahm, wie im vorigen Jahre zum Schützenfest, Quartier bei Herrn Georg Seyfferheld in der Mainzer Straße. Auf dem Bahnhofe war ich von einer Anzahl Frankfurter Senatoren empfangen worden und erhielt fast unmittelbar nach meiner Ankunft den Besuch meines Schwagers, des Großherzogs von Baden, welcher sich über hoffnungslose Nachrichten in Betreff des Erscheinens des Königs von Preußen beklagte. Trotzdem waren Frankfurt und alle seine zahlreichen Gäste in einer festlichen und sehr gehobenen Stimmung. Wenn der Kaiser von Oesterreich in seiner Ansprache an die deutschen Fürsten nachher dem Gedanken Ausdruck lieh, daß eine solche Zusammenkunft der Häupter des deutschen Volkes ein Ereigniß wäre, welches seit Jahrhunderten so nicht stattgefunden hätte, so waren thatsächlich Hoch und Niedrig in der alten fränkischen Wahlstadt von eben diesem Gefühle fortgerissen worden.

Neben unzähligen Staatsmännern und Politikern hatte sich in Frankfurt auch eine nicht geringe Zahl von fürstlichen Herren eingefunden, die durch ihr freiwilliges Erscheinen dem Fürstencongresse einen noch größeren Glanz verliehen. Von meinen näheren Bekannten erwähne ich nur den Fürsten Hohenlohe und den Grafen Erbach, den Herzog von Augustenburg, den Prinzen Karl von Baden; der Erbprinz Ludwig von Hessen war mit seiner Gemahlin Alice, meiner Nichte, nach Frankfurt gekommen. Von österreichischen Prinzen sah ich den Erzherzog Wilhelm gleichfalls am ersten Tage meiner Ankunft.

Der Kaiser selbst traf am 16. August ein, und ich begab mich am Vormittag zur Audienz, bei welcher ich Seine Majestät durch den glänzenden Empfang, den er eben gefunden hatte, in einer sehr gehobenen Stimmung fand. Der Kaiser knüpfte an die Besprechungen an, die ich vor wenigen Wochen in Wien mit ihm hatte, und versicherte, seine Erwartungen seien weit übertroffen worden. Man müsse wohl gestehen, daß die nationale Reform in Deutschland zu einem allgemein gefühlten Bedürfniß geworden sei. Von einem Beharren an den alten Traditionen, so schloß der Kaiser seine Worte, könnte bei Niemandem mehr die Rede sein, welcher seine Reise nach Frankfurt und die Aufnahme daselbst beobachtet hätte.

Am selben Tage um 4 Uhr hatte der Kaiser die Fürsten zum Galadiner geladen, welches im fürstlich Thurn und Taxis'schen Palais stattfand. Die viel verspottete Eschenheimer Straße schien in diesen Tagen der Sammelpunkt alles Volksjubels geworden zu sein. Der Enthusiasmus, von welchem Hoch und Niedrig ergriffen war, erinnerte an die Tage der Paulskirche und an den Einzug des Reichsverwesers im Jahre 1848.

Unter den Fürsten wurden diejenigen, denen man eine fortschrittliche Gesinnung in den deutschen Angelegenheiten zuschrieb, auf Weg und Steg von endlosen zustimmenden Demonstrationen verfolgt. Bei der Auffahrt zu dem Diner des Kaisers hatten sich die meisten Fürsten ihrer Galacquipagen bedient, welche sie mit nach Frankfurt genommen hatten. Ich hatte es vorgezogen, den Privatwagen meines freundlichen Wirthes Seyfferheld zu benutzen, wurde aber trotzdem zu meiner getheilten Freude erkannt und mit unbeschreiblichem Jubelgeschrei empfangen. Vor mir war König Max von Bayern gefahren, gegen den man sich kühler zeigte, so daß derselbe, als wir uns im Versammlungssaale hierauf trafen, mit Lächeln auf mich zutrat und sagte: „Wenn man ein Freund von Demonstrationen wäre, so brauchte man nur hinter Ihrem Wagen zu fahren."

Die hohe Gesellschaft, welche in Frankfurt vereinigt war, zeigte äußerlich mehr Uebereinstimmung, als innerlich vorhanden zu sein schien. Der aufmerksame Beobachter unterschied vom ersten Momente deutlich die Parteien, welche unter den Fürsten bestanden.

Diese hatten mit sehr verschiedenen Meinungen ihre Reise angetreten. Es gab einige darunter, welche mit einer Art von Nihilismus an die Sache herangetreten waren. Die unleugbare Erfahrung, daß alle bisherigen Versuche zur Einigung Deutschlands gescheitert waren, erfüllte sie mit der bangen Vermuthung, daß es dem neuesten Versuche nicht besser ergehen werde, als den früheren.

So dachten wohl der König von Hannover, der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Meiningen und mancher Andere. Der Erstere erklärte sein Erscheinen als eine einfache Sache der Courtoisie; wenn der Kaiser von Oesterreich eine Einladung zu einer Zusammenkunft ergehen lasse, so müsse man derselben ohne alle Rücksicht auf den Grund aus Höflichkeit folgen; man dürfe daraus nicht schließen, daß man denselben Zweck wolle. Der Kurfürst von Hessen war ohne Minister in Frankfurt erschienen und gefiel sich in jeder Art von negativem Humor. Als mir bei den Berathungen im Plenum unerwarteter Weise der Platz neben dem Kurfürsten zufiel, schien er sich sofort sehr lebhaft an den Berliner Congreß vom Jahre 1850 erinnert zu haben und sagte in seiner häsitirenden Art zu reden: „Nun, das ist ja schön, daß wir wieder einmal zusammen sitzen; da können Sie mich, wie damals in Berlin, corrigiren, das ist ja Ihre force."

Die Könige von Württemberg und von den Niederlanden hatten Stellvertreter, jener den Kronprinzen, dieser den Prinzen Heinrich entsendet. Im Ganzen bildeten vierundzwanzig fürstliche Personen und die vier Bürgermeister der freien Städte den Congreß.

Entscheidend, aber auch höchst eigenthümlich war die Stellung von Bayern und Sachsen. Sowohl König Max wie König Johann schienen der Sache äußerst zugethan, und ihre Minister von Schrenk und von Beust waren mit dem Grafen Rechberg in den lebhaftesten Verkehr getreten. Der Großherzog von Hessen hatte Herrn von Dalwigk zur Seite, welcher sich bemühte, so kräftig wie möglich in das große Horn der österreichischen Reformprojecte zu stoßen. Man glaubte in den Kreisen dieser Staatsmänner die Abwesenheit Preußens weniger schlimm ansehen zu dürfen.

Wenn andererseits in Berliner Blättern die Parole ausgegeben wurde, daß es sich bei dem Fürstentage lediglich um das Zustandekommen eines österreichischen Separatbündnisses handele, so traf diese Behauptung, was die Person des Kaisers anlangte, soweit vom Ziele, daß sich unter den Fürsten Niemand fand, auf welchen solche Unterstellung der Tagespresse auch nur den geringsten Eindruck machte. Die ausgezeichnete, vertrauenerregende Art, wie der Kaiser den deutschen Fürsten in diesem großen Momente seines Lebens entgegentrat, entwurzelte von vornherein jeden Versuch, Mißtrauen in die Versammlung hereinzutragen.

In dem großen Gefolge, welches der Kaiser mitgebracht hatte, vermißte man allerdings diejenigen Personen, von denen man, mit Recht oder Unrecht, vorausgesetzt hatte, daß sie der deutschen Sache wirklich zugethan seien, und man wußte, daß Graf Rechberg vor seiner Abreise nach Frankfurt einen schweren Schlag gegen Herrn von Schmerling geführt und dessen Antheilnahme an dem Congresse verhindert hatte.

Selbst in Bezug auf das Preßdepartement traf er Einrichtungen, welche eine Berichterstattung in einem der deutschen Sache günstigen Sinne wesentlich verhinderten.

Was man in Folge dessen über den Frankfurter Fürstencongreß in die Welt posaunt hat, stand vielfach unter dem falschen Gesichtspunkt, aus den

Vorgängen allerlei Capital gegen Preußen zu schlagen, und überdauerte so sehr alle anderen Vorstellungen von dieser Versammlung, daß die Thätigkeit der wirklich handelnden Personen bis auf den heutigen Tag in das vollständigste Dunkel gehüllt blieb. Es gibt kaum ein anderes Ereigniß der neuesten deutschen Geschichte, über das irrthümlichere Ansichten bestehen und wahrscheinlich immer bestehen würden, wenn ich mich nicht als einer der Wenigen, welche die Sache bis in die kleinsten Details kennen zu lernen vermochten, gleich damals entschlossen hätte, durch sorgfältige Aufzeichnungen aller Einzelheiten für die objective Kenntniß der Nachwelt zu sorgen. Es liegt heute keinerlei Grund gegen die volle Benutzung dieser Materialien in Verbindung mit meinen Erinnerungen vor.

Die Möglichkeit, daß die große deutsche Frage ohne Schwertschlag und Bürgerkrieg durch ein ehrliches Wollen gelöst werden könnte und sollte, war jedem Theilnehmer des Fürstencongresses zum Bewußtsein gekommen, und ich glaube auch heute noch, daß in diesem Bestreben für Niemanden und am wenigsten für den ritterlichen und wohlwollenden Kaiser von Oesterreich, der die Sache versucht hatte, ein Vorwurf liegen kann.

Alles kam freilich auf die Führung des ganzen Geschäftes an, welche die untadelhafteste war, soweit sie von dem Kaiser von Oesterreich persönlich ausging. Er hatte am 17. August um 11 Uhr die Verhandlungen und zwar sofort mit einer Gewandtheit und Sicherheit eröffnet, welche uns Allen die größte Achtung und Zuversicht einflößte. Ich habe Beweise, daß in allen europäischen Kreisen dieses Auftreten des Kaisers eine ungemeine Verstärkung des moralischen Ansehens Oesterreichs zur Folge hatte und für den Augenblick selbst in Preußen hie und da Bedenken über die Richtigkeit der eingeschlagenen Schritte hervorrief.

Bei der Versammlung waren nur die Fürsten und die Vertreter der vier freien Städte anwesend. Wir saßen im Kreise um den Kaiser am grünen Tische, die Könige ihm zunächst, die anderen Fürsten ohne Rangordnung, zumeist nach dem Regierungsalter. Infolge dessen hatte ich meinen Platz rechts und in großer Nähe des kaiserlichen Präsidenten, zwischen dem Kurfürsten von Hessen und dem Fürsten von Reuß. An einem Nebentische saß Hofrath von Biegeleben als Protocollführer, und ich glaube ausdrücklich anführen zu sollen, daß derselbe in keiner anderen Eigenschaft an irgend Etwas Theil zu nehmen und zu gar keinem anderen Zweck zu sprechen hatte, als um das Protocoll vorzulesen.

Der Kaiser leitete die Verhandlung ganz persönlich; er resümirte alle Anträge, ordnete dieselben und zeigte sich in jeder Beziehung als Meister parlamentarischer Verhandlungen. Als er bei der Eröffnung sich erhob, um mit fester Stimme die Fürsten zu begrüßen, war eine Stimmung in dem Saale, wie sie gewiß nur in sehr ernsten und feierlichen Augenblicken einzutreten pflegt:

„Durchlauchtigste, freundlich liebe Brüder und Vettern,
sehr werthe Bundesgenossen!"

„Eine Versammlung der Häupter der deutschen Nation, berathend über das Wohl des Vaterlandes, ist ein Ereigniß, welches eine nach Jahrhunderten zählende Vergangenheit nicht

gekannt hat. Möge durch den Segen der göttlichen Vorsehung Unsere Zusammenkunft an der Schwelle einer heilbringenden Zukunft stehen."

„Vertrauend auf den hohen Charakter Meiner Mitfürsten, vertrauend auf den rechtliebenden und durch Erfahrung geläuterten Geist, welcher im deutschen Volke lebt, habe Ich gewünscht, diese Stunde herbeizuführen, in welcher die Fürsten Deutschlands, zum Zwecke der Befestigung ihres Bundes, sich die brüderlichen Hände reichen. Ich habe es für Meine Pflicht gehalten, offen Meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Deutschland mit Recht einer zeitgemäßen Entwickelung seiner Verfassung entgegensieht, und Ich bin gekommen, um Meinen Verbündeten in persönlichem Gedankenaustausche darzulegen, was Ich zur Erreichung dieses großen Zweckes für möglich halte und für meinen Theil zu gewähren bereit bin."

„Empfangen Eure Majestäten und Sie Alle, durchlauchtigste, vielgeliebte Verbündete, Meinen Dank für Ihr bundesfreundliches Entgegenkommen."

„Ich habe Meinen erhabenen Bundesgenossen einen unter Meiner unmittelbaren Leitung ausgearbeiteten Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes überreichen lassen."

„Gegründet auf einen erweiterten Begriff der Bundeszwecke, legen die Bestimmungen dieses Entwurfs die vollziehende Gewalt des Bundes in die Hände eines Directoriums, welchem ein Bundesrath zur Seite stehen würde. Sie berufen periodisch eine Versammlung von Abgeordneten zu vollberechtigter Theilnahme an der Gesetzgebung und dem Finanzhaushalte des Bundes. Sie führen periodische Fürstentage in das politische Leben Deutschlands ein. Sie verleihen durch Gründung eines unabhängigen Bundesgerichtes dem öffentlichen Rechtszustande in Deutschland eine unantastbare Gewähr. In allen diesen Beziehungen wahren sie folgerichtig und so strenge als möglich den Grundsatz der Gleichberechtigung unabhängiger, verbündeter Staaten, vereinigen aber mit diesem Grundsatze zugleich diejenigen Rücksichten auf Machtverhältniß und Volkszahl, welche von der Natur der vorgeschlagenen Einrichtungen, insbesondere einer kräftigen Executive und einer Gesammtvertretung am Bunde unzertrennlich sind."

„Alle Erwägungen aber, die Mich im Einzelnen leiteten, entstammen in ihrem tieferen Grunde nur einem einzigen Gedanken. Ich glaubte, daß es an der Zeit sei, den Bund, den Unsere Väter schlossen, im Geiste Unserer Epoche zu erneuen, ihn durch die Theilnahme Unserer Völker mit frischer Lebenskraft zu erfüllen und ihn dadurch zu befähigen, Deutschland in Ehre und Macht, in Sicherheit und Wohlfahrt als ein unzertrennliches Ganze zusammenzuhalten bis in die spätesten Tage."

„Meine Vorschläge sind ohne Zweifel der Vervollkommnung fähig, — Ich bin der Erste, es anzuerkennen. Allein Ich gebe Meinen erhabenen Verbündeten zu bedenken, ob es in Unserem gemeinschaftlichen Interesse liege, um der möglichen Verbesserungen willen die Annahme des Planes, die jedenfalls im Vergleiche mit dem gegenwärtigen Zustande einen hohen Gewinn für Deutschland in sich schließt, auch nur um eine kurze Frist zu verzögern. In der vorgeschlagenen Reformacte selbst sind die nöthigen verfassungsmäßigen Mittel dargeboten, um in gesetzlich geregeltem Gange mit sicherer Hand die Mängel des ursprünglichen Werkes zu beseitigen und die Verfassungszustände des Bundes in immer vollständigeren Einklang mit allen begründeten Anforderungen zu setzen. Nicht in der Eröffnung weit aussehender Berathungen, sondern nur in einem raschen und einmüthigen Entschlusse der deutschen Fürsten, vor deren hochsinniger Hingebung an die gemeinsame große Sache untergeordnete Rücksichten als bedeutungslos zurücktreten, vermag Ich die Möglichkeit zu erblicken, festen Boden in der Frage der Zukunft Deutschlands zu gewinnen."

„Durchlauchtigste Brüder und Vettern! Sehr liebe Bundesgenossen! Wie Sie mit Mir die erhebenden Eindrücke dieses Augenblickes theilen, so theilen Sie auch Mein tiefes Bedauern darüber, daß, da Preußen nicht unter Uns vertreten ist, eine große Genugthuung Unseren heiligsten Wünschen fehlt. Es ist mir versagt geblieben, den König Wilhelm von Preußen zu bewegen, Unserem Einigungswerke Seine persönliche Mitwirkung zu gewähren. Aber die Hoffnung auf ein glückliches Ergebniß dieses Tages halte ich deshalb nicht minder standhaft fest. Der König von Preußen hat meine Gründe für die Nothwendigkeit und Dringlichkeit einer Reform der Bundesverhältnisse vollkommen gewürdigt. Keinen andern Einwand hat König Wilhelm Meiner Einladung zu einer Fürstenversammlung entgegengestellt, als daß diese wichtige und schwierige Angelegenheit nicht hinlänglich vorbereitet sei, um unmittelbar in dem erleuchteten Kreise der

Fürsten Deutschlands in Berathung gezogen zu werden. Im Grundsatze hat Sich der König nicht gegen eine Fürstenversammlung erklärt, sondern nur geglaubt, daß Berathungen Unserer Minister einer solchen vorhergehen sollten. Ich habe Se. Majestät auf die Unfruchtbarkeit aller früheren durch Mittelspersonen gepflogenen Verhandlungen aufmerksam gemacht, aber von Uns, die wir hier erschienen sind, hängt es nunmehr ab, durch die That zu beweisen, daß für uns die Frage der Erneuerung des Bundes reif ist, daß in Unseren Gemüthern der Entschluß, die deutsche Nation nicht länger die Mittel zu höherer politischer Entwickelung entbehren zu lassen, feststeht. — Einigen wir Uns um des unberechenbar wichtigen Ganzen willen leicht und rasch über das Einzelne! Wahren wir bundestreu in Allem den Platz, der dem mächtigen Preußen gebührt! Und hoffen wir zu Gott, daß das Beispiel Unserer Eintracht mit siegender Gewalt auf alle deutschen Herzen wirke."

„Mir persönlich aber, durchlauchtigste Bundesgenossen und Freunde, wird es stets zur höchsten Beruhigung gereichen, lauteren Willens Mein Streben dahin gerichtet zu haben, in dieser ernsten Zeit das Nationalband der Deutschen zu festigen und den Bund, durch den Wir eine Gesammtmacht sind, auf die Höhe seiner für Deutschlands Heil und Europa's Frieden gleich wichtigen Bestimmung zu erheben."

Antwort
Sr. Majestät des Königs von Bayern auf die Ansprache Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich:

„Der Einladung Eurer Kaiserlichen Majestät folgend, sind wir hierher gekommen, Alle, wie ich nicht zweifle, beseelt von demselben bundestreuen und vaterländischen Gefühle, aus welchem die Einladung selbst hervorgegangen ist, und durchdrungen von dem heißen Wunsche, dem Verlangen nach zeitgemäßer Ausbildung der Bundesverfassung eine gerechte und für alle Theile heilsame Befriedigung zu gewähren."

„Dieser Uebereinstimmung im Ziele und Streben uns bewußt, haben wir uns versammelt, ohne im Einzelnen die Vorschläge zu kennen, welche Ew. Kaiserliche Majestät unserer gemeinschaftlichen Berathung zu übergeben beabsichtigten."

„Wir haben es gethan in dem Vertrauen, daß der Geist gegenseitiger Rechtsachtung und gemeinschaftlicher Hingebung an die großen Gesammtinteressen, in welchem unsere Väter den deutschen Bund im Sinne und nach den Verhältnissen ihrer Zeit geschlossen haben, auch jene Vorschläge durchdringen und tragen werde. Wir leben des Vertrauens, daß dieselben demgemäß eine geeignete Grundlage bilden werden, um darauf im Geiste und nach den Bedürfnissen unserer Zeit einen Bau zu gründen, welcher der deutschen Nation, die an geistiger und sittlicher Tüchtigkeit, an Bildung und Thätigkeit, wie an materiellen Kräften keiner anderen Nation nachsteht, die gebührende Macht nach außen in concentrirterer Fassung und die ihrer Geschichte und ihrem Wesen entsprechende reiche Gliederung und Lebensthätigkeit im Innern gewährt und erhält."

„In diesem Geiste werde ich die Vorschläge Ew. Kaiserlichen Majestät in die gewissenhafteste Erwägung nehmen und mich darüber aussprechen, und ich glaube hiemit der gleichen Gesinnung aller hier vereinigten Bundesgenossen Ausdruck geliehen zu haben. Ew. Kaiserliche Majestät haben es Selbst ausgesprochen, daß die Vorschläge der Vervollkommnung fähig sind, und so lebhaft ich auch den Wunsch theile, daß die Grundzüge des Reformplanes ohne weit aussehende Berathungen eine rasche und einmüthige Billigung finden mögen, und daß der Nation so nach alter deutscher Sitte die Bahn der Entwickelung durch ihre Fürsten selbst geöffnet werde, so wenig möchte ich es doch ausschließen, daß schon aus diesem unseren ersten Zusammentritte einzelne Modificationen jener Grundzüge hervorgehen könnten, zumal etwa solche, welche die rasche Einigung zu fördern und zur segensreichen That des freien Entschlusses zu gestalten vermögen."

„Aus tiefster Seele theile ich das Bedauern Ew. Kaiserl. Majestät, und gewiß theilen es mit uns alle unsere theuern Bundesgenossen, daß es uns noch versagt bleibt, des Königs von Preußen Majestät in unserer Mitte zu begrüßen. Halten wir die Hoffnung fest, daß bei unserem nächsten Zusammentritt dieses mächtige Glied die große Kette deutscher Macht und Herrlichkeit abschließen werde, und vergessen wir nicht, daß wir diese Hoffnung in dem Grade der Erfüllung näher führen können, in dem unsere jetzigen Bestrebungen zu einem raschen und einmüthigen Beschlusse führen."

„Deutschlands Völker haben, einzelne kurze Verirrungen und Wirren abgerechnet, seit nahezu einem halben Jahrhundert den Frieden des Rechtes und der Treue genossen. Verleugnen wir es nicht — da es oft verkannt worden — daß der deutsche Bund und seine Verfassung der Grund war, auf dem jener Friede gepflegt ward. Verkennen wir aber auch nicht, daß diese Grundlagen nun der zeitgemäßen Fortbildung und Entwickelung insbesondere auch durch organische Einfügung einer Vertretung der einzelnen Völker bedürfen."

„Das Ziel, nach dem wir ringen, ist uns klar, sind auch die Wege noch nicht geebnet und theilweise verhüllt."

„Gehen wir mit ruhigem und festem Sinn, mit treuem und redlichem Willen an das Werk; dann wird der Segen des allmächtigen Gottes mit uns sein und unser Werk krönen."

Gleich nach der Rede des Königs von Bayern stellte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Antrag, ein von sämmtlichen Theilnehmern der Conferenz zu unterzeichnendes Schreiben durch eine Abordnung von Fürsten an den König von Preußen zu senden, um ihn zur Theilnahme an den Berathungen zu bestimmen. Der König von Sachsen stimmte diesem Vorschlage bei, doch erklärte er es für nöthig, daß dem Könige von Preußen zugleich mitgetheilt werden müsse, die Fürsten hätten die vom Kaiser von Oesterreich vorgelegte Reformacte für eine entsprechende Basis der Berathungen erachtet und würden sich nicht abhalten lassen, auch ohne ihn den Congreß fortzusetzen.

Dieser wohl etwas gewagte Antrag des Königs Johann wurde von König Max eifrig unterstützt, fand aber sogleich von vielen anderen Seiten lebhaften Widerspruch. Obwohl das Protocoll meine gleich darauf vorgebrachten ernsten Bedenken ganz verschwieg und diejenigen des Großherzogs von Baden in sehr abgeschwächter Form mittheilte, so trat doch bei jedermann gleich infolge dieser ersten Meinungsverschiedenheit die Befürchtung hervor, daß sich die Versammlung in zwei Lager mit sehr verschiedenen Zielen spalten werde, wobei das Gelingen des ganzen Reformprojectes völlig zweifelhaft würde. Die Einen hielten es offenbar für möglich, auch ohne Preußen eine Neugestaltung des Bundes zu bewirken, die Anderen wollten die Reform zu einer Handhabe für eine Action Preußens selbst gemacht sehen.

Daß der Antrag des Königs Johann noch eine verschärfte Ausführung erhielt, wenn man die von dem König Max als Cautelen bezeichneten Sätze in das Einladungsschreiben selbst aufnahm, schien den Fürsten bei der Abstimmung nicht ganz deutlich geworden zu sein; die Voraussetzung, „daß die hohen Herren sämmtlich Willens seien, jedenfalls ein bestimmtes Resultat aus den Verhandlungen der Versammlung hervorgehen zu lassen" — wie sich der Kaiser wörtlich ausdrückte — wurde natürlich von allen Seiten gutgeheißen, aber das Sitzungsprotocoll des Herrn von Biegeleben bezog diese Zustimmung auch auf jene Aeußerungen der Könige von Sachsen und Bayern, so daß diese fast wie eine Drohung dem preußischen König gegenüber gedeutet werden konnten, was ja selbstverständlich nicht in den Intentionen der hohen Herren gelegen hatte.

In solchem Sinne wurde auch das Schreiben an den König selbst abgefaßt, welches eines der unglücklichsten Producte der diplomatischen Kunst genannt zu werden verdient, und das nach einer, wie es fast schien, schon vorhergegangenen Verabredung nicht eine Deputation, sondern der König von Sachsen ganz allein überbringen sollte. Nichts hätte näher gelegen, als daß unter den Fürsten die-

jenigen zu einer Sendung an den König von Preußen ausgewählt worden wären, welche der Auffassung desselben von der deutschen Frage näher standen.

König Wilhelm befand sich außerdem zur Zeit der Eröffnung des Congresses bereits in Baden-Baden, und man konnte passend den Großherzog von Baden mit der Ueberbringung des Schreibens beauftragen. Wirklich war dieser, so gut wie der Großherzog von Weimar und ich, damals und später der Ansicht, daß es Gesichtspunkte gegeben hätte, welche den König zur Annahme der Einladung vielleicht doch bestimmt haben würden. Statt einer mehrgliederigen Deputation war nun der König Johann ganz allein mit dem folgenden Schreiben nach Baden-Baden gegangen:

„Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster Fürst!

„Die auf Einladung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zur Berathung einer Bundesreform allhier versammelten deutschen Fürsten und freien Städte haben es schmerzlich empfunden, Ew. Majestät nicht in ihrer Mitte zu sehen."

„Nach Kenntnißnahme der von Sr. Majestät dem Kaiser uns mitgetheilten Vorschläge haben wir in denselben allseitig eine geeignete Grundlage für unsere Verhandlungen erkannt, deren Resultat wir Ew. Majestät jedenfalls zur Einholung Allerhöchst Ihrer bundesverfassungsmäßigen Zustimmung vorlegen würden. Wir hegen aber den lebhaften Wunsch, daß Ew. Majestät, welche berufen sind, in so hervorragender Weise an den Erfolgen unserer Bemühungen Theil zu haben, auch schon an unseren Berathungen sich betheiligen möchten, damit das große Werk, dessen Nothwendigkeit Ew. Majestät ja Selbst anerkannt haben, um so leichter und sicherer zum Ziele geführt werden möge, und wenden uns daher im Vertrauen auf Allerhöchst Ihre bewährten bundesfreundlichen Gesinnungen an Ew. Majestät mit der dringenden Bitte, daß Allerhöchst Sie noch jetzt in unserer Mitte erscheinen möchten."

„Der mitunterzeichnete König von Sachsen hat übernommen, Ew. Majestät dieses Schreiben in unser Aller Namen zu überbringen und unseren Wünschen noch mündlich Worte zu leihen."

„Empfangen Ew. Majestät den angelegentlichsten Ausdruck unserer bundestreuen Gesinnungen."

In der Nachmittagssitzung des 17. August hatte zwar König Johann das voranstehende Schriftstück vorgelesen, aber es war nicht möglich in der Vollversammlung auf eine Veränderung desselben noch einen Einfluß zu üben. Man war leider genöthigt, das Schriftstück, wie es war, oder aber gar nicht zu unterzeichnen, welche letztere Möglichkeit selbstverständlich ausgeschlossen blieb. Dennoch konnte man sich in enger befreundeten Kreisen der Besorgniß nicht entschlagen, daß es vermöge der nicht eben glücklich eingeleiteten Mission dem Könige Wilhelm sehr erleichtert sein werde, das von Allen befürchtete „Nein" wirklich zu sagen.

Am 22. August wurde in der dritten Sitzung der Conferenz das abschlägige Schreiben des Königs von Preußen, in welchem er die Begründungen seiner Ablehnung vom 4. August zum Theil wörtlich wiederholte, vorgelesen, und der König von Sachsen nahm von der Mittheilung des an den Kaiser von Oesterreich adressirten Schriftstückes Veranlassung, über seine Mission Bericht zu erstatten. Er erwähnte, daß er dem Könige gleich nach seiner Ankunft in Baden noch am Abende das Schreiben Seiner Mitfürsten, am folgenden Morgen auch den Reformvorschlag des Kaisers von Oesterreich übergeben habe. Er sei auf den Inhalt des letzteren im Allgemeinen auch mündlich eingegangen und habe

sich bestrebt, den König zu persönlicher Betheiligung an der gemeinsamen Berathung der deutschen Fürsten zu bestimmen.

Der König von Preußen habe sich dessenungeachtet zu einer zustimmenden Antwort nicht entschließen können, sondern sich in dem Sinne ausgesprochen, in welchem auch das königliche Antwortschreiben abgefaßt sei. Die Aeußerungen des Königs hätten übrigens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Preußen in einem späteren Momente sich bewogen finden könnte, in die Verhandlungen über die Reform des Bundes einzutreten, und jedenfalls sei durch den Schritt bei dem Könige von Preußen so viel erreicht, daß die in Frankfurt versammelten Fürsten mit größerer Sicherheit und Beruhigung an die gestellte Aufgabe herantreten könnten, nachdem nunmehr ihre Berathungen in den Augen sowohl des Königs Wilhelm selbst, wie aller Einsichtigen jeden möglichen Schein einer gegen Preußen gerichteten Demonstration verloren hätten.

So sicher man sein durfte, daß der König von Sachsen seine Mission mit größtem Eifer und Geschick, wie es von dem ausgezeichneten und geschäftserprobten Fürsten nicht anders erwartet werden konnte, durchgeführt hatte, so mußte man doch zugestehen, daß die in den Mittelstaaten während der letzten Wochen zu Tage getretene Stimmung trotz der versöhnlichen Auffassung des Kaisers von Oesterreich nicht milder geworden war.

Die Tage, an welchen zwischen der zweiten und dritten Sitzung der Conferenz in Folge der an den König Wilhelm ergangenen Einladung die allgemeinen Berathungen ausgesetzt worden waren, blieben im Kreise einzelner Herren und ihrer Minister für die Sache selbst nicht unbenützt. Gleich am Sonntag den 15. August fand bei mir eine Versammlung statt, die den Zweck hatte, zu dem von der österreichischen Regierung vorgelegten Reformentwurfe Stellung zu nehmen. Es erschienen der Großherzog von Baden mit dem Minister von Roggenbach, der Großherzog von Weimar mit Herrn von Watzdorf, der Großherzog von Oldenburg mit von Rößing, der Herzog von Altenburg mit von Larisch, der Fürst zu Waldeck mit dem Vicepräsidenten Winterberg, ferner Dr. Roeck von Lübeck, v. Duckwitz von Bremen und Haller von Hamburg. Mein Minister von Seebach führte das Protocoll. Der Großherzog von Baden leitete die Verhandlung und stellte zwei Anträge, nach denen die Anwesenden beschließen sollten, von ihren Ministern ein ausführliches Gutachten zu fordern:

1. über das bei den Verhandlungen des Fürstencongresses einzuhaltende Verfahren und

2. über die zu dem österreichischen Entwurf zu stellenden Amendements.

Man einigte sich dahin, daß die anwesenden Minister schleunigst zusammentreten und über den Gegenstand eine gemeinsame Berathung pflegen sollten, deren Resultat von jedem derselben seinem Souverain mündlich zu referiren sei. Die Vertreter der drei freien Städte sagten ihre Theilnahme bei diesen Berathungen zu; auch wurde den Ministern anheim gegeben, zu derselben noch den einen oder den andern ihrer Collegen zuzuziehen.

Die ministerielle Conferenz fand hierauf in der Wohnung des Herrn von Roggenbach statt; den obengenannten Ministern und Vertretern der freien Städte

hatte sich noch der Minister Kayser von Sondershausen zugesellt. Da alle Anwesenden in dem einen Punkte einer Meinung waren, daß eine en bloc-Annahme des österreichischen Entwurfs gegenüber dem voraussichtlichen entschiedenen Widerspruch vieler oder der meisten Fürsten in keiner Weise zu befürchten und ein Antrag dieser Art daher auch nicht gestellt werden dürfte, so wurde hierüber nicht weiter verhandelt. Andererseits zeigte sich auch darin ein allgemeines und erfreuliches Einverständniß unter den Ministern, daß ein resultatloses Auseinandergehen der versammelten Fürsten jedenfalls ein unheilvolles Ereigniß sein müßte, und daher dringend zu wünschen sei, daß durch die versammelten Fürsten irgend ein bedeutender Act vollzogen werde, welcher die Erwartungen des deutschen Volkes wenigstens einigermaßen zu befriedigen und zugleich das endliche Zustandekommen des Werkes zu sichern vermöchte.

Unter den Ministern waren die Meinungen getheilt, ob es besser wäre, die Fürstenversammlung zu veranlassen, nur eine allgemeine Annahme des Reformentwurfs unter gleichzeitiger Verweisung des Details an eine Ministerconferenz auszusprechen, oder ob Amendements zu dem Entwurf von den Fürsten selbst eingebracht werden sollten. Da man in Erfahrung gebracht hatte, daß die gewichtigsten Stimmen für die Detailberathung der Fürsten sich erhöben, so blieb auch in der bei Herrn von Roggenbach tagenden Conferenz die erstere, besonders von diesem selbst befürwortete Ansicht in der Minorität.

Die badische Auffassung der Sache ging vorzugsweise dahin, durch eine Verlegung der Hauptaction in eine Ministerconferenz sich der Auffassung Preußens und dem ausgesprochenen Wunsche des Königs Wilhelm thunlichst anzunähern. Aber gerade diese Absicht war es, welche die Mittelstaaten anerkanntermaßen zu vereiteln strebten. Auch waren die Könige von Sachsen und Bayern persönlich der Meinung, es lasse sich in einigen Sitzungen das Reformproject von der Fürstenconferenz selbst durchberathen. Man setzte allerseits auch einen gewissen Ehrgeiz darein, der preußischen Regierung eine von allen übrigen Bundesfürsten angenommene Reformacte entgegenbringen zu können. Daß dies in Bezug auf die Hauptartikel ohne einige Gewaltsamkeit und Majorisirung nicht möglich sein werde, wollte man sich anfangs im Lager der Mittelstaaten nicht gestehen.

Schließlich bot der österreichische Minister Graf Rechberg selbst die Hand zu einer allseitigen Verständigung, indem er in einem vom 22. August datirten Promemoria eine Theilung jener Artikel der Reformacte vorschlug, welche als Hauptgegenstände in der Fürstenconferenz ihre Erledigung finden sollten, — und der größeren Anzahl solcher, die der Feststellung in den Ministerconferenzen vorbehalten bleiben könnten.

„Wie in der erwähnten Sitzung" — so hieß es unter Anderm in dem Promemoria des Grafen Rechberg — „von mehreren hohen Theilnehmern ausdrücklich hervorgehoben wurde, wollte mit der Annahme des gedachten Entwurfs als einer geeigneten Berathungsgrundlage nicht etwa auch schon die Genehmigung der einzelnen Bestimmungen desselben ausgesprochen werden. Se. Majestät der Kaiser geben Sich hiervon volle Rechenschaft, hoffen Sich aber anderseits mit der Auffassung Allerhöchst Ihrer Bundesgenossen zu begegnen, wenn Sie glauben, aus der Thatsache der allseitig bekundeten Geneigtheit, das Reformwerk auf der Basis jenes Entwurfs zu Stande zu bringen, eine doppelte Folgerung ableiten zu können. Einmal scheint nämlich Sr. Majestät die Voraussetzung gerechtfertigt zu sein, daß die Bedenken, welche etwa gegen einzelne

Vorschläge des Entwurfs von der einen oder andern Seite gehegt werden sollten, sich nicht gegen das System und die leitenden Gedanken, auf welchen seine Construction beruht, richten, somit auch nicht Anlaß zu solchen Aenderungsanträgen bieten könnten, die den Entwurf in seinen wesentlichen Theilen und in dem nothwendigen Zusammenhange seiner wichtigen Verfügungen alteriren würden. Zweitens halten Se. Majestät Sich überzeugt, daß, wenn eine allseitige Einigung über Abänderungen des Entwurfs nicht erreicht werden könnte, die Annahme des letzteren, selbst in seiner unveränderten Fassung, der erhabenen Versammlung jedenfalls erwünschter sein würde, als ein Zersplittern und Auseinandergehen der Meinungen und ein resultatloses Ende der Verhandlungen."

In Bezug auf die Artikel, von denen Graf Rechberg annahm, daß dieselben unverändert angenommen werden könnten, waren die meisten in der That solche, deren Genehmigung von Seite der Fürsten kaum einem Zweifel unterlag. Wenn dagegen Abänderungen bei den übrigen Artikeln nur unter der Voraussetzung allseitiger Zustimmung gestattet werden sollten, so war es ziemlich aussichtslos, mit Amendements durchzudringen.

Das Promemoria des Grafen Rechberg gab daher sofort Anlaß zu sehr erheblichen Einwendungen, und der Minister von Roggenbach verwahrte sich im Namen seines Herrn gegen alle Folgerungen, welche Graf Rechberg aus seiner gekünstelten Geschäftsbehandlung gezogen hatte oder künftig ziehen wollte. Unter diesen Umständen wurden nun aber die weiteren Berathungen der Fürstenversammlung seit dem 22. August unter dem Eindruck einer gewissen Unklarheit fortgesetzt, welche zu den schlimmsten Consequenzen führen konnte und geführt hat.

Ich hatte persönlich gleich nach der am 18. in meiner Wohnung abgehaltenen engeren Berathung der sich näher stehenden Gouvernements eine Besprechung mit dem Grafen Rechberg. Hierbei meinte ich mir erlauben zu dürfen, auf die eigentlich brennende Frage direct loszugehen, und fand auf diese Weise Gelegenheit, die Ideen des Ministers deutlicher zu erfahren. Ich sagte gerade heraus, daß es mir scheine, man wolle durch allerlei Nebensachen die wesentlichen Punkte außer Discussion stellen. Was das Einzelne betreffe, so könnte ich eine ganze Menge Verbesserungsvorschläge machen, welche eben von den Ministern unserer befreundeten Regierungen auch schon zu Papier gebracht würden, allein ich legte für meine Person auf dieselben keinen besonderen Werth, und würde keinen allzu großen Gebrauch von diesen Amendements machen. Das Gelingen der ganzen Sache hänge vom Artikel 5 der Reformacte ab und von der Art, wie sich die österreichische Regierung zu demselben verhalten werde.

Graf Rechberg schien über diese offene Sprache nicht sehr erfreut und wollte mich anfangs nicht recht verstehen, worauf ich ihm erklärte, daß Alles davon abhänge, ob der Kaiser Concessionen an Preußen machen wolle oder nicht. Graf Rechberg meinte, daß dies in der Reformacte ohnehin der Fall sei, worauf ich natürlich leicht zu zeigen im Stande war, daß man sich in Berlin mit Concessionen, die man auch Sachsen und Bayern zugestehe, nicht befriedigen werde, und daß daher alle Berathungen unnütz wären.

Hierauf bot der österreichische Minister die Vermittlung des Königs Johann an und erklärte, daß er zu jedem Zugeständniß bereit sei, welches von Seite Sachsens für zulässig erklärt würde. Ich konnte vermuthen, daß darnach die Concessionen nicht sehr erheblich ausfallen würden.

Als ich mit den Großherzogen von Baden und Weimar am nächsten Tage die Sachlage wiederholt besprach, fand ich die letzteren in einer um so peinlicheren Stimmung, als man das völlige Scheitern der Mission des Königs von Sachsen nach Baden schon für so gut wie gewiß hielt. Die Großherzoge waren in Folge dessen sehr gedrückt und dem Plane nicht abgeneigt, auf dem Wege der Verhandlungen des Einzelnen die Reformacte ein für allemal zu Falle zu bringen, ohne daß sie doch bestimmte Forderungen in Bezug auf Preußens Stellung im neuen Bunde aufzustellen Lust hatten.

Meinerseits glaubte ich dagegen voraussehen zu sollen, daß der Congreß auf diese Weise zu den mannigfaltigsten Auskunftsmitteln greifen, aber immer nicht diejenige Erörterung herbeiführen werde, welche die entscheidende war, und die Jedem auf den Lippen schwebte. Die Frage war, was wird mit Preußen?

So sehr man sich vor den Außenstehenden den Anschein geben mochte, daß sich der Congreß durch Preußens Haltung nicht irre machen ließe, so bewegte doch innerlich Jeden diese Angelegenheit, und sie wurde im persönlichen Verkehr unzählige Male besprochen. Nur Sachsen und Bayern sowie das österreichische Cabinet suchten auf alle Weise einer Antwort auszuweichen, wenn man die häkelige Frage aufwarf.

Doch glaube ich gleich jetzt zur Charakterisirung der Situation im Allgemeinen auf einen Umstand hinweisen zu sollen, welcher im Laufe der nächsten Tage immer mehr hervortrat und den ich ein für allemal bezeichnen muß, obwohl ich dem Gange der Verhandlungen dadurch ein wenig vorgreife. Mir machte es den Eindruck, daß, was Oesterreich betraf, die persönliche Meinung des Kaisers einer Verständigung mit Preußen bei weitem günstiger war, als die seiner Räthe. Ich fand hierfür den vollgültigen Beweis in einem späteren Stadium der Verhandlungen, wo ich mit Rücksicht auf den entscheidenden fünften Artikel des Reformentwurfs dem Kaiser von Oesterreich, in einer Privatbesprechung, zwei Anträge proponirte, welche ich einzubringen mich bereit erklärte. Sie hatten beide in verschiedener Form die Absicht, eine Verständigung über die Frage des Bundespräsidiums den besonderen Unterhandlungen der beiden Großmächte vorzubehalten.

Bei dieser Audienz fand ich nun den Kaiser von Oesterreich sehr bereit, die Zweckmäßigkeit eines Antrags dieser Art, in welcher Form auch immer, anzuerkennen, und ich bemerkte auch bei dieser Gelegenheit dessen aufrichtige Gesinnung, sich mit Preußen um jeden Preis auseinanderzusetzen und selbst Opfer zu bringen. Ob aber das österreichische Ministerium für diese wohlmeinende Stimmung des höchsten Herrn Verständniß hatte, darüber fehlten mir die Anhaltspunkte; ich weiß nur so viel, daß gegen meine Anträge sofort sich so entschiedener Widerspruch von anderen Seiten erhob, daß ich davon absehen mußte, dieselben in die Conferenz zu bringen. Was ich behaupten darf, ist dies, daß in der persönlichen Stimmung des Kaisers von Oesterreich kein Hinderniß zu liegen schien, die Stellung Preußens im neuen Bunde in durchaus entsprechender Weise zu erörtern.

Von all' diesen im Schoße der Conferenz schon am ersten Tage sich zusammenziehenden Wolken vermochte die außenstehende Welt nicht das Mindeste

zu bemerken. Die Tage zwischen der Abreise des Königs von Sachsen und dessen Rückkunft von Baden-Baden waren in einem Jubel von festlichen Ereignissen verflossen. Alles schien von frohen Hoffnungen betäubt, und alle Umstände vereinigten sich, den Beschlüssen des Fürstencongresses auch in den politischen Kreisen und Körperschaften Deutschlands eine mindestens nicht ablehnende Aufnahme zuzusichern.

Das große Festmahl, welches die Stadt Frankfurt am 17. den Fürsten im „Römer" gab, durfte — der officielle Stil hatte diesmal Recht — als der Ausdruck einer weithin reichenden Popularität der Fürsten Deutschlands angesehen werden. Schon in der Nachmittagssitzung des Congresses, in welcher das mehrerwähnte Schreiben an König Wilhelm unterzeichnet worden war, hatte sich der Bürgermeister von Frankfurt entfernt, um die Einleitungen zur städtischen Festfeier des Tages zu treffen.

Um 6 Uhr fand das Bankett statt, welches in den guten Frankfurtern die schönsten Erinnerungen an die alten Herrlichkeiten der Kaiserzeit erweckte, wenn auch der am Markte sonst gebratene Krönungsochse — wie sich der Volkswitz ausdrückte — noch nicht geschlachtet war.

Die Reden, welche an diesem Tage aber im alten Römer gehalten wurden, bedeuteten doch bei Weitem mehr, als alles diplomatische und journalistische Gezänke seit 1815. Denn nach der negativen Seite hin sind die Institutionen des deutschen Bundes bei diesem Römermahl begraben worden, so schwierig auch die Neugeburt noch immer sein und so wenig irgend Jemand den Gang der Dinge vorhersehen mochte, der thatsächlich eintrat.

Nach dem Bankett im Römer wurde ein großes Feuerwerk am Main abgebrannt, bei welchem die Germania unita zunächst wohl rasch in Rauch aufging, aber doch wenigstens vom Volke im Verein mit seinen Fürsten einmal bejubelt werden durfte. Am andern Tage war der Geburtstag des Kaisers von Oesterreich, welcher zu militärischen Festlichkeiten Anlaß gab. Der Kaiser folgte hierauf am selben Tage einer Einladung des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt, wo die im ganzen Westen und Süden Deutschlands hochgespannten Hoffnungen ebenfalls in lautem Volksjubel zum Ausdruck kamen.

Ich hatte unterdeß mit so vielen Persönlichkeiten aller Stände verkehrt, daß ich mich wohl über die Stimmung für unterrichtet halten durfte. In manchen Kreisen, welche sonst zu Preußen neigten, begann sich ein gewisser Kleinmuth bemerkbar zu machen, und die wenn auch etwas ephemere Auffassung der ausländischen Mächte von dem Frankfurter Ereigniß war der preußischen Politik im Augenblicke recht ungünstig. So war namentlich von Darmstadt aus, wie ich später noch erzählen werde, der Königin Victoria der Eindruck eines tiefen Niedergangs Preußens gegeben worden.

Ich machte am 21. August selbst einen kurzen Ausflug nach Darmstadt, um die Prinzessin Alice zu besuchen, wobei mir der Unfall begegnete, von einem Pferde beim Vorführen desselben ins Gesicht geschlagen zu werden. Glücklicherweise hinderte mich dies nicht, am nächsten Tage, wenn auch etwas verwundet, der Wiedereröffnung der Sitzungen des Congresses beizuwohnen.

Entscheidend für die allgemeine Lage war jedoch, daß in der Zwischenzeit in Frankfurt — ursprünglich nicht beabsichtigt, sondern durchaus zufällig — neben den Fürsten auch die Abgeordneten der deutschen Kammern zu einer Versammlung sich eingefunden hatten, von denen eine Anzahl der hervorragendsten mich schon am 17. besucht hatte. Ich besprach mit Herrn von Bennigsen in gewohnter Offenheit die Situation und glaube, Einiges beigetragen zu haben, daß der Abgeordnetentag, an welchem mehr als 300 Mitglieder deutscher Kammern theilnahmen, sich im Allgemeinen durchaus beifällig über das Voranschreiten der deutschen Fürsten aussprach, wenn man auch die Vorschläge Oesterreichs für nichts mehr als einen geeigneten Ausgangspunkt einer gedeihlichen Reform betrachten konnte.

Auch vom Ausschusse des Nationalvereins war eine sympathische Erklärung ausgegangen. Ich hatte mit denselben Worten, die ich nachher in der Erklärung des Nationalvereins las, die Bedenken des Herrn von Bennigsen, als er am 17. mich besuchte, zu beschwichtigen gesucht: „Die deutsche Frage ist officiell auf die Tagesordnung gesetzt," so hieß es in der Resolution des Nationalvereins, und ich konnte damals noch hinzufügen: „Für ihre Lösung haben sich die Fürsten in persönlicher Weise engagirt." Wenn man sich erinnerte, was drei Jahre zuvor auf dem Congreß von Baden jene Fürsten über die gleichen Bestrebungen des Nationalvereins geäußert hatten, so mußte jetzt doch Jedermann zugestehen, die Dinge hatten sich rasch und stark verändert.

Dies Alles konnte freilich wenig trösten über den inneren Gang der schwierigen Verhandlungen des Congresses, dessen positive Resultate bei der immer schärfer hervortretenden Stellungnahme von Sachsen, Bayern, Hannover und dem österreichischen Cabinet von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wurden.

Schon in der dritten Sitzung am 22. August bemerkte man eine gereizte Stimmung Sachsens gegen Baden, welches die schon erwähnte Note des Herrn von Roggenbach vertheilt hatte. Herr von Beust glaubte drei Tage später dieselbe nicht ohne Schärfe beantworten zu müssen. In der Sitzung des Congresses selbst hatte der Großherzog von Baden die Vorfrage gestellt, wie man überhaupt zu einer Schlußfassung kommen wolle und ob über die zur Discussion gebrachten Artikel des Reformentwurfs förmliche Abstimmungen beabsichtigt wären?

König Johann antwortete auf die Ausführungen des Großherzogs mit großer Lebhaftigkeit und ließ nicht unbemerkt, daß er den von badischer Seite in den Roggenbach'schen Ausführungen gemachten Vorbehalten nicht zustimmen könnte. Er wollte die Herren persönlich gebunden erachten, an den Punkten festzuhalten, welche von der Versammlung würden vereinbart werden. Da er aber das Wort Majoritätsbeschlüsse auszusprechen sich scheute, so blieb die Discussion ziemlich fruchtlos, und ich glaubte den Vorschlag machen zu sollen, zunächst nur einmal thatsächlich mit Ausschluß aller Vorfragen zur Sache selbst überzugehen. Würde sich hierbei ein Einverständniß nicht herausstellen, so wäre noch immer Zeit, die Formen des weiteren Verfahrens zu erwägen.

Indessen hatte der König von Sachsen sich für seine Person an Aussprüche der Majorität von vornherein für gebunden erklärt, und da der Kaiser von Oesterreich das Gleiche that, wie er denn überhaupt den Ansichten des Königs von Sachsen beipflichtete, so war es auch den andern Theilnehmern am Congresse wohl unmöglich gemacht, einen förmlichen Protest gegen Majoritätsbeschlüsse zu Protokoll zu geben. Dennoch blieb ein stiller Vorbehalt bei jeder Abstimmung vorhanden in dem Sinne, daß man sich durch Majoritätsbeschlüsse persönlich werde zu nichts verpflichtet erachten.

Als nun der Kaiser den Art. 1 des Entwurfs, der von der Erweiterung der Bundeszwecke handelte, zur Discussion stellte, trat der Gegensatz in der Auffassung des Großherzogs von Baden und der des Königs von Sachsen sogleich in ganzer Schärfe hervor, und als der Großherzog auch zum Schlusse der Sitzung bei der Frage beharrte, wie die nunmehr heute gefaßten Beschlüsse in ihrer formellen Bedeutung aufzufassen seien, so konnte man nicht anders sagen, als daß ein unausgetragener Principienstreit die Versammlung theile, welcher durch das Schlußwort des Vorsitzenden gleich an diesem Tage mehr bei Seite geschoben, als entschieden worden war.

Ich bin meinerseits stets ein Feind von Erhebung formeller Vorfragen in sachlichen Unterhandlungen gewesen und habe daher in dieser wie in allen folgenden Sitzungen meist entschieden gegen das Verfahren meines Schwagers Partei genommen, obwohl ich mir klar war, daß wir Beide ja ganz auf derselben Seite gestanden hätten, wenn es zu einer das Wesen der Reform betreffenden Hauptverhandlung gekommen wäre.

Ich glaubte aber nicht, daß es gut sei, dem Kaiser von Oesterreich, bei der ohnehin schwierigen Leitung der Debatten, durch wiederholte Voranstellung von formellen Vorfragen die Sache zu erschweren. Vielmehr unterstützte ich mit meinen schwachen Kräften nach Möglichkeit dessen Geschäftsführung, ein Umstand, den der Kaiser mir sehr hoch anrechnete und welchem ich die große Ehre zu verdanken hatte, daß derselbe mir nachher seine ausdrückliche Anerkennung für meine Mitwirkung aussprach.

Zunächst stellte ich den Antrag, der kaiserliche Vorsitzende möchte sofort mit der Berathung des Art. 2 den praktischen Versuch machen. Stellte sich ein Einverständniß nicht heraus, so würde es noch immer Zeit sein, die Formen des weiteren Verfahrens zu erwägen. Indessen war der Wunsch ausgesprochen worden, daß auch der Art. 1 des Reformentwurfes ausdrücklich in Berathung genommen werden sollte, und so begann die eigentliche Debatte mit der Frage der Erweiterung des Bundeszweckes. Man ging dann zum Art. 2 „Neue Organe des Bundes" und behandelte unter vorbehaltlicher schriftlicher Amendirung des Art. 3, das Directorium betreffend, in derselben Sitzung auch noch die Bestimmungen über den Bundesrath im Art. 4.

In der nächsten am 24. August abzuhaltenden Sitzung sollten die Artikel 3, 5 und 6 des Reformentwurfs im Zusammenhange erörtert werden, da in denselben die eigentlich politischen Grundlagen für die neuen Bundeseinrichtungen zu erblicken waren. Diese Artikel bezogen sich auf die Zusammensetzung des Directoriums sowie auf den Vorsitz im Directorium und Bundesrath, und somit

mußte die nächste Sitzung voraussichtlich für den ganzen Congreß entscheidend werden.

Am Sonntag den 23. August fanden verschiedene Vorbesprechungen unter den Fürsten und ihren Ministern statt. Zu meinem Bedauern war es mir aber nicht möglich, an denselben Theil zu nehmen, da ich am Sonnabend in Begleitung des Erzherzogs Joseph von Oesterreich mittelst Extrazuges von Frankfurt nach Coburg eilen mußte, um bei der Verlobungsfeierlichkeit zwischen diesem und der Prinzessin Clotilde, Tochter meines Vetters August, anwesend zu sein.

In Coburg waren zu dieser Zeit zahlreiche Verwandte versammelt. Die Königin von England hatte einen Sommeraufenthalt auf der Rosenau genommen, am 19. August war die Kronprinzessin von Preußen zu Besuch eingetroffen, welcher am 23. ihr Gemahl gefolgt war. Die Familie meines Vetters August fand sich fast vollzählig versammelt.

Das erfreuliche Familienereigniß trat indessen vor den aufregenden Erscheinungen der Politik in den Hintergrund. Ich bemerkte, daß die Königin von England über die isolirte Lage Preußens sehr besorgt zu sein schien, und es bedurfte der klaren, ruhigen und sachgemäßen Auffassung des Kronprinzen, um die Bedenken zu verscheuchen, die sowohl die Königin wie die Kronprinzessin für die Zukunft in etwas pessimistischer Weise hegten. Ich glaubte den Kronprinzen versichern zu können, daß die alten Freunde Preußens in Frankfurt nicht um eines Haares Breite von den Ueberzeugungen sich trennten, welche sie durch ein ganzes Leben rühmlich festgehalten hätten, obwohl sie sich durch das Fernbleiben des Königs in einer fast unhaltbaren Position sähen. Indessen vermochte man gerade an diesem Tage über den weitern Gang der Dinge wenig Sicheres zu sagen, weil eine eigentliche Entscheidung voraussichtlich erst durch die vierte Sitzung des Congresses herbeigeführt werden konnte. Nur soviel stand bereits fest, daß v. Beust und v. Roggenbach die beiden äußersten Extreme bezeichneten, und daß die Spaltung unter den gekrönten Häuptern selbst bereits in voller Schärfe an den Tag getreten war.

Ich traf Montag den 24. am frühen Morgen in Frankfurt wieder ein und erfuhr zunächst, daß Herr v. Roggenbach mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit über den in der letzten Sitzung behandelten Artikel 1, die Erweiterung des Bundeszweckes betreffend, schon wieder einen umfangreichen Aufsatz geschrieben habe, welcher zwar eine scharfsinnige Kritik des Entwurfs enthielt, aber in dem unfruchtbaren Satze gipfelte, daß Baden die Formulirung der Bundeszwecke, wie sie in der Bundesacte und der Wiener Schlußacte enthalten sei, derjenigen der Reformacte bei Weitem vorziehe. Dieses diplomatische Kunststück wurde natürlich von Freund und Feind ein wenig stark gefunden.

Als die Sitzung um 11 Uhr beim Kaiser von Oesterreich eröffnet wurde, überreichte der Großherzog diese Denkschrift als eine Erklärung gegenüber der in der letzten Sitzung abgeschlossenen Debatte über den Artikel 1; auch war von ihm in ziemlich unverblümter Weise gegen die Protokollabfassung Einwendung erhoben worden, so daß die Berathung schon in einer geharnischten Stimmung ihren Anfang nahm.

Der Friede und die Eintracht, welche dem zu bildenden deutschen Bundesdirectorium so dringend zu wünschen gewesen wären, schwebten zunächst noch nicht über den Häuptern der Fürsten, die im Begriffe waren, 5, 7 oder 9 Mitglieder mit den höchsten Gewalten des deutschen Bundes auszurüsten. Die hohen Herren eröffneten ein gewaltiges Kreuzfeuer zum Schutze ihrer souverainen Positionen, von welchen auch kein Titelchen im Bundesdirectorium unvertreten bleiben sollte. Der König von Hannover hatte ein so feines System von Wahlmodalitäten zur Einführung des fünften oder siebenten Bundesdirectors ausgesonnen, daß er dadurch eine große Menge gereizter Einwendungen hervorrief, bei denen man nahe daran war, den eigentlichen Faden der Erörterung zu verlieren.

Der König von Sachsen hatte Mühe, durch seine bekannte Beredsamkeit und bewährte Geschicklichkeit in der Debatte die nöthige Aufmerksamkeit auf die eigentliche Hauptsache zurückzulenken. Er stellte seinerseits dem Reformentwurf des österreichischen Cabinets einen Directorialantrag entgegen, nach welchem sechs Bundesmitglieder, in der Regel durch Bevollmächtigte, bei wichtigen Veranlassungen aber in Person, die höchsten Rechte auszuüben hätten. Oesterreich, Preußen und Bayern sollten in diesem Directorium gleichberechtigt erscheinen; die drei anderen Könige wechselten mit jedem Jahr ihren curulischen Sitz, während die sieben Großherzoge mit dem Kurfürsten einen und ebenso die übrigen Bundesmitglieder einen Vertreter auf drei Jahre in das Bundesdirectorium entsenden sollten.

Obwohl König Johann mit größter formeller Klarheit die Lage der Dinge besprach, so hielt er doch an der vollen Gleichstellung Preußens mit den übrigen Königen und besonders mit Bayern wie an einem unzweifelhaften Axiom fest und schien dabei nur die Thatsache zu vergessen, daß die Person, welche berufen gewesen wäre, den Unterschied Preußens zu beleuchten, eben in dem hohen Kreise fehlte. Da sich von den kleineren Fürsten nun Niemand berechtigt fühlen konnte, als ungebetener Anwalt des Königs Wilhelm aufzutreten, so machten die rein formellen Einwendungen, welche die beiden Mecklenburg, Baden, Nassau und Andere vorbrachten, den Eindruck einer bloßen Hemmung und Behinderung des Reformwerkes, ohne daß man das Wesen der Sache berühren wollte.

Der Kaiser von Oesterreich fand sich daher bestimmt, sein gewichtiges Wort mehr im Sinne einer moralischen Einwirkung in die Wagschale zu Gunsten Sachsens zu werfen, und ließ es nicht an einem mächtigen Appell an die Friedensliebe und Opferwilligkeit der Fürsten mangeln. Unter diesen Umständen verzichteten der König von Hannover ebenso wie der Großherzog von Oldenburg, der Kurfürst von Hessen und Andere auf die von ihnen erhobenen Einwände. Der Bürgermeister von Hamburg nahm sein früheres verneinendes Votum zurück. Es blieben nur die Großherzoge von Baden und Mecklenburg-Schwerin bei ihrem gegentheiligen Votum, und man beschloß, einem Comitee die Aufgabe zu übertragen, die Gegensätze zu vermitteln. Bei den Berathungen, die unter dem Vorsitz des Kaisers später stattfanden, haben sich die beiden Großherzoge nur unter den entschiedensten Vorbehalten der Ansicht des Königs Johann angeschlossen.

Man war endlich soweit gekommen, den verhängnißvollsten Artikel der Reformacte, denjenigen über den Vorsitz im Directorium und im Bundesrathe, in Erwägung zu ziehen. Ich hatte schon nach meinem früher mitgetheilten Gespräch mit dem Grafen Rechberg die Hoffnung aufgegeben, daß das österreichische Cabinet durch einen zuvorkommenden Schritt den berechtigten Widerstand Preußens gegen die Reformacte entwaffnen werde; was ich aber nicht erwartete, war, daß die Staatsmänner der Gegenpartei den verwegenen Plan zu fassen vermöchten, die ganze Frage über den Vorsitz im Directorium zu umgehen.

Solches mußte man insbesondere im Hinblick auf später zu schildernde Ereignisse annehmen, denn zunächst hatte bei der Umfrage des Kaisers von Oesterreich über den Artikel 5 der König von Sachsen den einfachen Antrag gestellt, die Berathung des Alinea 1, wo der Vorsitz im Directorium und Bundesrath Oesterreich und nur die Stellvertretung Preußen zuerkannt wird, auszusetzen.

Alle Welt glaubte, daß die Wesenheit des Artikels 5 damit in der Schwebe erhalten sei, um Gelegenheit zu geben, eine Verständigung über das ganze Reformwerk mit Preußen anzubahnen. Wie erstaunte man aber, als nachher Seitens des österreichischen Cabinets dem Antrage des Königs von Sachsen die Auslegung gegeben wurde, als hätte sich die Fürstenversammlung gegenüber dem Artikel zustimmend verhalten.

Denn allerdings war nach Hinweglassung des ersten und wichtigsten Alineas der Artikel ohne wesentliche Einwendung angenommen worden, aber Niemand war der Meinung, daß die Frage des Vorsitzes der Bundesversammlung und des Directoriums im Sinne der bisherigen Gesichtspunkte eines österreichischen Präsidialrechtes überhaupt aufgefaßt werden könnte. Für die Beziehungen zwischen dem Bundesrathe und dem Directorium hatte der Großherzog von Baden eine abweichende Meinung zu Protocoll gegeben, welche dahin ging, daß das Directorium an die Instruction des Bundesrathes gebunden sein sollte; der Kaiser von Oesterreich bemerkte aber sofort und mit vollem Recht, daß dadurch die Vollmachten der obersten Bundesbehörde auf das Niveau eines bloßen Vollziehungsausschusses herabgedrückt würden. Da also Niemand sich diesem Abänderungsantrag anschloß, wurde die Berathung über den ganzen Artikel geschlossen, und nachdem auch die Bestimmungen des sechsten Artikels angenommen worden waren, vertagte man die weitere Berathung auf den nächsten Tag.

In der am Abend bei dem Kaiser von Oesterreich abgehaltenen Comitésitzung über die Bildung des Directoriums, an welcher Sachsen, Nassau, Baden, Mecklenburg theilnahmen, war die ganze Frage in neues Schwanken gekommen, indem sich König Johann mit dem Herzog von Nassau zu einem neuen Vorschlage vereinigte. Darnach sollte nun die fünfte und sechste Gruppe der Staaten, aus welchen je ein Mitglied in das Bundesdirectorium zu wählen war, wesentlich verändert werden; allein Baden fühlte sich hierdurch noch mehr beeinträchtigt und nahm nun die fünfte Stimme im regelmäßigen Turnus auf ein Jahr für sich allein in Anspruch. Als am folgenden Tage in der Gesammtsitzung die Anträge zur Abstimmung kamen, wurden viele Vorbehalte gemacht, welche wieder besonderen Comitéberathungen zugewiesen werden mußten.

Im Uebrigen waren zu den folgenden Bestimmungen der Reformacte die Amendements so zahlreich eingegangen, daß es mir unmöglich schien, meinen Standpunkt einer möglichsten Beschleunigung des Geschäftsganges länger aufrecht zu erhalten. Ich glaubte daher meinerseits auch zu jenen Fragen bestimmte Stellung nehmen zu müssen, welche die Vertretung des Volkes am Bunde betrafen, und da der betreffende Artikel am Dienstag in der fünften Sitzung zur Berathung stand, so übergab ich einen Antrag, dessen Inhalt im Wesentlichen der folgende war:

„Die Versammlung der Bundesabgeordneten geht theils durch Delegation aus den Vertretungskörpern, theils durch Wahl aus dem Volke hervor. Sie besteht aus 300 Mitgliedern. Oesterreich entsendet zum Bunde 75 vom Reichsrath aus der Zahl seiner den deutschen Bundeslanden angehörigen Mitglieder oder aus den Mitgliedern der Landtage des Bundesgebietes gewählte Abgeordnete."

„Die aus den übrigen deutschen Staaten zu entsendenden Abgeordneten gehen zur Hälfte aus den Vertretungskörpern, zur Hälfte aus Volkswahlen hervor."

Ich motivirte sowohl schriftlich wie in besonderer Rede in der Fürstenversammlung selbst meine Ansicht durch die allgemein bestehenden Erwartungen des deutschen Volkes, welches auf die directe Wahl den größten Werth lege. Außerdem sprächen gegen das ausschließlich angewendete Princip der Delegation auch staatsmännische Gründe mancher Art:

1. daß eine Delegirtenversammlung nicht der Ausdruck der Meinung der Nation, sondern der mitunter geringen Mehrheiten einzelner weniger Körperschaften ist, und daß dieselbe in ihrer Gesammtheit sehr leicht nicht die Mehrheit, sondern eine sehr geringe Minderheit der Nation darstellen kann;

2. daß eine Auflösung der Delegirtenversammlung voraussichtlich immer ohne Erfolg sein müsse;

3. daß die ganze Reform auf diesem Wege gefährdet werde, weil voraussichtlich das Delegirtenproject dem Widerspruche verschiedener Landesvertretungen begegnen wird.

Als diese wichtige Frage in der Fürstenversammlung zur Berathung stand, zeigte sich die unerwartete Erscheinung, daß beinahe Niemand für die directen Wahlen in das deutsche Parlament mich unterstützen wollte. Ich hatte besonders den vermittelnden Charakter meines Vorschlags zur Empfehlung angeführt, indem ich darauf hinwies, daß nun einmal die Meinungen über die Vertretungsart tiefgehende Unterschiede zeigten. Auch war es Jedermann bekannt, daß das preußische Ministerium mit dem Gedanken umging, die Volksvertretung am Bunde auf das Princip ausschließlich directer Wahlen zu gründen. Die einfachste politische Erwägung legte es daher nahe, daß die Fürstenversammlung in diesem Punkte mit ihren Concessionen an die öffentliche Meinung nicht im Rückstand bleibe.

Vielleicht war gerade der letztere Umstand für Manchen bestimmend, sich ein für allemal gegen die directen Volkswahlen auszusprechen, und nach meiner Ueberzeugung hat dies dem Fürstencongresse mehr geschadet, als die immer noch möglicherweise zu beseitigende Differenz mit Preußen. Der König von Bayern, welcher sonst nur wenig sprach, setzte auseinander, wie er in dem österreichischen Delegirtenproject den wesentlichsten Vorzug des Entwurfs erblicke; auch König Johann und Georg V. wiesen mit scharfen Worten meine demokratischen Gelüste ab.

Da selbst der Großherzog von Baden nicht für Volkswahlen vorläufig sich aussprechen wollte, und Weimar zu Gunsten des Entwurfs auf die Bildung eines Oberhauses hinwies, so war ich genöthigt, einen wohlgeordneten Rückzug anzutreten, indem ich erklärte, daß ich zwar meine Ansicht nicht zurücknehme, aber durch die Ablehnung meines Antrags nicht behindert sein werde, für den übrigen Theil des Artikels zu stimmen.

In derselben Sitzung war auch die Frage wegen der Berufung der Delegirten in Zwischenräumen von drei Jahren berathen worden, und von mehreren Seiten wurde geltend gemacht, daß eine häufigere Versammlung nothwendig wäre, um das Ansehen dieser Körperschaft zu sichern. Formulirte Anträge waren vom Großherzog von Baden, von Weimar und von mir gestellt worden. Selbst der Großherzog von Mecklenburg hatte sich uns angeschlossen, indem er meinte, daß es bei den dreijährigen Sitzungsperioden in kürzester Frist doch nicht sein Bewenden habe werde, und daß es daher besser wäre, sich allsogleich zu dem Unvermeidlichen zu entschließen.

Allein die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover opponirten jeder Erweiterung der Rechte einer Delegirtenversammlung am Bunde so nachdrücklich, daß auch in dieser Beziehung nicht durchzudringen war. Und somit war eine Reihe von Vorschlägen gefallen, durch welche der sehr schwache Anklang, den der österreichische Entwurf in Deutschland gefunden hatte, möglicherweise zu etwas stärkerem Beifall hätte gelangen können. Diejenigen Fragen, welche, wie die Dinge einmal lagen, die populäre Meinung über die Fürstenversammlung in erster Linie bestimmen mußten, waren so ungünstig als möglich entschieden worden, und es war ein Glück, daß über die Einzelheiten der Berathungen wenig Authentisches in die Oeffentlichkeit zu dringen vermochte.

Ueberhaupt war seit dem 26. August, wo man in der sechsten Sitzung des Fürstencongresses in die Berathung der zahlreichen Details der in Aussicht genommenen Verfassung eingetreten war, eine stärkere Tendenz hervorgetreten, die Rechte der Einzelstaaten zu wahren, die Gewalt der einzelnen Souveränetäten zu erhalten. Je größer die Schwierigkeiten der Debatte geworden waren, desto mehr vertieften sich die hohen Herrschaften in staatsrechtliche Principienfragen. Der König von Hannover hatte sich durch seine mitgebrachten Staatsjuristen eine scharfe Distinction zwischen dem Grundvertrag des deutschen Bundes und der Verfassung des deutschen Bundes ausarbeiten lassen, worüber er sich weitläufig in der Mittwochsitzung verbreitete. An jenem Grundvertrag wollte er durch die zukünftige Delegirtenversammlung nichts geändert wissen.

Auch die Ausarbeitungen von Roggenbach's, die sich durch einen ganz außerordentlichen Umfang auszeichneten und die der Großherzog von Baden nur durch seine liebenswürdige Begabung in den Sitzungen vor dem Eindrucke der Ermüdung schützen konnte, vermehrten sich in der Form von Anträgen und Motivirungen ins Unendliche. Selbst gegen solche Bestimmungen des Reformentwurfes, welche den Fürsten für die Zukunft persönlich einen entscheidenderen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Deutschlands sichern konnten, wie z. B. die Abhaltung regelmäßiger Fürstentage, wurden von Seite Badens Einwendungen erhoben, die nicht immer erfreulich waren. So hatte Herr von Roggenbach der

Besorgniß Ausdruck gegeben, die Fürsten würden sich häufig von Prinzen vertreten lassen, welche mit den Geschäften dann weniger vertraut wären, als die ohnehin im Bundesrathe vorhandenen Staatsmänner.

Die massenhaft gestellten Amendements erforderten zu ihrer Lösung immer neue Comitéberathungen und wiederholte Ausschußsitzungen, und in manchen Augenblicken hatte man allerdings die Empfindung, es werde schwer sein, durch das Gestrüpp von gegen- und durcheinander wogenden Meinungen zu einem guten Ende durchzudringen. Doch glaube ich ausdrücklich sagen zu sollen, daß bei allen Schwierigkeiten die Berathung in streng parlamentarischer Weise fortgeführt und durch die Umsicht des Kaisers in festestem Geleise erhalten wurde.

In den Comitésitzungen nahm der Kaiser häufig Gelegenheit, zu größerer Nachgiebigkeit zu mahnen; er richtete wohl auch einmal die Frage an mich, ob ich nicht auf meinen Schwager einigen Einfluß üben könnte, damit sich derselbe nicht so sehr „verclausulire", was ich jedoch bezweifelte. Als ich nach einer Ausschußsitzung — ich weiß nicht mehr, ob es am Mittwoch Abend oder am darauffolgenden Montag war — den Kaiser allein sprach, glaubte ich nochmals meiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu sollen, daß ohne Verständigung mit Preußen die Sache scheitern müsse.

Der Kaiser von Oesterreich erklärte auf das Bestimmteste, daß er für seine Person gegen eine wirkliche Lösung der Frage nichts einzuwenden hätte und sich nur freuen würde, den alten Frieden und die Freundschaft mit dem hohenzollernschen Hause neu zu befestigen; allein er könne, wo er die Fürsten, welche der entgegengesetzten Ansicht wären, nach Frankfurt eingeladen, unmöglich mit solchen Anträgen selbst hervortreten.

Am Donnerstag früh fand vor der allgemeinen Fürsten-Conferenz eine Ausschußsitzung beim Großherzog von Mecklenburg statt, welche mich überzeugte, daß es über gewisse entscheidende Punkte zu keiner freiwilligen Verständigung kommen werde. Das Subcomité sollte die schon erwähnte Frage entscheiden, ob die neu zu gründende Bundesverfassung abgeändert werden könnte (Art. 11. 4) — und wie weit die Befugnisse der Abgeordnetenversammlung in dieser Beziehung gehen dürften (Art. 20. 2. 3).

Bemerkenswerth war hierbei, daß auch die Vertreter der freien Reichsstädte gegen das Princip der Abänderung der Verfassung durch Majoritätsbeschlüsse sich erhoben. Ich vertrat den österreichischen Entwurf mit aller Entschiedenheit, aber ohne Erfolg, obwohl König Johann sich gleichfalls bemühte, die Besorgnisse zu zerstreuen, als ob den Einzelstaaten Gefahren durch Beschlüsse der Bundesversammlung drohen könnten. Man werde immer, meinte er, die Selbständigkeit des Andern respectiren, die man selbst in Anspruch nehme.

In den weiteren Berathungen hatte die Frage über die Theilnahme der Standesherren an der Fürstenversammlung größere Bewegung hervorgebracht. Der Entwurf gewährte den deutschen Standesherren zwei Vertreter, welchen ein Antheil an einer Curiatstimme zugestanden werden sollte. Schon in der siebenten Sitzung hatte der bezügliche Artikel heftigen Widerstand hervorgerufen, und man kam in der achten Sitzung auf die Frage noch einmal zurück. Ich hielt

den Gegenstand für wichtig genug, um die Gründe zu widerlegen, welche gegen die Zulassung einiger standesherrlicher Stimmen in der Fürstenversammlung vorgebracht worden waren.

Principiell schien es mir wichtig, daß den mediatisirten Fürsten bei einer Neubegründung des Reichs eine Stelle gesichert sei, welche auf die Zeiten vor der Souverainetät des Rheinbundes zurückwies. Ich konnte aber zugleich nachweisen, daß auch die Bundesacte die alten Rechte der Standesherren nicht gänzlich ignorirt habe, und daß noch im Aachener Congresse die Billigkeit ihrer Ansprüche anerkannt worden sei, indem es von den Congreßmächten, laut Note vom 27. November 1818, den Höfen von Oesterreich und Preußen überlassen worden, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann eine Verhandlung am Bunde über das standesherrliche Stimmrecht einzuleiten wäre. Es schien mir klar, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, eine alte Verpflichtung einzulösen.

König Max hatte schon in der früheren Sitzung angerathen, diese Angelegenheit an die Ministerconferenzen zu verweisen; jetzt schlossen sich, trotz eifriger Verwendung des Kaisers von Oesterreich, Sachsen und Hannover diesem Antrag an. So wurde die Frage eigentlich in negativem Sinne entschieden, da man die Einhelligkeit der Stimmen in der Regel als nöthig voraussetzte, ohne daß es jedoch darüber je zu einer geschäftsordnungsmäßigen Sicherheit gekommen wäre.

In der nächsten Sitzung sollten jene Artikel, welche einer Vereinbarung durch die Ausschüsse vorbehalten geblieben waren, auf die Tagesordnung gesetzt werden. Denn trotz aller Schwierigkeiten war man doch am 29. August zu einem gewissen Abschluß der Berathungen über die Reformacte gelangt; es blieb aber immer noch die Frage offen, ob bei den zahlreichen Specialvorbehalten, welche von Seite der meisten hohen Herren gemacht worden waren, von einer allgemeinen Annahme der Beschlüsse die Rede sein könne.

Graf Rechberg hatte am Tage vorher ein Promemoria vertheilt, in welchem er die Ansicht des österreichischen Cabinets über die Bedeutung der Schlußabstimmung, die nach Ansicht des Kaisers in der letzten Sitzung des Congresses stattfinden sollte, zum Ausdruck brachte. In demselben wurde zunächst die Erwartung ausgesprochen, daß nach erfolgter Feststellung der entscheidendsten und wesentlichsten Punkte die schließlichen Verhandlungen über die offen gelassenen Detailfragen von weniger hervortretendem Belange einer zu versammelnden Ministerconferenz zu überweisen wären, bei welcher eingehende Instructionen nicht als nothwendig erscheinen dürften. Der kaiserliche Minister setzte voraus, daß die in den Fürstenberathungen hervorgetretenen principiellen Entscheidungen so wichtig wären, daß die weiteren Conferenzen der Minister nur Ausführungsbeschlüsse bewirken und daher gleich jetzt an den Fürstencongreß in Frankfurt angeschlossen werden könnten.

Das österreichische Promemoria machte den Eindruck einer starken Pression, welcher durch die Verhandlungen in der darauffolgenden Sitzung selbst noch gesteigert wurde. Denn als der Kaiser den Gegenstand zur Besprechung brachte, so erklärten sich die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover mit diesem modus procedendi in einer Weise einverstanden, die auf eine vorhergegangene Verabredung schließen ließ. Die Einwände von Baden, Mecklenburg-Schwerin

und Weimar wurden ziemlich scharf beantwortet, und da das österreichische Promemoria zugleich die Absicht zu erkennen gab, die Beschlüsse der Fürstenconferenz den in Frankfurt nicht vertretenen Regierungen erst nach dem Abschluß der gesammten Verhandlungen, ja sogar erst nach förmlicher Ratification von Seite der anwesenden Fürsten zur Kenntniß zu bringen, so zeigte sich in diesem Verfahren eine starke Spitze gegen Preußen, welche doch trotz Allem, was geschehen war, Vielen völlig unerwartet kam.

Nach einer sehr erregten Debatte, von welcher die Protocolle nur ein sehr ungenügendes Bild zu geben vermögen, wurde endlich in Betracht der Wichtigkeit der soeben besprochenen Fragen beschlossen, daß ein aus neun Mitgliedern bestehendes Comité zur Berichterstattung über die Art und Weise, wie die Conferenzberathungen in der Schlußsitzung abzuschließen wären, eingesetzt werden sollte. Dieser Ausschuß bestand aus den Großherzogen von Oldenburg, Baden, Weimar und Mecklenburg-Schwerin, dem Herzog von Meiningen, dem Kurfürsten von Hessen, aus mir und dem Bürgermeister Dr. Haller von Hamburg, und sollte unter dem Vorsitz des Königs Johann sofort seine Berathungen beginnen.

Es war Sonnabend, und wir hatten vor uns den sitzungsfreien Sonntag; doch gingen die Wogen der Erregung unter den gekrönten Häuptern so hoch, daß Niemand wissen konnte, wann und ob es unter diesen Umständen zu einer förmlichen Schlußsitzung des Congresses kommen werde. Noch am Abend desselben Tages hatten wir im Bundespalais und am folgenden Sonntag und Montag bei dem Könige von Sachsen lange Conferenzen, bei welchen ich die Genugthuung hatte, meinen vermittelnden Ansichten wesentlichen Eingang zu verschaffen.

Ich unterlasse es, ein Bild der Besprechung im Einzelnen zu liefern, die am Sonnabend sich so hoffnungslos gestalteten, daß man fürchtete, der völlige Zusammenbruch der Congreßverhandlungen werde sich der Außenwelt nicht leicht verbergen lassen. Erst am Montag gestaltete sich die Sache so, daß man von einem Compromisse sprechen konnte. Anfänglich hatte der König von Sachsen gegen Baden, Mecklenburg und Oldenburg so scharfe Waffen gebraucht, daß er den Grundsatz aufstellte, die Fürsten, welche sich nicht dem Reformwerk anschlössen, müßten eben austreten, indem sie ihren Dissens offen einzugestehen den Muth haben sollten. Er berief sich dabei auf die am Vormittag gegebene Erklärung des Kaisers, wonach Preußen gegenüber das in Frankfurt erreichte Einverständniß nicht durch eine Reihe von Vorbehalten compromittirt erscheinen dürfte.

Auch aus dem Munde des Grafen Rechberg wollte man schon am Sonnabend sehr leidenschaftliche Aeußerungen gehört haben und colportirte dieselben als einen Beweis dafür, daß Oesterreich sein Reformprogramm auf jede Weise durchzudrücken die Absicht hätte. Ich selbst hatte am Sonntag, da mich der Graf am Vormittag besuchte, nicht den Eindruck empfangen, als ob ein so kriegerisches Vorgehen in den Tendenzen des österreichischen Cabinets läge; doch konnte ich persönlich die Erfahrung machen, daß der österreichische Minister in einer sehr gereizten Stimmung war. Graf Rechberg war ein kleiner Mann, mit

ungemein scharf geschnittenen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, und besaß die in der Diplomatie bekanntlich als ein schweres Unglück betrachtete Eigenschaft, daß bei ihm die leiseste innere Erregung in Form eines über und über purpurrothen Kopfes sofort zum Ausdruck kam.

Er schien mir in der Unterredung, die ich mit ihm hatte, zunächst nur die Absicht zu verfolgen, durch eine Art von Rechtfertigung für den Fall, daß die ganze Sache scheitern sollte, die Verantwortung von seiner Person abwälzen zu wollen. Er ereiferte sich gegen Preußen, von welchem man immer behaupte, es hätte allen Boden verloren, während die ganze liberale Partei ja nicht deutsch, sondern preußisch sei. Der Partikularismus verschanze sich hinter die Phrasen der nationalen Bestrebungen, hinter denen nichts als Preußenthum stecke. Ich erwiderte, daß Oesterreich sich eben bemühen müßte, wirklich einmal für Deutschland Etwas zu thun. In der bewegten Discussion, die sich zwischen mir und dem Grafen Rechberg in Folge dessen ergab, wurde auch die schleswig-holsteinische Angelegenheit erwähnt. Ich sagte, die österreichische Regierung würde beim Abgang des Königs von Dänemark, dessen seit Kurzem gemeldete Krankheit wenig Hoffnung auf dauernde Genesung gab, eine vortreffliche Gelegenheit haben, in dieser deutschen Sache hervorzutreten.

Für diesen Fall hielte ich es für das Geeignetste, daß Oesterreich mit seiner Flotte in den nördlichen Gewässern erschiene und durch eine derartige Demonstration einen entsprechenden Druck auf die dänische Regierung ausübte. Graf Rechberg, welcher anfangs etwas verblüfft war, behauptete schließlich, daß er einen solchen Vorgang durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit erachte, daß er aber zunächst wünschen müßte, man käme den guten Absichten Oesterreichs in Deutschland selbst mit mehr Wohlwollen entgegen.

In Bezug auf die schwebenden Verhandlungen konnte ich mich dem Minister gegenüber allerdings nicht gerade sehr befriedigt erklären, doch wollte ich gern die Hand bieten, um in dem Neunercomité zwischen den extremen Anschauungen zu vermitteln. Davon aber, versicherte ich dem Grafen Rechberg aufs Bestimmteste, könnte keine Rede sein, daß man bei den weiteren Schritten der Bundesreform Preußen in der bisherigen Weise ignorirte. Ich sprach vielmehr meine Ueberzeugung dahin aus, daß, wenn man diejenigen Fürsten, welche dem preußischen Hofe befreundet wären, mit den Beschlüssen der Conferenz an den König Wilhelm sendete, die Sache immer noch eine bessere Wendung nehmen könnte. Graf Rechberg meinte dagegen, daß, wenn eine solche Mission vom Fürstencongreß beschlossen werden sollte, er durchaus nur den König von Sachsen als die geeignete Persönlichkeit, dieselbe zu übernehmen, zu betrachten vermöge.

Inzwischen hatten die Comitéberathungen ihren Fortgang und führten zu folgenden Beschlüssen, welche protocollarisch festgestellt wurden:

„Das Comité, welches zur Prüfung der beiden Anträge von Hamburg und Mecklenburg niedergesetzt worden ist, hat sich über folgenden Vorschlag geeinigt, welchem nur in einem einzigen Punkte ein abweichender Minoritätsvorschlag hinzugefügt ist:

„Nachdem Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich die im Promemoria vom 28. d. M. in Aussicht gestellte Schlußabstimmung vorgenommen haben werde, möge die folgende Erklärung zur Unterzeichnung vorgelegt werden:

„Die hier versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte erklären sich bereit, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, so viel an ihnen liegt, zu vollenden und ins Leben zu führen und zu diesem Zwecke mit den hier nicht vertretenen Bundesfürsten, insbesondere dem Könige von Preußen, eine bundesverfassungsmäßige Verständigung auf dem Grunde jener Beschlüsse anzustreben."

„ Es möge demnächst von der hohen Conferenz beschlossen werden:

1. Se. Majestät den Kaiser nunmehr zu ersuchen, das Schlußresultat der Conferenzverhandlungen Sr. Majestät dem Könige von Preußen mittelst eines gemeinsamen Schreibens der versammelten Fürsten und Vertreter der freien Städte vorzulegen.

2. Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich zu ersuchen, die demnächst weiter erforderlichen Schritte einzuleiten.

3. Den Wunsch zu Protocoll auszusprechen, daß, sobald Oesterreich und Preußen die gemeinsame Ueberzeugung gewonnen, daß von der Eröffnung einer Conferenz, in welcher alle deutschen Bundesstaaten vertreten wären, eine schließliche Vereinigung zu erwarten sei, eine solche Conferenz durch beide Mächte berufen werden möge, um die endliche Vereinbarung und Schlußredaction einer deutschen Bundesreformacte zu Stande zu bringen.

4. Das vereinbarte neue Grundgesetz auf Grundlage der bestehenden Bundesverfassung zum formellen Abschlusse zu bringen."

In letzterem Sinne legte das Comité der Conferenz zugleich den Entwurf einer Erklärung vor, in welcher es hieß: „Die hier versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte erklären sich bereit, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, soweit an ihnen liegt, zu vollenden und ins Leben zu führen, vorausgesetzt, daß auch die hier nicht vertretenen Bundesfürsten sich mit jenen Beschlüssen einverstanden erklären."

In der später wirklich unterzeichneten Erklärung war der letzte Satz von dem Worte „vorausgesetzt" an dahin abgeändert, daß es hieß: „und zu diesem Zwecke mit den hier nicht vertretenen Bundesfürsten, insbesondere dem Könige von Preußen, eine allseitige Verständigung auf dem Grunde jener Beschlüsse anzustreben."

Bevor es indessen zu jenem letzten Acte der Conferenz kam, ereigneten sich noch einige Zwischenfälle seltsamster Art, und die Mitglieder der Fürstenconferenz wurden durch einen Act, den man, milde ausgedrückt, als ein Mißverständniß bezeichnen mußte, in eine bis dahin ungeahnte Bewegung gebracht.

Das österreichische Cabinet hatte während des Sonntags, am 30. August, eine „Zusammenstellung der von der Conferenz der souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands theils mit Stimmeneinhelligkeit, theils mit überwiegender Stimmenmehrheit genehmigten Bestimmungen des Entwurfs einer Reformacte" ausgearbeitet und zur Vertheilung bringen lassen. Montag in frühester Morgenstunde wurde ich geweckt, und Minister von Seebach überbrachte das Actenstück, in welchem zu meinem nicht geringen Entsetzen Art. 5, Abs. 1, nach welchem der Vorsitz im Directorium und Bundesrathe Oesterreich unbedingt übertragen war, unter den von der Conferenz als angenommen bezeichneten Bestimmungen ohne Weiteres mit angeführt wurde. Obwohl der Absatz ausdrücklich ausgeschlossen worden war, nahm der revidirte Entwurf denselben wieder auf. Man kann sich leicht denken, welche Entrüstung hierüber unter vielen der fürstlichen Mitglieder des Congresses entstand. Je mehr ich mir bewußt ge-

wesen, meinerseits die Sache der Reform auf die loyalste Weise unterstützt zu haben, desto peinlicher berührte auch mich dieser fast unbegreifliche Vorgang.

Der Minister von Seebach war sofort in das Bundespalais geeilt, um daselbst auf das Lebhafteste zu reclamiren, und während ich noch selbst unschlüssig war, was in dieser Lage zu machen wäre, erschien schon der König von Sachsen bei mir und bat mich dringend, bei den übrigen Fürsten herumzufahren, um die Herrschaften, welche sich in größter Erregung befinden sollten, zu beruhigen. Der König von Sachsen selbst vermochte aber nur schwer seine eigene Bestürzung zu bemeistern.

Wenige Stunden später wurde vom österreichischen Cabinet eine Note umhergesendet, welche die Aufnahme des fraglichen Absatzes unter die angeblich angenommenen Bestimmungen der Reformacte auf eine eigenthümliche Weise erklärte. Diese Note trug zu alledem das offenbar falsche Datum des 30. August, was ihre innere Glaubwürdigkeit keineswegs sehr erhöhen konnte, und führte sich gewissermaßen als einen Nachtrag zu der officiellen „Zusammenstellung" ein. Sie lautete:

„In Bezug auf die heute vertheilte „Zusammenstellung" wird erläuternd bemerkt, daß in diese Gesammtübersicht, deren Vertheilung vor der morgigen Schlußabstimmung dringend gewünscht wurde, das Alinea 1 des Art. 5 selbstverständlich ohne Präjudiz für die erst morgen darüber stattfindende Berathung aufgenommen wurde." 30. August 1863.

Da die Sitzung, von welcher die Note spricht, aber erst am 1. September, also am Dienstag stattfinden sollte, der Inhalt der Note, die von der „morgigen" Sitzung sprach, mithin deutlich genug auf das Datum des 31. August wies, so hatte man den Eindruck, als ob Graf Rechberg die Vordatirung nur deshalb veranlaßt habe, um die Reclamation des Ministers von Seebach, welche eben am Montag stattgefunden hatte, zu verhüllen. Auch die „Selbstverständlichkeit" der erst „morgen darüber stattfindenden Berathung" machte die ganze Sache noch schlimmer, und bei meiner Rundfahrt zu den verschiedenen fürstlichen Herren hatte ich mitunter sehr harte Worte über das österreichische Cabinet zu vernehmen. Namentlich erinnere ich mich, wie der Herzog von Braunschweig sich gar nicht zu beruhigen vermochte und geneigt war, die Sache fast wie einen persönlichen „Affront" zu betrachten.

Ich hatte natürlich sofort die Ueberzeugung, daß nun Alles vorüber sei, und glaubte mich verpflichtet, bei erster Gelegenheit auch dem Kaiser von Oesterreich gegenüber diese meine hoffnungslose Ansicht von der Sache auszusprechen.

An demselben Tage, an welchem des Morgens der in der Diplomatie fast unerhörte Vorfall an den Tag gekommen war, fand um 4 Uhr bei dem Kaiser von Oesterreich ein großes Diner statt. Jeder bemühte sich nach Möglichkeit, seiner Stimmung Meister zu werden, denn Niemand hatte den Wunsch, daß dieser arbeitsvolle und anstrengende Congreß mit einem Mißton auseinandergehen sollte. Der kaiserliche Herr, an dessen reinsten Gesinnungen auch nicht der leiseste Zweifel haftete, hatte wahrscheinlich kaum eine Ahnung von dem tiefeinschneidenden Kunstfehler seiner Diplomatie.

Als ich nach dem Diner mit Sr. Majestät conversirte, sprach der Kaiser noch in der hoffnungsvollsten Weise von einem baldigen Wiederzusammentritt

des Fürstencongresses, und wie er nicht zweifle, daß die Grundlagen zu einer dauernden Einigkeit der Fürsten gefunden seien.

Ich wagte es, dem zu widersprechen, und setzte meinen völligen Unglauben an ein Wiedersehen der Fürsten in Frankfurt entgegen. Ja, ich erinnere mich mit völliger Deutlichkeit eines Wortes, welches ich aussprach: „Ich fürchte sehr, die deutschen Fürsten sehen sich nicht wieder in Freundschaft versammelt, sondern nur mit dem Degen in der Hand."

Diese pessimistische Auffassung wurde durch die Vorgänge der letzten Sitzung des Congresses am 1. September nicht geschwächt. Denn wenn der Congreß in Folge der Annahme der vom Neunercomité gestellten Anträge auch äußerlich den Schein erwecken mochte, daß er in Frieden und Freundschaft der Bundeshäupter beendigt worden sei, so war doch thatsächlich ein unheilbarer Riß entstanden.

Das österreichische Cabinet hatte sich dem Verdachte ausgesetzt, daß es die bestrittenen Punkte des Reformentwurfs zum Nachtheil Preußens gegen den Willen der Fürsten rücksichtslos durchsetzen wollte, und war unpolitisch genug, für einen solchen ephemeren Ruhm und scheinbaren Erfolg eine dunkele Zukunft auf sich zu nehmen.

Wer hinter die Coulissen des Congresses zu sehen vermochte, — und für das preußische Cabinet war dies keine Schwierigkeit — konnte leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht nur das Bundesreformproject in Frankfurt begraben worden sei, sondern daß auch das ganze Verhalten der Mittelstaaten den Beweis für die Unmöglichkeit einer friedlichen Entwicklung der deutschen Frage vollends erbracht habe.

Die letzte Sitzung der Fürstenconferenz begann am 1. September schon um 10 Uhr. Der Kaiser bemerkte gleich zu Anfang derselben, daß, nachdem in einer früheren Sitzung der Conferenz die Berathung über Absatz 1 des Art. 5 ausgesetzt geblieben sei, es nunmehr erforderlich sein dürfe, auch über diese Bestimmung des Entwurfs Beschluß zu fassen.

„Se. Majestät" — ich bediene mich hier des Wortlautes des officiellen Protocolles — „fügten hinzu, daß die hohe Versammlung die Gründe zu würdigen wissen werde, welche Allerhöchst Sie bestimmten, an dieser Berathung, da der Gegenstand Sie persönlich angehe, nicht Theil zu nehmen, sondern Sich während derselben zurückzuziehen und Se. Majestät den König von Bayern zu ersuchen, die Leitung der Verhandlung zu übernehmen. Ehe Sie Sich jedoch entfernten, dürften Sie nicht unterlassen, das Recht Oesterreichs auf das Präsidium im Bunde auch für die Zukunft auf das Allerbestimmteste zu wahren und den angelegentlichen Wunsch auszusprechen, daß die Bestimmung des Entwurfs, so wie sie liege, unverändert möge angenommen werden. Es könne dies nicht hindern, daß wie bei anderen Fragen, so auch bei dieser diejenigen Allerhöchst Ihrer Verbündeten, welche etwa mit Ihrer Erklärung irgend welche Vorbehalte verbinden zu müssen glaubten, diese Vorbehalte in das Protocoll niederlegen ließen."

Der Kaiser verließ hierauf den Saal, und der König von Bayern übernahm das Präsidium. Mit Ausnahme einiger weniger Herren, welche in das

Geheimniß offenbar eingeweiht waren, machte der überraschende Vorgang auf alle Uebrigen den Eindruck eines untoward event wie die Schlacht von Navarin. Nach den vom Kaiser gesprochenen Worten war zunächst eine allgemeine Stille eingetreten, und es schien, als ob Niemand weiter ein Wort zu sagen vermöchte. Den allermeisten der anwesenden Fürsten war die ganze Scene höchst peinlich.

Die feierliche Ansprache des Kaisers, sein Verlassen des Saales, ehe noch von irgend einer Seite eine Antwort auf seine Proposition gegeben werden konnte, — durch alle diese Umstände wurde dem verhängnißvollen Artikel 5 eine noch viel größere Bedeutung beigelegt, als bis zu diesem Augenblicke anzunehmen gewesen. Mit einem Male war der Präsidialfrage eine durchaus persönliche Wendung von größter Tragweite gegeben worden, die speciell mich um so mehr in Erstaunen setzte, als alle früheren Aeußerungen auf eine Preußen weit günstigere Anschauung der Dinge hatten schließen lassen.

Die ersten hohen Persönlichkeiten, welche auf die Aufforderung des Königs von Bayern, sich über die Präsidialfrage zu äußern, antworteten, waren Sachsen, Hannover, Württemberg. Als König Johann rund, kurz und deutlich zunächst erklärte, er sei mit der Bestimmung des Entwurfs einverstanden, und König Georg sowie der Kronprinz von Württemberg einen gleichen Ausspruch thaten, trat einer jener lautlosen Augenblicke in dem großen Saale ein, in welchem man jedes leise Zittern der Luft zu hören meinte. Wäre man geisterseherisch gewesen, so hätte man die Gestalt Friedrich's des Großen aus einer Ecke hervorspringen sehen müssen, aber bei der Prosa politischer Geschäfte vernahm man nichts und sah nichts, als vier deutsche Könige, welche ruhig, überlegt und vielleicht verabredetermaßen entschlossen schienen, über den Artikel 5 nicht weiter zu discutiren.

Das war allerdings mehr, als man erwarten konnte. Endlich erhob sich der Großherzog von Baden und stellte den Antrag, die Bestimmung über das Bundespräsidium aus dem Entwurfe ganz wegzulassen; der Großherzog von Oldenburg verlangte, daß die Berathung darüber auch jetzt noch auszusetzen sei, und da der Großherzog von Weimar und der Fürst von Waldeck dieser Meinung beipflichteten, so erklärte der König Johann, daß dies nicht anginge und man sich für Streichung oder Beibehaltung des Entwurfs entscheiden müsse, da eine Formel, die ein bloßes Nichtberathen oder Offenlassen der Frage ausdrücke, schwerlich gefunden werden könne.

Ich hatte unter diesen Umständen den Vorschlag gemacht, daß man die Bestimmung des Entwurfes zwar stehen lassen, aber den Vorbehalt machen möge, daß dieser Beschluß künftigen Verhandlungen nicht präjudicire. Das Protocoll, welches erst viele Tage nach der Sitzung zur Vertheilung an die Theilnehmer gekommen ist, hat meine gesammten Erörterungen bei dieser Gelegenheit, wie alle übrigen Aeußerungen, die in einem der officiellen Auffassung wenig genehmen Sinne gemacht wurden, nicht mitgetheilt. Ich erinnere mich indessen deutlich meiner Absicht, durch diesen Antrag eine Verständigung herbeizuführen. Das Protocoll behandelte dagegen meine Aeußerung einfach als einen bloßen Vorbehalt bei zustimmendem Votum. Die beiden Bürgermeister Roeck von Lübeck

und Duckwitz von Bremen stimmten vollständig mit mir überein, und ich zweifle nicht, daß sie meinen Antrag als solchen genommen haben.

Da indessen derselbe von dem Könige von Bayern nicht förmlich zur Abstimmung gebracht worden war, so gab ich folgende Erklärung zu Protocoll: „Ich stimme für Beibehaltung der Fassung, unter der Voraussetzung, daß damit künftigen Verhandlungen in keiner Weise vorgegriffen werde."

Dagegen stimmten Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Oldenburg, der Prinz der Niederlande, der Fürst von Waldeck und Hamburg für Offenhaltung des in Rede stehenden Punktes; alle übrigen Theilnehmer, mit Ausnahme Badens, welches die Streichung des Artikels nach wie vor verlangte, nahmen die Fassung des österreichischen Entwurfs einfach an. Der König von Bayern schien dieses Resultat auch förmlich für den Sieg eines Princips zu halten und verkündigte dasselbe dem Kaiser von Oesterreich, der nun wieder in der Versammlung erschienen war, in sichtlicher Bewegung und Freude. Die Gesammtabstimmung konnte nun allerdings kaum einem Zweifel unterliegen. Man bemühte sich vielmehr von allen Seiten, die Sache so viel wie möglich zu beschleunigen, und wirklich war man schon um 1 Uhr zu Ende gekommen.

Nachdem noch einige wenige Specialfragen erledigt worden waren, richtete der Kaiser an die Versammlung die Aufforderung, nunmehr zu der vorbehaltenen Schlußabstimmung über das ganze Ergebniß der gepflogenen Berathungen zu schreiten.

Es sollte nach ursprünglicher Intention über drei Punkte gesondert abgestimmt werden: 1. Nimmt die Versammlung das Schlußresultat der Verhandlungen an? 2. Lassen die einzelnen Mitglieder die noch bestehenden Widersprüche fallen? 3. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht versammelten Bundesglieder den ihnen mitgetheilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder nur ihre Gegenvorschläge eröffnet haben? — Man ließ jedoch den zweiten Punkt als gar zu unklar bei Seite und beschränkte sich auf die Abstimmung von eins und drei, welche Fragen von allen Theilnehmern der Conferenz, mit Ausnahme der Großherzoge von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar, des Prinzen Heinrich der Niederlande und des Fürsten von Waldeck, bejaht wurden. Man zählte also 24 zustimmende Regierungen.

Demgemäß wurde die von dem Neunercomité vorgeschlagene Erklärung von 24 Fürsten und Vertretern der freien Städte unterzeichnet und gleichzeitig, nach dem von mir gestellten Antrag, ein von der Conferenz selbst ausgehendes Schreiben an den König von Preußen gerichtet. Der Wortlaut desselben ist bekannt, dürfte aber um der Vollständigkeit willen wohl auch hier eine Stelle finden:

„Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster Fürst!

„Angesichts des Schreibens, mittelst dessen Ew. Majestät unter dem 20. v. M. die Einladung haben beantworten wollen, welche Wir, die in Frankfurt a. M. versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte an Ew. Majestät zu richten Uns gedrungen gefühlt haben, können Wir nach Beendigung Unserer Berathungen Uns nicht trennen, ohne Ew. Majestät

nochmals Unser innigstes Bedauern darüber auszudrücken, daß Wir Allerhöchst Ihre persönliche Mitwirkung zu dem unternommenen großen Werke entbehren mußten."

„Gerne schöpfen Wir jedoch aus Ew. Majestät Versicherung, daß Allerhöchst dieselben jede Mittheilung, die Ihre Bundesgenossen an Sie würden gelangen lassen, mit der von Ew. Majestät jederzeit der Entwickelung der gemeinsamen vaterländischen Interessen gewidmeten Bereitwilligkeit und Sorgfalt in Erwägung ziehen würden, die für Uns Alle so kostbare Hoffnung auf eine endliche allgemeine Verständigung."

„Aus Unseren Berathungen ist der dem gegenwärtigen Schreiben beigefügte Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes hervorgegangen."

„Von deutscher Eintracht und opferwilliger Gesinnung sämmtlich beseelt, sind wir unter Uns über denselben vollkommen einig geworden und werden es als ein hohes Glück für Uns Alle und für Unsere Völker betrachten, wenn nunmehr in der Brust Ew. Majestät, Unseres mächtigen und wohlgesinnten Bundesgenossen, Entschließungen reifen werden, durch welche Deutschland, dank dem Einverständnisse seiner Fürsten, auf der bundesgesetzlichen Grundlage an das Ziel einer heilsamen Reform seiner Verfassung gelangen wird. — Auch bei diesem abermaligen Anlasse erneuern Wir ꝛc."

24 Unterschriften.

Da Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Niederlande und Waldeck durch die Ablehnung der Hauptfrage auch nicht in der Lage waren, zu unterzeichnen, so konnte ich der Hoffnung, daß durch eine persönliche Negociation die Bundesreform noch gerettet werden könnte, auch nicht Ausdruck geben. Das Collectivschreiben der 24 Regierungen wurde in amtlichster Form an den König von Preußen gesendet und von diesem dann sofort der constitutionellen Behandlung seines Ministeriums übergeben.

Durch diesen Geschäftsgang war der König jeder persönlichen Aeußerung über die Reformacte seinen Mitfürsten gegenüber enthoben, und da sein Cabinet so deutlich und bestimmt als möglich Stellung genommen hatte, so konnte eigentlich nur noch die Frage sein, in welcher Form von Seite Preußens der mühsam zu Stande gekommene Reformentwurf begraben werden solle.

Mit der letzteren Auffassung stimmten indessen die hoffnungsvollen Worte wenig überein, mit denen der Kaiser von Oesterreich noch die Fürstenversammlung schloß. Ich habe auch später mir kein sicheres Urtheil darüber bilden können, ob das österreichische Cabinet thatsächlich jene Erwartungen hegte, welche hier zum Ausdrucke kamen, oder nur den Wunsch hatte, re quasi bene gesta vom Parquet des Fürstentages zu scheiden.

„Wir haben unsere Berathungen geschlossen" — so sprach der Kaiser in einer sichtlich gehobenen und allem Anschein nach wirklich befriedigten Stimmung — „und Meine hohen Verbündeten werden Mir erlauben, einige kurze Abschiedsworte zu Ihnen zu sprechen."

„In zehn Sitzungen haben Wir Uns über eine lange Reihe der schwierigsten und verwickeltsten Fragen geeinigt. Nicht in einem einzigen Falle hat in Unserem Kreise ein Sonderinteresse die schließliche Einigung verhindert. Unser Aller Opferwilligkeit hat sich bewährt. Es erscheint Mir dies als eine große Thatsache, und wenn Wir gewiß Alle mit hoher Genugthuung auf so viele Beweise der Eintracht und Selbstverleugnung, von welcher Unsere Beschlüsse Zeugniß abgelegt haben, zurückblicken, so darf Ich für Meinen Theil vielleicht eine Regung von Stolz mir verzeihen, wenn Ich gewahre, wie vollständig Meine Hoffnung auf das unmittelbare Zusammenwirken der deutschen Fürsten sich gerechtfertigt hat."

„Für die Freundschaft und das Vertrauen, welches Meine erhabenen Bundesgenossen Mir persönlich entgegengebracht haben, bitte Ich den Ausdruck Meines tiefempfundenen Dankes anzunehmen."

„Unser erster deutscher Fürstentag trennt sich nunmehr. Er trennt sich mit dem Wunsche, daß ein zweiter, sobald als möglich ihm folgend, alle Glieder des großen Ganzen vereinigen und Unsere Bemühungen krönen möge."

„Der Schutz des Allmächtigen bleibe bei Uns Allen und bei Deutschland."

Der König von Bayern knüpfte an diese Schlußworte des Kaisers die folgende Ansprache:

„Unsere Verhandlungen sind beendigt, und es beseelt Uns die erhebende Hoffnung, daß durch dieselben der Grund gelegt sei zu einem für das gemeinsame Vaterland segensreichen Werke. Es durchdringt Uns aber auch wohl Alle das Gefühl des lebhaftesten Dankes gegen Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich, sowohl für die gegebene Anregung als für die Ausdauer und bundesfreundliche Gesinnung, mit welcher Se. Majestät sich der Leitung Unserer Berathungen unterzogen hat."

„Ich zweifle nicht, im Sinne aller hier anwesenden Bundesgenossen zu handeln, indem Ich jenem Gefühle Worte leihe und Sr. Majestät dem Kaiser Unsern innigsten Dank ausspreche."

„Möge der Himmel das begonnene Werk zum Heile Deutschlands vollenden, und Alle, welche dazu mitgewirkt, Sich bald dieses schönsten Lohnes ihrer Bemühungen erfreuen lassen."

Die ganze Versammlung erhob sich, um ihr Einverständniß mit den soeben vernommenen Worten Sr. Maj. des Königs von Bayern auszudrücken. Man ersuchte am Schlusse der Sitzung noch den Bürgermeister von Frankfurt Dr. Müller, bei dem Senate und der Bevölkerung Frankfurts dem Dankgefühle aller Mitglieder des Fürstentags für die gastliche und herzliche Aufnahme, die sie in der freien Stadt gefunden, Ausdruck leihen zu wollen.

In Betreff der Beurkundung des letzten Protocolls wurde, um die Abreise der Fürsten nicht zu verzögern, die Abrede getroffen, daß die vier Vertreter der freien Städte Namens der gesammten Versammlung die Genehmigung derselben aussprechen sollten. Diese Verification des Protocolls hat indessen noch manche Schwierigkeiten gemacht und ist erst am 3. September erfolgt. Baron von Biegeleben entschuldigte diese Verzögerung in einem Schreiben an mich von gleichem Datum und sendete mir eine Abschrift, welche mich in die Lage setzte, in Berlin wenigstens einigermaßen den übeln Eindruck zu verwischen, den Gerüchte und Mittheilungen über die letzte Sitzung nur zu rasch hervorzubringen geeignet waren.

Bevor ich selbst Frankfurt am 1. September Abends verließ, verfaßte ich ein Schreiben an Se. Maj. den Kaiser von Oesterreich, in welchem ich mein Gesammtverhalten auf dem Congresse noch einmal bezeichnete und meinen Standpunkt in der Reformfrage wahrte, und ließ dasselbe in die Hände des Generaladjutanten Grafen Crenneville übergeben. Die Offenheit, mit welcher ich mich in diesem Schriftstück auszusprechen wagte, wird mich auch heute noch vor der Meinung schützen, daß ich in der wichtigen Angelegenheit von meinen seit zwanzig Jahren unverändert festgehaltenen Ideen in einseitiger Weise zurückgekommen wäre. Ich darf daher auch die Darstellung der Vorgänge des Fürstencongresses mit der Mittheilung eines Actenstückes schließen, welches, wie sich erwarten ließ, von der österreichischen Regierung niemals beantwortet wurde.

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser!
Gnädigster Kaiser, König und Herr!

„Eurer k. k. Majestät glaube ich am Schlusse der von den souverainen Fürsten und Vertretern der freien Städte Deutschlands abgehaltenen Conferenzen auch noch persönlich die Gefühle aussprechen zu sollen, mit welchen das von Allerhöchstdemselben eingeleitete Werk, dem ich meine Zustimmung nicht versagt habe, mich erfüllt."

„Als ich vor mehreren Wochen die Einladung Ew. k. k. Majestät zum Fürstencongreß erhielt, erachtete ich es für meine Pflicht, einem Rufe Folge zu leisten, der mir nicht ungeeignet schien, das ohnmächtige Vaterland gegen drohende Gefahren mit einem festeren Bande zusammenzufassen und den Wünschen wie den Bedürfnissen der Nation gleichermaßen fördernd entgegenzukommen. In diesem Sinne war es, daß ich Ew. k. k. Majestät erwiderte, solchem Zwecke gegenüber gern und willig Opfer bringen zu wollen."

„Als sodann Ew. k. k. Majestät der erlauchten Versammlung den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vorlegten, konnte ich mir zwar nicht verhehlen, daß ich nicht mit allen einzelnen Punkten übereinstimme und manche Wünsche hege, deren Erfüllung mir werthvoll und ersprießlich schien. In den Vordergrund aber trat die Ueberzeugung, daß die Vorlage entwicklungsfähig sei, und so gab ich mich mit redlichem Bemühen und von der besten Hoffnung beseelt der Berathung hin."

„Freilich zeigte sich schon im Beginn derselben, daß die erlauchte Versammlung in ihrer überwiegenden Mehrheit Ideen huldigte, die meiner Anschauung und Ueberzeugung grundsätzlich gegenüberstehen. Nicht nur, daß die Amendements, die ich zu stellen die Ehre hatte, scheiterten, — auch der ursprüngliche Entwurf erlitt mehrere meiner Auffassung ungünstig erscheinende Abänderungen, und manche freiere Intentionen Ew. k. k. Majestät wurden verdunkelt. Compromisse, die die Gegensätze zu nähern bestimmt waren, ermöglichten mir zwar in den meisten Fällen die endliche Zustimmung, indeß kann ich hierbei nicht unerwähnt lassen, daß einem besonderen Punkte gegenüber, der den allseitig ausgesprochenen Wunsch der Nation berührt, mein Votum nicht anders als verneinend ausfallen konnte."

„Dennoch, als nun die Berathung beendet war und das Gesammtresultat vor mir lag, mußte ich nach gewissenhafter Prüfung mich dahin erklären, daß die gegenwärtige Lage des Vaterlandes gebieterisch erheische, nicht bloß Rechte zum Opfer zu bringen, sondern auch Ansichten und Wünsche. Die schließliche Entscheidung gab, und alle Bedenken traten dagegen in den Hintergrund, daß ich in dem jetzt berathenen Werke immerhin einen unleugbaren Fortschritt erkannte."

„Allerdings liegt nun, die Zustimmung der Stände auch vorausgesetzt, noch immer die große Schwierigkeit in Bezug auf Preußens Beitritt vor, und von der Erledigung dieser Frage wird das Schicksal unserer Arbeit abhängen. Aber ich meine, die patriotische Erwägung des für unser Vaterland heilbringenden Zweckes und die Erkenntniß der wohl allseitig vorhandenen Neigung, Preußens Beitritt ermöglicht zu sehen — einer Neigung, die zu meiner Freude vielfach

ausdrücklich betont worden ist und die Aussicht auf eine Verständigung eröffnet — dürfte bestimmend auf die ferneren Entschließungen dieser deutschen Großmacht einwirken und so unsere Hoffnung auf ein endliches glückliches Resultat der Erfüllung näher führen."

„Ich habe in Kürze noch einmal die wesentlichsten Punkte, die während der Verhandlungen sowohl als bei der Schlußabstimmung mich leiteten, Ew. k. k. Majestät darzulegen versucht. Ich konnte nicht verschweigen, daß ich das Ganze nur für ein auf dem natürlichen Wege des Compromisses zu Stande gekommenes, mit allen Vorzügen und allen Schwächen dieser Entstehung behaftetes Werk ansehe. Aber ich vermag nicht von der Hoffnung zu lassen, daß auch die Nation in diesem Sinne es aufnehmen und eingedenk sein werde, daß der Weg zur Sicherung des Vaterlandes nur über Opfer jedes Einzelnen führt."

„Ich ergreife zugleich diesen Anlaß ꝛc. ꝛc.

Frankfurt a. M., den 1. September 1863. Ernst."

Anfühnbar.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

VIII.

Ein banger Tag in Dornach.

Die stattliche Frau, die seit einer Woche im Schloß wohnte, der die Mahlzeiten auf ihrem Zimmer servirt wurden von einem Lakai, und die zum Verdruß des Kellermeisters Mittags und Abends eine Flasche Bordeaux vertilgte, weilte seit zwei Uhr Nachts am Bette der Gräfin. Auf dem Bahnhofe wartete eine Equipage die Ankunft des Schnellzuges aus Wien ab, mit dem der Herr Professor ankommen sollte. Der Herr Doctor hatte sich in Liseltens jungfräulichem Gemache etablirt, und wenn sich Schritte auf dem Gange vernehmen ließen, trat er hinaus und sprach zu dem Vorbeikommenden: „Ich bin da — daß Sie's wissen — für den Fall, daß ein Arzt nöthig wäre, daß Sie wissen, wo er zu finden ist."

Niemand hörte auf ihn, er war ganz uninteressant. Die gespannte Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf die Frauen, denen Gelegenheit zu irgend einer Handreichung in der Nähe der Wochenstube gegeben war.

Am Nachmittage mußte Hermann sich's gefallen lassen, vom Schmerzenslager seiner Frau, an dessen Ende er mit verstörtem Gesichte stand, durch Base Wilhelmine entfernt zu werden.

Jetzt waren sie in seinem Schreibzimmer, sein Vetter und er. Wilhelm hatte mitten auf dem Divan Platz genommen, sich vorgebeugt und beschäftigte sich damit, seine dicken, rothen Finger krachen zu machen. Hermann ging rastlos neben dem Bücherschrank, der die Längenwand einnahm, auf und ab und pfiff entsetzlich falsch oder versank in ein düsteres Schweigen, oder pflanzte sich vor Wilhelm hin und starrte ihn an.

Die Dämmerung war eingebrochen, der Kammerdiener erschien.

„Was willst Du?" fragte sein Herr.

— „Die Lampe anzünden."

„Wir brauchen keine Lampe," brachte Hermann mühselig hervor, und Wilhelm dachte: Dem armen Kerl ist das Weinen nah'.

„Heute," sagte er nach einer Pause, „haben wir drei Marder in der Falle gefangen," worauf sein Vetter erwiderte:

„Wie viel Uhr ist es?"

„Fünf hat's just geschlagen."

„Dann muß ja um Gotteswillen der Professor schon hier sein." Er schellte, und es dauerte unglaublich lange, bis endlich ein Lakai eintrat und meldete, der Herr Professor sei angelangt und Lisette habe ihn zur Frau Gräfin geführt.

Eine Stunde verfloß, in der die Zeit bleierne Wellen rollte, und Wilhelm fortfuhr, die erstaunlichsten Neuigkeiten auszukramen. Auf einmal blieb Hermann stehen und lauschte. Er hatte die hastenden Schritte, die sich nahten, erkannt, es waren die Wilhelminens. Sie riß die Thür auf. Das Nebenzimmer war hell erleuchtet, und wie von strahlendem Goldgrund hob ihre Gestalt auf der Schwelle sich ab. „Hermann, bist Du hier?" rief sie in das Dunkel hinein. „Komm' Hermann, komm' — Du hast einen Sohn!"

— „Und Maria? . . ."

„Wohl, Gott sei Dank."

Er stürzte auf sie zu und hob die schwere Frau in seinen Armen in die Höhe und jauchzte laut.

„Was heißt denn das?" sagte sie. „Nimm Dich zusammen. Sie ist noch matt. Wenn Du Dich nicht zusammen nimmst, darfst Du nicht zu ihr."

„O — ich nehme mich" . . . er machte einen ungeheueren Aufwand an Selbstüberwindung, warf sich in die Brust, umschlang seine Base und zog sie mit sich fort. „Wilhelm, telegraphire Du an meine Mutter, an meinen Schwiegervater," rief er noch athemlos zurück und durchmaß den ganzen Weg auf den Fußspitzen, betrat Maria's verhängtes Zimmer unhörbar wie ein Sylphe und hätte am liebsten Wolkenform angenommen, um ihr zu nahen.

Sie lag ganz still, war blaß — blaß bis an die Lippen und sah unendlich müde aus. Aber sie lächelte ihn an, glücklich, sanft und milde. Das Herz wollte ihm übergehen vor Rührung — doch sie haßte es, bedauert zu werden; er durfte nichts sagen, er küßte nur leise ihre Hände und blickte dabei mit einer gewissen Verlegenheit nach einem weißen Bündel aus Stoffen, Spitzen, Stickereien, Bändern, das neben sie hingelegt wurde.

„Ich gratulire Ihnen zu einem Prachtbuben," sprach der Professor, eintretend, zu ihm.

— „Wo?" stotterte Hermann, und Wilhelmine brach aus:

„Jesus Maria, da doch!"

Da — ganz richtig. Unter den Stickereien und Spitzen guckte ja Etwas hervor. Ein kleines braunrothes Gesicht, mit faltenbedeckter Stirn, mit lichtscheuen, fest zugedrückten Aeuglein, einer Nase, die mit unzähligen kleinen gelben Pünktchen bedeckt war und einem winzigen Mund. Es waren auch Pfötchen da, die unverhältnißmäßig lange Finger hatten und die zartesten, schmalsten Nägel. Das also war der „Prachtbub", das war der „Sohn".

Hermann wunderte sich und küßte auch ihm die Hände.

Maria erholte sich langsam, und Doctor Weise, der, nach der Abreise des Professors, Ordinarius geworden, wurde nicht müde, die größte Schonung zu empfehlen. „Besonders der Nerven. Nur keine Aufregung, Herr Graf, Fräulein Lisette, Fräulein Klara, nur keine Aufregung!" — Er freute sich, daß die Taufe nicht vor dem vierzehnten Tage stattfinden konnte, weil es Grafen Wolfsberg, der durchaus selbst als Pathe seines Enkels fungiren wollte, unmöglich war, früher einzutreffen.

Der Graf schrieb oder telegraphirte täglich, und es schien Hermann, als ob diese Botschaften ihres Vaters Maria unangenehm und peinlich berührten. Zuletzt wagte er nicht mehr, sie ihr mitzutheilen. Nun aber fragte sie allabendlich: „Kommt der Vater?" und als endlich die Antwort lautete: „Morgen," da flammte eine fieberhafte Röthe auf ihren Wangen auf. Sie schloß die Augen, in kurzen, raschen Schlägen klopfte ihr Herz, eine unnennbare Bangigkeit überkam sie.

„Was ist Dir?" fragte Hermann, „Maria, was bekümmert Dich? Es ist Etwas, das Dich bekümmert und das Du mir verschweigst."

Sie seufzte tief auf: „Laß es" — bat sie, „wir wollen nie davon sprechen. Geh' jetzt, es ist spät. Ich muß Ruhe haben und Kräfte sammeln für morgen."

„Natürlich," erwiderte er und befand sich schon auf den Fußspitzen und schlug sein beliebtes Sylphentempo an.

Maria winkte ihn zurück: „Eines möchte ich Dich bitten — bringe es dem Vater vor. Das Kind soll Hermann heißen, Hermann, Wolfgang . . . Verstehst Du mich? Und Dir, Lieber, möge es nachgerathen."

Er ging beseligt, er machte sich selbst zum Hüter der Ruhe, nach der sie verlangte. Mehr als Stille ringsumher vermochte er jedoch nicht herzustellen. Eine so tiefe Stille, daß Maria die Athemzüge des Kindleins hören konnte, dessen Wiege dicht an ihrem Bette stand. — Es schlief fast immer, schrie gerade nur so viel als sich's für einen zwei Wochen alten Jüngling gehört, sog seine Nahrung aus der mütterlichen Brust und schlief und lächelte oft im Schlafe.

Und der Anblick seines Friedens war die einzig wirksame Labung, die Maria's Seele empfangen konnte in dieser letzten Nacht vor dem Wiedersehen mit ihrem Vater. Ein Wiedersehen und keines — es sollte ja ein anderer Mensch vor sie treten, nicht Der, den sie geliebt und angebetet, Einer, der gelogen, betrogen und getödtet — Einer, den sie gerichtet hatte.

Am nächsten Morgen war er da, völlig unermüdet, trotz der langen Reise. Den Wagen, der ihn auf der Station erwartete, hatte er seinem Kammerdiener überlassen und kam zu Fuße an. Ein tüchtiger Marsch in der thauigen Frühe war ihm Bedürfniß gewesen nach zweien, im Waggon verbrachten Nächten.

Sein Schwiegersohn lief ihm entgegen, die beiden Männer schüttelten einander die Hände. Wolfsberg fragte zuerst nach Maria und dann unverzüglich nach Waschwasser, und ließ sich in die für ihn bereiteten Zimmer führen.

Eine halbe Stunde später stand er vor seiner Tochter mit unnachahmlich kunstvoller Nachlässigkeit gekleidet, duftend von Reinlichkeit und Eau de Toilette, einen freudig gerührten Ausdruck in seinem ruhigen, energischen Gesichte. Er klopfte Maria auf die Wange und sagte, halb zu Hermann, halb zu ihr: „Mager ist sie geworden."

Sie hätte aufschreien mögen: „Ich weiß, was Du gethan hast und werde es Dir nie verzeihen!“ — aber sein Anblick, seine Stimme, sein flüchtiger Kuß auf ihre Stirn übten ihre alte Macht. Sie beugte sich ihr, sie schwieg. — „Er ist ja doch mein Vater,“ dachte sie.

Der Graf schenkte seinem Enkel die gebührende Aufmerksamkeit, setzte sich an das Bett Maria's und begann mit ihr zu sprechen, mehr von sich als von ihr, offenherzig, vertrauensvoll, recht wie zu einem ebenbürtigen Geiste, dessen Verkehr er lange und schwer entbehrt. Ihre Kälte und Beklommenheit waren ihm sogleich aufgefallen. — Er schrieb sie ohne Weiteres der richtigen Ursache zu: Maria hatte Etwas, das ihn in ihren Augen herabsetzte, erfahren. Durch wen? — um gegen Hermann auch nur den Schatten eines Verdachtes zu hegen, war Wolfsberg zu sehr Menschenkenner. „Was liegt auch daran,“ dachte er, „durch wen Deine Illusionen über mich zerstört wurden, Du armes Kind, sie sind fort. Du mußt lernen, mich zu nehmen, wie ich bin, und einsehen, daß Du dennoch stolz auf Deinen Vater bleiben kannst.“ — Da entfaltete er seine ganze zielbewußte Liebenswürdigkeit, stellte sich in das hellste Licht — indem er einen begangenen Fehler eingestand. Er ließ sich herab zu einem Wesen, das er übersah, mit der Miene Eines, der emporblickt. Gab es doch einen erschütterten Einfluß wieder zu gewinnen, eine schwankende Neigung wieder zu befestigen: zu erobern mit einem Wort . . .

Wie ihm die Aufgabe gelang! — Wie seine Tochter, als er nach kurzem Aufenthalte Schloß Dornach verließ, ihn liebte mehr als je! Der Starke war hülflos seinen Leidenschaften gegenüber, gab das nicht Grund, ihn zu bemitleiden? Und wer hat seine Kämpfe gesehen? Mit so feinem Sinn für alles Edle begabt, was muß er leiden unter dem Bewußtsein seiner Fehlbarkeit! Er gehört ja nicht zu Denen, die in feiger Täuschung über sich selbst leben.

Ihrer armen Mutter weihte Maria nach wie vor die frömmste und getreueste Erinnerung, doch war sie in ihren Augen nicht mehr das Opfer eines Verbrechens, sondern die Märtyrerin eines unabwendbaren Schicksals, eine leidverklärte Heilige, vor deren Bild sie in Andacht versank.

Allmälig kehrte ihre Heiterkeit zurück und wuchs mit dem Gefühle zunehmender Kraft und wiedererlangter Gesundheit. Sie hatte es durchgesetzt, sie hatte ihr Kind selbst genährt, obwohl das jetzt „Niemand“ mehr thut, und die Aerzte ihr davon abgerathen. Aber sie wußte wohl, was sie sich zutrauen durfte.

Ihr Vetter Wilhelm trug eine Bewunderung für sie zur Schau, die sich in den ausbündigsten Aufmerksamkeiten äußerte. Den ganzen Winter hindurch kam er allabendlich, bei jedem Wetter, herübergeritten, machte Halt im Schloßhofe, fragte: „Wie geht's?“ und kehrte nach erhaltener Antwort wieder heim auf seiner kugelrunden Falbin. — Sobald die Wege wieder fahrbar geworden, kamen die Familiendiners am Sonntag von Neuem in Aufnahme.

Nach dem ersten hatte Wilhelm seinen Vetter in eine Fensterecke gedrückt und ihm geheimnißvoll zugeflüstert: „Deine Frau war bisher immer wunderbar — gemüthlich aber ist sie erst jetzt geworden. Das macht das Kind, ja, mein Lieber . . . Man sagt: des Herzens Schrein — ganz falsch, es sind Schreine. Da und dort steht einer offen von Jugend auf. Die anderen öffnen sich nach

und nach — ich spreche nur von guten Menschen, natürlich — und den Schlüssel zum wichtigsten bringt manchmal ein Kindlein mit in seiner kleinen Hand."

In der That schien Maria ein ungetrübtes Glück in ihrer Ehe gefunden zu haben. Und war sie nicht auch beneidenswerth vor Tausenden? Vergöttert und angebetet von einem Manne, den sie innig werthschätzte, Mutter eines blühenden Kindes, schön, ohne eitel, und hochbegabt, ohne ehrgeizig zu sein, reich genug mit Glücksgütern gesegnet, um dem regsten Wohlthätigkeitssinne Genüge thun zu können, gehörte sie zu den Auserwählten des Schicksals. Sie selbst zählte sich dazu, und jedes ihrer Gebete war ein Dankgebet.

Früher als Hermann es gestatten wollte, hatte sie sich wieder in den Hütten der Armen eingefunden; aber mahnen und drängen mußte er, bevor sie den Entschluß faßte, die Schwelle Wolfi's nach langer Zeit von Neuem zu überschreiten.

Er war, kaum erholt von einem abermaligen heftigen Anfall seines Leidens, dennoch aufgestanden, um sie zu empfangen und kam ihr einige Schritte entgegen. Ein greisenhafter Zug bildete sich um seinen Mund, als er sie anlächelte: „Endlich, Frau Gräfin," sprach er mit schwacher und heiserer Stimme, „endlich! — Sie sehen, es geht besser. Ihr großer Arzt gibt mir nur noch beiläufig fünfhundert Tage zu leben, aber ich beabsichtige, Ihnen länger zur Last zu fallen als der Gelehrte sich's träumen läßt, ich . . ."

Hermann unterbrach ihn mit der Aufforderung, jetzt das Bekenntniß zu thun, das er auf dem Herzen habe.

„Aber verderben Sie mir die Freude nicht, Frau Gräfin," sprach Wolfi.

„Welche Freude?"

— „Die, zuzuhören, wenn Sie Clavier spielen . . . Staunen Sie nur! Der elende Kerl, der Wolfi, hat Sinn für Musik — besonders für diejenige, die Sie treiben." Er klopfte mit der flachen Hand auf seine Brust. „Balsam, Frau Gräfin. — Ich habe mich auf allerlei Umwegen in die Nähe des Schlosses geschleppt, bis zum Gartenhaus hinter den Fliederbüschen, und gelauscht . . . Ja, das war Musik! Dabei läuft es Einem kalt über den Buckel, und das ist das Rechte. Ich hatte Ihnen so viel Leidenschaft gar nicht zugetraut. — Sie haben es da," er griff ans Herz, „und in den Fingern, und ich hätt' es auch gehabt, wenn nicht mein Feind, der Herr Graf gewesen wäre . . . Was, Künstler — Lump! Eine Satzung des großen Grafen: Aus dem Künstler wird nichts, wenn nicht der Lump in ihm die Begeisterung dazu gibt . . . O" — er unterbrach sich: „Also ich bitte um freien Eintritt in das Gartenhaus, bitte auch den Hunden und den Leuten aufzutragen, mich dort unbehelligt zu lassen, wenn ich komme, was nicht gar zu oft geschehen wird. Aber ich darf? — ich darf?" wiederholte er ungeduldig.

Maria zögerte: „Ein versteckt lauschendes Publicum ist nicht angenehm."

„Flausen! was wissen Sie, wenn Sie spielen, von einem Publicum."

Hermann legte seine Fürsprache ein, und der Wunsch Wolfi's wurde gewährt.

Von diesem Tage an verlängerte Maria ihre Besuche bei dem Kranken. „Ein Mensch, der sich noch Empfänglichkeit für das Schöne erhalten hat, kann nicht ganz schlecht sein," meinte sie, und betrachtete es als ihre Aufgabe, ihre

Pflicht, diese Seele, die schon so bald vor den ewigen Richter gerufen werden sollte, zu retten. Sie hielt den Cynismus, mit dem er ihre Vorstellungen aufnahm, für eine scheußliche Maske, und die Einwendungen, die er ihr machte, für erbärmliche Prahlereien.

Eines Nachmittags fand sie ihn in großer Aufregung. Er war mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt und empfing sie mit den Worten: „Habe ich noble Correspondenten, he? Sehen Sie doch die Unterschrift."

Sie las mit peinlicher Verwunderung: „Felix Tessin".

Wolfi steckte den Brief ein: „Ja," sprach er nachlässig, „Der antwortet Einem doch, erinnert sich doch der einstigen Jugendfreundschaft. — Sie lächeln ungläubig? Sie können den Gassenkehrer nicht vergessen, der hat Ihnen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Aber dieser Episode meines bewegten Lebens gingen andere voran . . . Ei, ei — nun, was ist denn los?" Er stockte.

Maria hatte eine Art, den Kopf zu heben, und Leute, die etwas thaten oder sagten, das ihr mißfiel, schweigend anzusehen, die den Keckſten in Verwirrung brachte.

Wolfi erfuhr es jetzt: „Ohne Sorge! Wozu dieser Aufwand an Würde?" spöttelte er, „ich denke nicht daran, mich in Details einzulassen, ich sage nur: Wir waren befreundet, Felix und ich studirten in Heidelberg zusammen — fragt mich nur nicht was? — wurden zusammen relegirt. Tessin kümmerte sich nicht um die Anzahl der Ahnen, die Einer hatte, sondern um die der Frauenherzen, die er bezwang, und um die Klinge, die er führte. Die meine hat er schätzen gelernt, bei jenem Ueberfall, den ein beleidigter Ehemann gegen ihn in Scene gesetzt . . . Ja, wir waren Freunde!"

„Und Einer des Anderen werth," sprach Maria, erhob sich und verließ das Zimmer.

Lisette, von welcher sie sich dieses Mal hatte begleiten lassen, überhäufte Wolfi mit Vorwürfen.

Er aber blickte aus dem Fenster der hohen Gestalt nach, die langsam hinter den Bäumen des Parkes verschwand und murmelte zwischen den Zähnen: „O Majestät, meinen letzten Lebensfunken für einen Flecken auf Deinem Hermelin!"

IX.

Noch ein Herbst auf dem Lande, noch einmal die Weihnachtszeit in Dornach, die Gräfin Agathe bei ihren Kindern zubrachte, im Anblick ihres Enkels schwelgend. Nach dem neuen Jahre trennte man sich. Hermann und Maria fuhren zum Winteraufenthalte nach Wien, Gräfin Agathe kehrte in ihre Einöde zurück, nicht ohne die jungen Leute gemahnt zu haben, daß es auch gegen die Gesellschaft Pflichten zu erfüllen gibt. Während des langen Wittwenstandes der Gräfin war kein Fest gefeiert worden im alten Dornach'schen Palast, den ein prachtliebender Ahnherr der Gastfreiheit seiner Nachkommen erbaut. Allabendlich nur hatte sich das schwere Thor vor der soliden Equipage einer Familienmutter oder dem ehrwürdigen Stiftswagen geöffnet und Glock' zehn hinter demselben wieder geschlossen unter den tiefen Bücklingen des gähnenden

Portiers, der nach und nach zu der Ueberzeugung gelangt war, der Zweck des Lebens sei auszuruhen.

Das sollte nun anders werden, viel gründlicher anders als die Gebieter des Hauses beabsichtigt hatten. Ihr Vorsatz, sich frei zu erhalten von dem Zwange, Alles mitzumachen, erwies sich als unausführbar; in kurzer Zeit waren sie von dem Wirbel erfaßt. Die Welt sprach zu ihnen wie zu allen ihren Kindern: Gib Dich mir ganz, eine Halbheit kann ich nicht brauchen. Und — Maria wenigstens — that der Welt den Willen, und diese bereitete ihr dafür Triumphe von berauschender, denjenigen, die sie als junges Mädchen gefeiert hatte, sehr verschiedener Art.

Wenn sie früher die Summe dessen zog, was sie sollte, was von ihr verlangt wurde, so lautete das Resultat: gefallen. Jetzt hingegen schienen alle Menschen nur einen Wunsch, nur einen Ehrgeiz zu haben, den: ihr zu gefallen. Ein Lächeln, ein freundliches Wort von ihr beglückte, die geringste Bevorzugung des Einen machte hundert Neider.

Der erste Ball bei Dornach hatte ungetheiltes Lob geerntet, ein zweiter Enthusiasmus erregt. Nun war ein dritter für den vorletzten Faschingstag festgesetzt worden.

Zu diesem eine Einladung zu erhalten, bemühte sich Jemand, der bisher die Nähe Maria's sorgfältig gemieden: Felix Tessin. Seine steife Zurückhaltung hatte die gefeierte Frau anfangs gleichgültig gelassen; doch sagte sie sich endlich, daß in derselben etwas viel Auffälligeres liege als in den banalen Huldigungen, die ihr von Jung und Alt dargebracht wurden.

Mit welchem Rechte machte er eine Ausnahme? War zwischen ihnen das Geringste vorgefallen, das ihm erlaubte, sich anders als alle Anderen gegen sie zu benehmen?

Es freute sie fast, als sie eines Tages seine Karte fand und ihm eine Einladung zum Ball senden konnte. Es war Zeit, daß er seine Sonderstellung aufgab. Erst unlängst hatte Hermann gesagt:

„Tessin hat seine Niederlage noch nicht verschmerzt, er grollt" — und als Maria ihn staunend angeblickt, ganz ruhig hinzugefügt: „Vor jedem braven Manne, den Du mir vorgezogen hättest, wäre ich zurückgetreten, vor Tessin nicht. Ich hätte ihn eher niedergeschossen, als zugegeben, daß er Dich heimführt."

Maria war voll Verwunderung: „Wie — Du hast Etwas entdeckt von dem mißlungenen Versuch des Grafen Tessin, sich auf die einfachste Weise den Einfluß meines Vaters zu sichern? — Allen Respect! Außer Dir ist dieser kleine diplomatische Mißgriff Niemandem aufgefallen."

„So war auch ich einmal scharfsichtig," hatte Hermann's Antwort gelautet. „Die Liebe thut Wunder."

An dieses Gespräch erinnerte Maria sich oft, als die Stunde immer näher kam, in welcher sie Tessin als Gast in ihrem Hause sehen sollte. Und welche Vorsätze faßte sie nicht! Wie gleichgültig wollte sie ihn behandeln, wie tief beschämen durch ihre heitere und gelassene Miene, wie enttäuscht sollte er sich sagen müssen: „Schade um meine so geschmackvolle Pose — sie ist nicht bemerkt worden."

Der Faschingmontag kam heran. Es war neun Uhr; Maria hatte ihre Toilette beendet und sich noch in das Kinderzimmer begeben, um dem Kleinen gute Nacht zu sagen. Er erwachte, als sie sich über ihn beugte, stieß ein freudiges Lachen aus und griff mit beiden Händen nach dem glitzernden Diadem auf ihrem Haupte. Sie wehrte ihm, küßte ihn, schläferte ihn wieder ein und flüsterte ihm zu: „Du bist doch mein Höchstes und Liebstes."

Dann begab sie sich hinüber nach den taghell erleuchteten, blumendurchdufteten Festräumen . . . Alles noch leer und still. Nur im Wintergarten, in dem soupirt werden sollte, der Obergärtner aus Dornach und seine Leute mit dem Ordnen einer Palmengruppe zu Häupten der Tafel beschäftigt. Und in der Galerie der Haushofmeister, der mit so feierlichem Ernste, als ob er einem Ministerrathe präsidire, den schwarzbefrackten Kammerdienern und den goldbetressten, perrückengeschmückten Lakaien seine Befehle ertheilte.

Im kühlen Ballsaale ging Hermann mit dem Director der Capelle, einem berühmten und liebenswürdigen Künstler, im lebhaften Gespräche auf und ab. Als Maria sich näherte, blieben Beide stehen, und der Musiker rief unwillkürlich aus:

„Wie schön Sie sind, Frau Gräfin!"

„Nicht wahr?" erwiderte sie, seine Bewunderung ebenso unbefangen hinnehmend, wie er sie geäußert hatte: „Diese Spitzen — eine geklöppelte Symphonie; das Diadem, ein Meisterstück unseres Köchert, prächtig und doch leicht, ich spür' es kaum — lauter Geschenke meines Mannes . . ." Und seine geringsten, dachte sie. Was sind denn überhaupt für ihn Geschenke? — Sie hatte ihn ja ganz; sein erster und letzter Gedanke gehörte ihr, und was ihr Leben schmückte und reich machte, vom Größten bis zum Kleinsten, war das Werk dieses Mannes, der im Besitz ihres Selbst noch sehnsüchtig nach ihrer Liebe rang.

Von unendlicher Dankbarkeit ergriffen, freute sie sich, so schön und fein eigen zu sein, freute sich, daß ihn heute Viele glücklich preisen würden. Strahlenden Auges blickte sie in den Spiegel . . . Sie konnte zufrieden sein mit sich. Nie hatte ein Kleid ihr besser gestanden, als dieses farbig-farblose, eine Mischung von Grau und Lila, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat. Das kostbare, goldgestickte Spitzengewebe, das eben von ihr gerühmt worden, umgab die herrlich geformte Büste, bildete eine schmale Spange zwischen der Schulter und dem Oberarm, und wallte, kunstvoll gerafft, vom Gürtel nieder bis zu der langen, mit schwerem Goldbrokat gefütterten Schleppe. Die edle, in zarter Fülle prangende Gestalt war wie von einer goldenen Wolke umschimmert und eine Wonne für das Auge die gelassene und stolze Anmuth jeder ihrer Bewegungen.

Allmälig füllten sich die Säle. Uebermüthig oder abgespannt, mit vergnügten, erwartungsvollen oder mit gelangweilten Mienen wogten die Ankommenden herein. Die paar hundert Menschen, von denen die wahre große Welt ausgemacht wird, trafen einmal wieder an einem und demselben Orte zusammen — Blüthe des Adels, Häupter und Angehörige uralter Geschlechter, die ihr Blut rein erhalten hatten von jeder Vermischung mit dem nicht Ebenbürtiger.

Da stehen sie, eine große Gruppe bildend, die in ihrer Art Einzigen, die berühmten Wiener Comtessen. Die Reden einiger sind so frei und so derb, daß

es nicht leicht ist, die Harmlosigkeit zu ermessen, mit welcher sie geführt werden. „Slang", und nichts weiter, das fliegt sie so an. Die spricht's ihrem Vater und Jene ihrem Bruder und Eine der Anderen nach. In Wahrheit aber sind sie sorgfältig betreut worden, von ihrem ersten Athemzuge an, behütet vor dem Anblick des Häßlichen und Schlechten, aufgewachsen in Unkenntniß des Elends und der Schuld. Und jetzt führt man sie ein in das Leben, zu welchem das vergangene nur eine Vorbereitung war; sie nähern sich seiner Schwelle wie derjenigen der Himmelspforte und klopfen herzhaft an.

Und die jungen Herren — sämmtlich studirte Leute, wenn auch nicht immer viel mehr als nöthig ist, um die Officiersprüfung zu machen. So mancher von ihnen hat auf der Schulbank neben dem Sohn des Schneiders oder des Branntweinbrenners seines Vaters gesessen und manche sauer erworbene gute Classe dem Ehrgeiz zu verdanken gehabt, sich nicht regelmäßig von einem Plebejer überflügeln zu lassen. Ob sie jedoch gedenken, das Erlernte baldmöglichst wieder zu vergessen und nur noch ihrem Vergnügen zu leben, oder ob sie sich fühlen als angehende Marschälle, Botschafter, Minister: dieselbe Zuversicht, daß es die Welt nur gut mit ihnen meinen könne, beseelt Alle, und sie treten hinein wie junge Könige in ihr Reich.

„Schau', wie sie grüßen," sagt Hermann zu seinem Schwiegervater. Da hat sich eben ein blühender Schwarm frischgebackener Lieutenants und Attachés durch die Menge gedrängt, um der Hausfrau seine Reverenz zu machen. Sie stehen unbeweglich, nur die Arme werden noch etwas mehr gerundet, die Schultern noch ein wenig höher emporgehoben als gewöhnlich. Ein leichter Ruck, der Kopf neigt sich (beileibe nicht zu tief!) eine Viertel-Secunde lang — der Gruß ist abgefertigt.

„Modern," sprach Wolfsberg. „Die Burschе sind alle nach demselben Recept eingetunkt und steif glacirt in Elegance."

„Und so viel Gutes, das sich hinter den Faxen verbirgt, so viel Bravheit, Tüchtigkeit, Muth und — wie oft — Talent!"

„Wenn sie nur damit etwas anzufangen wüßten . . . Guten Abend, Fürstin," unterbrach er sich, das freundliche Kopfnicken einer wohlerhaltenen, stattlichen Dame mit tiefer Verbeugung erwidernd.

Sie suchte einen Platz auf der Estrade zwischen zwei, von dem wohlbekannten mütterlichen Ballwahnsinn nicht gar zu heftig ergriffenen Nachbarinnen. „Einen Mauerfliegenplatz, mein lieber Graf," sagte sie lachend und in bester Laune, obwohl sie wußte: Beim ersten Geigenstrich wird es sie erfassen mit fast unbezwinglicher Lust, sich noch einmal — ein allerletztes Mal — im Reigen zu schwingen . . . Ach! wenn sie sich nicht schämte vor ihrer siebzehnjährigen Tochter . . .

Die Ankunft des Hofes wurde gemeldet; Hermann eilte den hohen Gästen auf die Treppe entgegen, und bald darauf eröffnete Maria den Ball am Arme eines jungen Erzherzogs.

Während der ersten Tänze, umringt und umdrängt, in Anspruch genommen von ihren Hausfrauenpflichten, hatte sie Desjenigen vergessen, dem sie heute eine so herbe Lehre geben wollte. Plötzlich erblickte sie ihn. Er stand neben dem

Fauteuil Gräfin Dolph's, im eifrigen Gespräche mit ihr. Eifrig ihrerseits, sie war lebhaft angeregt, ein leichtes Roth färbte ihre welken Wangen, ein heiter satirisches Lächeln umspielte ihre Lippen, ihre scharfen Züge waren von dem Ausdruck der Zufriedenheit erhellt, die sie nur im Verkehr mit wirklich gescheiten Männern empfand. Tessin sprach wenig, aber jeder der kurzen Sätze, die er vorbrachte, schien eine Welt von Gedanken in dem verständnißvollen Geiste der Gräfin zu wecken.

Er brach das Gespräch ab, als sein suchender Blick dem Maria's begegnete, und kam auf sie zugeschritten. Sie wechselten einige Redensarten, er bat um die nächste Polka.

„Ich gebe Ihnen die dritte — mit meiner Cousine Wolfsberg; sie hat, wie mir eben anvertraut wurde, keinen Tänzer," antwortete Maria.

Tessin verneigte sich und ging, um die Comtesse zu engagiren, eine der Unbegabtesten ihres Geschlechts, für die jeder Ball eine Uebung im Sitzen war.

Der Cotillon, den Tessin mitmachte, bot ihm endlich die ersehnte, glücklich wahrgenommene Gelegenheit zur Entschädigung. Scheinbar zufällig führte ihn eine Wahltour mit Maria zusammen. Mit leidenschaftlicher Hast umschlang er sie. „Einmal wieder!" sagte er so laut, daß sie erschrak, und schon flogen sie dahin, und ihr Athem mischte sich mit dem seinen, und sein Mund streifte ihre Haare, und er drückte sie an sich und sprach:

„Ich habe Sie gemieden, Gräfin — aus ängstlicher Sorge für meine Seelenruhe," und sie erwiderte:

„Und was sichert sie Ihnen jetzt?"

„Nichts, aber ich will sie zu gewinnen — das heißt zu befestigen suchen — fern von Ihnen."

Sie lachte: „An den Ufern des Nyassa? oder vielleicht in Tasmania?"

Statt zu antworten, fuhr er fort, rasch und überstürzt: „Es wäre schön gewesen, auch jetzt noch zu schweigen, wie ich geschwiegen habe, als man mich bei Ihnen verleumdete — leugnen Sie doch nicht," kam er dem Einwande zuvor, den sie erheben wollte — „verleumdete und Sie die Frau eines Anderen wurden ... Es wäre heldenhaft gewesen, ich weiß, schweigend in die Verbannung zu gehen — aber zu so hoher Tugend vermag ich mich nicht aufzuschwingen, und Sie sollen wissen . . ."

„Also wirklich in die Verbannung," unterbrach sie ihn; „da bedaure ich ja sehr die kleine Nicolette."

Das hätte sie nicht sagen dürfen, um keinen Preis. O, wie sie das wußte, als es zu spät, als es schon gesagt war und spöttischer Triumph aus den Augen des Herzenskundigen leuchtete, der in ganz verändertem und leichtfertigem Tone fragte:

„Nicolette — Sie erinnern sich ihrer? War sie nicht charmant?"

Sie sprach ihn nicht mehr an diesem Abend, den er ihr, den sie selbst sich vergällt hatte, den sich ins Gedächtniß zurückzurufen ihr peinlich wurde. Sie hörte, daß er einen exotischen Posten angenommen und Oesterreich und Europa für Jahre verlassen sollte, sehr bald wahrscheinlich, vielleicht schon in einigen Wochen; der Zeitpunkt war noch nicht genau bestimmt.

Fast täglich führte die ruhelose Geselligkeit, in der sie lebten, sie zusammen. Sie trafen einander auf dem Eise, im Prater, bei Diners, in Soiréen. Und er, mit unnachahmlicher Kunst, mit steter Beherrschung seiner selbst, wußte immer da zu sein, wo sie war, und sich dann mit Allen, außer mit ihr, zu beschäftigen. Er machte auf das Eifrigste der und jener koketten Frau in Maria's Gegenwart den Hof, er verschwendete die Schätze seines Geistes und seines Witzes an irgend eine hübsche Dutzend-Comtesse.

Das war so seltsam, so unerwartet nach seinem kühnen Versuch einer Erklärung auf dem Balle. Sie belächelte es und nahm den Kampf auf, den er ihr bot. Allerdings beschäftigte sie sich dabei mehr als billig mit ihm, dachte an ihn — immer und immer! Anfangs rang sie gegen diese thörichte Besessenheit, dann erinnerte sie sich des großen Wortes: „Wir befreien uns von unseren Leidenschaften, wenn wir sie denken." — Von unseren Leidenschaften — um wie viel eher denn von einer Marotte! Ueberdies stand Tessin am Morgen seiner Abreise; er einmal fort, und der kleine Krieg, den sie mit einander geführt, und die Laune, die ihn heraufbeschworen, waren vergessen.

Gräfin Dolph, die sich gern mit der Marquise du Deffant verglich — bis auf deren stürmische Jugend — nannte Tessin, der sich regelmäßig in ihrem auswattirten, vor jedem Zuglüftchen sorgfältigst verwahrten Salon einfand, ihren Horace Walpole. Sie sang sein Lob in allen Tonarten, und ein Massenchor von schönen Damen stimmte ein. Tessin war nie so ausschließend und siegreich in der Mode gewesen wie jetzt, wo sein Nimbus dadurch noch erhöht wurde, daß er einen Scheidenden umgab.

Die aus Ueberzeugung Unwissenden, die geschworenen Feindinnen der Geographie begannen diese verachtete Wissenschaft zu pflegen. Landkarten von Asien fanden nie dagewesenen Absatz in aristokratischen Häusern, die Wege, die Tessin nehmen sollte oder konnte, wurden mit farbigen Stiften auf denselben eingezeichnet. Eine unerhörte Wanderlust regte sich plötzlich in hundert jungen weiblichen Herzen.

Es versteht sich von selbst, daß die Abende bei der Gräfin Dolph, die sonst wenig Anziehungskraft besaßen, bis zum Ende der Fastenzeit besucht wurden wie ein Gnadenort. Die gastlich geöffnete Zimmerreihe der großen Wohnung, welche die Gräfin im Hause ihres Bruders beibehalten hatte, stand fast leer, während das Gelaß, in dem die Hausfrau ihren Günstling empfing, immer überfüllt war.

Der Graf mied diese Gesellschaften, weil Tessin der Mittelpunkt derselben war, und Maria fand sich so selten ein, als unauffälliger Weise geschehen konnte. Einmal aber kam sie nach der Oper, begleitet von Hermann, und bald nach ihnen erschien Wolfsberg. Er befand sich in schlechter Stimmung; um seinen Mund lagerte der böse Zug, den Maria einst gefürchtet hatte und der ihr jetzt noch unangenehm war, weil er eine Härte verrieth, zu welcher ein Ueberlegener, wie er, sich gegen Geringere nicht hinreißen lassen durfte. Er schritt durch das Gedränge bis in die Nähe der Gräfin Dolph, die in ihrem kissenreichen Lehnstuhl am Ende des Zimmers ruhte, und mit dem, auf einem Tabouret neben ihr sitzenden Tessin scherzte. Ein kleiner Hofstaat von besonders eifrigen Anhängern umgab sie und mischte sich gelegentlich in ihr Gespräch.

„Begum Somru und Dyce," sagte Wolfsberg im Vorübergehen zu seiner Tochter, und sie versetzte:

„Nein, Stuwer und Nachfolger — sie sprechen ein Feuerwerk."

Der Graf reichte seiner Schwester die Hand, würdigte einige der Damen seiner freundlichen Beachtung, und bemerkte erst nach einer Weile, daß Tessin aufgestanden war und der Erwiderung seines Grußes harrte.

Nun sah er ihn. Die Blicke beider Männer kreuzten sich wie blanke Schwerter. Der jüngere senkte seine Augen nicht, und Wolfsberg sprach:

„Sind Sie reisefertig?"

„Seit vier Wochen, Excellenz."

„Um so besser, denn Sie werden wohl kaum noch ebenso viele Tage hier zubringen. Was meinen Sie?"

„Immer das, was Euer Excellenz meinen."

„In All' und Jedem," fiel die kleine Gräfin Felicitas Soltan, genannt Fee, ein, die zu den ausgesprochenen Lieblingen Wolfsberg's gehörte. Er lauschte gern dem reichen Quell des Unsinns, der aus ihrem hübschen Munde hervorsprudelte, und erklärte ihn für ein höchst anmuthiges Geräusch, bei dem er ausruhe. — Fee war reich und elternlos und zu sechzehn Jahren durch ihre Verwandten an einen viel älteren Mann verheirathet worden, der sie zwei Jahre später zur Wittwe machte. Jetzt genoß sie ihr junges Dasein und das sich selbst ertheilte Privilegium, Alles zu sagen, was ihr durch den Kopf fuhr. Es hatte viel Staub aufgewirbelt in diesem Fasching, daß sie sieben Heirathsanträge ausgeschlagen, weil sie, ihrer eigenen Behauptung nach, seit ihrer Kindheit in Tessin verliebt war, „bis über die Ohren". Jüngst hatte er sich einige Tage lang auffallend mit ihr beschäftigt und vernachlässigte sie jetzt wieder ebenso auffallend.

Maria durchschaute sein Spiel. Sie wußte wohl, wessen Befremdung es erregen sollte, und daß es ohne Weiteres eingestellt worden, als es seinen geheimen Zweck verfehlte.

Die kleine Fee rief sie an und zwang sie, neben ihr Platz zu nehmen: „Hörst Du," fragte sie, „wie bald Tessin uns verlassen soll? . . . Ihr könnt's Euch um ihn kränken, wenn's Euch freut. Ich kränk' mich nicht — ich reis' ihm nach."

Alle lachten, und Tessin sprach achselzuckend: „Sie wären in größter Verlegenheit, Gräfin. Sie haben ja keine Ahnung von dem Wege, den Sie nehmen müßten."

Fee zog ihr feines Kindergesicht in ernste Falten: „Ich werd' halt fragen, ich werd' auf die Bahnhöf' fahren, ich werd' an jeden Stationschef schreiben in die vier Welttheil'."

„Immer schlimmer," versetzte Tessin, und seine Augen ruhten mit unbarmherzigem Spotte auf ihr, „denn nur im fünften leben Gelehrte, die Ihre Schrift lesen können."

Sie suchte nach einer Antwort und fand keine: „Schau', wie er mit mir is'," flüsterte sie ihrer Nachbarin zu. Ihr Mund verzog sich zum Weinen; sie

sprang auf und sprach mit einem Schluchzen in der Stimme: „Das ist' hier eine Hitz', nicht zum Aushalten!"

Maria folgte ihr. Sie traten Beide ans Fenster; Fee preßte ihre glühende Stirn an die Scheibe und bemühte sich, die Thränen zu verbergen, die ihr über die Wangen liefen.

Eine halbe Stunde später verließ das Ehepaar Dornach die Gesellschaft und wurde auf der Treppe von Tessin eingeholt.

„Ich begreife nicht," sagte Hermann zu ihm, „wie Du Freude daran finden kannst, eine Frau, die Dich liebt, lächerlich zu machen."

„Mich liebt?" erwiderte Tessin mit einer, weder durch diese Worte noch durch den Ton, mit dem sie gesprochen waren, gerechtfertigten Gereiztheit. „Ein Wetterfähnchen, das liebt."

„Der tausend! — Du wirst doch Niemandem aus seiner Unbeständigkeit einen Vorwurf machen?"

„Jedem den schwersten," sprach Tessin mit großem Nachdruck.

Am folgenden Morgen erhielt Hermann ein Telegramm von dem Gewissensrath seiner Mutter, Pater Schirmer. Er machte auf eigene Faust die Mittheilung, daß die Gräfin — allerdings unbedenklich — erkrankt sei.

Der Entschluß, am selben Abend zu reisen, war sogleich gefaßt. Die Anordnungen dazu wurden getroffen, das Kind mit seiner Camarilla unter der Obhut Lisettens nach Dornach gesandt.

Maria geleitete den Kleinen zur Bahn, nahm Abschied von Tante Dolph und schickte ihrem Vater eine Zeile der Nachricht ins Ministerium. Nach Hause zurückgekehrt, betrat sie das leere Kinderzimmer und verließ es schnell wieder — es machte ihr einen peinlichen Eindruck. Sie ging zu Hermann hinüber; er war zu seinem Geschäftsmann gefahren und hatte die Botschaft hinterlassen, ihn nicht vor der Essenszeit, sieben Uhr, zu erwarten.

Nun lehnte Maria etwas müde in ihrem Fauteuil am Schreibtisch. In dieser ganzen letzten Vergangenheit hatte sie sich geklammert an die Liebe zu ihrem Kinde, hatte jede Stunde, die ihr angestrengtes Weltleben ihr übrig ließ, mit Hermann zugebracht. Bald sollte sie nur für diese Beiden leben, durch nichts zerstreut, durch nichts in Anspruch genommen sein, als durch die berechtigten, die heiligen Neigungen, die in ihr Dasein getreten waren, wie zum Ersatz zweier anderer, völlig verwandelter ... derjenigen zu ihrem Vater, derjenigen zu der einzigen Freundin, die sie jemals gehabt — zu haben geglaubt.

„Ich bin reich genug," sagte sie sich und hatte die Empfindung, daß noch einige Stunden vergehen müßten, ehe sie zu dem vollen Genuß dieses Reichthums kommen könne. Dann würde die unerklärliche Sehnsucht, die ihr jetzt immer und immer die Seele beklemmte, verschwunden und sie würde frei sein — frei — —

Die Thür des Salons, der an ihr Schreibzimmer grenzte, wurde geöffnet, Schritte durcheilten ihn, ein Kammerdiener trat ein und fast zugleich mit ihm Derjenige, den er anmeldete, Graf Tessin.

X.

„Entschuldigen Sie, Gräfin," sagte er, am Eingang erscheinend und stehen bleibend, „daß ich Ihnen nicht Zeit lasse, mich fortzuschicken. Ich höre aber, daß Sie heute reisen, und habe noch dringend mit Ihnen zu sprechen."

Es war unmöglich, ihn abzuweisen in Gegenwart des Dieners. Maria ging dem Besucher in den Salon entgegen und nahm Platz an einem Tischchen, auf dem ihre Arbeit lag. Sie bot alle ihre Kräfte auf, um eine unbefangene Haltung zu bewahren, und wies Tessin einen Sessel, ihrem Kanapee gegenüber, an.

Gott im Himmel, wie fassungslos fühlte sie sich, wie seltsam war ihr zu Muthe! Die Zunge klebte ihr am Gaumen, eine eiserne Faust schnürte ihr die Kehle zu, ihr Herz klopfte, ihre Pulse flogen — und diesen tollen Aufruhr ihres ganzen Wesens brachte — Schmach und Verbrechen! — seine Nähe hervor.

Er hatte das Wort genommen, und sie, nur mit sich selbst beschäftigt, hörte ohne zu verstehen, ohne sich Rechenschaft von dem zu geben, was er sagte. Er bat für Jemanden um Nachsicht und Schonung, er that es in seiner eindringlichen, bestrickenden Weise. — So warm, so sanft, so bescheiden hatte ihn wohl noch Niemand bitten gehört. Nichts Einschmeichelnderes auf Erden, als der Klang seiner Stimme. — Der Name, der immer wieder auf seine Lippen kam, war der Alma's.

Plötzlich raffte Maria sich auf aus ihrem schweren Kampfe: „Was wollen Sie eigentlich?" fragte sie rauh. „Was soll ich für Alma thun?"

„Dasjenige, um das ich Sie beschwöre."

„Und das ist?"

„O — Sie schenken mir nicht einmal so viel Aufmerksamkeit als dem ersten besten Bettler, der Sie auf der Straße anspräche," rief Tessin vorwurfsvoll. „Woran denken Sie? immer nur an den Glückseligen, der durch Sie der Erste unter den Menschen geworden ist. Ja, ja, ja! der ist der Erste, der sich rühmen darf, das höchste Erdengut zu besitzen, eine Frau wie Sie."

— „Er rühmt sich nicht," wandte sie ein.

Tessin lachte: „Es wäre menschlich — und er hat die Verpflichtung, eine Vollkommenheit zu sein, und wird ihr gerecht. Aber auch ein Anderer, ein Geringerer, dem sein Glück zugefallen wäre, hätte verstanden, sich dessen ebenso würdig zu machen . . . Gräfin, Gräfin! — mir selbst traue ich zu, daß ich an Ihrer Seite nicht nur gut, daß ich sogar ein Vorkämpfer des Guten hätte werden können."

Maria neigte sich über ihre Arbeit und sprach: „Man thut das Gute um des Guten willen. Aus einem anderen Grunde gethan, ist es werthlos."

„Sie leugnen die Bekehrungen durch Heilige, durch Propheten," entgegnete Tessin, „die hinreißende Macht des Beispiels? — Ich gehöre nicht zu den Auserwählten, die am Urquell schöpfen. Ich bedarf einer Freundeshand, großmüthig genug, es für mich zu thun und mir dann Etwas mitzutheilen von der herrlichen Labe . . . Der Wohlthäter des Menschen ist immer nur der Mensch. Ich gäbe jeden göttlichen Schutz und das sogenannte Walten und Vorsehen einer unendlichen Weisheit um die Treue eines Herzens, das mich liebt. Und beneidenswerth

wäre ich, wenn es mir frei stände, den Tausch einzugehen . . . Gräfin," begann er nach kurzem Schweigen von Neuem, „so unwichtig ich Ihnen auch bin, haben Sie vielleicht doch bemerkt, daß eine große Veränderung mit mir vorgegangen ist, in der kurzen, schönen Zeit, in der ich gewagt habe, die Augen zu Ihnen zu erheben . . . So voll Ehrfurcht, so demüthig und — so thöricht kühn . . . O, wenn ich noch erröthen könnte, bei dem Geständnisse müßte ich's" — und eine dunkle Blutwelle stieg ihm ins Gesicht — „denn ich hoffte Sie zu erringen . . . Kindisches Wagniß, nach solchem Ziele zu streben. — Ein Verwandter Alma Tessin's darf nicht der Schwiegersohn des Grafen Wolfsberg werden. Ich hätte es wissen und auf das gefaßt sein sollen, was geschah."

„Was geschah," wiederholte sie tonlos.

„Ich wurde gestrichen aus den Reihen der Bewerber, entwurzelt in Ihrer guten Meinung. Auf welche Weise, frage ich nicht. Das Leben eines Weltmannes, der jede Mode berufsmäßig mitmacht, bietet Blößen genug. Und ich trage keinen Harnisch. Jeder gegen mich abgesandte Pfeil trifft meine unbeschützte Brust . . . Sie aber Gräfin — so weise, so gerecht, so hochherzig, Sie hatten für mich nicht eine Entschuldigung, nicht einen milden Gedanken. Sie wandten sich von mir ab, stumm und verächtlich — ich werde die Art nie verschmerzen, in welcher Sie sich von mir abgewendet haben!"

Sie war erschüttert von seiner Anklage, sah ihn an und sprach, alle Geistesgegenwart verlierend: „Auch Sie blieben stumm — hätten Sie damals gesprochen. Jetzt ist es zu spät."

„Zu Ihnen gesprochen?" fragte er rasch, ihre letzten Worte überhörend, „zu Ihnen, in deren Herzen nichts für mich sprach? Nichts, sonst würden Sie mich nicht so leicht aufgegeben haben. Auch ist ein Verschmähter nicht immer aufgelegt, sich zu rechtfertigen. Ein Verschmähter ist leicht gekränkt, ist reizbar. Nein, ich wollte warten, bis ich Ihnen zugleich sagen konnte: Leben Sie wohl, und Ihnen wenigstens meine Uneigennützigkeit beweisen. Unglaublich albern, nicht wahr? Es ist zum Lachen, wenn mir Durchtriebenheit vorgeworfen wird. Sagen Sie doch, ob ein Gymnasiast sich gegen die im Stillen Vergötterte ungeschickter, blöder hätte benehmen können? . . . Meine vielgerühmten Erfolge bei Frauen — wie sehen sie aus? Ich habe zweimal geliebt, einstens Alma, jetzt Sie, und beide Male unerwidert . . . Abenteuer habe ich gehabt, ja! — Wer hat die nicht? aber mein „freudenreiches" Leben war leer — war nichts. Nun will ich's mit dem Ehrgeiz versuchen," fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „dem Auskunftsmittel so manches Gescheiterten. Wenn Sie einmal hören, daß ich irgend Etwas ‚geworden' bin, das zu sein der Mühe werth scheint, dann erinnern Sie sich dieser Stunde und wägen die Bedeutung ab, die äußerer Glanz des Daseins für mich haben kann."

Er hielt inne, er wartete, Maria schwieg. Schüchtern beinahe kam Tessin nach einer Weile auf seine erste Bitte zurück, sprach wieder von Alma: „Haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen, ein wenig Mitleid, Gräfin. Sie selbst wagt es nicht, Sie anzuflehen. Sie glaubt nicht einmal, an einem Orte mit Ihnen wohnen zu dürfen; sie vergräbt und verzehrt sich auf dem Lande in Einsamkeit und Reue . . ."

„Sie thut recht," unterbrach ihn Maria kalt und leise. „Mit welcher Stirn vermochte sie es früher, mit mir zu verkehren und — es ist unfaßbar — mit hundert Menschen, die alle in Kenntniß waren von ihrer unsühnbaren Schuld."

„Unsühnbar? ich meine, sie sühnt."

„Möge sie es versuchen." Damit erhob sie sich, und er sprang auf:

„Sie entlassen mich?"

„Leben Sie wohl."

„Ihre Hand! . . . Reichen Sie mir zum Abschied die Hand. Ein paar Duellanten reichen sich die Hand, wenn Einer den Anderen entwaffnet hat. Gräfin Maria, ich habe die grausamste Niederlage erfahren, ich habe Alles verloren, Hoffnung, Muth, Kraft. Sie haben sogar den elenden Stolz gebrochen, der mich noch aufrecht hielt — aus Erbarmen, geben Sie mir die Hand!" Seine Zähne knirschten, er war fahl wie eine Leiche.

Maria machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte.

Nach einem letzten fragenden, beschwörenden Blick verneigte er sich und trat aus dem Zimmer.

Maria blickte ihm nach. Da war ja ein vollständiger Sieg über sich selbst von ihr errungen worden; denn wahrlich, das Erbarmen, um das er gebeten, füllte ihre Brust zum Zerspringen, und süß und wonnig wäre es ihr gewesen, die Hand zu erfassen, die er beim Abschied nach ihr ausstreckte, und ihm zu sagen: „Sie leiden nicht allein. Nehmen Sie diesen Trost mit sich."

Aber sie hatte ihm die Hand nicht reichen dürfen. Er würde gefühlt haben, daß sie zitterte und bebte und eisig war, weil alles Blut zu dem aufrührerischen Herzen strömte, das ihm so toll entgegenschlug.

* * *

Knapp vor der Abfahrt des Zuges trafen Hermann und Maria auf dem Bahnhofe ein, und wenige Minuten später dampfte die Locomotive durch die Halle.

„Ist das nicht Tessin?" fragte Hermann, auf eine dunkele Gestalt deutend, die im Schatten eines Pilasters stand und den fortrollenden Wagen nachblickte.

Maria hatte ihn längst gesehen: „Ja, es ist Tessin."

„Mit dem Gesicht eines Selbstmörders," versetzte Hermann. „Er ist mir unheimlich seit einiger Zeit."

Es war wieder eine laue, schöne Frühlingsnacht wie vor zwei Jahren, als sie ihre Hochzeitsreise nach Dornach angetreten. Maria drückte sich in eine Ecke und schloß die Augen, und wieder, wenn sie dieselben öffnete, begegnete sie dem treuen, liebevollen Blick ihres Mannes, der über ihr wachte.

Ihre Verstimmung war ihm sogleich aufgefallen. Er schrieb sie der überstürzten Abreise zu, die allen, eben jetzt besonders reichlich gebotenen Vergnügungen der Stadt ein plötzliches Ende machte, fand sie sehr begreiflich und bedauerte, Maria's Opfer egoistisch angenommen und zugegeben zu haben, daß sie ihn nach Dornachthal begleite.

„Wenn wir meine Mutter getrost verlassen können," sagte er, „fahren wir im Mai nach Wien zurück zu den Rennen."

Maria widersprach: „Das wollen wir nicht thun, Du hast kein Interesse daran, und ich, glaube mir, ich sehne mich nach der Ruhe in Dornach. Dorthin wollen wir, sobald die Mutter unser nicht mehr bedarf. Nach Dornach, Lieber — dort wird Alles gut werden." Unwillkürlich, mehr zu sich selbst als zu ihm, waren die letzten Worte gesprochen, und nicht mit Zuversicht — mit peinvollem Zweifel.

Hermann ergriff ihre Hände: „Was soll erst gut werden? was ist nicht gut? . . . Sprich, sag' es mir, Du mein Alles, mein Kind und meine Gottheit. Beglückerin! was fehlt Dir zum Glücke?"

Sie entzog ihm ihre Hände, um sie auf seine Schultern zu legen, und sah tief in seine friedlichen Augen hinein: „Mein Freund . . . Mein Freund," wiederholte sie und dachte daran, ihm Alles zu gestehen, ihm zu sagen: „Hilf — befreie mich — ich ringe in entsetzlichen Banden. Es frißt mir am Herzen, es ist ein sündiges Mitleid — eine verbrecherische Sehnsucht. Hilf, hilf, rette mich vor dem Wirrsal, in das ich gerathen bin!"

Sollte sie so zu ihm sprechen?

Eines Augenblicks Dauer, und sie staunte, wie der Einfall ihr hatte kommen können. War denn nicht jede Gefahr vorbei? Was galt es noch zu bekämpfen? — Einen Sturm von Empfindungen, dessen sie allein Herr werden wollte.

„Es ist nichts," sagte sie, „Launen, Bester, die jeder Sterbliche hat, Du allein ausgenommen. Ich wiederhole, was ich Dir schon als Braut sagte: Habe Geduld mit mir."

* * *

Gräfin Agathe empfing ihre Kinder, als sie am nächsten Tage, kurz vor dem Mittagessen, bei ihr eintrafen, mit sehr absichtlich betonter Ueberraschung. Sie befand sich zwar noch zu Bette, aber nur aus Rücksicht für die viel zu weit getriebene Aengstlichkeit ihres Hausarztes. Es sei ihr höchst unangenehm, versicherte sie, den Kleinen allein in Dornach zu wissen — noch dazu ihretwegen. Eine Einwendung ließ sie nicht gelten und blieb dabei:

„Ohne seine Mutter ist ein so junges Kind immer allein. Nur um mich keine Sorgen! Was der Herr beschließt, haben wir in Demuth hinzunehmen. Aber ich hoffe von Seiner Gnade, daß Er mein Gebet erhören und mich noch hier lassen wird, um meinen dritten Enkel zu segnen. Drei müssen es sein. Einer für Dornach, einer für Gott, einer für den Kaiser."

„Majoratsherr, Priester, Soldat," murmelte Pater Schirmer, nickte dreimal dazu, kreuzte seine kleinen Hände über dem Magen und guckte aus winzigen Augen über die runden Polster der Wangen mit einer wahren Fülle von Wohlwollen und Freundlichkeit darein.

Die Gräfin beruhigte sich erst, als Maria ein Telegramm nach Dornach abgesandt hatte, in dem sie ihr Eintreffen daselbst am drittnächsten Abend anzeigte. Hermann wurde gebeten, länger zu bleiben. Es geschah auf Veranlassung Pater Schirmer's, der, mit dem Amte eines Secretärs betraut, in Folge seines Bestrebens, „jede Störung der Harmonie zwischen Gutsbesitzer und Gutsverwaltung hintanzuhalten", einen verderblichen Schlendergang in der Leitung der Geschäfte geduldet hatte. Mit Schrecken war er sich des Unheils bewußt worden,

das seine Ohnmacht angerichtet. Das Eingreifen der festen Hand Hermann's war nothwendig.

So kam denn Maria allein in Dornach an.

Auf der Station wartete Wilhelm und empfing seine Base bewegt wie ein Liebhaber. Er bestellte ein Willkomm-Lallen von seinem „Prachtneffen", die wärmsten Grüße Helmi's und Handküsse der Rangen. Er konnte die schriftlichen Nachrichten über das Befinden Wolf Forster's, die Doctor Weise im Laufe des Winters nach Wien geschickt hatte, bestätigen. Der Patient war wohl genug, um Dornach verlassen und die Fahrt nach einem Jagdgebiete Hermann's in Tirol, dessen Schlößchen ihm dieser zum bleibenden Aufenthalt anwies, unternehmen zu können. Er selbst freute sich sehr darauf und sprach nur noch von seiner langgehegten und stets ungern gebändigten „Passion" für das lustige Waidwerk.

„Lauter Gutes, lieber Wilhelm, Du bringst lauter gute Botschaft," sprach Maria, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Das Beste bringen Sie," rief er aus, „Sie bringen Sich."

„Wie sagst Du, Sie?"

„Entschuldige! das macht der Respect ... Nach so langer Trennung kommt es mir ordentlich keck vor" ... Er verhaspelte sich, erröthete und schwieg.

Sie rollten im raschen Trabe der Pferde dahin.

Durchsichtig blau und wolkenlos wölbte sich über ihnen der Himmel. Im Westen, in einer Einsattelung der Bergkämme, bildete die untergehende Sonne einen blendenden Feuerherd und sandte ihre Strahlengrüße über die keimende, knospende, blühende Welt, die sie zu neuem Leben erweckt hatte.

Ewig gelöstes, ewig unlösbares Räthsel, Frühlingswunder! — Still ließ Maria es auf sich einwirken und betete die eine und einzige Kraft an, die webt und treibt im Hälmchen auf der Wiese, widerhallt aus der tönenden Brust der Nachtigall, unwiderstehlich lockt und ringt im Menschenherzen.

Man war vor dem Schlosse angelangt, Wilhelm bestieg seinen Gaul und ritt heim, nachdem er versprochen hatte, sich morgen als Pater familias in Dornach einzufinden.

Maria hielt ihr Kind in ihren Armen, sie küßte und liebkoste es und wiederholte ihr Sprüchlein: „Alles gut — lauter Gutes — —"

Ach, wenn der bittere Vorwurf nicht wäre! der nagende, peinvolle Vorwurf, gegen einen Menschen, der nicht in ihrer, nein, in dessen Schuld sie stand, unerbittlich grausam gewesen zu sein. Sie hätte sich überwinden, ihm die Hand reichen und sagen sollen: — was hielt sie ab, welche Pflicht verbot es ihr? — „Ich habe Sie geliebt. Dereinst als ich noch frei war. Die Verhältnisse haben uns getrennt. Nun wollen wir unsere Schuldigkeit als brave Menschen thun, und wenn wir uns wiedersehen nach Jahren und die Empfindung, die uns jetzt bedrückt und verwirrt, erloschen sein wird, dann treten wir einander mit reinem Gewissen entgegen, und freuen uns, bei dem schönsten Ziel, der schönsten Liebe angelangt zu sein — der Freundschaft."

Hätte sie doch so gesprochen, so sprechen können! Schwäche, Schwäche, daß sie es nicht gekonnt. Jetzt blieb der Stachel in ihrer Brust, der Tropfen Gift

in ihrem Blute. Sie sollte den Blick nie vergessen, den er ihr beim Scheiden zugeworfen.

Vor Schlafengehen erschien Lisette, um Maria gute Nacht zu wünschen und eine Botschaft von Forster zu überbringen. „Er geht also fort," sagte sie, „und läßt Dich bitten, inständig, daß Du morgen Clavier spielst und dann hinkommst in den Pavillon. Er möcht' Dich gar so gern noch sehen und Dir auch den weiten Weg ersparen bis zur Hegerin. Wirst Du kommen?"

„Ja."

„Noch Etwas, denk Dir. Heut' hat er Besuch gehabt, der Wolfi. Ein Freund von ihm, der eine weite Reise macht, hat sich hier aufgehalten von einem Zug zum anderen."

Maria rückte den Schirm, der auf dem Tische stand, vor die Lampe: „Wer?" fragte sie.

„Den Namen weiß ich nicht. So ein Hübscher, Großer; das Gesicht wie von einem Italiener. Schwarzer Backenbart, kurze, schwarze, etwas gelockte Haare, die Nase gebogen, das Kinn ausrasirt. Vielleicht kennst Du ihn. Ich hab' ihn zwar nie bei uns gesehen."

Maria schenkte dem Geschwätz, das Lisette noch eine Weile fortsetzte, keine Aufmerksamkeit mehr. Nachdem die Alte sich entfernt hatte, durchwandelte sie noch lange das Zimmer und dachte Dessen, den jede Minute, jede Secunde weiter hinwegtrug von ihr, und Der wohl auch wachte und litt wie sie und ihr grollte und zürnte . . .

Er war da gewesen, er hatte die Erinnerung an die Stätte, an der sie lebte, mitnehmen wollen in seine freiwillige Verbannung. — Einen Tag nur — nur einen, und sie hätten einander noch gesehen und den Abschied nehmen können, den sie sich in immer holderen, reineren Farben ausmalte.

Der Morgen kam. — Das Kindlein wankte, ebenso tollkühn wie unsicher, an der Hand der Wärterin in das Schlafgemach herein, dem Bette seiner Mutter zu und jauchzte ihr entgegen . . .

Maria erhob sich, nach wenigen Stunden eines unerquicklichen, durch wüste Träume gestörten Schlafes. Sie wollte ihr Tagewerk beginnen, aber sie hatte Blei in den Gliedern, einen eisernen Reif um den Kopf. Alles wurde ihr schwer, Alles versagte, sogar die getreue Kunst. Sie schloß das Clavier, nachdem sie einige Accorde angeschlagen, eilte hinab ins Freie, umschritt das Haus und wanderte durch einen Fliedergang dem Pavillon zu. Forster wartete ihrer dort; sie wollte ihn treffen, und durch den Letzten, der den Scheidenden noch in der Heimath gesprochen, eine Kunde von ihm haben.

Sie war angelangt und überschritt die Stufen, die zum Pförtchen des kleinen Baues hinaufführten, einer zierlichen und luxuriösen Spielerei aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er enthielt zwei durch Rundbogen getrennte Zimmer. Die Wände und die Möbel waren mit gelblichem chinesischem Seidenstoff überzogen, die Fenster mit demselben kostbaren Gewebe verhangen.

Als Maria aus dem grellen Tageslicht in diese goldige Dämmerung trat, schwamm es ihr vor den Augen, und sie vermochte keinen scharfen Umriß zu unterscheiden. Aus dem Nebenzimmer nahte Jemand langsam und zögernd, wie ihr schien. „Forster," rief sie.

Keine Antwort. Nach einer Weile erst ihr leise geflüsterter Name.

Sie erkannte die Stimme sogleich und erschauerte in tödtlichem, in, Gott im Himmel! — seligem Bangen.

Tessin lag vor ihr auf den Knieen und faltete inbrünstig die Hände: „Verzeihen Sie mir, ich kann nicht so von Ihnen scheiden, wie Sie es wollten . . . Lieber Ihren Zorn erwecken, Ihren Haß. — Ich kann nicht so scheiden — ich bleibe." Er sah sie an, verstört, in rasender Erregung.

„Nein, nein, Sie müssen fort . . . Ihretwegen, Tessin — meinetwegen." Sie versuchte ihm auszuweichen.

„Ihretwegen? Ist Ihre Ruhe nicht unzerstörbar? Antworten Sie mir!"

Ihrer selbst kaum mehr mächtig dem allgewaltigen Gefühl gegenüber, das in ihrer Seele für ihn sprach, wiederholte sie mit ersterbender Stimme: „Sie müssen fort."

— „Ja, ja! . . . Unter einer Bedingung: Wenn Sie mir ein Zeichen des Erbarmens gönnen, das Zeichen, um das ich schon gebettelt habe. Sonst nicht. Hören Sie . . . sonst nicht!"

„Sie drohen?" fragte Maria, und die Entrüstung, die in ihr aufstieg, stählte sie, verlieh ihr neue Stärke.

„Drohen? — ich liege auf den Knieen und bitte." Auf seinem Angesicht erlosch jede Spur von Trotz — er war wieder demüthig und sanft, er flehte wieder: „Was verlange ich denn? Ein tröstliches Wort, einen gütigen Blick, einen Händedruck. Ich will als Gnade empfangen, was mein Recht wäre, denn Sie sind mir etwas schuldig für den besseren Menschen, der in mir schlummerte, der erwachen wollte unter Ihrem Einfluß, und den Sie getödtet haben, als Sie mich aufgaben."

Er näherte sich ihr, er ergriff ihre widerstrebende Hand, er sprach, und immer überzeugender strömte die Rede von seinen Lippen, ein berauschender Hauch der Leidenschaft ging von ihm aus. Nur noch halb mit Gewalt zog er Maria an sich. Sie aber, abgewandten Hauptes, gepeinigt, sie war es jetzt, die beschwor, die nicht ermessend, was sie that, seine Großmuth anrief.

„Verlassen Sie mich, gehen Sie!"

Er umklammerte die Bebende nur fester, seine Augen flammten zu ihr empor; unwiderstehlich angezogen, willenlos, neigte sie sich ihm zu.

„Ich flehe um ein Zeichen des Erbarmens," sagte er noch einmal.

Und Maria rathlos, stammelte: „Weil es unsere letzte Begegnung ist, Tessin . . . so wissen Sie denn: ich habe nicht leicht verzichtet . . . Sie sind mir nicht gleichgültig gewesen . . ."

Er stieß einen Ruf des Jubels aus: „Himmlische Frau!" umfaßte sie mit starken Armen und stand auf, seine schöne Last fest an sich gepreßt: „Du hast mich geliebt, Du liebst mich noch!" Sein Mund brannte auf dem ihren — und sie — sie wehrte ihm nicht mehr.

* * *

Die Sonne stand im Scheitel, Maria war allein.

Seit Langem, Langem — einer Ewigkeit . . . Oder nicht? — war sie eben erst verlassen worden beim Aufschrecken aus einem gräßlichen, wonnigen, unmöglichen Rausch? . . .

Sie saß da, die Hände auf den Tisch gelegt, das Gesicht in die Hände vergraben, als die Thür geöffnet und ein keuchender, pfeifender Athem hörbar wurde.

Wolfi schleppte sich herein, auf den Stock gestützt, und fiel schwer auf den Divan neben Maria hin. Er streckte die Beine aus, lehnte sich zurück und stöhnte: „Da hab' ich's, hab' mir doch zu viel zugetraut. — Ein theurer Spaß."

Maria starrte ihn an, entsetzt über seinen Anblick. Es war der eines Sterbenden. „Sie sind erschöpft, der Weg hierher war Ihnen zu weit," sagte sie.

„Der Weg hierher?" er wollte lachen, doch kam nur eine Art Schluchzen aus seiner Kehle. „Das nicht, aber daß ich Ihren Liebhaber durch den Wald hab' führen müssen — damit er sich nicht verirrt. Und dann sein Dank . . . Mich niederzustechen, hat er gedroht, weil ich nicht schwören wollte, mein Maul zu halten. Ihm schwören, dem Menschen ohne Treu' und Glauben!"

Maria war sprachlos. So hatte Tessin einen Vertrauten gehabt. Haben müssen. Natürlich — zu Gelegenheiten braucht man Leute, die sie machen, Helfer, Hehler. Ihr Herz stand still, als diese Gedanken sie so klar, so kalt durchblitzten. Kommt der Tod? — Ach, käm' er doch von selbst, daß sie ihn nicht suchen müßte — denn, wie könnte sie jetzt noch leben?

„Müd', müd' bin ich," stöhnte Wolfi, „ich liege schlecht — hilf ein wenig."

Maria beugte sich, er umklammerte ihren Nacken, sie faßte ihn an den Schultern, legte ihn — er kam ihr leicht vor wie ein Kind — der Länge nach auf das Ruhebett und schob Kissen unter seinen Kopf: „Bleiben Sie so. Ich schicke den Arzt."

„Brauche ihn nicht — nicht ihn — nur Sie — mir ist schon besser . . . Deine Sorgfalt thut mir wohl. — — Wärst Du immer gütig gegen mich gewesen — ich hätte Dir vielleicht erspart — vielleicht . . . Gewiß weiß man's nicht — ein Mensch wie ich" — — er stockte, schwerer noch rang sich der Athem aus seiner Brust, die rothen Flecken auf seinen Wangen färbten sich dunkler. Nun ging eine seltsame Veränderung in seinen Zügen vor; sie nahmen plötzlich einen milden, fast edlen Ausdruck an:

„Du bist nicht mehr stolz," sprach er kaum vernehmbar. „Verachtest Niemanden mehr?"

Sie, mit herzzerreißender Klage, antwortete: „Mich!"

„Wirst jetzt Bruder zu mir sagen?"

„Bruder."

„Triumph" . . . Seine letzte Kraft erschöpfte sich in der Anstrengung, mit welcher er dieses Wort hervorbrachte. Aus seinem Munde quoll ein Blutstrom, sein Kopf, den er ein wenig erhoben hatte, sank in die Kissen.

Maria umschlang ihn, sie rief, sie schrie nach Hülfe: „Er stirbt!"

Seine brechenden Augen widersprachen noch: „Nein, o nein" — hauchte er, „schon besser — gehe jagen — Gemsen jagen, ins Gebirg'."

XI.

Die Hülferufe, die aus dem Gartenhause drangen, wurden zuerst von dem Kinde eines Arbeiters gehört; es wagte sich nicht näher, holte aber Leute herbei. Diener rannten nach dem Arzte. Als er kam, fand er die Gräfin mit blutbespritztem Kleide, halb ohnmächtig zusammengesunken, an der Leiche Wolfi's. Sie war nicht zu bewegen, von der Stelle zu weichen, bevor jeder denkbare Wiederbelebungsversuch unternommen worden.

Wie Doctor Weise vorausgesagt hatte, blieb Alles vergeblich. Er durfte sich auf seinen, dem Fräulein Lisette oft gethanen Ausspruch berufen: Eine heftige Erhitzung und dergleichen, oder einer der Zornanfälle, denen Herr Forster unterworfen gewesen war und bei denen er zu schreien pflegte wie besessen, könne einen Blutsturz herbeiführen, während er vielleicht ein alter Mann geworden wäre, wenn er sich nur entschlossen haben würde, jetzt schon den „Ductus" eines solchen anzunehmen. Das Gelächter, mit dem der Patient diese Verheißung zu beantworten pflegte, hatte den Doctor immer gekränkt.

„Und kränkt mich noch," sagte er zu den Herrschaften Wilhelm, denen er am Nachmittag in seinem Einspänner ein Stück Weges entgegengefahren war, um ihnen pflichtgemäß zuerst von dem traurigen Ereigniß in Dornach und den Umständen, unter welchen es stattgefunden, Mittheilung zu machen. Auch legte er ihnen die Frage zur Entscheidung vor, ob nicht an die telegraphische Berufung des Herrn Grafen gedacht werden solle, und zwar aus Rücksicht für die Frau Gräfin, die sich in Folge des ausgestandenen Schreckens in einem Zustand hochgradiger Nervosität befände.

„Sehr aufgeregt, wenn auch bemüht, Selbstbeherrschung zu üben. Ich habe unvermerkt den Puls gegriffen — kaum zu zählen. Es wäre nicht unmöglich, daß sich da etwas entwickelte," sprach er mit dem traditionellen ärztlichen Kopfschütteln.

„Daß sich was entwickle?" fragte Wilhelm in höchster Bestürzung aus dem Wagen springend, ergriff den Arm des Doctors und blickte angstvoll zu ihm empor.

„Je nun," versetzte dieser mit wichtiger Miene, „ein leichter Typhus, oder etwa Entzündung — cordis basis — cordis conus . . ."

„Ist das gefährlich? — — Hol' der Kuckuck diese Namen, die Niemand versteht und die Einem nur bang machen," wandte er sich an seine Frau. Sie war gleichfalls ausgestiegen, an seine Seite getreten und suchte ihn zu trösten.

„Fasse Dich, es wird nicht so schlimm sein. Aber die Buben," meinte sie, „müssen wir nach Hause schicken."

„Freilich," und Wilhelm überblickte die Häupter seiner Lieben, die aus dem weitläufigen Jagdwagen hervorguckten, wie aus einem Pferche. „Wenn ihrer zwei wären, oder drei, es ginge noch. Acht Stück in einem solchen Moment — unmöglich. Führ' sie heim," sprach er zu dem alten Kutscher, der sein ganzes Vertrauen besaß, weil er selbst zehn Kinder hatte.

Eine Revolution, die im Wagen ausbrechen wollte, wurde durch wenige Machtworte des Vaters und die sanften Vorstellungen der Mutter unterdrückt.

Willy, der Aelteste, erhielt die Erlaubniß, sich auf den Bock zu setzen und zu kutschiren, die Andern überließ man ihrer Enttäuschung.

Wilhelmine nahm den Platz nicht an, den ihr der Doctor neben sich, in seiner auf Räder gesetzten Muschel anbot. Sie schritt, ein immer treuer Kamerad, an der Seite ihres tief bekümmerten Gatten dem Schlosse zu. In der Halle trafen sie Lisette. Sie fahndete auf den Doctor, sie begriff ihn heute zum ersten Mal nicht ganz. Wie konnte er das Haus verlassen, während eines sorgenerregenden Unwohlseins Maria's und eine so schöne Gelegenheit versäumen, sich unentbehrlich zu machen. — Und wo war er denn jetzt?

„Ins Dorf ist er gefahren," antwortete Wilhelm, und eilte die Treppe hinauf.

Seine Frau folgte ihm und hatte Mühe, ihn zu bewegen, im Salon zu warten, bis sie ihm Nachricht bringen würde, ob die Cousine ihn sehen könne.

Maria war in ihrem Schlafzimmer, das sie seit Stunden rastlos, mit raschen, regelmäßigen Schritten durchmaß. Beim leisen Pochen Wilhelminens blieb sie stehen und rief, als diese sich genannt hatte: „Komm', komm'! nach Dir habe ich mich gesehnt, mit Dir habe ich viel zu sprechen."

„Das sollst Du, sobald Du ruhiger sein wirst. Armes Kind, armes Kind!" Sie faßte ihre Hand, drückte sie liebreich und rang mit dem Mitleid und dem Schmerz, der sie beim Anblick der Vernichtung und Trostlosigkeit im Gesichte Maria's überwältigen wollte.

Ihrer mütterlichen Zärtlichkeit und Ueberredungskunst gelang es endlich, die Erschöpfte zu bewegen, sich in einem Fauteuil niederzulassen und sogar etwas Nahrung zu nehmen.

„Der heute gestorben ist, war mein Bruder," sprach Maria plötzlich. „Weißt Du es?"

Wilhelmine antwortete einfach: „Ja wohl, es ist ja kein Geheimniß daraus gemacht worden."

„Und ich bin hart und stolz gegen ihn gewesen, begreifst Du? — ich!" Sie brach in Thränen aus, sie schluchzte, die furchtbare Spannung ihrer Seele hatte sich gelöst.

Allmälig wurde sie wieder Herrin ihrer selbst, verlangte Wilhelm zu sehen und gerieth nur vorübergehend in heftige Aufregung, als er den Vorschlag machte, an Hermann zu telegraphiren.

„Unter keiner Bedingung! — er würde kommen."

„Und soll er nicht?"

„Nein, die Mutter bedarf seiner. Ich schreibe ihm," setzte sie hastig hinzu, „verlaßt Euch auf mich. — Niemand sonst schreibt ihm. Gebt mir Euer Wort darauf."

„Welche Frau!" sagte Wilhelmine im Nachhausefahren zu ihrem Manne. „Sie beweist mir von Neuem, daß der ganz edle und gute Mensch sich nie genug thut. Ist nicht das Außerordentliche für den unglücklichen Forster geschehen? Nun, Maria macht sich noch Vorwürfe. Dergleichen gibt einen Maßstab für den Werth einer Seele. Welche Frau! Ich habe sie wie ein neuntes Kind in mein Herz geschlossen."

Der Brief Maria's an Hermann mußte mit Ruhe und Ueberlegung geschrieben worden sein, denn in dem ausführlichen Telegramme, das Wilhelm am folgenden Abend von seinem Vetter erhielt, sprach dieser nicht die leiseste Besorgniß um seine Frau aus. Er bat Wilhelm, Anordnungen zur würdigen Bestattung Wolfi's zu treffen und hoffte, zu Ende der nächsten Woche in Dornach sein zu können.

Die Reste Forster's waren kaum der Erde übergeben, und schon tauchten allerlei Gerüchte über die unmittelbare Ursache seines Todes auf. Ein Jäger behauptete, ihn kurz zuvor gesehen zu haben, nahe an der Waldgrenze auf einem Fußsteig, der nach der Nordbahnstation führte. Er befand sich im Streite mit einem langen Schwarzen, den der Jäger aus der Entfernung für den Adjuncten gehalten. Der Adjunct wurde zur Rede gestellt, konnte aber leicht nachweisen, daß er sich am selben Tage, zur selben Stunde, im benachbarten Städtchen befunden, wohin der Herr Oberförster ihn geschickt, Grassamen einzukaufen. Offenbar irrte der Jäger in der Person des Individuums, mit dem Wolfi jüngst in einer, für ihn verhängnißvollen Weise verkehrt. Daß es einen solchen Menschen gab, daran jedoch zweifelte Niemand.

„Es könnte," meinte der Doctor, wie immer vorbehaltlich, „wohl ein Pascher gewesen sein, durch welchen sich mein Patient hinter meinem Rücken vielleicht Cigarren verschaffen wollte. Oder vielleicht ein Gläubiger, der einen Versuch machte, sein Geld einzutreiben."

Lisette hingegen erklärte, bei ihr stände es fest, daß es derselbe Schwindler gewesen, der — sie merkte ihm gleich etwas Verdächtiges an — „den armen, guten Jungen" am Tage vorher ganz offenkundig besucht hatte und dann, Gott weiß warum, im Geheimen wiedergekehrt sein dürfte. Damit war aber noch immer nicht Klarheit in die Sache gebracht. Und trotz aller Nachforschungen blieb das Räthsel, wer der Fremde gewesen, in welchen Beziehungen er zu Forster gestanden, ungelöst.

Maria hatte sich in eine an Stumpfheit grenzende Ergebung eingesponnen. Möchten sie doch auf die Wahrheit kommen! — sie würde nicht leugnen, sie würde sterben. Es war ihr ein Trost, sich's zu wiederholen. Mit einem Gefühl der Schuld und Schmach, wie dasjenige, das sie in ihrer Brust trägt, kann man ja nicht leben . . . Sie steht vor einer Begebenheit, die unfaßbar, die nicht auszudenken ist — vor dem Wiedersehen mit ihrem Manne. Sie wird seinen Blick nicht ertragen können, sie wird ihn empfangen müssen mit dem Geständniß: „Ich habe Dich betrogen, einmal in einer fluchenswerthen Stunde, im schnöden Taumel. Aber Dich wieder betrügen, mit Bewußtsein und Berechnung, die Lobpreisungen und Dankhymnen anhören, die Deine Liebe dichtet, meinen entweihten Mund Deinem Kusse bieten — das werde ich nicht."

Er kam und war unsagbar glücklich, wieder da zu sein, und sie stand regungslos vor ihm — und schwieg.

Wie die Andern, schrieb er ihr übles Aussehen, ihre düstere Stimmung dem fürchterlichen Eindruck zu, den der Tod Wolfi's auf sie hervorgebracht hatte. Der Doctor beglückwünschte ihn zu der Richtigkeit dieser Ansicht und gebrauchte

dabei viele Fremdwörter, wie es sich geziemt für einen Landarzt, der eine vornehme Patientin behandelt.

Fräulein Lisette nahm zu jener Zeit etwas Gehaltenes und Triumphirendes in ihrem Gang und ihren Gebärden an. Ihr Herz, das nie eine heißere Neigung gekannt hatte, als die zu dem „Kinde", machte im Spätherbste Frühlingsrechte geltend. Sie liebte, sie schmeichelte sich, geliebt zu werden; scharenweise umflogen ihre Gedanken den theuren Gegenstand, und nur hier und da stellten sich einzelne von ihnen bei der einst ausschließlich Verehrten und Verhimmelten ein. Lisette fand es überflüssig, ihre Leidenschaft zu verhehlen und sprach unbefangen von Demjenigen, der sie ihr einflößte.

„Er schwebt halt immer auf meinen Lippen," sagte sie einmal schalkhaften Tones zu der Gebieterin, mitten in einem Berichte über die Ankunft einer Sendung Tischzeugs, in den sie den Doctor ungemein kunstvoll eingeflochten hatte.

„Wer?" fragte Maria.

Und nun legte die alte Jungfrau ihr längst angekündigtes Geständniß ab, und die sehr geringe Aufmerksamkeit, die Maria ihr anfangs geschenkt, steigerte sich allmälig, und plötzlich geschah das Außerordentliche — sie lachte.

Hermann, der eben eintrat, hörte es, und seine Freude kannte keine Grenzen. „Wer hat Dich lachen gemacht? — Sie, Lisette? Goldene Lisette! — was soll ich für Sie thun? . . . Ich gründe ein Kammerdamenstift, und Sie werden Ober-Regentin." Er stürzte auf sie zu und küßte sie auf jede Wange, daß es schallte. „Was hat sie Dir vorgebracht?" wandte er sich an seine Frau, rückte einen Sessel neben das Kanapee, auf dem sie saß, und nahm Platz. „Ich will es wissen, ich will Unterricht bei ihr nehmen."

Maria fragte: „Darf ich antworten, Lisette?" und diese, ein klein wenig verschämt, erwiderte:

„Ich bitt'."

„Mit Deiner Erlaubniß also. — Sie möchte den Doctor heirathen."

Die Betroffenheit Hermann's, die Anstrengung, die er machte, sie zu verbergen, die fröhliche, unendliche Güte, die aus seinen Augen sprach, und aus dem unbezwinglichen und harmlosen Lächeln, das seinen Mund umspielte, erregten von Neuem Maria's Heiterkeit.

— So war es möglich, noch, — ja, schon so bald konnte sie sich vorübergehend zerstreuen lassen aus ihrer lastenden, berechtigten, ihrer gebotenen Seelenpein?

Einmal lag sie des Nachts, wie so oft, wachend auf ihrem Lager, lauschte den ruhigen Athemzügen ihres Mannes und sann und sann.

Und jetzt drang durch die Stille aus dem Zimmer nebenan, in dem das Kind schlief, ein heiserer Ton, ein lautes, rauhes Husten aus kleiner Brust an ihr Ohr. Sie erhob sich sachte, warf ihr Nachtkleid um, glitt mit nackten Füßen, die Pantoffel in der Hand, über den Teppich, trat bei dem Kleinen ein und schob den Vorhang seines Bettchens zurück. Der Schein der Nachtlampe flackerte auf dem glühenden Gesicht des Knäbleins, es röchelte schwer im Fieberschlafe. Maria weckte ihn und die Wärterin und leistete die erste Hülfe, während jene, auf ihren Befehl, das Kindermädchen aufrüttelte und nach einem

Diener schellen ging, welcher den Doctor herbeiholte. Der kam, sprach kein Wort, sondern handelte still und energisch; er war in dieser Nacht ein Held an Muth und Besonnenheit. Vorübergehend nur brachte ihn die Wärterin in Zorn, weil sie fassungslos herumstürzte und durchaus den Grafen rufen wollte.

„Alberne Person," rief Weise, sich der Höflichkeit begebend, die ihn sonst auszeichnete. „Der Doctor verbietet es, der Doctor braucht keine Leute, die Angst haben, im Krankenzimmer . . . Da — so eine Ruhe! Das ist das Richtige, da nehmen Sie sich ein Beispiel." Er deutete auf Maria, die das Knäblein auf dem Schoß hielt.

Weiß, in ihren schneeweißen Gewändern, unverwandten Blickes jede Veränderung beobachtend und anzeigend, welche bei dem Kleinen vorging, führte sie des Doctors Anordnungen selbst aus und hielt ein stummes Gespräch mit ihrem Kinde. — „Willst Du voran — mich drüben zu erwarten? Ich folge Dir bald nach. — Aber Dein armer Vater, soll ihm Beides zugleich genommen werden — ein echtes Gut: Du! und ein werthloses, falsches, das er in seinem lauteren Glauben betrauern wird, als wäre es wirklich ein köstlicher Besitz gewesen . . . Bleibe bei ihm, mein Liebling, biete ihm überreichen Ersatz." — Sie drückte ihn an ihre Brust, und er richtete seine großen Augen auf sie und murmelte: „Liebe Mutter."

„Es geht besser, Doctor, nicht wahr?" fragte Maria.

„Wenn nicht alle Zeichen trügen," gab er zur Antwort.

Sie verstand ihn. Er gebrauchte wieder eine bedingte Redeweise; die ernste Sorge, die ihn seiner kleinlichen Vorsicht untreu gemacht hatte, war verschwunden.

Am Morgen erst erfuhr Hermann, daß sein Söhnchen in Lebensgefahr gewesen sei, und daß es gerettet war.

„Dir gerettet," dachte Marie, „zu Deinem Troste, wenn ich nicht mehr bei Dir sein werde." Sie war vollkommen mit sich im Reinen über die Art, in welcher sie aus der Welt scheiden wollte, sie hatte Alles vortrefflich überlegt.

Ein schöner Spaziergang im Walde führte bequem zu einer Burgruine hinan, welche die Felsenspitze eines, bis weit über die Mitte mit Schmuck- und Edeltannen bewachsenen Berges krönte. Man konnte jedoch von der entgegengesetzten Seite auf einem viel kürzeren Wege zu den Ruinen gelangen. Dieser ging unterhalb der Vogelhütte auf dem jenseitigen Hügel, über einen schmalen geländerlosen Steg und mündete, bei halbzerbröckelten, in den Felsen gehauenen Stufen, die ein kühner und geschickter Kletterer immerhin noch wagen durfte zu benützen, um zur Kuppe zu gelangen. Wenn er nämlich schwindelfrei war. Sonst konnte ihm ein Blick zurück auf den Wildbach, der die Thalsohle durchrauschte und den Grund an seinen Ufern unterwühlte, gefährlich werden. Kochend und brausend stob der Gischt durch die Tiefe, bildete Wirbel, drehte und drehte sich kreisförmig, trichterförmig, stieg auf in Säulen aus Schaum, warf sich wieder wie toll in sein steiniges Bett und lockte herab zur Theilnahme an seiner sprudelnden, unerschöpflichen Lebenslust.

In ihrem ersten Ehejahre hatte Maria, angewandelt von einer Regung der unbezähmbaren Freude an der Gefahr, von der sie in früher Jugendzeit gar oft

ergriffen worden, den Steg festen und sicheren Ganges überschritten und die Felsentreppe erklommen.

Hermann, dem sie ihr Wagniß eingestanden, war erst durch ihr förmliches und feierliches Versprechen, es nie zu wiederholen, zu beruhigen gewesen. — Nun mußte das gegebene Wort gebrochen werden.

Mit peinlich erfinderischer Genauigkeit malte Maria sich Alles aus, sah sich den Fuß setzen auf den Steg und wandern und langsam mit Bedacht ausgleiten an der rechten Stelle . . . wanken, sinken, zerschellt werden an den ewig blanken, ewig feucht glänzenden Klippen, die aus dem Wasser herausragten. Vorahnend gab sie sich Rechenschaft von dem Schmerze Hermann's — er würde nicht frei sein von Groll — und das war recht. Ein reines Andenken zu hinterlassen, hatte Maria nicht verdient.

Sie bereitete sich vor auf die entsetzliche Trennung von ihrem kleinen Kinde, das der Mutter noch so sehr bedurfte. „Morgen geschieht's," sagte sie sich Tag um Tag, bis derjenige kam, an dem sie begriff, daß sie nicht sterben könne, ohne einen zweifachen Mord zu begehen.

Nun mußte das geschehen, wogegen alles Frühere nicht zählte. Der Betrug, der die Schande zu bemänteln hatte, mußte vollzogen, Hermann mußte getäuscht werden. — Das war so leicht — und darum gar so schlecht . . . Und wurde dennoch gethan — und Maria duldete die Erniedrigung, die sie für unausdenkbar gehalten, die ganze! Nichts ward ihr geschenkt — nicht der Freudenausbruch, mit dem der hintergangene Mann die in tiefdunkler Nacht gestammelte Kunde aufnahm, nicht seine erhöhte Zärtlichkeit, nicht Wilhelm's gutmüthige Scherze, nicht Helmi's treue Theilnahme, nicht Gräfin Agathens feierliche Glück- und Segenswünsche.

Zahllose Male glaubte sie, es nicht mehr allein tragen zu können. Sie sträubte sich gegen die Qualen, die Hermann's Güte ihr auferlegte. Sie lechzte darnach, ihm zu sagen: „So bin ich — behandle mich, wie es mir gebührt. Die strengste Strafe wird die beste sein . . . Gönne mir das Labsal der Sühne. Sei unbarmherzig, nur verehre mich nicht mehr."

Und während sie in Gedanken also zu ihm sprach, rief ihr Verstand ihr zu: „Phrasen, hohle Worte! Du weißt es wohl, daß er Dich nicht verstoßen, Dich nicht der Geringschätzung preisgeben wird; er wird auch, wenn sein Glück den Todesstreich durch Dich empfangen, den Fuß nicht auf Deinen Nacken setzen, Gesunkene. Er wird unerschütterlich bleiben in seiner Langmuth. Von Dir getrennt, Dir im Innersten entfremdet, wird er von Anderen noch Achtung für Dich verlangen. Dann hast Du eine neue Last der Dankbarkeit auf Dich geladen und vergeblich das Beste zerstört, woran sein Herz sich erquickt und seine Seele sich erbaut."

So schwieg sie. — Sie that noch mehr: sie spielte eine jammervolle Komödie, heuchelte Interesse an gleichgültigen Dingen, Freude an den harmlosen Vergnügungen, den Landpartien und Waldfesten, die Hermann und Wilhelm veranstalteten, um sie zu zerstreuen. Sie lebte in ihrem Kinde, und pflegte eifrig ihre Kunst, die sie nie schöner und hinreißender als jetzt ausgeübt hatte.

Nicht immer, aber doch meist ließ Hermann sich täuschen. Und — wie deutlich gab es sich kund! — alle seine Zufriedenheit, alle seine Daseinswonne ging von dem Bilde aus, das er sich von der ihren machte.

Maria grübelte sich allmälig in eine eigenthümliche Sophistik hinein. Die Sühne, nach der sie rief, lag gewiß in der Einsicht, daß es ihr verwehrt sei, zu sühnen. Der verdammende Schicksalsschluß, der über sie gefällt war, lautete: „Du liebst die Wahrheit, wandle in der Lüge."

XII.

Im Sommer kamen Graf Wolfsberg und seine Schwester mit ihrer Gesellschaftsdame, Fräulein Annette Nullinger, nach Dornach. Beinahe auf dem Fuße folgte ihnen, ohne eingeladen zu sein, ohne sich angesagt zu haben, die kleine Gräfin Felicitas Soltan. — Sie kam fragen, ob Tessin, wie er es vor seiner Abreise versprochen, an Gräfin Dolph geschrieben habe, wie es ihm gehe und besonders — ob er sie grüßen lassen.

Aber noch war kein Brief von ihm eingetroffen, und nur durch Zeitungstelegramme wußte man, daß er auf seinem Posten angelangt und feierlich empfangen worden sei.

An einem schwülen Sonntagnachmittag hatten sich die Schloßbewohner in einem breiten offenen Zelte am Ufer des Teiches versammelt. Dichtes Buschwerk umgab ihn ringsum, und hinter diesen ragten das hellgrüne malerische Gezweig einzelner Tulpenbäume und aus weiterer Entfernung die dunkeln Gipfel eines Balsamtannenhaines in das gleichförmige, ruhig leuchtende Himmelsblau empor.

Alle im Zelte Anwesenden, Fräulein Nullinger und Hermann junior ausgenommen, rauchten. Annette hatte nach und nach ihren Sessel bis zum Eingang vorgerückt, dennoch schwebte tückischer Tabaksqualm ihr nach und machte sie hüsteln, was Gräfin Dolph unabweislich rügte. Sie saß in der Tiefe des Zeltes in einem ausgefütterten Strandsessel und hatte eine Haube auf, die ungemein an die häusliche Kopfbedeckung der französischen Könige im fünfzehnten Jahrhundert erinnerte.

„Nulle," sprach sie —

„Ich heiße Nullinger," berichtigte das Fräulein, ohne sich umzuwenden.

„Nun denn, Nullinger, zwingen Sie sich doch, nicht zu husten — aus purer Affectation."

Annette zuckte die Achseln und preßte die Flächen ihrer feuchten Hände aneinander; ihre rothen aufgeworfenen Lippen verzogen sich zu einem trotzigen Lächeln.

„Ach, welche Hitze," seufzte Fee. „Ist es immer so heiß bei Ihnen, Graf Dornach?" und sie wiegte sich in ihrem Schaukelstuhle, hatte die Augen halb geschlossen und ließ, wie todtmüde, die Arme an beiden Seiten ihres schlanken und zierlichen Körpers herabhängen.

Graf Wolfsberg, den zu amüsiren sie sich vorgenommen, war heute ein undankbares Publicum. Er hatte nicht einmal bemerkt, daß sie sein Lieblingskleid angezogen, das weiße, gestickte, mit der rosafarbigen Bébéschleife. Bei Tische, als sie, nur um ihm Spaß zu machen, die heiligsten Geheimnisse ihres Herzens

ausgeplaudert, von ihren unbezahlten Rechnungen gesprochen, von ihrem Glauben an die Zukunft des Spiritismus als Staasreligion, von allerlei Scrupeln, die sie sich machte — intim, ganz intim! — hatte er kaum zugehört. Und nun saß er seit einer Stunde ernst und schweigsam neben ihr, und sie verzweifelte endlich daran, ihn seiner üblen Laune zu entreißen.

Hermann und Maria kannten den Grund seiner Verstimmung. Er war, indeß die Andern sich in der Kirche befanden, auf den Friedhof gegangen und hatte Wolfi's Grab besucht.

„Wozu? warum thut er solche Sachen, die ihn über Gebühr angreifen," hatte Dolph ihrer Nichte geklagt. Auch sie trachtete ihn zu zerstreuen und suchte dabei die wirksamste Unterstützung, die des kleinen Hermann. Sie war aber in diesem Augenblick nicht zu haben. Das Knäblein mühte sich eben auf das Eifrigste, Steinchen, die es gesammelt und auf den Schoß seiner Mutter gelegt hatte, mit ihrer Hülfe ins Wasser zu werfen. Er beantwortete die Einladung der Großtante, zu ihr zu kommen, kühn und entschieden mit Nein, und die aufrichtigste Abneigung sah aus dem raschen Blicke, den er der alten Frau von unten herauf zuwarf.

Ein wenig verdrießlich über die Vergeblichkeit der Liebesmüh', die sie seit langem an dieses schöne und entzückende Kind verschwendete, begann Gräfin Dolph plötzlich einige Unannehmlichkeiten hervorzuheben, die das Landleben mit sich bringt.

„Etwas Schreckliches, zum Beispiel," sagte sie, „ist die Controle, unter der man mit seinen Kirchenbesuchen steht. Man kann sich keinen einzigen schenken, und ich sag' Euch, noch ein Hochamt wie das heutige, und Ihr könnt mich gleich da behalten, in Eurer Familiengruft. Und Sie, Nulle, das bitte ich mir aus, placiren Sie sich am nächsten Sonntag nicht wieder in das Oratorium uns gegenüber. Sie stören mich, Sie rauben mir das bischen Andacht, das ich noch habe, mit Ihren Ekstasen, vermischt mit Uebelkeiten."

Annette erwiderte sehr brummig, ihr Glaube sei das Einzige, was sie noch habe, und sie werde sich ihn nicht rauben lassen, und wenn der Anblick ihres Verhaltens bei der heiligen Messe kalten Verstandesmenschen mißfalle, könne sie das wohl bedauern, aber nicht ändern.

Fee erhob und näherte sich der Empörten, der sie einige freundlich beschwichtigende Worte ins Ohr raunte, dann stieg sie, von Hermann, der herbeitrat, unterstützt, in den am Ufer befestigten Kahn. Losgemacht durfte er nicht werden. Sie wollte da bleiben, sich schaukeln auf der kühlen Fluth und hören, wie sich die Conversation des Grafen Wolfsberg — von Weitem macht.

Er ließ sich endlich herbei, ihr einen Scherz zuzurufen, den sie, ebenso schlagfertig wie unpassend erwiderte. Der, von ihrer Seite munter geführte Kampf, der sich zwischen ihnen entspann, wurde durch das Eintreffen des Postpakets unterbrochen.

Maria vertheilte die Zeitungen und die Briefe.

„Ist etwas für mich da?" — „Für mich?" fragten Fee und Gräfin Dolph.

„Ja." Maria schob der Letzteren ein großes Schreiben zu.

„Von Tessin," sprach die Gräfin. „Von Tessin," wiederholte sie lauter und schwenkte den Brief in der Luft. „Fee, sieh' her."

„Für Fee," sagte Maria, und Hermann übernahm aus ihrer Hand eine ganze Ladung Modejournale und Zuschriften, die er in den Kahn reichte.

„Das sind Ihre unbezahlten Rechnungen," rief Wolfsberg. „Geben Sie Acht, Gräfin, Ihr Dampfer versinkt unter der Last."

Felicitas war beim Nennen des Namens Tessin so rasch aufgesprungen, daß ihr kleines Fahrzeug in bedenkliches Schwanken gerieth. Sie sank zurück, schrie und warf sich so ungestüm von einer Seite zur andern, als ob sie es darauf abgesehen hätte, den Kahn umkippen zu machen.

Hermann zog ihn mit der breiten Seite dicht ans Land und sagte, halb lachend, halb verdrießlich: „Ihr Leben ist gerettet, steigen Sie aus."

Die Uebermüthige sträubte sich: „Noch nicht! noch nicht! — ich will, daß man Tessin schreibt, ich sei fast ertrunken vor Freud', wie es geheißen hat, daß ein Brief von ihm gekommen ist. Sie sind Zeuge, Fräulein Nullinger, schwören Sie darauf, ich bitte um einen ordentlichen Eid — ich bitte!"

„Ei, ei, Frau Gräfin, einen Spaß mit so heiligen Dingen verstehe ich nicht," rügte das Fräulein.

„Nicht? — o weh! dann schwören also Sie, Graf Wolfsberg."

Mechanisch antwortete der Graf: „Ja, ja." Seine ganze Aufmerksamkeit war von Maria in Anspruch genommen.

Sie hatte einen Brief vor sich hingelegt, einen zweiten Brief von Tessin, noch größer und gewichtiger als der an Gräfin Dolph gerichtete, und war in der Betrachtung der kräftigen, rasch geformten Züge der Aufschrift versunken. In ihrem Gesichte malte sich starres Entsetzen. Wenn diese wenigen Zeilen Tod und Verderben verkündet hätten, so hätte sie auf dieselben niedergeblickt.

Sie schien zu fühlen, daß die Augen ihres Vaters auf ihr ruhten, erhob die ihren, sah ihn an — und senkte langsam das Haupt.

Dieses kurze, stumme Gespräch zwischen Vater und Tochter wurde von Niemandem beobachtet. Gräfin Dolph schwelgte im Genusse der geistvollen Epistel ihres Horace Walpole; Fräulein Nullinger verfolgte theilnehmend das Schauspiel der „Rettung" Fee's durch Hermann. Trotz aller Possen, welche die Heldin desselben trieb, kam es glücklich zum Abschluß.

Hermann trat ins Zelt, blieb hinter dem Sessel Maria's stehen, und über ihre Schulter blickend, las er von seinem Platze aus die Adresse des zweiten Briefes Tessin's: „Herrn Wolfgang Forster."

Es entspann sich eine Verhandlung darüber, was mit dem Briefe zu geschehen habe.

„Er ist so dick," meinte Fee, „es stecken gewiß noch ein paar andere d'rin, die der Herr Forster hat übergeben sollen. Man muß ihn aufmachen."

Gräfin Dolph bestätigte: „Man muß ihn aufmachen, natürlich."

Hermann jedoch erklärte, so gar natürlich käme ihm das nicht vor: „Was sagst Du, Maria?" fragte er, und strich mit der Hand über ihren Scheitel.

Sie wandte sich, ergriff diese Hand und drückte sie an ihre Lippen. Das war genug, um die heftigste Eifersucht des kleinen Hermann auf den großen

zu wecken. Das Kind schrie und strebte zu ihr empor, und sie hob es auf ihre Kniee und drückte ihr Gesicht an das seine.

Noch hatte sie ihn, noch hatte sie eine Liebe, deren ganzen Werth sie zu erkennen begann, nachdem sie sich ihrer unwerth gemacht — die Liebe des besten Mannes. Noch hatte sie die Achtung aller guten Menschen . . . Eine kleine Weile, ein Riß durch die dünne papierne Hülle da auf dem Tische — und Alles ist vorbei, und vor ihr öffnet sich die Hölle der Schande.

Ihr Knäblein schlingt die Arme um ihren Hals und sie die ihren um ihn. Doch diese heiligste Umarmung schützt sie nicht. Sie hört nicht das zärtliche Geflüster der süßen Kinderstimme — sie hört eine andere, entsetzliche, die ihr zuruft: „— Was schauderst Du? — doch nicht vor dem, was im Gefolge der Wahrheit kommt, nach der Du geschmachtet hast und gelechzt. Da ist sie — begrüße sie. Thu's, Armselige . . . Oder war es doch nicht der Betrug, wovor Du am bängsten gezittert hast? . . . Wo ist jetzt Dein Abscheu vor ihm? . . .“ „Noch empfind' ich ihn,“ dachte Maria, küßte das Kind und stellte es auf den Boden.

„Ich bin dafür,“ vernahm sie nun — Gräfin Dolph sprach — „den Brief aufzubrechen, um nachzusehen, ob er nicht wirklich andere enthält, wie Felicitas glaubt. Wenn ja, vertheilt man sie, wenn nein, schicken wir dem Freunde morgen seine „zwölf Seiten, eng und zierlich, ‚ein kleines Manuscript‘ ungelesen, weil wir schon so hyperdiscret sind, zurück. Einverstanden, Hermann?“

„Nein,“ lautete die Antwort, „ich öffne keinen Brief, der nicht an mich gerichtet ist.“ Er nahm ihn, reichte ihn dem Grafen Wolfsberg und sagte leise zu ihm: „Nimm ihn zu Dir, mache mit ihm, was Du willst, nur sei nicht mehr die Rede davon. Alles, was Maria an Wolfi erinnert, greift sie furchtbar an. — Es ist drückend heiß hier im Zelt,“ setzte er an seine Frau gewendet hinzu. „Komm' ins Freie, Maria.“

Er nahm ihren Arm, den sie ihm willenlos überließ und geleitete sie hinweg.

Nach dem Abendessen las Gräfin Dolph der Gesellschaft das Schreiben Tessin's ganz meisterlich vor. Etwas von Allem war darin enthalten, Ernst und Scherz, anschauliche Schilderungen von Land und Leuten, ein kräftiger und rührender Ausdruck des Heimwehs, das ihn peinigte.

Fee zog sich, sobald die Lectüre beendet war, in ihre Gemächer zurück. Kurz darauf begab sich auch Gräfin Dolph, von Hermann und Fräulein Nullinger geleitet, zur Ruhe.

Graf Wolfsberg blieb mit seiner Tochter allein.

„Hermann hat immer recht,“ sprach er nach einer langen Pause. „Auch mir hat es widerstrebt, den Brief an den unglücklichen Forster zu öffnen. Ich habe ihn Tessin zurückgeschickt.“

„Ich danke Dir, Vater,“ erwiderte Maria mühsam und stockend. „Ich hätte aber gewünscht, daß Graf Tessin gebeten würde, es bei diesem Versuch, mir Nachricht von sich zu geben, bewenden zu lassen.“

„Das soll geschehen.“

Sie hatten vermieden, einander anzusehen; nun plötzlich begegneten sich ihre Blicke. Eine große Zärtlichkeit, ein großes Mitleid sprach aus dem seinen. Er streckte ihr die Hand entgegen, er wollte reden.

Maria's Mund verzog sich schmerzlich, und sie machte eine flehend abwehrende Gebärde.

* * *

Sehr lange hielt es Graf Wolfsberg in Dornach nie aus. Die werkthätige Barmherzigkeit, auf welche seine Tochter sich ganz verlegte, widerstrebte ihm. Es war ihm zu unangenehm, sagte er, an die Enttäuschungen zu denken, die sie erfahren werde, nicht jetzt, nicht in zehn Jahren, doch in zwanzig, in dreißig; und nicht durch den Undank, der unausbleiblich sei, — Dank erwarte sie ja nicht — sondern durch die Erkenntniß, daß ihr Bestreben, das materielle und sittliche Elend der Leute zu verringern, nutzlos und in manchen Fällen schädlich gewesen. Jedes Bestreben aber, dessen Resultat negativ bleibt, ist ein unvernünftiges und demoralisirendes.

„Diese Leute," — wenn er die Worte sprach, biß er die Zähne zusammen und Haß und Grausamkeit blitzten aus seinen Augen — „sind faul, heimtückisch, unverbesserlich. Es ist noch Jeder gescheitert, der glaubte, im Guten auf sie einwirken zu können. Ich habe ja nicht von Anfang an die Hände in die Taschen gesteckt und zugesehen, wie einer der Dummköpfe nach dem andern zu Grunde geht . . . Sie haben mich von meiner christlichen Barmherzigkeit curirt, sie selbst!"

„Weißt Du, Vater, warum ihnen das gelang? — Darf ich's sagen?" fragte Maria.

„Nur zu!"

„Weil Du sie nicht liebst, und sie das fühlen."

„Wohl mir und ihnen. So bin ich sicher vor einem Girondistenlose und sie vor einer neuen Gelegenheit, zu zeigen, wie sie Liebe vergelten. Laß es gut sein!" kam er dem Einwand zuvor, den sie erheben wollte, „wir Zwei werden einander nicht überzeugen."

Der Sommer war vorbei, auch Gräfin Dolph und Felicitas hatten Dornach verlassen. Die Zeit verging still und ereignißlos. Maria, oft unwohl, erlaubte nicht, daß Rücksicht darauf genommen werde. Sie wußte, daß ihr nur Eines frommte: Sich selbst vergessen, ihre Leidenskraft stählen, indem sie die Leiden der Anderen milderte. „Meine Wohlthäter", nannte sie die Hülfeheischenden. Das Laster, das Unrecht, die Thorheit fanden in ihr eine hartnäckige Bekämpferin. Ihrer unerschöpflichen Langmuth fehlte es nie an Gelegenheiten, sich zu üben. Und nicht immer war es die Bürde schweren Ungemachs, die mitzutragen sie eingeladen wurde; es befand sich auch sehr leichtes Gepäck darunter, und lächerliche, willkürlich aufgehalste Last.

An einer solchen schleppte Lisette und machte ungemessene Ansprüche auf die Theilnahme „des Kindes". Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, was Doctor Weise hindere, um sie anzuhalten, sei die Angst vor einem Korbe.

„Er ist ein so zurückgezogener Mann und kommt zu nichts," vertraute sie ihrer Gebieterin. „Niemand schaut auf ihn. Seine Manschetten sind immer

zerdrückt, und den Hemdkragen hat er neulich gar umgekehrt eingeknöpfelt gehabt."

Außer dem Wunsche, das Recht zu erwerben, für die Manschetten und Hemdkragen Weise's zu sorgen, hatte sie noch den sehr großen, „Frau Doctorin" genannt zu werden. Das ewige Fräulein Lisette, Fräulein hin und Fräulein her, war ihr schon so zuwider, sie konnte es nicht mehr hören. „Geh', sprich Du mit ihm, leg's ihm nah', daß ich ihn nehmen möcht'," mit dieser Bitte schloß sie regelmäßig ihre Herzensergießungen und erhielt jedesmal den Bescheid, daß ihr Wunsch unerfüllbar sei.

So entschloß sich Lisette zuletzt zu dem Wagniß eines eigenmächtigen Eingreifens in ihr und des Doctors Geschick. Sie ersuchte ihn eines Morgens, sie mitzunehmen in seinem Muschelwagen, in dem er jetzt täglich zu einem Patienten nach dem nahen Städtchen fuhr, denn sie habe dort einige Weihnachtseinkäufe zu besorgen.

Weise war dazu bereit. „Es ist mir schmeichelhaft," sagte er, als Lisette im Pelzmantel und Capuchon neben ihm Platz nahm. „Wo darf ich Sie absetzen?" Dabei lächelte er, aber nicht aus Wohlgefallen an ihrer äußeren Erscheinung, sondern über den Einfall, daß ihm noch nie eine Person vorgekommen sei mit einem so ausgesprochenen Jahrmarktspuppengesicht.

Auch Lisette lächelte. „Denken Sie jetzt schon ans Absetzen? Das ist ja gar nicht schön von Ihnen?" Ihre Oberlippe zog sich in die Höhe, und es kamen kleine Mauszähne zum Vorschein, die sehr gut gepflegt, aber ziemlich abgenützt waren. Sie wurde nach und nach ganz deutlich in ihren Anspielungen und der Zaunpfahl, mit dem sie winkte, keulenartig.

Dem Doctor stiegen, wie er sich selbst gestand, gewisse Aprehensionen auf, und er rückte so weit als möglich von ihr fort.

Sie sah darin eine Aufforderung seiner Gastfreundschaft, sich's recht bequem bei ihm zu machen, lehnte sich zurück und betrachtete sein Profil. Der Rand seines weit hinausragenden Mützenschirms und die Spitze seiner Nase standen in senkrechter Linie. Mund und Kinn hingegen wichen, wie aus Respect vor dem bedeutenden Gesichtsvorsprung, jäh zurück. Da fand die verwünschte Zaghaftigkeit, mit der Lisette heute einmal fertig werden wollte, ihren Ausdruck.

Nach einigen einleitenden Reden meinte sie den Streich führen zu dürfen. Sie that es (der Doctor stellte ihr dieses Zeugniß aus, als er sich von dem erlittenen Angriff erholt hatte) in decenter Art, indem sie ihn fragte, ob er nie daran gedacht, sich zu verändern.

„Doch, doch, vor Jahren einmal," seufzte er und zog, ohne es zu wollen, die Zügel des lammfrommen Schecken an, der sogleich stehen blieb, sich aber auf den Zuruf: „Allons, allons!" wieder in Bewegung setzte.

„Und seitdem nicht mehr? . . . Das ist schad', und dann ist es auch traurig."

Sie blinzelte schalkhaft zu ihm hinüber, was ihn empörte und beängstigte. Er kam sich so hülflos und ihr preisgegeben vor in unendlicher Einsamkeit. So weit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Schnee und Schnee und nichts Lebendiges wahrzunehmen, als der Scheck, einige Krähen und das Frauenzimmer, das ihm „Avancen" machte.

Sie sprach viel, und Alles, was sie sagte, war entweder schmeichelhaft für ihn oder für sie, und ihm blieb nichts übrig als entweder: „Das Fräulein sind zu gütig," zu murmeln, oder: „Das Fräulein haben recht."

„Ein solcher Mann," sprach sie nun milde, „und hat keinen Herd?"

„Entschuldigen, habe, habe, o einen vorzüglichen, neuester Construction."

„Einen häuslichen, mein' ich. Ein solcher Mann — und hat keine Frau."

„O, bitte, bitte — die habe ich auch."

Fräulein Lisette neigte sich so rasch zur Seite, daß man es ein sich zur Seite werfen hätte nennen können. „Sie — Sie haben — eine Frau?"

„Ja freilich, eine wunderhübsche."

„— Wo?"

„Bei ihren Eltern habe ich sie. Ich habe sie ihren Eltern aufzuheben gegeben."

„Das heißt," berichtigte Lisette, der plötzlich alles Zartgefühl abhanden gekommen war, „Sie haben sie fortgejagt?"

„Bitte, bitte! . . . Eine so indelicate Maßregel gegen eine Dame, die man ohnehin unglücklich gemacht hat, indem man ihr etwas höchst Fatales eingeflößt."

Seine Zuhörerin erschrak tödtlich, sie dachte an Gift.

Er aber flüsterte: „Anthipatheia."

„Jesus! was ist denn das?" rief Lisette.

„Ein incurables und darum so perniciöses Leiden, weil es den Menschen um seine schönste Illusion bringt, um die des freien Willens. — Denken Sie sich eine von den besten Absichten für ihren Eheherrn beseelte Frau, die, im Augenblick, in welchem sie dieselben bethätigen soll, von der heftigsten Versuchung ergriffen wird — ihm Etwas an den Kopf zu werfen . . . Und derselben nur selten zu widerstehen vermag. — Dabei süßer Empfindungen durchaus nicht unfähig — o nein! wenn es auch dem Betreffenden nicht beschieden war, sie zu wecken, außer — auf Distanz. In je weiterer Entfernung er sich von ihr befand, eine desto hingebendere Gattin wurde sie ihm. So sprach er denn eines Tages zu ihr, indem er sich an einen Dichter lehnte: Wie gut wäre es, Carissima, wenn Du, um mich mehr zu lieben, Dich für immer von mir entferntest! — Sie that es, und seitdem führen wir die musterhafteste Ehe. Haben vor Kurzem brieflich unsere silberne Hochzeit gefeiert."

Das Fräulein wollte ein etwas spöttisches Bedauern über „diese Gattung von Verhältniß" äußern. — Der Doctor aber meinte:

„Ein Gutes ist jedenfalls dabei; dem Manne, der schon im Besitz einer Frau ist, kann Niemand mehr zumuthen, eine zu nehmen."

Lisette machte runde, unerhört alberne Augen und schwieg. Sie war so vernichtet, daß sie ihre sämmtlichen Einkäufe in der Stadt besorgte, ohne zu handeln. Drei Wochen mußten vergehen, ehe sie sich von ihrer Enttäuschung erholen konnte. Dann wurde „das Kind" wieder der Mittelpunkt ihrer Interessen und das angebetete Opfer ihrer engherzigen Liebestyrannei.

Wie am vorigen Jahresschlusse fand sich auch an diesem Gräfin Agathe in Dornach ein. Sie half die Christbäume schmücken für Jung und Alt, für Arm und Reich, in der Halle und im Saal.

Dem Entzünden der Lichtlein stand aber die Gräfin allein vor.

Maria konnte nicht Zeuge der Freude sein, die vorzubereiten seit Wochen und Wochen ihr hauptsächliches Bemühen gewesen war. In der heiligen Weihnacht gab sie einem zweiten Sohne das Leben. Er war so schmächtig und klein, wie der erste groß und stark gewesen. Mit banger, unausgesprochener Besorgniß sah Hermann seine Mutter an, als er mit ihr an die Wiege des Neugeborenen trat.

„Nein," sagte sie, „er ist nicht schwach, nur zart. Er wird leben — zu meiner Freude. Das wird der Meine sein unter Deinen Kindern." Weich, wie man sie nie gesehen, versenkte sie sich in den Anblick des Knäbleins und hielt die Hand segnend über ihn ausgestreckt. „Er hat schwarze Augen, Hermann, die Augen Deines Vaters, und soll Erich heißen, wie Dein Vater."

Maria kränkelte lange, sie konnte dieses Kind nicht nähren; sie hatte für dasselbe nicht so viel Liebe, wie für das ältere. Sie verlangte nicht nach ihm, widersetzte sich nicht, wenn man es forttrug aus ihrem Zimmer. Und doch beunruhigte es Niemanden und stellte unerhört geringe Anforderungen an seine Umgebung. Es lag oft lange ganz still mit weit geöffneten Augen.

„Fremde Augen hat's und das Gesicht der Mutter," entschied die Wärterin, wenn Jemand herauszubringen suchte, wem es ähnlich sähe. — Eine Spur von der Seelenpein, die sein Werden begleitet hatte, spiegelte sich wider auf seinem kleinen Angesicht, und traurig und staunend schien es zu fragen: „So also sieht es aus in Eurer Welt?"

An Liebe litt es nicht Mangel. Hermann zerfloß vor ihm in überquellendem Erbarmen; alle Frauen im Hause schwärmten für das Kind, das etwas „ganz Eigenes" hatte; sein Bruder vertheidigte es wie ein kleiner Löwe vor den Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit, und brachte es gleich darauf in Gefahr, von dem Ungestüm der seinen erdrückt zu werden.

Der Winter verfloß, Maria blieb müde und erschöpft. Alle herbeigerufenen Aerzte riethen, wie Doctor Weise es längst gethan, zu einem Aufenthalt von mehreren Monaten in Italien.

Die Kranke sträubte sich gegen eine lange Entfernung von Daheim, aber zum ersten Male setzte Hermann dem Willen seiner Frau entschiedenen Widerstand entgegen, und sie mußte sich fügen.

Gräfin Agathe kam nach Dornach, um die Kinder in Abwesenheit der Eltern zu betreuen, Hermann und Maria reisten. — Sie hatte schon vor Jahren mit ihrem Vater das Land der Sehnsucht jedes künstlerisch Fühlenden besucht und fand nun im Genusse der Wunder einer märchenhaft reichen Natur und einer Welt, in der „Sterbliche Unsterbliches geschaffen haben", die Empfindungen ihrer Mädchenzeit wieder. Wie oft athmete sie auf, frei und leicht, und sah ihr eigenes Bild so rein, wie die Seele ihres Mannes es widerspiegelte. Ihre wankende Gesundheit befestigte, ihr erschütterter Muth stählte sich.

Es war krankhaft, dachte sie, zu glauben, die Verirrung eines Augenblicks könne nicht gesühnt werden durch ein ganzes Leben der Rechtschaffenheit und Pflichterfüllung. Fort mit den Gespenstern einer abgeschworenen Vergangenheit. Sie sind die Feinde eines Glückes, das ungetrübt zu erhalten ihre wichtigste

Aufgabe war, vor der alles Andere zurücktrat, des Glückes Hermann's. Mit hoher Freude erfüllte sie der Anblick der seinen. Ihm aber durchsonnte ihre Heiterkeit die Seele, er lebte von ihrem Leben.

„Wir sind auf unserer Hochzeitsreise," sagte er. Die Frau, die Mutter seiner Kinder kam ihm jetzt oft vor wie eine Braut, doch nicht wie die kühle, stolze, die sie gewesen — wie eine liebende Braut.

Und da kniete er vor ihr nieder und betete sie an.

Einmal rief er aus: „Ich bin zu glücklich, ich verdiene es nicht. Ich habe eine Schuld abzutragen, aber statt sie einzufordern, überhäuft mich das Schicksal mit immer neuen Gnadengeschenken."

„Du hättest eine Schuld abzutragen?" fragte Maria.

„Die schwerste — einen Frevel an Dir. Ich habe um Dich geworben, Dein Ja erbettelt, obwohl ich wußte, freudig gibst Du es mir nicht. Den ersten Kuß, Geliebteste, hat ein Ungeliebter auf Deine Lippen gedrückt. Es war ein Verbrechen an Dir — ein unsühnbares."

Sie schrak zusammen bei diesem Wort.

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen: „Maria, *wann* werde ich, *wie* werde ich dafür bestraft werden?"

„Nie, gar nicht," stammlte sie verwirrt und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

* * *

Sie kehrten zurück. Es war Abend, als sie ankamen. Die Kinder schliefen. Hermann blies die Wangen auf und hatte die Fäustchen fest geballt. Er war groß und stark geworden, ein Knäblein wie ein junger, kräftiger Baum. — Das kleine, unechte Reis, auf den reinen Stamm Dornach gepfropft, Erich lag in leichtem Schlummer, zuckte und öffnete die Augen, als seine Mutter ihm nahte. Sie war betroffen und befangen von dem geheimnißvollen Reiz, der dieses Kind umwebte, wandte sich rasch und trat an das geöffnete Fenster.

Würzige Düfte erfüllten die Luft, melodisch rauschte es in den Bäumen, durchsichtige Schleier breiteten sich über die Wiesen, leichter Rauch lag auf den Höhen.

Weit herüber von der Straße, die zum Dorfe führte, vernahm man den Gesang heimkehrender Feldarbeiterinnen. Nah und näher kamen die Klänge einer schwermüthigen, slawischen Volksweise. Schon konnte man die letzten Worte des Liedes unterscheiden:

Schönheit, dein Prangen,
Liebe, dein Glück,
Alles vergangen,
Kehrt nicht zurück.
Ewig treu,
Immer neu
Bleibt die Reu',
Bleibt die eisgraue Reu'. —

(Schluß folgt.)

Chemische Probleme der Gegenwart.

Vortrag,

gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg am 18. September 1889

von

Victor Meyer.

Hochansehnliche Versammlung!

Als vor Kurzem von leitender Stelle der ehrenvolle Ruf an mich erging, bei dem festlichen Anlasse des heutigen Tages zu Ihnen zu sprechen, da wandte ich mich mit freudigem Eifer der Aufgabe zu, welche eine so seltene Gelegenheit mir als die gegebene erscheinen ließ: es dünkte mich ein würdiges Vorhaben, vor den versammelten Vertretern der deutschen Naturforschung einen Blick zu werfen auf das, was die Chemie in unseren Tagen dem menschlichen Wissensschatze an Bleibendem hinzugefügt, und auf die Probleme, welche der Schoß der nächsten Zukunft für sie zu bergen scheint. Eine Wissenschaft, welche als solche kaum älter ist, als die große europäische Umwälzung, von deren Centennarium wir vor wenigen Monaten Zeugen gewesen, und welche in dieser kurzen Spanne kaum geringere Umgestaltungen in unserem geistigen und materiellen Leben bewirkt hat, als jene politische Revolution — sie durfte, so wollte mich bedünken, ohne Scheu sich ihrer Thaten rühmen. Und dennoch wird der Chemiker an eine solche Aufgabe nicht ohne ein Zagen herantreten, von welchem der Astronom, der Physiker, der Mathematiker sich frei fühlt. Hat doch in unseren Tagen der hervorragendste Redner unter den deutschen Naturforschern, dessen universeller Geist das menschliche Wissen mit staunenswerther Vielseitigkeit umfaßt, Kant's Urtheil über die Chemie zu dem seinigen gemacht: daß sie wohl „eine Wissenschaft sei" aber nicht „Wissenschaft" im höchsten Sinne, im Sinne des zur mathematischen Mechanik gediehenen Naturerkennens. Und dies nicht als einen Tadel, sondern unter ausdrücklicher vollster Anerkennung der großen Leistungen, welche die neuere Chemie zu verzeichnen hat. Aber die staunenswerthen Erfolge der Atomtheorie und der Structurlehre; die Synthese der complicirtesten organischen Verbindungen; die segenbringende Vermehrung unseres Arzneischatzes; die gewaltige Umwälzung des industriellen Lebens; die planmäßig durchgeführte Art

des Schaffens, welche ein hervorragender Technologe als die Gewinnung von „Gold aus Abfällen" bezeichnet hat — alles Das erscheint dem vom Standorte der mathematischen Mechanik Herabblickenden gering gegenüber der That des verheißenen Newton's der Chemie, welcher einst vermögen wird, die chemischen Vorgänge in der Denkweise und Sprache der mathematischen Physik darzustellen. Und wenn der von solcher Höhe Ausschauende voll befugt ist zu dem Ausspruche, daß auch heute die Chemie in Bezug auf die Erkennung des letzten ursächlichen Zusammenhanges der Dinge auf einer Stufe verharre, noch unter der der Astronomie zu Kepler's und Kopernicus' Zeiten — muß alsdann nicht dem Chemiker der Muth sinken, welcher es unternehmen will, vor einer erleuchteten Versammlung ein Loblied seiner Wissenschaft anzustimmen, zu rühmen, was sie gethan und was demnächst zu schaffen sie berufen erscheint? —

Wenn trotzdem der Versuch gewagt sein soll, so geschehe es denn mit jener Resignation, welche aus der Erkenntniß fließt, daß man Alles bedenken, aber nur das Mögliche erstreben soll. Obwohl wir mit Ueberzeugung die Erwartungen theilen, welche den Verkünder des Newtonianischen Zeitalters der Chemie erfüllen, so wagen wir doch kaum zu hoffen, daß dasselbe schon nahe sei, und selbst in den erleuchtetsten Vertretern der neueren physikalischen Chemie vermögen wir nur die Vorboten jener fernen Aera zu erblicken. Dem Chemiker, welcher inmitten des Tagesgetriebes seiner Wissenschaft steht, fehlt wohl jener freie Ueberblick, welcher den hellen Blickes aus ferner Höhe auf dieselbe Schauenden bevorzugt; aber um so klarer erkennt der vom Strudel sich stündlich erneuernder Arbeit Umgebene die ungeheure Fülle dessen, was noch zu bewältigen bleibt, ehe jene fernsten Ziele ins Auge gefaßt werden können. Hat doch in unserer, an Pfadfindern der Physik so reichen Epoche jene höchste Art der naturwissenschaftlichen Forschung nur selten ihren Flug auf das Gebiet unserer Wissenschaft gelenkt; hat sie doch zumal complicirtere chemische Vorgänge gänzlich meiden müssen. Wenn in einer Zeit, welche Zeuge der Entdeckungen eines Helmholtz, Robert Mayer, Joule, Clausius, van 't Hoff gewesen, jene umgestaltenden Fortschritte des Erkennens sich auf die Physik beschränkten und nur bescheidene Anwendungen des Errungenen auf die verwandten Disciplinen gemacht worden sind, dann scheint die Epoche noch nicht gekommen, in welcher die chemischen Vorgänge in ähnlicher Weise gedanklich verfolgt werden können, wie die Bewegungsarten, welche als Schall, als Licht, als Wärme von uns empfunden werden.

Ein herbes Wort! allein, sonderbar: der Chemiker findet heute noch kaum die Zeit, über die ihm dadurch auferlegte Resignation in Klagen auszubrechen; und dies aus Gründen, welche leicht einzusehen sind:

Wenn es ohne Frage das Ziel aller Naturforschung ist, die Erscheinungen so völlig zu verstehen, daß sie in mathematischer Form beschrieben und, soweit sie unbekannt sind, vorausgesagt werden können, so muß eine Wissenschaft, welche von diesem Ziele so weit entfernt ist, daß sie den Weg noch sucht, der einst zur Erreichung desselben führen wird, als im Zustande der Kindheit begriffen angesehen werden. In diesem Stadium aber ist die Weise des Denkens und Handelns eine besondere. Wohl muß in jeder Wissenschaft dem Verstande eine andere Macht zur Seite stehen: die Phantasie. Aber ihr Einfluß auf eine

Disciplin ist um so größer, je weiter diese noch von dem geschilderten Idealzustande entfernt ist. Und so kommt es denn, daß in der heutigen Chemie Phantasie und Intuition eine größere Rolle spielen, als in anderen Wissenschaften, und daß die Beschäftigung mit derselben, neben der rein wissenschaftlichen Befriedigung, einen Genuß gewährt, welcher in gewissem Sinne an den der künstlerischen Thätigkeit erinnert. Von diesen Dingen ahnt freilich Der nichts, welcher die Chemie nur aus der Ueberlieferung völlig klargelegter Thatsachen kennt, oder wer in der Messung der physikalischen Vorgänge, die die chemischen Erscheinungen begleiten, das wahre Wesen der chemischen Forscherarbeit zu erblicken vermeint. Das Verständniß hierfür erschließt sich Dem, welcher sich hinauswagt in jenes Meer des Unbekannten, das in der heutigen organischen Chemie vor uns ausgebreitet liegt; wen eine Wildniß nicht erschreckt, bevölkert mit Tausenden von Individuen, deren jedes eine besondere, völlig unbekannte Eigenart aufweist, und der es unternimmt, die Vertrautheit einiger derselben zu gewinnen, wenngleich es an jeder erprobten Regel, sich ihnen zu nähern, fehlt. Hier erfolgreich vorzudringen, ist freilich nur dem Genie vergönnt — die Methode, welche vorwärts leitet, kann nicht erlernt werden, und nur von einer kleinen Zahl Auserlesener ist sie erfolgreich geübt worden. — Bei der experimentellen Erforschung der organischen Chemie hat denn in der That das Vorausahnen von Erscheinungen, deren Eintreten noch durch kein in Worte faßbares Gesetz sich ankündigt, überraschende Erfolge erzielt; hier kommt der Denkarbeit ein Etwas zu Hülfe, welches vor der Hand als „chemisches Gefühl" bezeichnet werden mag — ein Name, der verschwinden wird, sobald die fortgeschrittene Annäherung der Chemie an die mathematisch-physikalischen Disciplinen das Verständniß desselben erschlossen und ihm seine Rubrik unter den Methoden, die zur Erkenntniß des Neuen führen, angewiesen haben wird. Die Wirkung dieser eigenartigen chemischen Forschungsweise ist hier nicht im Einzelnen zu besprechen. Es genüge, daß ohne sie die glänzendsten Entdeckungen im Gebiete der organischen Synthese ebensowenig gemacht worden wären, als ein Kekulé es vermocht hätte, entgegen zahlreichen, zuvor nie bestrittenen Angaben der Literatur, die Nichtexistenz isomerer Monochlorbenzole sowie solcher Körper zu behaupten, welche aus einem Benzolreste und einem zweiwerthigen Atome bestehen. Jene bedeutungsvollen Prognosen, durch welche uns das Verständniß der aromatischen Substanzen erschlossen wurde, konnten unmöglich allein auf Grund exacter Erwägungen gestellt werden; sie erforderten zugleich einen ausgesprochenen chemischen Instinct. Da das Aethylenoxyd existirte, war kein logischer Grund vorhanden, das Bestehen eines Phenylenoxyds für unmöglich zu erklären; wer dies dennoch zu thun wagte und der Erfahrung gegenüber im Rechte blieb, mußte von einem Gefühle geleitet sein, welches der gegenwärtige Zustand der Chemie noch nicht durch eine Denkoperation zu ersetzen erlaubt.

Aber kehren wir zurück vom Gebiete der organischen Chemie auf dasjenige der allgemeinen. Ehe eine mathematisch-physikalische Behandlung der chemischen Vorgänge allgemein werden kann, müssen, das leuchtet ein, zunächst zwei Grundprobleme gelöst sein: eine experimentell controlirbare Hypothese muß Antwort geben — wenn auch in derselben Beschränkung, wie sie der Physik noch heut

bezüglich der Schwerkraft auferlegt ist — auf die Frage: Was ist chemische Affinität? und: Was ist eine Valenz? Der Lösung dieser Räthsel sucht sich die Chemie in mühseliger Arbeit zu nähern. Aber wer ihre Wege verfolgt, wer inmitten der Arbeiten steht, die als ein fernes Ziel zunächst nur die Auffindung eines sicheren Pfades erstreben, der erblickt noch eine solche Fülle wegzuräumender Hindernisse, daß ihm die Hoffnung fern liegt, das neue chemische Zeitalter zu erleben. Er findet Befriedigung in dem Bewußtsein, seine besten Kräfte an die Lösung einiger geringer Vorarbeiten gesetzt zu haben.

Indem wir uns nun anschicken, auf die — innerhalb der bezeichneten Grenzen — hervorragendsten Leistungen der Chemie einen Blick zu werfen, können wir, zumal angesichts des Ortes und der Zeit unserer Verhandlungen, über das, was in erster Linie zu erwähnen sei, nicht im Zweifel sein. Die gastfreie Stadt, in welcher wir tagen, rühmt sich eines Vorzuges, um welchen sie jede andere Pflanzstätte der Wissenschaft beneidet: in ihr ist die Chemie mehr als ein Menschenalter hindurch durch Robert Bunsen, glorreichen Namens, vertreten gewesen, und die Tage, in welchen wir versammelt sind, liegen unmittelbar hinter dem Zeitpunkte, in welchem dieser Heros der Wissenschaft aus seiner akademischen Thätigkeit geschieden ist. Wer möchte in solcher Stunde nicht des großen Lehrers gedenken, um welchen strebsame Schüler aus allen Landen sich zu scharen gewohnt waren? Wer aber, der heut berufen ist, in den Mauern Heidelberg's von den Leistungen der Chemie zu sprechen, würde nicht vor Allem auf jene einzige Entdeckung den Blick lenken, welche die Chemie über den Rahmen irdischer Forschung hinausgerückt, welche sie befähigt hat, gleich der Astronomie das Universum zu durchsuchen und die fernsten Welten des gestirnten Himmels mit den subtilen Mitteln der Analyse chemisch zu zergliedern? — Wenn alt Heidelberg durch seine Geschichte, durch zahllose Ueberlieferungen, durch die unvergängliche Schönheit seiner Lage eine Perle der deutschen Städte — wenn seine Universität das Ideal der deutschen akademischen Jugend geworden ist, so möge neben diesen Ruhmestiteln als ein unverwelkliches Blatt in seinem Ehrenkranze genannt werden die Vereinigung der beiden großen Männer, welche in dieser Stadt zu dem kühnsten Unternehmen des forschenden Geistes zusammengetreten sind; welche dasselbe mit jenem staunenswerthen Erfolge durchgeführt haben, der die Spectralanalyse zu dem mächtigsten wissenschaftlichen Hülfsmittel, ihren Namen zu dem Zauberworte gemacht hat, das die Bewunderung der Aelteren erregt und dessen Klang in dem jugendlichen Gemüthe des Schulknaben die Flamme der Begeisterung für die Erforschung der Natur entzündet. Die unermeßlichen Erfolge jener Entdeckung — deren Wirkung sich noch täglich auf neue Gebiete ausbreitet — sind in den weitesten Kreisen bekannt, und ihrer heut im Einzelnen zu gedenken hieße Eulen nach Athen tragen. Wohl aber ziemt es uns, an dieser Stelle in Ehrfurcht die Namen Bunsen's und Kirchhoff's zu nennen, dankbar ihrer gedenkend und hoffend, daß Männer, die ihnen gleichen, auch der späteren Generation nicht gänzlich fehlen mögen! Der jüngere von ihnen — dessen wissenschaftliche Schöpferkraft nur erreicht wurde von seiner Seelengröße und der wahrhaft rührenden Bescheidenheit seines Herzens — ist, ehe das Greisenalter ihm die

natürlichen Schranken gewiesen, von uns genommen worden. Aber Bunsen's dürfen wir uns noch als des Unseren erfreuen, welcher nun, nachdem er die Werkzeuge des Schaffens aus der Hand gelegt, einem stillen, heiterer Muße gewidmeten Lebensabend entgegenschaut. Möchte er noch lange auf sein von wissenschaftlichen Großthaten erfülltes Leben zurückblicken, möchte sein freundlich mildes Auge noch viele Jahre in ungetrübter Freude auf dem unvergleichlichen Bilde seines geliebten Heidelberg ruhen!

Wir haben der Spectralanalyse gedacht, obwohl sie fast seit einem Menschenalter Gemeingut der Wissenschaft ist. Möge denn auch ein dankbarer Rückblick fallen auf eine tief einschneidende Umwälzung, deren sich die Chemie ebenfalls schon seit Jahrzehnten als eines unantastbaren Besitzes erfreut: auf die Entwicklung der Structurlehre, jener festen theoretischen Grundlage, auf welcher das stolze Lehrgebäude der heutigen organischen Chemie sich erhebt. Wohl ist schon eine Generation herangewachsen, welche diese, uns Aelteren neu erscheinende Lehre wie eine selbstverständliche Tradition überkommen hat. Aber jene weitschauenden Männer, deren Blick das wunderbar Einfache in der scheinbar undurchdringlichen Complicirtheit der Kohlenstoffverbindung erkannte, wirken noch heut in unserer Mitte, und es ist ihnen voll vergönnt, im eigenen Schaffen zu ernten, was sie einst in jugendlicher Arbeit gesäet. Da richtet sich unser Blick auf den Meister der chemischen Forschung, August Wilhelm von Hofmann, vor Allem auf seine Untersuchungen über die organischen Stickstoffbasen, Arbeiten, welche ihres Gleichen im Gebiete der organischen Chemie nicht haben und welche — drastischer noch als Dumas' fundamentale Entdeckung der Trichloressigsäure — den grundlegenden Begriff der Substitution ins lebendige Bewußtsein der Chemiker übergehen ließen; zunächst der typischen Auffassungsweise der organischen Verbindungen überraschende Stütze bringend, dann aber den Uebergang zur Structur- oder Constitutionslehre anbahnend, welche heut in ungeahnter Vollkommenheit das Gebiet der organischen Verbindungen umfaßt. — Die Entstehung dieser Lehre aber, welche in dem Erkennen des inneren Zusammenhanges der Atome ihren höchsten Erfolg feiert, ist für alle Zeiten verbunden mit dem Namen eines Mannes, welcher, ein seltener Meister in der Experimentirkunst, dennoch das, was er am Arbeitstische des Laboratoriums geleistet, zu übertreffen wußte durch die überzeugende Macht, welche seinen speculativen Arbeiten innewohnt. Es ist hier nicht zu streiten über den Antheil, welchen die erleuchteten Forscher Butlerow, Cooper, Erlenmeyer, Frankland, Kolbe, Odling, Williamson an der Entwicklung der Constitutionslehre genommen haben. Der ruhmvolle Führer in dieser großen und siegreichen Bewegung, derjenige, dessen Blicke nicht nur die Tetravalenz des Kohlenstoffs sich enthüllte, sondern welcher in der Erkenntniß der Fähigkeit der Kohlenstoffatome, sich mit ihren Valenzen untereinander zu verknüpfen, die Lösung des Problems von der Constitution der organischen Verbindungen fand: es ist der Philosoph der organischen Chemie, August Kekulé. Der Name dieses Forschers, welcher ebenfalls von Heidelberg aus seinen hohen und herrlichen Flug genommen, er wird mit Recht allein genannt, wenn es gilt, Entstehen und Entwicklung der herrschenden

chemischen Theorie durch ein bezeichnendes Schlagwort zum Ausdruck zu bringen. — Der Arbeiten zum Ziele sind so viele und mühevolle — und doch das Errungene in seiner Größe so überraschend einfach! Das Kohlenstoffatom ist mit 4 —, das Sauerstoffatom mit 2 —, das Wasserstoffatom mit je einem Angriffspunkte der chemischen Verwandtschaft ausgerüstet; in der gegenseitigen Sättigung dieser Verwandschaftseinheiten oder Valenzen liegt die Ursache des Zusammenhanges der Atome innerhalb der Molekel. Die Zahl der Valenzen ist es, welche über die Möglichkeit der Existenz einer Verbindung entscheidet. Unter der Legion denkbarer Combinationen jener 3 Elemente sind nur die existenzfähig, bei welchen eine jede Valenz durch die eines anderen Atoms gesättigt wird. Durch diese Erkenntniß war eine neue Forschungsmethode, zumal für die organische Chemie, erschlossen, deren unermeßliches Feld für viele Jahre die Arbeitskraft der Chemiker völlig in Anspruch zu nehmen schien. Aber schon nahten die Anzeichen einer neuen Weiterentwicklung. Kaum ein Jahrzehnt war seit der allgemeinen Anerkennung der Valenzlehre verflossen, als eine fundamentale Vertiefung derselben sich ankündigte, welche unsere Wissenschaft zwei unabhängig von einander arbeitenden Forschern, Le Bel und van 't Hoff, verdankt. Durch die Betrachtung derjenigen organischen Substanzen, welche die Polarisationsebene des Lichts ablenken, waren diese Chemiker zu Ansichten gelangt, welche bald zu dem für unerreichbar gehaltenen Ergebnisse führten, über die räumliche Lagerung der Atome in den Molekülen eine Vorstellung zu gewinnen. So wurde eine Lehre geschaffen, welche van 't Hoff als „la chimie dans l'espace" bezeichnete, und welche heute mit dem Namen der Stereochemie belegt wird.

Man erkannte, daß das Kohlenstoffatom seine vier Valenzen nach bestimmten Richtungen, und zwar in symmetrischer Weise, erstreckt; die Verbindung eines Kohlenstoffatoms mit vier anderen Atomen, z. B. das Grubengas, CH_4, erscheint darstellbar durch das Bild eines Tetraeders, in dessen körperlichem Mittelpunkte das Kohlenstoffatom liegt, während die Wasserstoffatome sich in den vier Ecken befinden. Zahlreiche bisher unverstandene Isomerien wurden auf diese Weise erklärt und nun als „stereochemische" aufgefaßt. Die Ursache der optischen Activität wurde in der Anwesenheit eines asymmetrischen Kohlenstoffatoms gefunden, d. h. eines solchen, welches mit vier verschiedenen Gruppen in Verbindung steht. Auch über die räumliche Gestalt weniger einfacher Moleküle wurden Vorstellungen gewonnen; man erkannte z. B., daß eine Verbindung von drei einfach verbundenen Kohlenstoffatomen die letzteren nicht in einer graden Linie enthalten kann; diese müssen vielmehr in den Ecken eines Dreiecks liegen, dessen Schenkel einen Winkel bilden, dem gleich, in welchem die Valenzrichtungen des Kohlenstoffatoms einander schneiden.

Durch die Ausdehnung dieser Betrachtungen auf complicirtere Moleküle, welche eine in sich geschlossene Kette von Atomen enthalten, hat Adolf von Baeyer unsere Theorie in folgenschwerer Weise bereichert. Kekulé hatte schon früher erkannt, daß der Kohlenstoff eine besondere Neigung besitzt, in sich geschlossene Ketten von sechs Atomen zu bilden. Die Entdeckungen Baeyer's und seiner Schule, sowie Fittig's Arbeiten über die Lactone, lehrten, daß derartig geschlossene Ketten oder Ringe auch in geringerer Gliederzahl auftreten. Aber während Ringe von sechs

oder fünf Atomen sich leicht bilden, gelingt es schwierig, weniger Atome, etwa drei oder vier, zu einer geschlossenen Kette zu vereinigen. Die Ursache dieser Erscheinung erkannte Baeyer in den räumlichen Verhältnissen. Die Winkel, welche die Seiten eines regulären Sechsecks und Fünfecks mit einander bilden, fallen sehr nahe zusammen mit denen, unter welchen die Valenzrichtungen des Kohlenstoffatoms sich schneiden, und so schließt sich denn, nach Aneinanderreihung von fünf oder sechs Atomen, der Kreis sozusagen von selbst, während er, bei Anwesenheit einer größeren oder kleineren Atomzahl, nur unter starker Ablenkung der Affinitätsrichtungen zu Stande kommen kann.

Aber noch weitere überraschende Entdeckungen lagen im Schoße der van 't Hoff'schen Theorie verborgen. Der geniale holländische Denker hatte erkannt, daß zwei Atome, die durch eine einzige Valenz verbunden sind, um eine Axe, deren Richtung mit der der verbindenden Valenz zusammenfällt, frei rotiren, daß aber diese Rotation aufgehoben wird, sobald doppelte Bindung eintritt. Das Letztere ist eine unmittelbare Folge der tetraëdrischen Vorstellungsweise: Berühre ich die Spitzen meiner gradlinig ausgestreckten Zeigefinger, so können die Hände um die gemeinsame Axe rotiren; spanne ich aber Daumen und Zeigefinger aus und berühre die entsprechenden Spitzen, so resultirt ein System, welches die Rotation ausschließt.

Diese beiden Sätze van 't Hoff's sind, nachdem sie ein Jahrzehnt hindurch fast unbeachtet geblieben, in der letzten Zeit zu großer Bedeutung gelangt. In einer Reihe wichtiger Arbeiten hat Johannes Wislicenus den Nachweis geführt, daß, unter Anwendung dieser Sätze und unter Berücksichtigung der specifischen Affinitäten der vorhandenen Gruppen oder Elemente, die räumliche Lagerung der Atome in gewissen Molekülen mit Wahrscheinlichkeit ermittelt werden kann. In sinnreicher Weise verwerthete er die Additionserscheinungen, welche dreifach gebundene Kohlenstoffatome zeigen, um die räumliche Lagerung der Atome in den entstehenden Verbindungen zu deuten. — Durch die muthvolle und consequente Durchführung der van 't Hoff'schen Ideen hat Wislicenus die organische Chemie in bedeutsamer Weise gefördert und der experimentellen Forschung ein Gebiet erschlossen, welches bis dahin mit einer an Aengstlichkeit streifenden Vorsicht gemieden worden war.

Neue Funde kamen von anderer Seite. Eine eingehende Untersuchung über die Oxime des Benzils führte zu dem überraschenden Ergebniß, daß der zweite van 't Hoff'sche Satz keine ausnahmslose Gültigkeit besitzt. Es wurden Fälle beobachtet, bei welchen die von van 't Hoff erkannte freie Rotation einfach gebundener Kohlenstoffatome aufgehoben ist. Die Verfolgung dieses Gegenstandes führte dazu, die Frage nach der Natur der chemischen Valenz von Neuem aufzuwerfen, nach deren Beantwortung unser Causalitätsbedürfniß so unablässig ringt. Daß dieselbe mit dem elektrischen Verhalten der Atome in Beziehung stehe, war seit lange vermuthet worden. Drückt doch die heutige Chemie Faraday's elektrolytisches Fundamentalgesetz durch den Satz aus, daß ein elektrischer Strom, der mehrere geschmolzene Elekrolyte durchfließt, in jedem derselben die gleiche Anzahl von Valenzen — nicht von Atomen — trennt. von Helmholtz hatte erkannt, daß auf die Valenzen diejenigen Elektricitätsmengen vertheilt sind, welche sich bei der Elektrolyse mit den Jonen bewegen, und Riecke war durch seine pyroelektrischen Untersuchungen zu der Ansicht ge-

führt worden, daß die Atome umgeben sind von gewissen Systemen positiver und negativer elektrischer Pole.

Vereinigt man diese Ergebnisse mit denjenigen des rein chemischen Versuches, so gelangt man zu einer Vorstellung, nach welcher die Valenzen nicht eigentlich als Angriffspunkte erscheinen, sondern welche ihnen lineare Dimensionen zuschreibt. Das Kohlenstoffatom stellt sich dar als eine Kugel, umgeben von einer Aetherhülle, welche den Sitz der Valenzen bildet. Die letzteren erscheinen bedingt durch das Vorhandensein zweier entgegengesetzter elektrischer Pole, welche in den Endpunkten einer sehr kleinen geraden Linie ruhen. Ein solches System wird ein Dipol genannt. Das Zusammenhängen zweier Valenzen beruht auf Anziehung der entgegengesetzten Pole derselben. Es leuchtet ein, daß bei radialer Stellung der Dipole dieselben eine Axe bilden, um welche die Atome rotiren können, daß aber bei tangentialer Lage die Rotation aufgehoben ist. Durch das Gesagte, sowie durch weitere Annahmen über die elektrische Ladung der Atome und der Dipole, ergibt sich der Grund für die Abstoßung der vier Valenzen und somit das Verständniß für die tetraëdrische Lage derselben. Die Thatsache, daß die Valenzen aus dieser Lage abgelenkt werden können, wird begreiflich; wir verstehen, wie so die Valenzen eines Atoms sich nicht mit einander verbinden können, während diejenigen verschiedener Atome sich festhalten; es leuchtet ein, daß es zwei Arten der einfachen Bindung geben kann, von denen die eine Rotation gestattet, die andere nicht; endlich, daß bei mehrfacher Bindung die freie Rotation aufgehoben werden muß. Die wichtigsten Eigenschaften der chemischen Valenz werden somit durch die Hypothese dem Verständnisse erschlossen. —

So viel von den Problemen, welche die Valenztheorie betreffen. Aber auch die Substitutionslehre hat eigenartige Erweiterung erfahren. Seit Dumas war es bekannt, daß die Eigenschaften der organischen Substanzen meist nicht wesentlich verändert werden, wenn Wasserstoff in ihnen durch andere einwerthige Elemente oder Gruppen ersetzt wird. Neuere Versuche haben nun gelehrt, daß selbst viel eingreifendere Veränderungen in der Zusammensetzung die Eigenschaften der Substanzen nicht wesentlich beeinflussen. Ersetzt man z. B. in dem Kohlenwasserstoff Benzol zwei Kohlenstoff- und zwei Wasserstoffatome durch ein Atom Schwefel, so resultirt das Thiophen, welches chemisch und physikalisch dem Benzol zum Verwechseln ähnlich ist. Wir erfahren also, daß ein Schwefelatom die Functionen von vier durchaus andersartigen Atomen völlig zu übernehmen befähigt ist. — Und Aehnliches ist für den Sauerstoff und die ihm äquivalente Imidgruppe gefunden worden. —

Wenden wir von diesen Untersuchungen den Blick auf solche allgemein chemische Forschungen, welche schon einige Jahre hinter uns liegen, so ist vor Allem einer der weittragendsten Entdeckungen unserer Epoche zu gedenken: der Auffindung des natürlichen Systems der chemischen Elemente. Wir verdanken dieselbe dem Seherblicke Demetrius Mendelejeff's. Neben der Titanengestalt des russischen Forschers sahen wir den Engländer Newlands und unsern Landsmann Lothar Meyer erfolgreich an der Begründung und dem Ausbau des Werkes mitarbeiten. Was diese Männer geschaffen, ist seither allgemein bekannt geworden: sie zeigten, daß die Eigenschaften der

Elemente Functionen ihrer Atomgewichte sind. Mendelejeff lehrte die Existenz und die Eigenschaften noch unbekannter chemischer Grundstoffe mit einer Sicherheit voraussagen, welche an Le Verrier's Prognose des noch ungesehenen Planeten Neptun erinnert. — Daß noch heute zahlreiche Elemente, deren Qualitäten sicher vorausgesagt werden können, ihrer Entdeckung harren — an welcher Stelle des Systems sie einst stehen werden, läßt sich mit Gewißheit sagen. Und eine Aufgabe von größter Tragweite ist durch das natürliche System in der Neubestimmung der Atomgewichte gegeben, deren numerische Werthe nunmehr ein gesteigertes Interesse erlangt haben. Aber noch zahlreiche weitere Probleme sind durch die neue Systematik der Elemente gestellt: vor Allem fehlt uns noch ein wahres Verständniß für die Ursache des, durch das System ausgedrückten, inneren Zusammenhanges der Elemente; die richtige Einordnung der weniger erforschten Grundstoffe in das System muß durch fleißige Arbeit erreicht, die Auffindung der zahlreichen Elemente, welche sich andeuten, darf von glücklichen Umständen erhofft werden. — Auf eine wunderbare Zufälligkeit möge hingewiesen sein: Wir kennen heute ungefähr siebzig Elemente; Mendelejeff's Tabelle aber deutet bisher die Existenz von zwei kleinen Perioden zu je sieben, und fünf großen zu je siebzehn Elementen an. Zu ihnen gesellt sich der Wasserstoff, der eine Gruppe für sich allein bildet. Durch Addition dieser Ziffern: $2 \times 7 + 5 \times 17 + 1$ erhalten wir nun gerade die Zahl 100. Niemand vermag freilich zu sagen, ob die noch fehlenden Grundstoffe wirklich entdeckt, ob ferner nicht noch neue Perioden sich andeuten werden, durch welche die Zahl 100 überschritten würde. Aber soweit bisher positive Anzeichen vorliegen, weisen sie gerade auf diese Zahl und deutet nichts über dieselbe hinaus — ein seltsames Spiel des Zufalls, welches die Fünf-Fingerzahl unserer Hände mit der Anzahl der bestehenden Grundstoffe zu verknüpfen scheint. —

Die Entdeckung des Systems der Elemente führt zurück zu der Frage, ob denn die chemischen Grundstoffe getrennte Welten für sich, oder nur verschiedene Zustände eines Urstoffs seien, nach welchem das philosophische Bedürfniß seit den ältesten Zeiten zu spähen nicht aufgehört hat. Die gleiche Frage hatte schon die Spectralanalyse von Neuem angeregt. Wer die zahlreichen Linien eines Metallspectrums betrachtet, wird schwer zu überreden sein, daß das Metall, welches dieselben aussendet, ein ewig unzerlegbarer Urstoff sei; ebenso wie die Vergleichung der Zahlenregelmäßigkeiten der Atomgewichte mit den homologen Reihen der organischen Chemie unabweisbar auf die zusammengesetzte Natur der Elemente deutet. In dieser, seit Prout's Hypothese und den Wundern der Stas'schen Atomgewichtsbestimmungen nicht wieder zur Ruhe gekommenen Frage sind freilich positive Resultate kaum zu verzeichnen. Die Zerlegung der Stoffe, die als Elemente gelten, in einfachere ist nicht gelungen. Immerhin ist auch hier einiges Neue gefördert worden, seit man der pyrochemischen Forschung wieder gesteigertes Interesse zugewandt hat. Neue Methoden gestatten uns heut, die Dampfdichte und damit den Molekularzustand der Stoffe bei den höchsten Glühhitzen mit überraschender Leichtigkeit zu bestimmen. Zahlreiche unorganische Verbindungen, vor Allem aber die Elemente selbst, wurden bei Weißgluth gaso-densimetrisch untersucht. Während viele, wie Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Quecksilber, sich dabei unveränderlich erwiesen, wurden die

Moleküle des Chlors, Broms und Jods in je zwei Atome gespalten — in Uebereinstimmung mit der Avogadro'schen Annahme von der zusammengesetzten Natur der Elementarmoleküle. Auch die Gasdichte und der Molekularzustand der schwer flüchtigen Stoffe, wie Zink, Thallium, Antimon, Wismuth, konnte bei Weißgluth erfolgreich geprüft werden. Die alte Fabel von der Existenz eines aus 6 Atomen bestehenden Schwefelmoleküls ward durch sorgfältige Untersuchungen beseitigt. Aber wie viele der sich hier aufdrängenden Probleme sind zur Zeit dem Versuche noch ganz unzugänglich! Die pyrochemischen Arbeiten finden heut ihre Grenze bei einer Temperatur von 1700 Graden, weil oberhalb derselben die Gefäße aus Porcellan und Platin, auf deren Benutzung wir angewiesen sind, schmelzen. Wenn die Möglichkeit, bei diesen Hitzegraden Messungen auszuführen, uns vor wenigen Jahren noch als ein unerwarteter Fortschritt erschien, so beklagen wir heut, daß die banale Ursache des Mangels geeigneter Gefäße uns hindert, die Temperatur auf 2 —, auf 3000 Grade zu steigern. Kein Zweifel, daß neue, ungeahnte Funde sich offenbaren, daß die Spaltung noch anderer Elementar-Moleküle glücken, daß eine neue Chemie sich enthüllen würde, wenn wir, ausgerüstet mit Gefäßen aus unschmelzbarem Material, bei Temperaturen zu arbeiten vermöchten, bei welchen das Wasser nicht mehr besteht und das Knallgas ein unentzündliches Gemisch darstellen würde! —

Doch wenden wir uns zu anderen Gebieten der physikalischen Chemie. Goldene Früchte, die sich noch täglich vermehren, sind auf ihrem Felde in der allerjüngsten Zeit geerntet worden. Wiederum sehen wir van 't Hoff die Führung übernehmen; sein Scharfblick hat uns Einblicke in die Natur der Lösungen eröffnet, welche den Beginn einer neuen Epoche der Molekularphysik bezeichnen. Die Quintessenz seiner Entdeckungen läßt sich wiedergeben in dem Satze: Lösungen verschiedener Körper in derselben Flüssigkeit, welche im gleichen Raum **die gleiche Anzahl Moleküle** gelösten Stoffes enthalten, zeigen gleichen **osmotischen Druck, gleichen Dampfdruck** und **gleichen Gefrierpunkt**. Diese überraschende Erkenntniß gewährt die Möglichkeit, die Molekulargröße der Stoffe durch Untersuchung derselben in Lösung zu ermitteln, während dies bisher ausschließlich durch Vergasung — also nur bei flüchtigen Körpern — möglich war; denn verdünnte Lösungen verhalten sich in Bezug auf den Molekularzustand der gelösten Substanz wie Gase. — Neue und fruchtbare Methoden zur Feststellung der Molekulargewichte sind dadurch gegeben, welche wir nun zu bestimmen vermögen, indem wir den Gefrierpunkt, den Dampfdruck oder den osmotischen Druck einer Lösung des zu untersuchenden Körpers ermitteln. —

Sind diese Erfolge von größter praktischer Tragweite für die Chemie, insofern sie die Möglichkeit der Molekulargewichtsbestimmung in ungeahnter Weise erweitern, so überraschen in noch höherem Maße die Aufschlüsse, welche wir über die Natur der Lösungen empfangen haben. Was schon Clausius in geringem Umfange angenommen — daß in den Lösungen von Elektrolyten ein Theil der gelösten Moleküle in ihre Jonen gespalten sei — ist jetzt, zumal durch Arrhenius, in erweitertem Maße erwiesen worden. Welche Wandlung unserer Vorstellungen, wenn wir uns daran gewöhnen müssen, in einer verdünn-

ten Lösung von Kochsalz nicht mehr unzersetzte Moleküle dieses Salzes, sondern getrennte Atome von Chlor und Natrium anzunehmen! — Wir schulden diese umgestaltenden Neuerungen den Arbeiten von van 't Hoff, Arrhenius, Ostwald, Planck, de Vrie, in experimenteller Hinsicht aber insbesondere den glanzvollen Untersuchungen von Raoult, welche schon seit Jahren den gewaltigen theoretischen Fortschritt vorbereitet haben.

So sehen wir die physikalische Chemie in mächtiger Weiterentwicklung begriffen. Ihr blühen besondere Institute und eine eigene Zeitschrift, deren Spalten dem Experimente gleichwie der theoretischen Erwägung offen stehen. Durch die Begründung dieses Organs ist die physikalische Chemie in wirksamster Weise gefördert worden. Alle Zeit- und Streitfragen der Disciplin erfahren dort eingehende Discussion. Dynamochemische Fragen werden erfolgreich studirt; die Erforschung der Beziehungen zwischen elektrischem Leitungsvermögen und chemischer Natur gewährt uns bedeutsame Förderung in der Structurermittelung und im Gebiete des Affinitäts-Problems, wie sie unsere Kenntniß von der Natur der Lösungen erheblich erweitert hat. Das Studium des Zusammenhanges zwischen physikalischen Eigenschaften und chemischer Natur der Stoffe, welches vor einem halben Jahrhundert durch unseres Hermann Kopp bahnbrechende Arbeiten inaugurirt wurde, wird von den verschiedensten Seiten erweitert und vertieft. Freilich, die großen Hoffnungen, welche sich an die Erforschung der thermochemischen Fragen geknüpft hatten, sind bisher nur zum Theil erfüllt worden; allein weitere Messungen stellen auch hier erwünschte Klarheit in Aussicht. — Kein Gebiet unserer Wissenschaft, in welchem größere Umgestaltungen demnächst zu erwarten sind, als die physikalische Chemie! Ihr Nutzen für die allgemeine Chemie wird um so größer sein, je mehr die Vertreter derselben ihre Aufgabe darin erkennen, vor allem den chemischen Gesichtspunkt ins Auge zu fassen und die Chemie unter Anwendung physikalischer Denk- und Versuchsweise zu fördern. Diejenigen freilich, welche die Wissenschaft durch Benutzung physikalischer Methoden, aber unter unzureichender Berücksichtigung der chemischen Verhältnisse zu fördern suchten, sind vor verhängnißvollen Irrthümern nicht bewahrt geblieben. Das Ansehen jahrelang fortgesetzter, höchst verdienstlicher Arbeiten ist dadurch abgeschwächt worden. Wie mich bedünken will, weit über Gebühr; und zu beklagen wäre es, wenn das Interesse der Chemiker für die physikalische Chemie ein geringeres würde, weil einige Vertreter derselben geneigt sind, die Tragweite ihrer Funde zu überschätzen. Es ist menschlich, daß der, welcher inmitten hoher Wogen schwimmt, zuweilen über die Häupter derselben nicht hinwegzusehen vermag. —

Unzählig sind die Probleme, welche auf dem Gebiete der organischen Chemie uns entgegentreten. Nach den staunenswerthen synthetischen Erfolgen, welche hier geerntet wurden, erscheint kaum eine chemische Aufgabe der Synthese mehr unzugänglich. Seit Gräbe und Liebermann das Alizarin, von Baeyer den Indigo, Ladenburg das Coniin, Horbaczewski und namentlich Behrend die Harnsäure künstlich darzustellen gelehrt haben; nachdem Emil Fischer und Kiliani in die Chemie der Zuckerarten Klarheit gebracht, Wallach diejenige der Terpene beleuchtet hat — dürfen wir dem großen Probleme der Aufklärung und Synthese der Eiweißkörper hoffnungsvoll ent-

gegensehen. Allein alle diese Erfolge sind nur geeignet, uns bescheiden zu machen; lehren sie uns doch die engen Grenzen kennen, welche der chemischen Synthese noch gesteckt sind! Gesetzt selbst, die Herstellung des Eiweiß wäre geglückt — — wie unendlich weit noch der Weg bis zur Erkenntniß des Organisirten! Von der künstlichen Herstellung der einfachsten Zelle — eines Objects, dessen Erforschung jenseits der Grenzen des chemischen Gebiets liegt — ist die Wissenschaft vielleicht durch eine für immer unüberbrückbare Kluft getrennt. Aber sollte es wirklich niemals gelingen, den Proceß der Assimilation, der trotz seiner Einfachheit so räthselhaft vor uns liegt, zu ergründen? Sollte es unmöglich sein, im Laboratorium aus Kohlensäure und Wasser Zucker und Stärke künstlich herzustellen, wie es die Natur in den grünen Pflanzentheilen millionenfach thut? — Doch der Chemiker möge sich hüten, das Feld der Biologie vorzeitig zu betreten; harren doch seiner im eigenen Gebiete der unnahbaren Aufgaben so viele! Die Forschungsmethode der organischen Chemie, trotz dem Glanze ihrer Erfolge, steht heut noch vor einem beschämenden Geständniß: nur ein winziger Bruchtheil der vorhandenen Stoffe ist ihr überhaupt zugänglich. Die Individualisirung einer organischen Substanz ist in der Regel bedingt durch die rein zufällige Eigenschaft der Krystallisirbarkeit oder der Flüchtigkeit. Die Tausende von amorphen, durch keine chemische Eigenschaft charakterisirbaren Substanzen, welche der Chemiker stiefmütterlich bei Seite zu setzen gezwungen ist, weil er sie weder zu reinigen noch in flüchtige oder krystallisirbare Stoffe umzuwandeln vermag, haben sie nicht dasselbe Anrecht auf unser Interesse, wie ihre schöneren und deswegen leichter zugänglichen Gefährten? Der bedeutsamste Fortschritt für die organische Chemie liegt nicht in Einzelentdeckungen, nicht im ferneren Ausdehnen der synthetischen Erfolge. Was uns fehlt, sind neue Methoden zur Erkennung der Individualität der Substanz. Die schwarzen Stoffe des Erdreichs, die unzähligen formlosen und harzigen Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierleibes, die bestrickende Pracht der Blumenfarbstoffe, deren chemische Natur heut noch unserer Erkenntniß spottet, sie werden ein neues, unerschöpfliches Feld chemischer Arbeit bilden, wenn einst die Methoden, ihre Untersuchung in Angriff zu nehmen, gefunden sind. —

Wie in der organischen, so stoßen wir auch in der Mineralchemie Schritt für Schritt auf Fragen, für deren Beantwortung es zur Zeit noch an Mitteln fehlt. Wohl hat die Synthese der Mineralien und Gesteine bedeutsame Fortschritte gemacht, und sie, sowie die Anwendung der Structurlehre auf das Studium der Mineralien, leitet allmälig das Verständniß für die Constitution der letzteren ein. Aber noch sind wir außer Stande, die Methode der analytischen Spaltung, durch welche wir die Constitution der organischen Substanzen erfolgreich beleuchten, auf die Untersuchung der Mineralien auszudehnen, und vor Allem fehlt es an jedem Einblicke in die Molekulargröße derselben. Die jüngste Zeit hat uns mit nicht weniger als drei neuen fruchtbaren Methoden der Molekulargewichtsbestimmung beschenkt — aber nicht eine vermag uns eine Andeutung zu geben, welches die Molekulargröße selbst der einfachsten Oxyde, wie der Kieselsäure, des Kalkes sei. Wohl wissen wir heute, daß die Kieselsäure nicht die Formel SiO_2 haben kann, sondern daß diese mit einem sehr großen Factor multiplicirt werden muß — aber welches der numerische

Werth des letzteren ist, darüber fehlt jede Andeutung. Und so müssen denn auch in der Mineralchemie nicht nur neue Facta, sondern vor Allem neue Forschungsmethoden gefunden werden, wenn für diesen Zweig unserer Wissenschaft ein Zeitalter neuer Entdeckungen anbrechen soll. —

Wer möchte diesen kurzen Ueberblick schließen, ohne auch der Anwendungen der Chemie auf die Gewerbe zu gedenken, deren Fortschritte am meisten dazu beigetragen haben, den Glanz unserer Wissenschaft in die weitesten Kreise zu tragen? Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theerfarbstoffe, welche an Zahl und Pracht die Blumenfarben übertreffen, wird täglich durch neue Entdeckungen vermehrt. Die Industrie derselben ist der glänzendste Triumph der in den Großbetrieb übertragenen, rein wissenschaftlichen Laboratoriumsarbeit; sie führt mit spielender Leichtigkeit und in größtem Maßstabe die Synthese von Verbindungen durch, deren Complication schon durch ihre Namen angedeutet wird. Der Fernstehende erschrickt, wenn ihm ein glänzender Farbstoff mit dem Namen Hexamethyl-Methoxy-Triamidotriphenylcarbinol bezeichnet wird. Für den Eingeweihten liegt in diesem unerfreulichen Namen ein vollständiger Bericht über die Synthese und Constitution des Farbstoffes.

Aber nicht nur Farben — auch segenbringende Arzneimittel hat die Industrie dem Steinkohlentheer zu entlocken gewußt. Das Antipyrin, welches Knorr — gestützt auf Emil Fischer's grundlegende Arbeiten über die Hydrazine — entdeckte, bringt Tausenden von Fieberkranken, wenn nicht Heilung, so doch Linderung ihrer Leiden. Möchte die Zeit nicht fern sein, wo auch wirkliche Fiebermittel, die, gleich den natürlichen Alkaloïden der Chinarinde, das Uebel nicht nur zeitweilig unterdrücken, sondern es heilen, durch Synthese hergestellt werden. Bis dahin wolle man Geduld haben und die Chemie nicht schelten, weil sie statt Goldes zur Zeit nur Silber zu spenden vermag.

Bedeutsam sind die Vorgänge auf dem Gebiete der chemischen Großindustrie. Wir sind Zeugen eines gewaltigen Kampfes, welcher zwischen dem alt eingebürgerten Leblanc-Proceß der Sodabereitung und dem neueren Solvay'schen Ammoniak-Sodaverfahren sich abspielt. Unzählige Verbesserungen sind in diesem Wettstreite durch den Scharfsinn und die Erfindungsgabe der Techniker dem Schwefelsäure- und Sodabereitungsprocesse zugeführt, neue und werthvolle Methoden der Chlorbereitung sind gewonnen worden. Hier gilt mehr als in einem anderen Zweige der Industrie das Wort: „Leben ist Kämpfen!"

Und auch in dem wichtigsten chemischen Großgewerbe, in dem Processe der Eisengewinnung, sehen wir umgestaltende Neuerungen sich vollziehen. Die gewaltigen Umwandlungen der Eisenindustrie durch den älteren Bessemer-Proceß, durch das neue Thomas-Verfahren, sind sie nicht auf rein chemische Reactionen begründet? Die Entphosphorung des Roheisens durch das Auskleiden der Bessemer-Birne mit basischem Material, welche wir Thomas und Gilchrist verdanken, ist vielleicht die imponirendste Anwendung einer complicirteren chemischen Reaction auf großindustrielle Vorgänge. Und welcher Segen für die Landwirthschaft, wenn wir den Phosphor der Eisenerze, der diese bisher entwerthete, nunmehr in Gestalt der Thomas-Schlacke dem Ackerbau nutzbar zu machen gelernt! Das ist in Wahrheit die Gewinnung von Brot aus Stein, gleich der seit lange betriebenen Verarbeitung der mineralischen Phos-

phorite auf nutzbringende lösliche Düngestoffe. Freilich, das Zeitalter der Glückseligkeit ist noch nicht angebrochen, welches unser illustrer College Ferdinand Cohn vor drei Jahren auf der Berliner Naturforscherversammlung voraussagte. Die Beseitigung der Brotfrage, aller Nahrungssorgen, des Kampfes ums Dasein unter den Menschen erachtet er für erreicht, wenn einst die Chemie gelernt haben wird, aus Kohlensäure und Wasser Stärkemehl zu erzeugen. Allein diese chemische Industrie treibt seit undenklichen Zeiten der Feldbebauer, und kaum möchte es ein so großer Fortschritt sein, wenn man den Acker durch eine chemische Fabrik ersetzte. Wohl aber ist die Lösung von der Wissenschaft zu erhoffen: Die Holzfaser muß eine Quelle menschlicher Nahrung werden. In der That, bedenkt man, wie gering das Quantum brotgebenden Stärkemehls ist, welches uns die Aehre liefert, und erwägt man weiter, daß die Holzfaser genau dieselbe chemische Zusammensetzung besitzt wie die Stärke, so bietet sich die Möglichkeit einer ins Unermeßliche gesteigerten Nahrungsproduction in der Lösung der Aufgabe: Cellulose in Stärkemehl zu verwandeln. Das Holz der Wälder, das Gras, selbst Stroh und Spreu — sie würden eine unerschöpfliche Quelle menschlichen Nahrungsstoffes bilden, wäre dies Problem gelöst. — Hat man doch neuerdings gelernt, die früher bestrittene Umwandlung des atmosphärischen Stickstoffes zu Eiweiß in gewissen Pflanzen zu verfolgen und durch passende Behandlung zu begünstigen — wie dies die schönen Arbeiten von Hellriegel erwiesen haben. Planmäßige Vermehrung des Pflanzeneiweiß aber, in Gemeinschaft mit der Erzeugung von Stärkemehl aus Cellulose, würde in Wahrheit die Lösung der Brotfrage bedeuten. Möchte es der Chemie vergönnt sein, durch solchen Fund dereinst ein goldenes Zeitalter für die Menschen vorzubereiten!

Ich habe versucht, einen Ueberblick zu geben über die wichtigsten Probleme, welche der chemischen Wissenschaft gestellt sind. Viele habe ich genannt, aber größer ist die Zahl derer, welche die kurze Spanne dieser Stunde nicht gestattete, nur zu berühren. Der Aufgaben, welche directer Lösung harren, sind so viele, daß, wie ich denke, das eingangs Gesagte gerechtfertigt erscheint: heute ist es für den Chemiker nicht an der Zeit, in Klagen auszubrechen, weil die Epoche der mathematischen Behandlung seiner Wissenschaft noch fern liegt. — Allein die glänzenden Erfolge, welche erlangt sind, die hohen Ziele, welche als zunächst erreichbare uns vorschweben, sie vermögen unseren Blick nicht von jenem letzten Probleme abzulenken. Mag auch der Newton, welchen Emil du Bois-Reymond der Chemie verheißen, erst in einer späten Epoche erscheinen; mag bis zu seinem Kommen noch manches Geschlecht in ehrenvollem Schweiße sich mühen: des bleiben wir eingedenk, daß die Natur nicht von uns begriffen ist, ehe wir vermögen, ihre Erscheinungen auf einfache, mathematisch verfolgbare Bewegungen zurückzuführen. — Die Zeit wird kommen, da auch in der Chemie diese höchste Art der Behandlung die herrschende ist. Die Epoche, in welcher die heiter schaffende Phantasie die vornehmste Triebfeder ihrer Forschung bildet, wird dann vorüber — die Freuden, aber auch die Erschütterungen und Kämpfe, welche dem Jugendalter geziemen, werden überwunden sein. Wieder vereinigt mit ihrer ernsten Schwester, der Physik, von welcher in unseren Tagen ihre Wege geschieden waren, wird die Chemie alsdann sicheren Schrittes ihre Pfade ziehen.

Homer's Ilias.

Von

Herman Grimm.

Mit der „Homer-Forschung" stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang. Was ich schreibe, ist ein Werk der Dankbarkeit. Seit langen Jahren erfreuen mich Homer's Werke, in denen ich das in mühsamer Lebensarbeit hergestellte Gefüge eines einheitlichen Kunstwerkes verehre. Wir wissen ja, daß die Sonne weder im Westen versinkt noch im Osten sich erhebt, dennoch wird der Untergang und Aufgang des großen Gestirns die Menschen immer ergreifen und schöne und wahre Gefühle in uns erwecken. Sei es gestattet, an einen Homer zu glauben, den die Sage als blinden Sänger umherirren ließ, an eine Menschenseele, deren einsamem Schöpfungstriebe Ilias und Odyssee allmälig sich entwanden als Einheiten, wie Faust der Seele Goethe's im Laufe eines langen Menschenalters erst völlig entstiegen ist.

Unsere Literatur besitzt in den Aufzeichnungen des Armen Mannes im Toggenburg das Tagebuch eines armen schweizerischen Handelsmannes aus dem vorigen Jahrhundert, dem unter anderen Büchern auch Shakespeare's Werke in die Hände kamen. Er las und genoß und kritisirte sie von seinem Standpunkte aus. Ich wünschte, daß, was die Gesinnung anlangt, aus der heraus ich schreibe, meine Betrachtung Homer's auf gleiche Stufe etwa gestellt würde.

Erster Gesang.

Homer beginnt sein Gedicht mit drei Scenen, die die Einleitung aller folgenden Gesänge bilden. Die erste Scene ist die gewaltigste. Er redet die Muse an:

Göttin, singe den Zorn des Achill, den verderblichen,
Der den Achäern unendliches Unheil brachte,
Viele kräftige Seelen zum Hades hinabstieß,
Aber die Helden, denen sie angehörten,
Hunden und allem Gevögel zur Beute gab:
Also wollte es Zeus, seitdem die Beiden
Feindlich einander gegenübertraten,

Atreus' Sohn, der Herrscher des Volkes, und, göttlichen
Ursprungs, Achill[1]).

Ich vergleiche diesen Eingang den wenigen Tacten, mit denen Beethoven seine Tondichtungen manchmal einleitet. Homer reiht eine Anzahl von Bildern aneinander, die die ganze Dichtung wie Herolde verkünden. Finsteres Gewölk, das über den Griechen emporzieht. Todte Heldenleiber bedecken das Feld. Hunde und Geier zehren an ihnen. Der mächtigste Mann und der von einem Gotte abstammende stärkste hadern mit einander. Zeus hat das Verderben des Volks beschlossen. Alles in einer einzigen Satzfügung vorgebracht, deren letztes Wort Achilleus ist.

Man bemerke, wie sichtbar und in Masse die Hunde und Vögel eintreten. Das Beiwort „alle" gibt dem Gethier eine Ausbreitung, daß man es wie von vielen Seiten heranziehen sieht. Luft und Erde und die Unterwelt bevölkern sich in unserer Phantasie mit den Schatten der Hingesunkenen, und über Allem waltet Zeus' Wille, daß es so sein soll. Verderben und Vernichtung athmen diese ersten sieben Verse aus. Und mit den folgenden nun gleich mitten in die Thatsachen hinein! Wie kam das Alles? fragen wir.

Von Neuem hebt der Dichter an, der mit einem Sprunge in die Ereignisse eintritt:

Wer aber von den Göttern ließ die Beiden,
So sich entzwein? Zeus' und Latona's Sohn,
Der, dem Könige zürnend, über die Völker,
Tödtliche Krankheit brachte. Denn seinen Priester
Chryses hatt' er mißhandelt. Der zu den griechischen
Schiffen kam, um die Tochter einzulösen,
Vor sich tragend des Fernhintreffers Apollon
Zeichen auf gold'nem Scepter, alle Achäer
Anfleh'nd, doch die beiden Söhne des Atreus
Bat er zumeist.

Mögen die Götter, die den Olymp bewohnen,
Euch und allen waffenbewehrten Achäern
Priamos' Stadt zu zerstören und Heimkehr geben.
Doch mir gebt meine Tochter, mein liebes Kind mir!
Nehmt, was ich bringe dafür, und scheut Apollo,
Zeus' in die Ferne treffenden Sohn. Da wollten
Alle Achäer des Gottes Priester ehren,
Wollten die Lösung nehmen; doch nicht gefiel das
Atreus' Sohn Agamemnon, und er sandte
Uebel den Mann hinweg mit kräftigen Worten.

Nicht noch einmal möge der Greis sich den Schiffen nahen. Seine Tochter wolle er mit in die eigene Heimath nehmen: fern von ihrem Vaterlande solle sie

[1]) Die von mir gegebenen Uebertragungen des Gedichtes sind keine Uebersetzung, sondern nur ein kahler Auszug der betreffenden Verse mit Fortfall dessen was nicht durchaus nothwendig war. Alle die hergebrachten Adjectiva sind ausgelassen und breite Sätze oft zusammengezogen worden. Ich habe mich bemüht, so modern als möglich zu sein. Das von mir gewählte daktylische Maß ist frei nach dem gesprochenen Wortaccente zu lesen. Vossens Uebersetzung wird Denen, die sich die Dinge genauer ansehen wollen, unentbehrlich sein, ein Werk von unvergänglicher Schönheit, das in ungemein billigen Ausgaben jetzt überall zu haben ist.

da am Webstuhl sitzen und seines Lagers Genossin sein. Und nun hinweg! schließt er die Rede, wenn du heil nach Hause kommen willst. Und wir sehen den alten Mann eingeschüchtert davongehen und, am Ufer des Meeres stehend, den Gott anrufen, dem er dient. Rächen soll er ihn. Alle Danaer solle er die Thränen büßen lassen, die er einsam hier vergieße.

Und nun die Schilderung eines zürnenden Gottes.

Auf den Höhen des Olymp vernimmt Apoll das Gebet. Den Bogen legt er über die Schulter und den wohlverschlossenen Köcher, in dem die Pfeile rasseln, und macht sich auf zu den Schiffen; finster setzt er sich nieder ferne von ihnen, und seine Pfeile beginnen zu fliegen. Maulthiere und Hunde erlegt er zuerst. Dann wendet er sich gegen das Volk selber, und es flammen die Todtenfeuer auf auf allen Seiten.

Man bemerke den Lichtwechsel. Mit dem einsamen Ufer des „weitaufrauschenden Meeres" beginnt Homer den Boden zu schildern, wo die Dinge sich ereignen. In der Ferne erheben sich die Gipfel des Olymp über das Meer hinüber. Wie die Nacht kommt mit Apollo die Pest heran und in das Dunkel hinein leuchten die Feuer.

Nun die dritte Scene.

Nicht die beiden Söhne des Atreus, um derentwillen der Krieg geführt wird, sondern Achill jammert es, dies Sterben mitansehen zu müssen, das neun Tage nun schon dauert. Zeus' Gemahlin, die „lilienarmige Here", hat Achill das Herz erweicht. Er, inmitten der von ihm berufenen Versammlung, tritt auf Agamemnon zu und setzt ihn zur Rede. Besser scheine ihm, nach Hause zu kehren, statt hier an der Pest zu Grunde zu gehen. Und, als der König schweigt, fordert Achill Kalchas, den Seher und Traumdeuter, auf, auszusprechen, wodurch der Zorn der Götter erregt worden sei.

Wiederum hat Agamemnon nichts zu sagen, und auf Achill's Geheiß erhebt sich Kalchas. Reden wolle er, beginnt Kalchas, aber Schutz verlange er vor Agamemnon, dem die Völker gehorchen. Denn leicht könne er zürnen. Hier die erste Bemerkung Homer's über Könige:

> Mächtiger ist ein König, der einem Niederen
> Zürnt und, wenn er den Groll zuerst zurückhält,
> Heimlich ihn nährt in der Brust, bis er ihn ausläßt.

Der Conflict ist da. Offen hat Kalchas bekannt, er halte sich für hinreichend geschützt vor Agamemnon, wenn nur Achill für ihn eintrete, und Achill schleudert die erste Beleidigung dem Könige entgegen.

> Keiner, so lange ich lebe und auf der Erde
> Ruht mein Blick, von allen und allen Griechen
> Soll dich mit schwerer Hand berühren dürfen,
> Und wenn du Agamemnon selber nennteſt.

Kalchas enthüllt die Ursache der Pest. Er fordert den König auf, das Mädchen herauszugeben. Agamemnon's Herz kocht über, schwarze Galle erfüllt ihn, und es schießt ihm wie Blitze aus den Augen.

Aber er bezwingt sich. Achill hatte sich nicht direct gegen ihn gewandt, und so wendet auch Agamemnon sich nicht gegen ihn. Nicht gegen Achill wendet er sich, sondern gegen Kalchas. Und zwar nun mit einem Vorschlage, der nichts Un-

billiges zu enthalten scheint. Das Mädchen wolle er ausliefern. Höher freilich als seine Gattin Klytemnestra schätze er sie, die sie an Schönheit und kunstfertiger Arbeitskraft übertreffe, trotzdem, er gebe sie zurück. Aber ein anderes Ehrengeschenk müsse an ihre Stelle treten. Agamemnon schließt ruhig. Es gezieme sich nicht, daß er als der König allein leer ausgehe, während die anderen Achäer jeder das Seine behalte. Denn, sagt er, ihr seht ja Alle, daß mein Antheil mir genommen wird.

Bemerkenswerth ist die Kaltblütigkeit Agamemnon's. Das Gefühl, Achill wolle ihn reizen und er, als König, die Ruhe bewahren, wird stärker in uns. Noch hat Agamemnon mit keinem Worte Achill entgelten lassen, daß dieser zuerst ihn höhnisch bei Namen nannte, und die Probe, die er jetzt besteht, ist eine starke. Denn Achill kommt nun mit beschimpfenden Worten; er nennt den König „den habgierigsten von Allen", und fast bewunderungswürdig erscheint, daß Agamemnon immer noch den Streit zu vermeiden und nur seine Ehre zu wahren sucht.

Wie denn, ruft Achill ihm entgegen, sollten die Achäer ein Ehrengeschenk für ihn schaffen. Alle Beute sei ja vertheilt, und es gezieme sich nicht, das einmal Gesagte zurückzunehmen; gemeinsamer Besitz aber sei nicht vorhanden. Du aber liefere das Mädchen aus! Dreifach und vierfach werden wir Achäer dich entschädigen, wenn Zeus die Stadt uns in die Hände gibt!

Nicht so, wie gut du auch seist, gottgleicher Achill! erwidert Agamemnon. Weder umgehen wirst du mich noch mich betrügen. Soll ich hier ohne Geschenk sitzen, während dir das Deine bleibt? Willst du mir befehlen, das Mädchen herzugeben? Auf einen Ersatz des Geschenkes, fährt er fort, verzichte er nicht, und verweigere man es, so hole er es sich mit Gewalt. Vielleicht werde er dann Achilleus' Ehrengeschenk selber nehmen oder das des Ajax, oder das des Odysseus, und Der werde zürnen, an den er dann herantrete. Indessen davon könne ja später gesprochen werden, jetzt solle ein Schiff ins Meer gezogen werden, um Chryseïs sammt einem Sühnopfer nach Hause zu bringen. Aias oder Idomeneus oder Odyß solle die Führung übernehmen, oder vielleicht du selbst, wendet der König sich zuletzt an Achill, während er bis dahin mehr die Gesammtheit angeredet hatte. Du selbst Pelide, „du Schrecklichster von den Männern".

Jetzt erst, wo der König von der Rückgabe des dem Achill zugefallenen Beuteantheils spricht, nimmt der Streit eine böse Wendung. Keiner von Beiden kann mehr zurück, weder der Aeltere, der Träger der höchsten Würde, noch der Jüngere, dessen Kraft die aller Anderen übertrifft, und in dessen Adern Götterblut fließt. Der Dichter hat die Dinge so gewandt, daß jeder von ihnen seinem Charakter und seiner Stellung nach im Rechte ist. Immer noch waren bis hieher Rücksichten genommen worden. Bei mächtigen Leuten wird im persönlichen Verkehr stets ein Theil der Gedanken verschwiegen und ein Theil der inneren Ansprüche geopfert werden: bis der Moment dann kommt, wo Abrechnung gehalten wird. Für Achill und Agamemnon kam er jetzt. Nun erfahren wir, wie nicht bloß das, um das hier jetzt gestritten wurde, zwischen den beiden Männern gelegen hatte, und es kommt das Versteckte zum Ausbruche.

Ueberblicken wir diese Anfänge des Gedichts. Wir sind mitten in den Dingen drin und haben bereits Partei genommen, wissen aber noch nicht einmal, warum die Griechen vor Troja liegen. Nur das ist uns bekannt, daß die Stadt zerstört werden solle. Auch warum Menelaos und Agamemnon an der Spitze des Heeres stehen, ist noch unausgesprochen. Man könnte sagen, das sei Homer's Zuhörern wohl bekannt gewesen; aber wir wissen doch nicht, wie weit die trojanische Sage vor Homer verbreitet war, und wie sie lautete. Wir betrachten die Ilias ohne Voraussetzungen und sagen: um den Streit Agamemnon's und Achilleus' zu begreifen, muß gewußt werden, was Agamemnon's Königthum zu bedeuten, und wie weit Achill sich ihm zu fügen hat. Absichtlich hat der Dichter den Augenblick hinausgeschoben, uns darüber zu unterrichten: jetzt erst, in dem Momente, wo die Leidenschaften sich entfesseln, bringt er durch die Vorgeschichte der Fahrt nach Troja lebendigeren Inhalt in den Streit der Fürsten. Achill bricht los. Es soll ihm Etwas genommen werden, das sein ist. Ueber die Achsel sieht er Agamemnon an. Einen in Schamlosigkeit Eingehüllten, einen nur Gewinn in den Gedanken Tragenden nennt er ihn und fragt, wie ein Einziger von den Achäern noch ihm gehorchen könne. Ihm, Achill, hätten die Troer ja nichts zu Leide gethan, nicht deshalb liege er mit vor Ilion: nur um Menelaos zu rächen, seien sie alle mit Agamemnon ausgezogen. Ihm falle die schwerste Mühe im Kampfe zu, Agamemnon werde das größte Geschenk zu Theil, und nun solle ihm das seinige wieder genommen werden. Nach Hause wolle er.

Diese Rede, in mächtiger Breite gehalten, gewinnt unser Herz. Man hat Achill verlockt, mit vor die Stadt zu ziehen, sein ist in den Kämpfen die größte Mühe, der König aber nimmt das Beste für sich vorweg. Und die Art, wie ihm von Agamemnon entgegnet wird, vollbringt die Umwandlung unserer Gesinnung. Der Neid des Königs offenbart sich. Die Leidenschaft, die er nicht mehr bemeistert, läßt ihn das Thörichtste thun, Achill den Vorwurf der Feigheit zu machen, als suche er einen Vorwand, die gemeinsame Sache im Stiche zu lassen. Aber er möge nur fliehen. Halten werde ihn Keiner. Immer habe es Zank gegeben mit ihm. Seine Stärke sei nicht sein Verdienst, sondern ein Geschenk der Götter. Gleichgültig sei ihm sein Zorn. Chryseïs werde er heimsenden, aus Achilleus' eigenem Zelte aber Briseïs dafür hinwegführen. Achill solle lernen, wie viel höher Agamemnon stehe, um sich so nicht trotzen zu lassen. Jetzt flammt Achill so furchtbar auf, daß die Götter dazwischen treten müssen. Schon hat er das Schwert halb gezogen, als eine der olympischen Göttinnen, sich seinen Blicken allein enthüllend, ihn bei seinem braunen wallenden Haare faßt.

Bemerken wir hier: die männliche Vorsicht, mit der Agamemnon Achill's aufreizende Art bis dahin gleichsam nicht sehen will und den Zorn hinabdrückt, war sein Verdienst allein gewesen. Ihm hatte keine Göttin beruhigend zugesprochen. Vom Dichter wird der innere Kampf des Königs nicht einmal erwähnt, sondern nur aus seiner Art, zu reden und zu handeln, geht hervor, was ihn erfüllt. Durch das Eingreifen der Göttin dagegen, als Achill sich nicht mehr mäßigen kann, erscheint dieser jetzt als die höherstehende, den Göttern verwandte Natur. Dies märchenhafte Element des directen Verkehrs mit den Göttern umspielt Achill von Anfang an. Was er thut, wird dadurch zu einer Folge göttlicher Schickung,

von der wir ihn bald vorgetrieben, bald wieder gebändigt erblicken. Bis zum Ende des Gedichtes wird diese Sinnesart des Agamemnon sowohl als des Achill festgehalten und ist die Ursache ihrer Handlungen und ihrer Schicksale. Agamemnon sich selbst überlassen, Achill unter dem Einflusse göttlichen Antheils. Immer aber liegt ein Fortschritt, eine Weiterentwicklung in dem, was sie thun und warum sie es thun. Schrittweise jedoch nur enthüllt der Dichter diese Motive. Homer's Art ist, uns von geringen Anfängen an mit den Charakteren bekannt zu machen, so daß später sich Offenbarendes das vorher Gethane in hellerem Lichte erscheinen läßt. Wir werden beobachten, wie scheinbar nebensächlich und versteckt die Kennzeichen dessen zuweilen sind, was der Dichter uns wissen lassen möchte, und wie, was spätere Gesänge enthalten, auf den Inhalt der früheren Bezug nimmt, den es erweitert oder vollendet.

In heimlichem Zwiegespräche also wird Achilleus von Athene besänftigt. In Worten möge er sich austoben, die Waffe aber in Ruhe lassen. Achill selber sucht sich jetzt zu beruhigen. So sehr ihm das Herz in Zorn überwallt, Athene's Gebot wolle er befolgen. Denn wer den Göttern Gehorsam beut, den hören auch sie an, sagt er. Er stößt das Schwert in die Scheide zurück. Der Dichter erreicht durch diese heimliche Zwiesprache des Jünglings mit den überirdischen Mächten, daß seine Rede, die mit furchtbaren Schmähungen nun beginnt, ihm weniger zur Last fällt. Die Griechen Homer's sind reich an Schimpfworten und begnügen sich selten mit einem einzigen. Schwerbetrunkener, Hundsäugiger, Hirschherziger redet Achill Agamemnon an, um den Vorwurf der Feigheit und Habgier und der Nichtigkeit seiner hohen Stellung nachfolgen zu lassen, und mit einer prachtvoll geschilderten symbolischen Handlung endet diese Rede.

Wie die anderen Fürsten, trägt auch Achill einen Herrscherstab, und mitten in der Leidenschaft beginnt er diesen Stab zu beschreiben:

Wahrlich, bei diesem Scepter, das nie wieder
Grünt, das keine Blätter und keinen Zweig trieb,
Seit es den Stamm, von dem es geschnitten ward,
Im Gebirge verließ, denn ringsum schälte
Laub und Rinde das Erz ihm ab — nun tragen
Es Achaia's Söhne in der Hand,
Denen von Zeus der Gesetze zu walten vertraut ward,
Höre den Schwur!

Niemals wieder werde er zur Versammlung der Griechen kommen. Mögen noch so Viele unter Hektor's Streichen fallen: nach Rettung wirst du dann vergebens aussehen; Reue wird dich verzehren, den besten der Achäer nicht geehrt zu haben. Damit wirft er das goldbeschlagene Scepter zur Erde. Bemerken wir, wie diese Handlung durch die Erzählung von der Herkunft des Scepters verstärkt wird. Die Kunst, die Wirkung einer leidenschaftlichen That dadurch zu erhöhen, daß der Augenblick sich hinauszieht, in dem sie sich vollendet, ist Homer eigen.

Der Atride erhebt sich jetzt, vor Wuth schäumend. Aber auch Nestor steht auf, der Mann der süßen Rede, der wohlklingenden Worte, dem lieblicher als Honig die Stimme von der Zunge floß, der zwei Menschenalter schon durchlebte, und im dritten Pylos jetzt beherrscht, der erhebt die Stimme.

Wie herrlich gibt Homer nun die Rede eines uralten Mannes, den Jeder gern hört und der, wie es ihm zukommt, von sich zu sprechen beginnt. Mit

welcher Ehrfurcht erfüllt ein Achtzig- bis Neunzigjähriger, der resignirt, aber immer noch kraftvoll von vergangenen Tagen spricht. Andere Männer hätten da gelebt und bessere als sie: keiner von den heutigen würde den Kampf mit Denen aufnehmen, die er damals habe kämpfen sehen, er selbst unter ihnen! Wir lernen ein heroisches Zeitalter kennen, das dem des trojanischen Heldenthums vorausging, dem gegenüber sie alle hier die jüngeren Männer sind die nichts erlebt haben. Damals wurden andere Schlachten geschlagen! Und Nestor hat sie mit durchgemacht und könnte davon erzählen! Beide Streitenden weist er zur Ruhe. Man sieht sie dastehen. Zuerst spricht Agamemnon. Richtig sei, was Nestor sage, Achill aber wolle über Allen stehen, mächtiger sein als Alle, über Alle herrschen, Allen sagen, was sie zu thun hätten, Weisungen, denen Keiner gehorchen werde. Hätten die ewigen Götter ihn zum Vorkämpfer mit der Lanze bestimmt, so hätten sie ihm doch nicht das Recht gegeben, schmähliche Dinge zu sagen.

Mit Recht würde man ihn nichtswürdig nennen, bricht Achill wieder los, wenn er sich dem Könige demüthige. Dies sein letztes Wort: was das Mädchen anlangt, möge man thun was man wolle: sie hätten Briseïs ihm gegeben, sie möchten sie wieder nehmen. Aber nichts weiter von dem Seinigen soll Agamemnon zu berühren wagen, wenn ihm das Leben lieb sei.

Der König schweigt. Sie heben die Versammlung auf. Jeder geht seines Weges.

Zwei Charaktere sind in unheilbaren Zwiespalt zu einander gebracht worden. Der Eine, der König, des Regierens kundig, hartnäckig auf seinem Rechte bestehend, wenn auch nachgiebig zuweilen aus Berechnung, hier jedoch im Gefühl, bis zur äußersten Grenze der Nachgiebigkeit gegangen zu sein. Der Andere, ein Fürst mit Götterblut in den Adern, ein Kind des Augenblicks, leidenschaftlich bis zur Raserei und in der Ehre gekränkt. Achill stellt sich auf einen, dem griechischen Heere gegenüber unmöglichen Standpunkt, ist nun aber festgeschmiedet auf ihm. Keiner von Beiden kann zurück. —

Nun eröffnet der Dichter eine andere Bühne und Mitspieler auf ihr, die einen höheren Zwang ausüben werden. Diejenigen, die bis hierher die handelnden Hauptpersonen waren, treten zurück. Stärkere erheben sich. Bis dahin nur angedeutet, standen sie von Anfang an im Hintergrunde als das übermächtige Element. Von den Individualitäten der Götter sollen wir nun erfahren. Homer läßt sie am Kampfe der Menschen theilnehmen. Nicht nur stärker als die Sterblichen aber erscheinen sie, sondern auch in noch höherem Maße als sie leidenschaftlich und zu wilden Entschlüssen und Thaten geneigt. Von den Griechen wird eine Zeitlang nun in sanfterer Erzählung wie nebenbei berichtet. Zwar wird gesprochene Rede noch eingestreut, bildet aber im Flusse des Berichtes nur leichte Wirbel, während die Götter in den olympischen Palästen unter und wider einander das große Wort führen.

Homer ist die Kunst vertraut, wo es sich um das Eintreten neuer Elemente handelt, in der Phantasie des Hörers zuvor reine Bahn zu schaffen. Er läßt das griechische Dasein, das bis dahin in dramatischer Macht uns dicht vor die Augen trat, mehr dem Hintergrunde zu sich landschaftlich verbreitern. Neben den Haupt-

trägern der Handlung dürfen Personen zweiten und dritten Ranges eintreten, die das Bild beleben ohne die Haupthandlung vorwärts zu treiben. Chryseïs wird ihrem Vater zurückgegeben: mit zwei Worten hätte darüber berichtet werden können, statt dessen wird die Meerfahrt nach Chrysa nun zu einem Ereigniß. Wir sehen sie das Schiff vom Ufer in das Meer ziehen. Zwanzig Ruderer wählt Odysseus aus und übernimmt die Leitung in Ausführung der Befehle Agamemnon's. Chryses Tochter ist endlich an Bord und das Fahrzeug durchsteuert die Meerfluth. Nun ein Anderes: Sühnopfer von Stieren und Ziegen werden am Ufer des Meeres von Agamemnon ausgerichtet, und der Rauch wallt zum Himmel auf. Und ein Drittes: Briseïs ist aus Achilleus' Zelte zu holen, und zwei Herolde, beide mit Namen genannt, sendet der König ab. Mit schlichten Worten haben sie das Mädchen zu verlangen. Gebe Achill Briseïs gutwillig nicht her, so werde Agamemnon mit Vielen selbst kommen. Ungern dem Könige gehorchend, gehen die Herolde den Strand entlang, bis sie Achill's Schiffe erreichen: sie stehen vor ihm und gewahren mit Schrecken, daß ihr Anblick ihn erregt. Sie wagen nicht zu reden. Aber wie mit halber Stimme, als empfinde er das Beschämende ihrer Situation, wird weiter berichtet, wie Achill die Herolde in herablassender Freundlichkeit beruhigt. Sie trügen die Schuld nicht. Der König ja sei es, der sie sende. Patroklos weist er an, Briseïs zu holen. Einen Moment übermannt es ihn dann doch: abgerissene Sätze über die Thorheit des Königs, dem weder Vergangenes noch Zukünftiges vor Augen stehe, stößt er hervor. Nun erscheint Briseïs mit Patroklos und Achill übergibt sie. Sie gehen mit ihr davon. All das episch berichtet, obgleich dramatisch genug.

Jetzt die Scene, die den Uebergang zum Olymp bietet, wie Achill, einsam und abgetrennt von den Gefährten am Ufer des Meeres sitzend, weinend in die pfadlose Weite der Salzfluth hineinschaut und mit emporgehobenen Händen seine Mutter herbeiruft. Wer vermöchte diese Stelle zu übersetzen? Den Griechen steht eine Fülle zarter Worte zu Gebote, wenn sie vom Meere reden, das ihre eigentliche Heimath war. Wir ahnen die Unterschiede mehr, als daß wir sie genau verstehen, aber wir glauben sie zu empfinden. Höchst märchenhaft nun, wie Thetis in den Tiefen des Oceans sitzend, den Ruf ihres Sohnes vernimmt und emportaucht: die griechischen Anschauungen sind uns so vertraut, daß wir es mitzuerleben glauben, wie die Kinder heute das, was unsere eigenen Märchen enthalten. Dicht neben ihrem Sohn sitzt sie und streichelt ihn mit der Hand. Was ihm fehle. Nichts solle er ihr verhehlen.

Sie wisse ja Alles, sagt Achill. Wozu noch erzählen? Dennoch beginnt er. In sechzig sanft dahinrollenden Versen wird noch einmal von Homer dargelegt, was geschehen sei. Zeus soll von Thetis genau berichtet werden, und wie zu diesem Zwecke läßt Achilleus die Ereignisse vor unseren Augen neu vorübergehen. Wir vernehmen eben Gehörtes, verfolgen es aber gern selber noch einmal, Schritt auf Schritt, um uns klar zu werden, wie sehr Achill Unrecht geschehen sei.

Bemerken wir die seltsame Kenntniß, die Thetis, in den Tiefen des Oceans unten, vor Allem hat, was geschehen war, während Zeus selber die Ereignisse unbekannt bleiben, bis sie ihm erzählt worden sind. Homer wollte nur sagen, ein Blick der Mutter auf Achill müsse ihr ja enthüllen, was geschehen sei. Viel-

leicht aber suchte der Dichter auch nach einem Motive, um für Achill's Erzählung eine bessere Einleitung zu gewinnen, und fingirte die Allwissenheit der göttlichen Mutter in allen Dingen, die ihren Sohn betrafen, dessen letztes Schicksal ihr ja zum voraus bekannt war. Bemerken wir auch, wie sanft Achill den Verlauf der Dinge vorträgt und wie der Dichter in die Beschwörung, mit der der Sohn die Mutter bewegen will, Zeus um Rache für ihn anzuflehen, die Erzählung von Dingen hineinfließen läßt, die uns über Thetis' Verhältniß zu Zeus aufklären Bewunderungswürdig ist Homer's Kunst, das Thatsächliche gelegentlich so einzustreuen. Thetis hatte dem Achilleus in seines Vaters Hause als Kind schon davon erzählt: wie Here, Poseidon und Athene Zeus Kronion einmal in Fesseln legten und Thetis, zum Olymp hinaufeilend, ihn befreite; wie sie den hundertarmigen starken Briareus herbeirief, der sich neben Zeus setzte und den die seligen Götter fürchteten. Nun aber verlangt Achilleus von der Mutter, sie solle, Zeus' Kniee umfassend, ihn anflehen, daß er, um ihn zu rächen, den Troern Beistand gewähre gegen die Achäer.

Thetis sagt es ihm zu. Um so mehr bestärkt sie den Sohn in seinen Entschlüssen, als sein Leben ja so kurz sein werde. Hier zum ersten Male wird Achill's Schicksal erwähnt: der frühe Untergang, dem er unabänderlich geweiht war. So ganz nebenbei wieder läßt der Dichter das hier einfließen, daß der Hörer zur Frage angeregt wird, was Homer hier eigentlich sagen wolle. Denn die Worte, mit denen er Achill's früheren Tod andeutet, sind bis dahin von ihm nicht angewandt worden. Aisa ist der Name der Schicksalsgöttin: die Achill zugetheilte Aisa, sagt der Dichter, sei klein, werde als Kind schon sterben. Das soll heißen, Achill sei bestimmt worden, in früher Jugend unterzugehen. Hernach erst erfahren wir, wie Achill mit diesem Gedanken aufgewachsen war und seine Lebensanschauung von dieser Voraussicht getragen war. Ein wichtiger Umstand wieder für die Beurtheilung seiner Handlungen.

Thetis verspricht Alles. Nur sogleich könne es nicht geschehen, denn Zeus sei, weitab vom schneebedeckten Olymp, bei den Aethiopen, wo er mit allen Himmlischen zur Mahlzeit weile. Am zwölften Tage erst kehre er zurück. Dann wolle sie zu seinem Hause emporeilen. Mit diesem Troste verläßt die Göttin ihren Sohn. Achill sitzt wieder allein da. Des schöngegürteten Weibes gedenkend, das sie ihm raubten.

Nun bemerken wir. Bei Chryseïs bringt Homer kein Wort der Beschreibung vor. Daß sie „schönwangig" genannt wird, ist beinahe nichtssagend, denn auf dies Beiwort haben viele Mädchen und Frauen beim Dichter Anspruch. Agamemnon stellt Chryseïs über Klytemnestra, aber nur vom Gesichtspunkte der Nützlichkeit ausgehend; er erniedrigt sie und seine eigene Gattin mit dieser Gegenüberstellung zu Stücken lebendigen Hausrathes. Auch Briseïs, als sie von Patroklos herausgeführt und den Herolden übergeben wird, ist die „schönwangige" und nichts weiter. Dennoch fügte Homer mit einem einzigen Worte hier Etwas hinzu, das uns aufmerksam macht: Briseïs sei „ungern" mit den Herolden gegangen, sagt er. Das könnte allerdings nur äußerlich genommen etwa bedeuten, daß Briseïs zögernd gegangen sei, wie ein junges Thier, dem man einen Strick um den Hals legt und das unbestimmten Widerstand leistet, weil

es Unheil wittert. Und wenn Homer das Wort jetzt wiederholt, und zwar diesmal von Achill, daß er das Mädchen „ungern" hergegeben habe, so brauchten wir auch das nicht auf eine Vorliebe zu deuten, die Achilleus für Briseïs etwa hegte.

Dennoch ist natürlich, daß uns dies doppelte „ungern" des Gehens sowohl als des Hergebens auffällt. Unwillkürlich suchen wir nach einem Achill und Briseïs bindenden Gefühle, und nun wollen wir, in die späteren Gesänge der Ilias hinein den Ereignissen vorauseilend, die Kunst bewundern, mit der der Dichter die Gestalt der Briseïs allmälig sich enthüllen läßt.

Schon im zweiten Gesange kehrt ihr Name wieder, wo Homer die Lagerstätte der Myrmidonen beschreibt. Briseïs wird wieder als die genannt, um derentwillen Achill zürnte. Diesmal als die „Schönlockige", was nicht viel mehr oder weniger als „schönwangig" bedeutet. Zugleich aber wird erzählt, wie es kam, daß Achilleus sie zum Ehrengeschenke erhielt. Er hatte sie erbeutet, als Lyrnesos und die Mauern von Thebe zerstört wurden und er den Mynes und Epistrophos erschlug, die lanzenwerfenden Söhne des Euenos. Zürnend um Briseïs willen, heißt es im zweiten Gesange, lag Achill da und seufzte. Immer auch hier noch zweifelhaft, ob auch ihrer Person die Trauer gelte.

Homer hat sich eine andere Gelegenheit aufgespart, offenbar werden zu lassen, warum Briseïs „ungern" ging und Achill sie „ungern" scheiden sah. Im neunzehnten Gesange hören wir es, als sie ihm ins Zelt zurückgebracht wurde. Viel war seitdem geschehen. Alles eingetreten, was Achill voraussah. Glücklich nun Agamemnon, daß Achill wieder in den Reihen der Griechen kämpfen will. Patroklos ist gefallen. Die Scene, wie die Boten Agamemnon's Achill beim Leichname des Freundes finden, soll hier nicht vorweg beschrieben werden. Nur was Briseïs angeht.

Als Agamemnon sie dem Odysseus überliefert, damit er sie dem Achill wieder zuführe, verlangt Odysseus einen Eid vom Könige, daß Briseïs unberührt zurückgegeben werde. Der König beschwört es. Das Erste, was Briseïs' Augen trifft, als sie in Achill's Zelt wieder eintritt, ist der zerfleischt daliegende Patroklos.

Jetzt sagt der Dichter mehr von ihrer Schönheit. „Aehnlich der goldenen Aphrodite" nennt er sie. Hell schreit sie auf, wirft sich über den Leichnam und umschlingt ihn, und dann, sich die Brust und das Antlitz mit den Händen zerreißend, bricht sie in Klagen aus, „das den Göttinnen ähnliche Weib". Sie ruft Patroklos bei Namen. Wie er in Jammer und Elend so freundlich zu ihr gewesen! Lebend verließ ich dich, als ich aus dem Zelte fortging, und nun komme ich zurück und finde dich todt! Wie folgt Böses für mich doch immer aus Bösem! Meinen Gatten, dem Vater und Mutter mich einst gegeben, sah ich vor der Stadt im Kampfe sinken, mit ihm drei eigene Brüder an demselben Tage des Unheils. Damals wolltest du nicht, daß ich weinte, da erzähltest du mir, wie ich als des göttlichen Achill's jugendliche Gattin zu Schiff nach Phthia fahren würde, zur Hochzeit bei den Myrmidonen, deshalb will ich dich, den liebreich Zuredenden, immer beweinen. Und dann zum Schluß die herrlichen Verse, wie Voß sie übersetzt:

Also sprach sie in Thränen, und ringsum seufzten die Weiber,
Um den Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend.

Nun bewundern wir die Steigerung. Jetzt, so spät, erst erfahren wir von den geheimen Gedanken der Briseïs, als sie ungern Achill verließ. Auch warum dieser damals Patroklos schickte, um sie den Herolden zu übergeben, wissen wir nun. In dem δῶκε δ' ἄγειν scheint nun ein tieferer Sinn zu liegen; in der Kürze der drei Worte eine Andeutung verschwiegenen Gefühles. Der Dichter weiß, welche Mittel es anzuwenden gelte, auch Personen, die nur nebenhergehen, an ihrer Stelle in den Vordergrund zu bringen. Nur ein einziges Mal noch erwähnt ihrer Homer: in jener letzten wunderbaren Nacht, in der Priamos von Achill aufgenommen wird und wo er zum erstenmale wieder nach dem Tode seines Sohnes Schlaf genießt, ruht neben Achill, über den auch zum erstenmale wieder menschliche Ruhe kam, die schönwangige Briseïs. Auf den Gang der Ereignisse hatte Briseïs' Persönlichkeit keinen Einfluß, neben Achilleus und Patroklos aber wächst sie zuletzt doch zum vollen Besitze inneren Lebens heran.

Zwölf Tage also hatte es dauern sollen, bis Zeus von den Aethiopen zurückkehrte, und so lange muß Achill auf die Gewährung seiner Bitte warten. Wir sehen Homer ein sinnliches Mittel anwenden, im Hörer das Gefühl von der Länge dieser Frist hervorzurufen. Er wendet sich der Beschreibung der Meerfahrt wieder zu, die Odysseus mit Chryseïs zu vollbringen hat. Der Ton der Erzählung wird ein anderer. Wir glauben uns in die Odyssee versetzt, die wie vom Geräusche der Schiffe und dem Knarren der Ruder und dem Zuge des die Wellen durchrauschenden Windes erfüllt ist. Die Odyssee ist ein Schiffermärchen, in dem von ewigem Abfahren und Rückkehren die Rede ist, während die Ilias für solche den größeren Reiz hatte, die an Kriegen und am Kampfe der Meinungen betheiligt waren. Mit Behaglichkeit berichtet der Dichter die Fahrt nach Chrysa, als sei er dabei gewesen und ihm darum zu thun, daß nichts ausgelassen werde. Wie man anlangt, wie Chryses sein Kind wieder empfängt, und dann, durchaus zufriedengestellt und besänftigt, angelegentlich zu Apoll betet, daß dieser der Pest Einhalt thut. Umständlich wird die Zubereitung des Sühnopfers erzählt, das Opfer selbst und die Mahlzeit, das Gelage, der Gesang zum Preise des Gottes, endlich wie die Griechen bei den das Schiff auf dem Ufer haltenden Seilen sich zum Schlafe niederlegen. Weitläufig berichtet Homer weiter, wie sie am nächsten Tage sich erst zur Fahrt vorbereiten, wie die Fahrt vollbracht wird, und sie nach der Rückkehr das Schiff wieder aufs Land ziehen und mit Gebälk festlegen. So völlig versetzt uns der Dichter in diese Dinge, als sei die Fahrt dieses Schiffes jetzt der eigentliche Mittelpunkt seines Werkes. Schön ist auch, wie er uns nun zu Achilleus zurücklenkt. Immer hat dieser, während die Dinge in Chrysa sich so ruhevoll und friedlich abspielten, hoch auf dem kiesigen Sande des Meeres gesessen und den Angriff der Trojaner erwartet, dem die Achäer erliegen sollten, und so ist die zwölfte Morgenröthe endlich emporgestiegen, und Zeus kehrt mit den Göttern zum Olympos heim, und Thetis erscheint vor ihm.

Zeus wird von Homer jetzt beschrieben. „Vielgezackt" ist der Olymp: abwärts von den Andern findet Thetis Zeus auf dem höchsten Gipfel des Berges sitzend. Dicht vor ihm setzt sie sich nieder, mit der Linken seine Kniee umschlingend, mit der Rechten ihm das Kinn anrührend. Vater, redet sie ihn an.

Und dann nur wenig Verse: so lange möge Zeus den Troern den Sieg geben, bis die Achäer ihr Unrecht Achill gegenüber wieder gut gemacht. Kronion sitzt da und schweigt. Thetis schmiegt sich fester an ihn an und verlangt Gewährung oder das Gegentheil, damit sie wisse, welche von den Göttinnen er am geringsten achte.

Der Dichter braucht ein prachtvolles Mittel, Zeus' Gedanken anzudeuten. Zum ersten Male nennt er ihn hier den Wolkenversammler. Man fühlt, wie bei den Bitten der Thetis Gewölk sich um ihn ballt. Voß hat das wohl empfunden und in seiner Art noch eine Steigerung angebracht, denn als Zeus sich von Thetis zu einer Antwort nöthigen läßt, nennt ihn Homer wieder *νεφεληγερέτα*. Voß übersetzt das Wort das erste Mal, wie ich anführte, mit „Wolkenversammler," das zweite Mal dagegen sagt er:

Unmuthvoll nun begann der Herrscher im Donnergewölk, Zeus,

als sollte der Zusammenstoß der letzten beiden Worte uns auf einen Ausbruch des göttlichen Unwillens gleichsam vorbereiten. Und nun folgt Zeus' Antwort, die berühmte Stelle, der Phidias sein Phantasiebild des Olympischen Zeus verdankt haben soll und die die Macht des Vaters der Götter und Menschen in ihrer Fülle uns zu erkennen gibt; zugleich aber, und dies ist das Charakteristische der Dichtung, die Zeus inmitten der anderen Götter als in ununterbrochener Mühe befangen erscheinen läßt, sich, fast möchte man sagen, parlamentarisch an seiner Stelle zu halten und seinem höchsten Willen Geltung zu verschaffen. Für das Wesen des homerischen Zeus liegt in diesen Worten die Lösung.

Schwer bedrängt begann der Wolkenversammler:
Böse Geschichten! Wie Du mich da meiner Frau
Wieder verfeindest, daß sie zu zanken anhebt,
Die doch genug mit widrigen Worten schon
Mich bei den Göttern anfällt: sie behauptet,
Daß ich den Troern hülfe. Mach' Dich davon!
Daß sie nichts merkt! Ueberlaß mir, Alles zu wenden!
Nun, ich nicke Dir zu, damit Du Vertraun hegst,
Was als das Höchste gilt den unsterblichen Göttern,
Als untrügliches Zeichen, daß es von mir kommt!
Denn nichts nehm' ich zurück, nichts Täuschendes sag' ich,
Nichts bleibt ohne Vollendung, was meines Hauptes
Nicken verheißt. Und mit finstern Augenbrauen
Nickte Kronion, und das ambrosische Haar
Strömte über des Herrschers unsterbliche Stirn
Vorwärts, und der Olymp begann zu zittern.

Wie ungemein lebendig! Man glaubt, Thetis ungläubig zögern zu sehen, worauf Zeus dann die symbolische Bestätigung seines Wortes folgen läßt. Jetzt ist Thetis beruhigt und sie trennen sich. Sie vom glanzumwobenen Olymp mit einem Sprung in die Tiefe des Meeres hinabfliegend, Zeus in sein Haus gehend. Alle Götter erheben sich ihrem Vater entgegen. Keiner wagt sitzen zu bleiben, sondern Alle gehen auf ihn zu. Zeus läßt sich nieder. Here aber hat Alles wohl gesehen und sofort hebt sie zu zanken an.

Bemerken wir wohl, bei welcher Gelegenheit Homer diesen Ausbruch höchster erhabener Wirkung bei Zeus stattfinden läßt. Zeus gibt einer Nymphe den Rath, ihn heimlich zu verlassen, damit seine Frau nicht erfahre, daß er mit ihr ge-

sprochen habe. Er fürchtet sich vor Here's Gezänk. Er zögert. Er ist in Verlegenheit. Und mitten in diesen so höchst menschlichen Zuständen bringt eine leise Bewegung des göttlichen Hauptes das Gebirge zum Zittern! Das Zusammentreffen gemeiner Verhältnisse und ungeheurer göttlicher Gewalt gibt dieser letzteren eine Bestätigung. Schwanken, ja, beinahe Schwäche und überirdische Kraft und Majestät wohnen dicht beieinander.

Von Here also wird Zeus übel empfangen. Sie hat bemerkt, daß er mit Jemandem heimlich verhandelte, aber, so scheint es, nicht, mit wem. Sie will es wissen. Zeus verbittet sich aufs Ernstliche dergleichen Nachforschungen. Here geht weiter vor: sie hat die silberfüßige Thetis nun doch erkannt, wie sie in der Dämmerung des anbrechenden Tages bei ihm saß, die Kniee ihm umschlang und wahrscheinlich für Achill bat. Zeus läßt sich auf nichts ein, sondern verweist seine Frau zur Ruhe. Er droht. Here erschrickt und zwingt sich zu schweigen. Schweigen im Saale ringsum. Wie Nestor unten zwischen Agamemnon und Achill, so muß Hephästos diesmal oben Ruhe stiften, und es gelingt ihm, eine angenehme Temperatur zu schaffen. Er ermahnt seine Mutter, das Gastmahl nicht weiter zu stören, erinnert daran, wie furchtbar Zeus ihnen überlegen und wie es ihm selbst einst gegangen sei, als er, an der Ferse gefaßt, hinabgeschleudert wurde, bis er, nachdem er einen vollen Tag abwärts geflogen, endlich auf Lemnos herabfiel und von den Sintiern freundlich aufgenommen wurde. Zwar lesen wir in einem der späteren Gesänge, daß nicht Zeus, sondern die Mutter Here selbst Hephästos herabwarf und daß er dabei ins Meer fiel; aber auch diese Varianten sind erfreulich und zeigen, daß Märchen bald so, bald so erzählt werden dürfen. Homer's Gedicht ist voll von solchen scheinbaren Widersprüchen, und sollte es sein. Denn auch während Hephästos einen ganzen Tag braucht, um zur Erde zu gelangen, huschte Thetis im Moment zum Olymp empor und wieder zum Meere hinab, und während Athene Achill am Haare zurückhält, weilt sie kurz darauf schon in weiter Ferne mit Zeus bei den Aethiopen; und was das eigentliche Maß der Götterleiber anlangt, so schwankt es unaufhörlich zwischen unermeßlicher Größe und einfach menschlichem Verhältniß. Und so sehen wir die Götter hier jetzt wie Menschen zusammensitzen und wie unsereiner sich vertragen oder sich zanken. Hephästos' Dazwischentreten ist erfolgreich. Sanft lächelnd läßt sich Here beruhigen, lächelnd nimmt sie den Becher aus Hephästos' Händen, allen Anderen schöpft dieser aus der unerschöpflichen Bowle, und unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern, als sie ihn so eifrig seines Amtes walten sahen. Den ganzen Tag über, bis zur sinkenden Sonne schmausen und trinken sie. Apollon's Saitenspiel erfreut sie und der Gesang der Musen. Dann, als es Abend geworden, kehren sie heim, Jeder in seinen Palast, und Zeus und Here schlummern friedlich nebeneinander.

Wie fein sind die Mittel, mit denen der Dichter hier eine Existenz schildert, die außerhalb aller Erfahrung lag. Goethe nennt die Götter Homer's mit Recht einen Reflex der griechischen Helden. So aber erscheinen sie doch nur, wo sie kämpfen und berathen. In ihrem Familienleben haben sie ein Dasein für sich. Homer's Aufgabe war, hier Etwas zu erfinden, das völlig anders wirkte als das Verhalten der Sterblichen und doch glaubhaft sein mußte, als gleiche es ihm durchaus. Wie verfährt er? Er greift bis in die Tiefen des gemein menschlichen Verkehrs hin-

unter. Nie ist die Kunst, mit dem Gegensatze zu wirken, genialer angewandt worden. Während Homer auf der einen Stelle seinen Göttern märchenhaft großartige Gestalt verleiht, sie an räumlicher Größe und physischer Stärke in übermenschlichem Maße menschlich erscheinen läßt, gibt er an anderer ihren Gedanken, ihrer Sprache und ihrem Verkehr so wenig übermenschliches Maß, daß er sie in dieser Richtung unter die Fürsten und Helden setzt, in deren Schicksal sie eingreifen. Man bemerke das bei aller Leidenschaft immer gehaltene Auftreten der Griechen und Trojaner, bei denen Vernunft und Schicklichkeit stets wieder die Oberhand gewinnen, und das Gefühl, seine Würde wahren zu müssen, maßgebend bleibt. Nichts von dieser Zurückhaltung bei den Göttern. Wir sehen sie unbekümmert wie in frivolem Leichtsinne mit den Schicksalen der Menschen ihr Spiel treiben. Ein Vergleich hat sich mir immer wieder aufgedrängt: lesen wir von dem ruhigen, sittlich gehaltenen Betragen des Bürgerstandes im vorigen Jahrhundert, der in Frankreich, England und Deutschland die gleichen Symptome gewissenhafter Daseinsführung zeigt, und vergleichen wir damit das Draufloswirthschaften des damaligen Adels, der sich über den Bürgern erhielt und in der That fast als eine höher stehende Rasse galt, so haben wir den Unterschied, dessen Homer sich bedient, um seine Götter als eine mächtigere Gesellschaft über den Sterblichen darzustellen. Diesen allein fiel die Aufgabe zu, sich auf Erden in gewissenhafter Arbeit das Leben sauer werden zu lassen.

Nehmen wir das Verhältniß etwa wie Schiller es in Cabale und Liebe darstellt. Der Homerische Olymp entspricht in seltsamer Aehnlichkeit dem hier dargestellten kleinen Hofe. Unter sich sind der Fürst und der Hofadel, die auf der Höhe des Daseins stehen, rücksichtsvoll; zwar intriguiren sie, üben mancherlei Treulosigkeit, wissen jeder vom Anderen, daß nichts auf sie zu halten sei, werden durch Furcht und Vortheil zusammengehalten und gebändigt, immer aber, mögen sie sich noch so sehr kennen und verachten, sobald sich ihre Blicke in die Tiefe wenden, sitzen sie wieder eng bei einander und betrachten den niederen Stand als den Spielball ihrer Launen und als zu unbedingter Unterordnung und Verehrung verpflichtet. Diesen Bürgerlichen gegenüber gibt es keinen für sie verbindlichen Sittencodex. Die böse Laune erlaubt Alles, die gute verpflichtet zu nichts. Sie sehen den Menschen in seiner Qual gefühllos an wie der Arzt das zum Versuche dienende Kaninchen, begehren zugleich aber ehrfurchtsvolle Unterordnung und festes Vertrauen auf ihre hohe Güte und Gerechtigkeit. Im eigenen Verkehr oft kleinlich und würdelos, werden sie, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheint, majestätisch und unnahbar. Lassen wir diesen Vergleich als Maß gelten, so erklärt sich die Homerische Götterwirthschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters, etwa wie in Goethe's Reinecke Fuchs der Löwe mit den Seinigen sich aus denen Goethe's erklärte. Alles, was nicht Raubthier ist, zählt nicht, und Reinecke steht, mag er ein noch so completer Spitzbube sein, hoch über dem niedriggeborenen Hausthiere und dem schuldlosen Hasen, den er an der Gurgel hält. Homer steigt, wenn er den intimen Verkehr der Götter beschreibt, zu einer erklecklichen Tiefe herunter. Als Gesindel läßt er sie manchmal erscheinen, das sich anschimpft und mit Ohrfeigen tractirt. Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über den Göttern, die ihn mit Lug

und Trug zu Tode hetzen! Ebenso hoch wie der arme Musikus Schiller's über dem Hofmarschall. Aber gerade indem der Dichter die Götter auf der einen Seite so tief stellt, darf er sie auf der anderen, wo sie als Herrscher des Weltalls auftreten, mit so ungeheurer Majestät umkleiden. Nehmen wir an, Homer habe bei der Charakterisirung des olympischen Treibens in der That die Darstellung erlebter Verhältnisse im Sinne gehabt: mit welcher Zartheit vermeidet er auch nur den Anschein, als habe eine hämische Kritik dieser Dinge ihn zu solchen Phantasien verleitet. Im Gegentheil, so wie der Durchschnittsbürger des 18. Jahrhunderts mit Trauer, zugleich aber doch nicht ohne Bewunderung das Treiben der höher geborenen Classe betrachtete, der er nichts Verderbliches wünschte und deren Uebermuth er hinnahm, ebenso sehen wir Homer's heimliche Kritik mit voller Unterordnung in Einklang gebracht. Er glaubte an die Göttlichkeit der olympischen Kaste, der der Verkehr mit den Bürgerlichen nur ein Sport war. Er verehrte sie und blickte scheu zu ihnen empor. Welch ein Gegensatz zwischen dem Zeus, den Thetis bis an das einsame Plätzchen auf dem Gipfel des Olympus verfolgte, wo er als geplagtes Familienhaupt in seiner häuslichen Noth Ruhe gesucht hat, genugsam geärgert durch Here und die böswillige, widerspenstige übrige Göttergesellschaft, die sich, wenn sie seine Faust nicht immer schwer im Nacken empfunden, abermals empört haben würde: — welcher Gegensatz zwischen diesem obersten Göttervater und dem das Weltall überherrschenden Donnerer, dessen bloßes Nicken den Olymp erschüttert. Der Alles vermag. Von dessen leicht zufliegender Laune das Geschick der Völker und Könige in der Tiefe abhängt. Wie hätten Sterbliche die berühmten „zwei Seelen" Ludwig's des Vierzehnten in ihrer Brust wohnen lassen dürfen? Wie ernst war das Zerwürfniß zwischen Agamemnon und Achill: das Schicksal der Griechen beruht darin, daß diese Beiden einander gelten und gewähren lassen, und nur die äußersten Kränkungen ließen ihr inneres Gefühl zum Ausbruche kommen. Als Nestor sich erhebt, scheint nur die Milde dieses uralten wohlwollenden Greises im Stande, den Brand zu löschen. Wie respectabel stehen die Männer alle drei vor uns. Und nun die Götter, die der alberne Hephästos leicht auf andere Gedanken bringt. Im Gelächter, das sein eiliges Hinundherhumpeln erregt, fühlen sie sich besänftigt als sei nichts vorgefallen. Sämmtlich sind sie im Handumdrehen wieder gleichen Sinnes, sie lachen und trinken und schlafen, mögen Ilion oder das griechische Lager in Flammen aufgehen.

Dies kindische Regiment der Olympier verleiht Homer's Dichtung die sonnige Heiterkeit. Wir verspotten seine Götter nicht, sondern erfreuen uns an ihren Abenteuern. Wie Homer's Gedicht sich zum Götterglauben und zur Verehrung der Götter verhielt, macht uns heute so wenig den Kopf schwer, wie im Beginne des Goethe'schen Faust Gottvaters gemüthlicher Verkehr mit dem Teufel Mephistopheles. Homer's Gedicht enthielt wohl keine Legendensammlung für den kirchlichen Gebrauch der frommen Gemüther seiner Zeit, sondern erheiternde Dinge, die seit fast dreitausend Jahren nun die Völker entzücken und noch lange entzücken werden und dem verehrungsvollen Glauben an höhere Mächte keinen Eintrag thaten. In der Ilias mildert die bunte, reuelose unsterbliche Götterwirthschaft, was unten Trübes, Reuevolles und Todbringendes sich ereignet. Diese Götter-

märchen lassen uns nie das Gefühl verlieren, doch nur mit dem Werke eines Dichters zu thun zu haben, der sich über die Schwere der irdischen Schicksale zu heben sucht. Ueber dem am Gestade des Meeres sitzenden Achill waltet eine Schar von Unsterblichen in unauslöschlichem Frohsein, allmächtige Wesen mit unbegrenzter Genußfähigkeit, die, ihrem nie abbrechenden seligen Dasein gegenüber, unsere thränenvollen Gedankenkämpfe als unnöthige Bemühung erscheinen lassen. Aller großen Dichter Werke mahnen zu Beruhigung und Resignation, und Homer sehen wir wie sie denken. Wie könnte ein Dichter, der so sein Spiel mit den Bewohnern des Olymp trieb, an die wirkliche Macht dieser vom Sonnenglanz erfüllten Schattengebilde geglaubt haben, die er schuf und nach seinem Willen agiren läßt? Die Götter, zu denen Homer betete, waren anders geartet. Die Cultur ist untergegangen, die Homer einst auf die Höhe hob, von der herab seine Phantasie so fröhlich schaffend waltete. Es ist die tiefgehende Verschiedenheit, die die Ilias von den Nibelungen trennt, daß unserem Heldengedichte der freundliche Himmel fehlt, daß unbewohntes, trübes Gewölk den Helden und ihren Frauen fast bis auf den Scheitel herabhängt und Nebel und winterliche Einsamkeit die Luft erfüllt, die sie athmen.

Und nun sprechen wir auch dies aus: daß die späteren Jahrhunderte des griechischen Daseins diese Götter so völlig nicht wieder begriffen oder empfunden haben wie jene ersten Zeiten, um sie in ihrer bildenden Kunst durchaus im Geiste des uralten Homer's darzustellen. Die Sculptur der griechischen Blüthezeit läßt die Götter nicht so beweglich erscheinen, wie sie bei Homer einhergehen. Es fehlt ihnen in ihrer makellosen Gestaltung das groteske Element, und wo Aristophanes es ihnen zu verleihen sucht, kommen Caricaturen heraus. Für mein Gefühl ist Raphael der Erste wieder gewesen, der, weil er das Alterthum in unschuldig spielendem Sinne erfaßte, auch ohne Homer's Gedicht zu kennen, an der Decke der Farnesina das Treiben der Homerischen Götter in der unbefangenen sonnigen Heiterkeit wieder auferstehen ließ, in der Homer es Denen in die Phantasie zaubern wollte, Denen er selbst noch seine Lieder einst gesungen hat. —

Ich verglich die sieben Eingangsverse dieses ersten Gesanges mit jenen ersten Takten Beethoven'scher Tondichtungen: wir lesen, wie Beethoven solche ersten Takte einmal ganz zuletzt, als das Manuscript eines Werkes schon zum Drucke abgegangen war, nachgesandt hat. Ich würde nicht für unmöglich halten, Homer habe, nachdem er den ersten Gesang der Ilias beendete, die ersten Verse nun erst als deren Eingang hinzugedichtet. Als ob er gefühlt habe, daß zu der den Gesang abschließenden ruhigen Heiterkeit des Götterdaseins, diese Erinnerung an bevorstehendes Unheil die Einleitung bilden müsse. Es sollte das Gedicht wie mit den Klängen eines Trauermarsches beginnen, der zu einem wolkenschweren Himmel aufdröhnte. Man verfolge im Gange dieses ersten Gesanges die Gegensätze von Tag und Nacht. In wie bewußter Folge der Dichter sie auf einander folgen läßt. Immer wieder bricht der Morgen an und die Nacht ein; wir durchmessen den Fortschritt des Geschehenden. Stück auf Stück auch erweitert sich die Landschaft vor unseren Blicken: der Strand des Meeres, das Meer selber, der ferne Olymp, endlich die Spitzen des Olymp mit den Götterburgen, vom frühen Morgennebel bis in die tiefe Nacht hinein. Und wir werden

sehen, mit welcher Kunst jener im Verlaufe der Ilias diesen Anblick des Landes breiter und breiter werden läßt, bis wir das ganze Gebiet, dessen Rücken die Schicksale der Griechen und Trojaner trug, in die Schluchten des Gebirges hinein, und den Himmel darüber und die ziehenden Wolken kennen. So auch in der Odyssee. Man vergleiche Virgil dagegen. Wie wenig wir da erfahren. In Hermann und Dorothea weiß Goethe uns ein ähnliches Gefühl des Zuhauseseins an Ort und Stelle einzuflößen.

Setzt uns in Beethoven's Tonstücken die Kunst in Erstaunen, mit der er durch Gegensätze wirkt, so bewundern wir nicht weniger bei ihm die Erfindungsgabe, mit der er von einer Stimmung zur anderen die Uebergänge findet. Beethoven zuerst spiegelt meines Wissens den unendlichen Wechsel der Gefühle in seinen Werken wider, der unsere Brust beherrscht, uns aber, auch wo wir unter der Herrschaft starker Empfindungen stehen, diese zu unterbrechen nöthigt. Die tiefste Trauer des Menschen wird von dieser Nothwendigkeit ja berührt: das Bedürfniß, Pausen innezuhalten, in denen andere Gedankenströme in sie eindringen, ist stärker als unsere seelische Kraft. Viele Sonaten Beethoven's, wenn man sie deuten wollte, scheinen das Durcheinanderwühlen solcher Empfindungen darzustellen. Homer schon hat das erkannt und für sein Gedicht ausgebeutet. Im letzten Gesange spricht Achill das so schön aus, als er Priamos Speise zu sich nehmen nöthigt. Man könnte ja versucht sein, bei dem oftmaligen Umspringen seiner Erzählung an zufälliges Aneinanderstoßen von Fragmenten einer in vielen Theilen verlorenen, oder einer von vielen Seiten zusammengewehten Sammlung zu denken, aber wir geben solche Vermuthungen auf, wenn wir diesen höheren Organismus der Composition in Betracht ziehen. Ich erinnere an den ganz modernen Dickens, dessen Romane zuweilen den Anschein haben, als seien es nur äußerlich in Verbindung gesetzte Fragmente von Berichten über Menschenschicksale, deren andere Theile verloren waren und die ein Redactor zu einer scheinbaren Einheit ineinanderfügte. Homer's Kunst in dieser Richtung ist unerschöpflich. Er arbeitet wie ein Moderner. Nicht nur Licht und Schatten läßt er wechseln, sondern auch das Tempo einer Darstellung ändert er. Aus dramatischer Diction geht er in epische über. Den Sturm besänftigt er plötzlich, die Ruhe unterbricht er mit unerwarteter Bewegung. Wir sehen hier schon, wie stoßweise er in diesem ersten Gesange den Charakter Achill's enthüllt. Das Erste, was er von ihm sagt, ist, daß die Griechen ihn jammerten. Er, nicht Agamemnon, ist es, der die Versammlung deshalb beruft. Dann die maßlose Heftigkeit dem Könige gegenüber, dann die Milde als er Briseïs fortgibt, und endlich die Thränen eines Kindes, mit denen er seine Mutter herbeiruft. Und dann der Ruf nach Rache: alle Achäer sollen büßen, was der König allein doch ihm zugefügt! Und zuletzt dann wieder das dumpfe Brüten am Strande des Meeres. Ich wies darauf hin: wie schön, nachdem die Meeresfahrt nach Chryse und zurück in idyllischen Accenten erzählt worden ist, der Uebergang wieder zu Achill, der die ganze Zeit saß und den Beginn der Rache erwartet. Wir sind vom Gefühle wie getränkt, daß ihm wenige Jahre nur noch gegönnt sind, und was die Ilias in den folgenden Gesängen enthält, ist die Geschichte dieses Götterkindes, wie es aus angeborener Unbändigkeit heraus zu der letzten Höhe reifer Gedanken und des Gefühles sich entwickelt, mit der das

Gedicht abschließt. Wir werden sehen, wie Homer diesen Abschluß der Ilias nie aus den Augen verliert, und wie jeder Gesang uns ihm um einige Schritte näher bringt. Und indem Homer den, dessen Gestalt der Träger des Ganzen ist, so vor uns geistig emporwachsen läßt, läßt er eine Fülle anderer Gestalten um ihn her die gleiche Entwicklung finden, so daß jede zu einer gewissen Abrundung des Charakters sich erhebt. Nur die seligen Götter nicht. Die, ewig jung und unsterblich, beim Ende der ungeheuren Erlebnisse ebenso unbefangen mit den Schicksalen der Menschen weiter spielen wie sie am ersten Tage gethan. Und die den goldenen Hintergrund zu dem trüben Schicksalsgewirre der Sterblichen liefern.

Bilder aus Constantinopel.

Von

Helene Böhlau.
Madame al Raschid Bey.

I. Der Fastenmonat Ramasan.

Als der Prophet in die Wüste gegangen war, und seine Freunde nicht wußten, wo er geblieben, sandten sie in ihrer Sorge um ihn drei Männer aus, die ihn suchen sollten, und diese fanden ihn nach langem Umherirren und verkündeten es voller Freude. Zur Erinnerung an diese Auffindung Mohammed's, der einen Monat in der Wüste zugebracht hatte in Fasten und Gebet, sollen alle Moslem den Fastenmonat Ramasan zu seinem Gedenken halten, und dieser, der Ramasan, bricht immer mit dem ersten Strahle des Neumonds an und endet mit dem nächsten Neumond.

Wie damals die drei Männer ausgeschickt wurden, um den Propheten zu suchen, so schickt jetzt der Scheich-ül-Islam wiederum drei Männer aus, die auf den Hügeln um Constantinopel den Aufgang der ersten Sichel des Mondes erwarten müssen; und erst wenn die drei Männer dem Scheich-ül-Islam verkünden, daß sie „Ihn" gesehen, bricht der Fastenmonat herein und mit diesem eine Veränderung im ganzen öffentlichen Leben.

Die ungezählten türkischen Cafés, in denen Behagen, Wohlbefinden und Genuß der ganzen Bevölkerung heimisch ist, stehen mit einem Mal leer und öde. Niemand erquickt sich an den Brunnen, die sonst von den Wasser verehrenden Türken stark besetzt sind. Die Straßen werden am Tage stille wie sonst um Mitternacht. Das ganze türkische Leben erscheint weit gemäßigter als sonst.

Wohin man sieht, liegen tagsüber Schlafende vor oder in ihren Läden auf geflochtenen Matten. Alles schläft in den Tagesstunden und wacht des Nachts; man ißt und trinkt, man besucht sich Nachts und empfängt seine Gäste Nachts.

Von drei Stunden vor Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang müssen alle Völker des Islam sich jedes Genusses von Speise oder Trank enthalten. Es ist auch nicht gestattet, zu rauchen; dies letzte Verbot mag für den Orientalen wohl das empfindlichste sein; ja, es ist untersagt, den Duft einer Blume einzuathmen.

Die Arbeitszeit während des Ramasan ist auf wenige Stunden eingeschränkt. Nur die armen Hamal, die Lastträger, die Straßenverkäufer und Schreier, die hauptsächlich Pera's und Galata's winklige Gassen durchziehen, müssen auch jetzt ihren Beschäftigungen obliegen, von früh bis Abends, in Gluth und Hitze, oder in Kälte, Wind und Regen. Denn der Ramasan fällt, da die Mohammedaner nach Mondjahren rechnen, nicht immer in dieselbe Zeit; aber immer ist es eine schwere Zeit, dieses Fasten, das über dem ganzen Volke liegt.

An dem ersten Tage des Ramasan hatten wir eine Bootfahrt unternommen und landeten, als bald darauf der Kanonenschuß, der das Ende der Fastenstunden verkündete, über das goldene Horn hindröhnte. Da hatten wir den Eindruck, als wäre durch diesen Schuß mit einem Male Leben in Jedermann gekommen.

Aehnlich mag es in Dornröschens Schloß bei dem allgemeinen Erwachen zugegangen sein. Die Hamal und Arbeiter saßen, ehe der Schuß erscholl, vor ihren Cafés, den Schlauch der Wasserpfeife schon zwischen den Fingern, in Erwartung des kommenden beglückenden Augenblicks versunken. Auf den Straßen kauerten sie, Brot und Zwieback neben sich, vor den griechischen Küchen, und sahen zu, wie die Fische, die auf dem Roste über dem Kohlenbecken lagen, brauner und brauner sich färbten. Auf Schritt und Tritt stand ein einladendes, blumengeschmücktes Tischchen mit allerlei Speisen bedeckt, mit Früchten, Limonaden und Zuckerwerk. Auf den offenen Wärmeherden der griechischen, armenischen und türkischen Garküchen standen die Gerichte in den großen verzinnten Schüsseln verlockend aufgereiht und dampften; aber nirgends war noch Bewegung und Leben zu spüren. Seit dem Kanonenschlag aber zuckte es in allen Händen, und die Hände fuhren zum Munde. Man sah wahrhaft, wie das Leben die Körper neu durchströmte; matte, trübselig dreinblickende Augen leuchteten auf; die Verstimmung und Stille war gebrochen, und diese Neubelebung fuhr mit dem Augenblick des Sonnenunterganges durch alle Millionen der Gläubigen im ganzen Reiche, in Europa, Asien und Afrika und weiter über die, die Indien bewohnen und über die bis Sumatra und China, durch Paläste und Hütten, über belebte Straßen, volkreiche Städte, ödliegende Dörfer, einsame Wüsten. Auf tausend und abertausend Minarets funkeln in den Ramasannächten, um die Zinne, von der aus der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft, dichte Lichtkränze, die rund um das Minaret herlaufen, immer drei Lampen übereinander.

Auf den hohen Minarets der Aja Sophia und vielen, vielen anderen flimmern sogar zwei, drei der breiten Lichtkränze. Wie brennende Weihnachtsbäume stehen diese lichttragenden Säulen über der gewaltigen, im Dunkel liegenden Stadt, spiegeln sich im Bosporus, im Marmarameer, im goldenen Horn. — Die Fenster der tausend Moscheen, erleuchtet durch tausend und abertausend Ollämpchen, die in Kreisen und Kronen von der Decke herabhängen, glänzen die ganze Nacht, und das Gebet der Moslem dringt daraus in die Dunkelheit.

Nahe vor unseren Fenstern erhebt sich ein Minaret neben einer mächtigen Cypresse und einem wundervoll gewachsenen Lorbeerbaum, und manchmal bin ich Nachts aufgestanden, um mich an dem Lichterglanz zu freuen. Die Flämmchen blicken so freundlich und hell in der blauen Nachtluft — und die Sterne darüber — und der Mond — und der Bosporus rauschte vorüber, der Muezzin

trat in den Lichterkreis und rief melancholisch geheimnißvoll in die vier Weltgegenden hinaus die Gläubigen zum Gebete.

Heimlich und märchenhaft ist ein Gang durch die nächtlichen Straßen Stambuls zur Ramasanzeit. Sonst liegen sie von Sonnenuntergang an wie ausgestorben, von allem Leben verlassen, ohne jede Beleuchtung. In den Ramasannächten aber wimmelt's darin wie in einem Ameisenhaufen; Laternen und Laternchen schimmern, erleuchtete Buden und Lädchen, draußen vor den Cafés stehen Tische mit Lampen und frischen Blumensträußen, Narcissen, Hyacinthen, Anemonen. Das Mondlicht strahlt, und hoch ragen die Minarets, viele derselben untereinander verbunden mit leuchtenden Schriftzügen aus dem Koran, die auf eine wunderlich sinnreiche Weise hergestellt sind. Jedes Lämpchen, aus deren Tausenden solch' ein Lichtbild zusammengesetzt ist, hängt an einer Schnur, und all' diese Schnüre mit Lämpchen sind in den verschiedenen Abstufungen, die zur Bildung der Worte nöthig sind, an einem Tau befestigt, welches zwei Minarets verbindet, so daß es aussieht, als schwebe die Flammenschrift am Himmel. Sinkt die Nacht tiefer, und man überschaut Stambul, so ist es, als breiteten sich unzählige Glorienscheine bis in weite Ferne über der Riesenstadt.

Betreten wir nun die Gassen, und begeben uns von der Bajasid-Moschee hinunter nach Akserail, die belebteste Straße entlang, die oftmals steil abwärts führt und später ebenso steil wieder bergan steigt. Auf dem Platz vor der Moschee haben Händler ihre Buden aufgeschlagen. Im glänzend erhellten Vorhof unter der schönen, riesigen Platane werden tausend Herrlichkeiten feilgeboten, arabisches Confect, Fläschchen mit Rosenöl, Täschchen, Ringe und Edelsteine, Seifen, Dinge, die man nicht alle Tage zu sehen bekommt: die Hörner von großen Hirschkäfern, kleine, einbalsamirte Wüsteneidechsen, vielerlei Mittel gegen Zauber und bösen Blick, Teppiche und Honig, eingemachte Rosenblätter, Elfenbeinarbeiten, Pfeifen und Nargilehs.

Aus den Moscheen strömt helles Licht. Schlagen Ein- und Ausgehende die Teppiche, die von den hohen, schlanken Thüren niederhängen, auseinander, so strahlt es wie von unendlichen Christbäumen.

Eine große Volksmenge wandelt die Straße nach Akserail auf und nieder. Ich sage nicht umsonst „wandelt", denn hier geht es nicht eilig her, hastend, mit Stoßen und Drängen wie bei unseren Volkslustbarkeiten, sondern bescheiden, beinahe lautlos und wundersam friedlich. Würdige, alte Türken schreiten Hand in Hand wie Kinder; Frauen und Mädchen gehen scheinbar unbemerkt miteinander plaudernd und stehen gedrängt, wo es etwas zu sehen oder zu kaufen gibt. Die Arbeiter sitzen in ihren Lädchen, die Schuster und Schneider, die Pantoffelschnitzer, die jene kleinen, an der Spitze und an der Ferse auf hohen Brettchen ruhenden und oft zierlich mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Sandalen verfertigen, die Bettdeckenstepper, die Weber, die Zinngießer, die Nudelbäcker, die Kupferschmiede, die Zuckerbäcker, die in großen Kübeln bunten Zuckerbreis hantiren und vielgestaltige Bonbons daraus formen. In ihren dunkeln, nach der Straße zu offenen verräucherten Lädchen schimmert es in allen Farben von den Wänden. Da stehen Gläser auf Gläser mit Zuckerstangen, Kugeln, Kügelchen, durchsichtig wie Edelsteine, mit verzuckerten, goldgelben Orangen,

Cocosnüssen, Feigen und Apricosen. Es funkelt wahrhaft prächtig in den geheimnißvollen, weinumrankten Spelunken und Hüttchen.

Alle sind fleißig. Es ist über ein Uhr Nachts. Nur hin und wieder blicken die Arbeitenden auf die vorüberziehende festliche Menge.

Es wird gefeilscht und gekauft, und aus den kleinen Karagös-Theatern klingen scharfe und polternde Stimmen.

In diesen Theaterchen spielen die Schatten spannenhoher Papierfiguren auf einem weißen Leinentuch und erfreuen sich eines großen Publicums, rauchender Türken und andächtig ernster Kinder.

Draußen auf der Straße ziehen indessen um diese nächtliche Stunde traumhafte Gestalten vorüber: Negerinnen, deren Gesichter aus weißen engen Gewändern unheimlich gespenstisch hervorblicken, alte, prächtige Türken in Turban und Kaftan, moderne in der Stambulina aus feinem schwarzen Tuch, Kinder und verschleierte Frauen. Equipagen mit vornehmen Türkinnen fahren behutsam durch die Menge, schwarze, riesige Eunuchen wandeln um Kopfeslänge Alle überragend. Schekerdschy's schreien und schleppen ihre Tischchen mit Zuckerwerk, Laternen und Blumen sorglos vor sich her. Und immer will der Zug noch nicht enden. Maulthiere und Reiter kommen, auf einem milchweißen Pferd ein Araber in weißseidenem Burnus mit golddurchwirktem Turban, Araber mit nußgroßen Edelsteinen an den Fingern und schwerseidenen hellgrünen Kaftanen, Derwische in braunen Röcken und hohen braunen Filzmützen, beturbante Zwerge und Bucklige, die gravitätisch wie aus einem Märchen daher kommen, stolzer und würdiger als alle Anderen; der Troß der singenden und klagenden Bettler, der Blinden, die sich mit ihrem Stabe in dem Gewühle weiter tasten, die Derwische aus dem indischen Kloster in Akserail, schlank, großäugig, von eigenthümlicher Zartheit, in faltige weiße Gewänder gehüllt, den weißen Turban auf dem dunkeln Haar, das straff um das wie aus bräunlichem Elfenbein geschnittene Gesicht fällt.

Diese Mönche sind unsere guten Bekannten. Wir haben sie in ihrem stillen kleinen Kloster aufgesucht und mit dem Scheich in seinem mattenbelegten Zimmerchen Thee getrunken. In rosa, weißen, goldenen und grünen Tüten haben sie uns am Mavludfeste, dem Tage des Propheten, Confect geschickt. Ihr freundliches Kloster, ein niederes Holzhaus, liegt mitten in Gärten, zu dem man durch die heimlichsten, friedlichsten Gäßchen gelangt, an lauter grünüberwachsenen Nestern kleinbürgerlichen Behagens vorüber, grünen Holzhäusern mit unendlichen Fenstern, alle rosenüberwachsen, lorbeerbeschattet, ganz solche trauliche Stätten, wie das Kloster, „das Tekka" selbst ist, in dessen niederem Vorsaal die mit indischen Shawls bedeckten Sarkophage würdiger Scheichs stehen, in dieser hellen, freundlichen Umgebung aller Düsterkeit und allen Schreckens entkleidet.

Zu den Fenstern schauen Glycinienbüschel und Rosen herein, die Thüren stehen weit offen, und aus dem kleinen Hof leuchten die weißgoldenen, schief aneinandergelehnten Grabsteine verstorbener Mönche.

Die Dielen, die Treppen, jedes Eckchen ist mit goldgelben Binsenmatten belegt, darüber hin schreiten die weißen Gestalten unhörbar. Wohlgenährte Katzen huschen die Treppen auf und ab, umschmeicheln die an ihnen Vorübergehenden oder liegen spinnend, lang ausgestreckt in der Sonne.

Niedere Stübchen, deren dicht aneinandergereihte Fenster in Gärten blicken, dienen den Mönchen zum Aufenthalt; zwischen den Zimmern und Kammern ein Saal, der zur Moschee geweiht ist, und an dessen Wänden große grüne Tafeln mit goldenen Koransprüchen hängen. Am Ende des Korridors führen ein paar Stufen zu einem hölzernen, grünen Minaretchen hinauf, das wie ein Vogeltrinknapf am niederen Hause hängt und auch heute in der Ramasannacht seinen Lichtkranz trägt und freundlich zwischen Lorbeer und Feigen leuchtet.

Getrennt von dem eigentlichen Kloster, durch den Garten erreichbar, liegt das Harem des Scheichs. (Unter Harem verstehen wir Europäer Etwas, was weit von der Wahrheit entfernt ist, in den meisten Fällen jedenfalls. Ich kenne das Harem der Kleinbürger und das der Vornehmsten). Daß ich von dem Harem des Scheichs, also des Abtes oder Priors des Klosters spreche, wird Manchen möglicher Weise verwundern; aber die mohammedanischen Mönche dürfen, ja müssen verheirathet sein, damit sie ruhigen Herzens sich dem Dienste Gottes weihen können.

Die Frau des Scheichs war ein hübsches junges Weib, das in einer rosa Jacke und weißem Röckchen mit einer Sclavin auf der auch mit Binsenmatten belegten Erde kauerte und in einem flachen Gefäß wusch, als ich sie zum ersten Male sah. Sie hatte köstliches schwarzes Haar und lachte viel, als wir Beide inne wurden, daß es mit der gegenseitigen Unterhaltung nicht allzuviel werden würde, da sie nur türkisch verstand. Sie führte mich durch das Haus, das ebenso einfach und gewiß ebenso friedlich wie das Kloster ist. Himmelblaue Polster und blüthenweiß überzogene umgaben das eigentliche Zimmer der jungen Frau; eine Spieluhr, schneeweiße dichte Vorhänge, ein Spiegelchen, das Bild der Moschee zu Medina an der Wand, das mochte die ganze Einrichtung sein; aber dennoch war es behaglich. Durch die acht mit Holz vergitterten Fenster des kleinen Raumes schien die Sonne, und ihre Lichter spielten auf den Binsenmatten durch grünes Rosenlaub und die großen Büschel der winzigen Flatterröschen hindurch.

Die hübsche Frau zeigte mir ihre beiden Kinder, einen wunderschönen siebenjährigen Knaben, ein echtes Türklein im runden Kinderfez, im gelben Halat, ein ernstes Bürschchen mit vollem bräunlichen Gesicht und herrlichen Augen, das ohne jede Verlegenheit die Fremde begrüßte, mit Stirn und Mund die Hand berührte und sich dann ruhig und gelassen auf einem Divan wieder niederließ. Das zweite Kind, ein zartes Mädchen mit eben solch' schönem Haar wie das der Mutter. Sie hatte ein hellgrünes Flortüchelchen um den kleinen Kopf geknüpft, ihr leichtes Figürchen war in ein weißes Gewand, in ein Kittelchen von ursprünglichem Schnitt gekleidet. Sie kam eben von der Straße und sah aus wie ein Elfchen Bohnenblüthe aus dem Sommernachtstraum. Den kleinen Knaben trafen wir auch in der Ramasannacht, als wir durch die Straße von Akserail und auf den Platz der Bajasid-Moschee mit dem Menschenstrom auf- und niederwandelten. Da saß er auf den Stufen der Moschee unter einer Laterne, die ihr Flämmchen aus einem mit rothgefärbtem Oele gefüllten Glase nährte. Aus dem nur halb niedergelassenen Teppich der Moscheethüre fluthete das Licht über ihn und ebenso aus einem Fenster der Moschee. Der kleine Junge hatte einen winzigen Teppich unter sich gebreitet, auf dem er mit gekreuzten Beinen saß, ein

Bündel lag neben ihm, aus dem es wie Zuckerzeug heraus schaute. Er hielt auf einem Tuche den Koran mit flachen Händen und las halblaut in singendem Tone, währenddem er seinen kleinen Oberkörper unausgesetzt würdig beugte, die erste Sura des heiligen Buches, die mit den Worten beginnt: „Lob und Preis dem Weltherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts! Dir wollen wir dienen und zu Dir wollen wir stehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen und nicht den Weg derer, über welche Du zürnst und nicht den Weg der Irrenden.“ Der kleine Junge schaute nicht auf, blieb ernst und beachtete die um ihn Herstehenden nicht, die ihm andächtig zuhörten und wahrhaft zärtlich auf das liebe Kerlchen herabsahen. Er, der Kleine, las und verstand arabisch. „Maschallach! welch' ein Kind!“ sagte Einer. Es sammelten sich mehr und mehr um ihn, man drängte sich, um besser zu hören, denn er las nach wie vor halblaut im singenden Tone und wurde nicht müde, sein Körperchen zu beugen. Keine Verlegenheit war an ihm bemerkbar, keine Zerstreutheit; aber eine gesunde, eigenthümliche Gelassenheit, die man an europäischen Kindern nicht kennt. Als das Jüngelchen sich erhob, sein Tuch, sein Mendihl, um den Koran sorgfältig gewickelt und sein Bündelchen über die Schulter gelegt hatte, sprach ein alter Mann es freundlich an. Der Knabe stand Red' und Antwort ruhig wie es sich gehört, berührte die Hand des Alten mit Stirn und Lippen und ging darauf seines Weges durch die Menschenmasse hinunter nach Akserail.

Ja, wenn man die Nacht in Stambul's Straßen zur Ramasanzeit so recht schildern könnte! Aber wer vermag einen Begriff zu geben von dem Behagen, das sich hier ausbreitet — von den kleinen hellen Werkstätten, den fleißigen Leuten, den patriarchalischen Gestalten, den bescheidenen Frauen, die so unschuldig mit ihren Laternchen durch die Menge gehen — von dem weichen Meeresodem, der durch die Straßen weht, von den unbeschreiblichen Ecken und Winkeln, die der Kahvedschy seinen Gästen zur Freude mit Frühlingsblumen geschmückt hat. Wie er es ihnen bequem und heimisch macht in kleinen Rosenlauben, im Vorhof einer Moschee, in einer hohlen Platane, auf einer Brandstätte, zwischen verkohlten Mauern, wo er sich ein paar Blumenbeete angelegt, ein paar bunte Laternchen eingerammt hat. Die Kahvedschy's und die Hunde, die lieben die Brandstätten; da ist Platz sich auszubreiten und nach Geschmack und Mitteln sich einzurichten. Und nun denke man sich, wie all' diese Winkel voller behaglich genießender Leute stecken, die einen langen Fasttag hinter sich haben — denke sich weiter, daß zwischen diesen unzähligen Menschen, äußerlich und dem Benehmen nach, keine unehrbaren Personen, keine Betrunkenen, keine Raufer sind; daß nicht geschimpft und geflucht, keine schlechten Reden geführt, keine aufgeputzten Weiber gesehen werden.

Nur Wenige der unzähligen Reisenden, die alljährlich Constantinopel besuchen, mögen eine Ahnung von dessen eigentlichem Reize haben. Sie werden von Commissionären, Kawassen, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit getrieben, zu den Derwischen, den heulenden und den tanzenden, auf den Galatathurm, in das Janitscharenmuseum, auf den Atmeidan, zur Aja Sophia — zu Allem, was im Meyer mit drei Sternchen bezeichnet steht; aber daß sich um sie her ein Volksleben regt, das wie kein anderes werth zu beachten ist, davon haben sie keine

Ahnung. Es müssen schon hohe Feste sein, wie z. B. das in der Nacht des fünfzehnten Ramasan oder der Jahrestag der Thronbesteigung des regierenden Sultans, von denen selbst die in Pera ständig residirenden Europäer Notiz nehmen.

Abends, bei solchen Festen beginnt die Illumination bei dem ersten Dämmerscheine. Zuerst die ärmlichen Lämpchen um die Fenster der entlegenen Quartiere, dann die Tabaksbuden, die Kaufläden, die Paläste und Landhäuser der Pascha's; endlich die Moscheen und hohen Minarets. Bald scheint es, als sei ganz Constantinopel von Funken übergossen. Die Umrisse der Schiffe, die im Hafen liegen, im goldenen Horn, dem Bosporus entlang an der Küste des Marmarameeres schimmern in hellen Linien, die Masten, die Raaen, Alles leuchtet.

Wie ein kleines Feenschloß ragt aus den Wogen in rothen Strahlen der Leanderthurm, der Kiskulessi (Mädchenthurm, wie die Türken ihn nennen). All' dies Leuchten setzt sich unendlich fort bis an das letzte stille Dörfchen dem ernsten schwarzen Meere nah. Geschmückte, mit bunten Lichtern und Lampen reich überstreute Schiffe ziehen langsam mit Musik den Bosporus herauf. Sie tragen ihre Passagiere die reichen Gestade entlang, von einer Erscheinung zur andern, von Raketen, Feuerkugeln und Garben umschwärmt und überflogen. Wo sie auch anhalten, Lichterfülle, Musik und ein lustiges, feiertägiges Nachtleben unter herrlichem Himmel. Das aber, was einzig in seiner Art ist — nicht nur in Constantinopel, sondern vielleicht nirgends auf Erden kann Herrscherpracht so voll gestaltet werden wie hier — das ist das erleuchtete Yyldys mit seinen Gärten, die Residenz des Sultans. Märchenhaft stimmt es zu all' Dem, was man hier zu sehen gewohnt ist, zu den wundervollen Platanen, die sich aus grauen Häusermassen majestätisch erheben, zu den Cypressenwäldern mitten in der Stadt, zu dem berauschenden Gewühl von Farben und Tönen im Hafen und auf der Brücke, zu den uralten Mauern, die wie verwitterte Felsen sich um die Stadt und mitten durch diese ziehen, zu den Blicken auf das blaue Marmarameer aus jedem Gäßchen und Winkel, zu der Pracht der Moscheen und Paläste, dem tausendfach Fremdartigen im Gewirre der Straßen und Gassen, zu den Nationen, die sich hier begegnen, die hier leben, um ihr Dasein kämpfen, feindlich gegen einander stehen und doch zusammenstecken, Türken, Griechen, Perser, Juden, Arnauten, Serben, Armenier, Araber, Neger, Aegypter, Franken — zu all' Dem, was hier bunt und vielgestaltig durcheinander drängt, den herrlichen Pferden, den abenteuerlich carminbemalten Schafherden mit vergoldeten Hörnern, blaue Ketten um den Hals und orangene Sonnen auf den Rücken, zu den Adlern, die über den Straßen ihre Kreise ziehen, den ungezählten Möven und Elstern, den singenden Bettlern, den Rufern von den Minarets.

Hoch über dem Bosporus liegt Yyldys, zu deutsch: der Stern, von weiten Gärten umgeben. Und von dieser Höhe herab ergießt es sich wahrhaft wie von Edelsteinen. Man traut seinen Augen nicht. Wenn Doré in einem guten Augenblick der Phantasie freien Lauf läßt und den Palast von Babylon bei Mondlicht und die hängenden Gärten der Semiramis entwirft: das Bild, welches vor meinen Augen liegt, hält ihm vollauf die Wage. Bei Doré weiß man nicht, ist es ein Geschwirr von Funken oder Edelsteinen, sind es Krystalle oder im Dämmerlicht aufstrebende Spitzen, Bögen, Zacken und Thürme reicher Gebäude und Mauern. So auch hier. Bunte Feuerwege schlängeln sich von der Höhe

herab. Plätze, von Millionen Lichtern gebildet, dehnen sich aus. Es scheint eine ganze Stadt aus lauter Licht gebaut zu sein und darüber strömt ein Feuerregen herab von rosigen Kugeln.

Wir sahen das prächtige Schauspiel in liebenswürdiger Gesellschaft, von einem Landhaus, vor dem die ganze Herrlichkeit wie ein unermeßliches Theater ausgebreitet lag. Die kleine Tochter des Hauses hielt unermüdlich eine brennende Wachskerze zum Fenster hinaus, in die Nacht hinein, gerade auf Yyldys zu und meinte es ganz ehrlich, als sie sagte: „Jetzt muß er mein Licht sehen; — vielleicht weiß er dann, was ich mir wünsche — vielleicht."

Das Kind that dies in demselben Sinne, in dem Völker ihre Wünsche und Gebete der Erscheinung zuwenden, die ihnen als die größte vor Augen steht. So mag ihm auch die Pracht seines Herrschers gewissermaßen sagen: Hier ist Gewalt und Kraft, hier ist auch Hülfe! Solche Wunder drängen sich selbst den minder Beobachtenden auf, und alle Welt weiß von ihnen zu erzählen. Aber reizvoller, erfreulicher und zum Herzen sprechender, hier wie überall, bleibt das, was sich nicht dem ersten Blicke darbietet.

II. „Feuer!"

Tiefe Nacht liegt über dem weit hingelagerten Stambul; in den winkligen, auf- und absteigenden Gassen brennt keine Laterne. Es ist todtenstill; die Hunde sind jetzt die alleinigen Herren der Straßen, durchwühlen den Abfall, raufen sich zu Zwanzigen um einen Knochen, heulen und toben nach Gefallen, daß die Fenster der friedlichen, grünen Holzhäuser erzittern, die, von Feigen- und Lorbeerbäumen und Büschen umgeben, in ihren monddurchschienenen Gärten liegen. Keine Menschenseele befindet sich außer dem Hause; nur der Lumpensammler mit seinem Tragkorb und den spitzen Haken schleicht jetzt durch die Gassen, sich mit den Hunden um den Kehrichthaufen streitend, den sie rudelweise, kläffend, umstehen, und als Dritter im Bunde gesellt sich der Nachtwächter des Viertels dazu.

Gegen ein Uhr türkisch, also bald nach Sonnenuntergang, treten die Nachtwächter schon in den Straßen Constantinopels auf: schlanke, kräftige Gestalten in Schnabelschuhen, in Pluderhosen, dicker brauner, oft mit Blumen und Arabesken reich gestickter Filzjacke, mit Fez und Turban, einen mächtigen, eisenbeschlagenen Stecken aus Cedernholz im Arm. Anfangs müßig an den Straßenecken lungernd, beginnt der Bekdschi (Nachtwächter) seine Runde, sobald die Straßen menschenleer und die Lichter in den Fenstern spärlicher werden. Mit großen Schritten eilt er alsdann die krummen Gassen auf und ab, oder stürmt wie der nächtliche Wind und schnell wie dieser um das winzige ihm anvertraute Häuserviertel. Bei jedem dritten Schritt und dreimal vor jedem Hause läßt er den schweren Stab dröhnend auf das Pflaster fallen, ununterbrochen, unermüdlich bis an den Morgen. Er zeigt dem Diebe stets die Stelle an, die gut bewacht ist, warnt ihn rechtzeitig und schon von Weitem und erinnert den guten Bürger in jeder Stunde der Nacht, wie ruhig und sicher er schlafen könnte, wenn der infernalische Lärm der Nachtwächter nicht wäre!

Dieser also, der Bekdschi, die Hunde und der Lumpensammler übernehmen von neun Uhr Abends im Sommer und von sechs Uhr Nachmittags im Winter

den Straßenverkehr; wohlverstanden, ich meine nicht die Städte nördlich vom goldenen Horn, Galata und Pera, in denen die nächtlichen europäischen Kunstgenüsse, Wein, Weib und Gesang bis Mitternacht und bis zum Morgen die glücklichen Bewohner erfreuen. Nichts von dem Nachtleben unsrer großen Städte ist in Stambul, keine glänzend erleuchteten Hôtels und Restaurants sind da, keine Theater, keine Gesellschaften, keine in später Nacht Heimkehrenden, keine Droschken und Pferdebahnen, kein Lärm irgend welcher Art, nichts von alledem, — tiefe Stille, durch grünes Laubwerk schimmern die erleuchteten Fenster, und in den Stadtvierteln, die um das Marmarameer her liegen, hört man die Wellen an die mächtigen Steine der alten Stadtmauer schlagen. Wenn die Nachtstunden noch nicht zu weit vorgerückt sind, versucht wohl noch der unermüdliche Zuckerhändler, der Schekerdschi, sein Glück in den finstern Straßen und tappt vorsichtig mit seinem bunten, runden Brett auf dem Kopfe, auf welchem das Zuckerwerk thurmhoch aufgebaut und von einem winzigen Laternchen überstrahlt ist, die engen abschüssigen und wieder aufsteigenden Wege. Er trägt ein Glöckchen in der Hand und singt mit tiefen, vollen Tönen: „Ich habe Zucker! Zucker geb' ich Dir, blauen und rothen, komm und sieh' — Süß wie die Freuden des Paradieses." Während er singt, schaut er zu den hellen Fenstern auf und hofft, daß ein genäschiges Frauchen hinter dem dichten Holzgitter mit ihm einen langen Handel anspinnen möge, um ihm nach vielem Hin und Her endlich einen kleinen, verzuckerten Kuchen abzunehmen oder ein Scheibchen Chelwá.

Im Winter wandert noch bis spät in die Nacht eine andere Erscheinung durch die Gassen; das ist der Sfalepdschi, der ein warmes sämiges Getränk, Sfalep, verkauft, das die Türken gern Abends vor Schlafengehen zu sich nehmen. An einem Joch über der Schulter trägt der Sfalepdschi auf der einen Seite die Kohlenpfanne, über der das Gefäß mit Sfalep warm erhalten wird, auf der andern einen großen Krug mit frischem Wasser, und um den Leib hat er ein kleines Gestell geschnallt, in welchem Gläser in runden Drahtringen stecken. Außerdem hängt ein blüthenweißes Handtuch von seiner Schulter herab, mit welchem er die gebrauchten und wieder gespülten Gläser fein sauber abtrocknet; so geht er bepackt, und die Funken aus seiner Kohlenpfanne stieben um ihn her, wenn der Wind hineinbläst, und er ruft unermüdlich sein „Sfalep, Sfalepdschi!" Und hie und da thun sich bei seinem Nahen die Hausthüren auf, und breite Lichtstreifen fallen über die Straße und wichtig und eifrig gießt er seinen Sfalep in die Gläser, tropft auf jedes Rosenwasser, oder wenn es gewünscht wird, streut er geriebenen Ingwer oder Zimmet darüber.

Da mit einem Male, mitten in der tiefsten Dunkelheit, taucht über dem mächtigen Seraskier-Thurm ein rothes Licht auf, und gleich darauf erdröhnen sieben dumpfe Kanonenschüsse über dem Bosporus und verhallen rollend auf der weiten Fläche des Marmarameeres. Ganz entfernt, geheimnißvoll aus der Nacht herauf, tönt ein Ruf, den man nie vergißt, hat man ihn einmal gehört: „Jangünn warr!" Es ist Feuer! „Jangünn warr Stambulda!" Feuer in Stambul!

Der Ruf kommt näher und zugleich hören wir ihn in weitester Ferne; aus jedem Winkel, aus jeder Gasse braust und wälzt sich's über die ganze gewaltige Stadt. — Vor unsern Fenstern hin huscht eine Gestalt im rothen Hemd und singt dröhnend, daß es durch Mark und Bein dringt: „Jangünn warr!"

Wie ein Gespenst ist sie verschwunden in der Dunkelheit. Die Hunde heulen und winseln; noch sehen wir keinen Feuerschein, bis es plötzlich ein paar Gäßlein vor uns aufloht. Mitten in dem Gewirr der hölzernen, von der Sonne ausgedörrten Häuser brennt es. Riesige Feuergarben steigen gen Himmel.

„Jangünn warr! Jangünn war!" schallt es von allen Seiten. — Da kommt Etwas von Weitem unhörbar die steile Straße herauf. Laternen leuchten und in ihrem unsichern Schein huschen, fliegen, kaum den Boden berührend, halbnackte Männer, die im Sturmschritt auf ihren Schultern die Feuerspritze tragen; sie werden von acht andern abgelöst, und diese acht wieder von acht andern, ohne daß auch nur einen Moment ihr Laufen und Rennen dadurch unterbrochen würde; lautlos, wie sie gekommen, sind sie verschwunden, schemenartig mit nackten Füßen, hinter ihnen der Troß von Maulthieren, mit Wasserschläuchen beladen, und die Wasserträger.

Auch auf dem Brandplatze ist ein reges, lautloses Leben. Die tapfern Burschen klettern wie die Katzen, die Gasse ist kaum zwei Meter breit, und wie aus einem Feuerschlund schlägt die Flamme in die Höhe.

Die Neugierigen drängen sich aus einem gewissen Taktgefühl nicht vor; die halbnackten, starken Burschen, die aus dem brennenden Haus mit Riesenbündeln von geretteten Sachen kommen, rufen unter ihrer Last, unter der sie selbst völlig verschwinden, auf das Höflichste: „Warda! destúr!" Gib Acht! Geht aus dem Weg! In solcher Stunde zeigt sich die ganze Liebenswürdigkeit dieses Volkes.

Der Schekerdschi, der überall sein muß, geht auch hier, das schwankende Brett mit Zuckerwerk auf dem Kopfe tragend, und man weicht ihm so selbstverständlich und ruhig aus wie etwa einer Feuerspritze. Der Schekerdschi setzt sein Brett und seinen Dreifuß mit den brennenden Lichtchen in aller Gemüthsruhe mitten im Gedränge nieder, man gönnt ihm seinen Platz und seinen Verdienst. Unmöglich wäre es hier, daß aus Schabernack vielleicht Einer oder der Andere gegen das unsichere Gestell stieße oder daß gar die Polizei eingriffe, nein, des Schekerdschi's Tischchen steht fest, als wäre es eingewurzelt und zwar in einer brennenden, von aufgeschrecktem Volke dicht gedrängten Straße. Dagegen haben wir auch gesehen, wie der Schekerdschi so einem braven Feuerwehrmann eine kleine Zuckerstange in die Hand drückte und wie der Bursche, der, keuchend und vom Schweiß triefend, einen Augenblick verschnaufte, um auf eine wahrhaft vornehme Weise zu danken: „Allah, vergilt allen Guten!"

Wer Constantinopel nicht kennt, der kann sich keine Vorstellung machen von der unerhörten Arbeit, welche die Feuerwehrleute überwinden müssen; wie dämonisch das Feuer in dem Holzwerk wüthet, das von der Sonne krumm gebogen ist, wie es auf eben noch unversehrten Dächern emporwirbelt und in den engen Gassen von Haus zu Haus springt.

Es wäre unmöglich, seiner Herr zu werden, wenn nicht Alle mit vollkommen klaren Köpfen bei dieser schrecklichen Arbeit wären. Und ist sie endlich gethan, so wandern die Burschen wieder eben so flink und unhörbar mit ihrer Spritze zurück. Alles löst sich in Ordnung auf, ohne polizeiliches Kommando; Alles ist zerstoben, man weiß nicht wohin und nicht wie und der Feuerwächter ist allein bei den rauchenden Trümmern.

Aeußerst naiv ist es, wie die Träger ihrer Spritze in Liebe zugethan sind, wie tief der ihr zugetheilte Haufe von ihren Vorzügen eingenommen ist, wie sie dieselbe ausschmücken und zärtlich behandeln. Ich war dabei, wie zwei Abgesandte dieser Leute Bilder für ihre Spritze kauften. Sie traten sehr würdig und im Bewußtsein ihrer wichtigen Mission in den einzigen Laden in Stambul, in dem man gute europäische Schreibwaaren und dergleichen kaufen kann. Er wird von einem jungen und schönen Mädchen geleitet, die vortrefflich türkisch, deutsch, griechisch, armenisch und persisch spricht; zu diesem kamen die beiden Männer und sagten: „Du sollst uns für unsere Spritze etwas sehr Schönes zeigen, wir wollen sie schmücken, und sie soll schöner werden als die Spritze im Akserail. Hast Du sie jemals gesehen?" fragten sie das Mädchen. „Nein," sagte sie.

Da blickten die beiden Burschen ganz mitleidig drein. „Dann hast Du ja noch nie eine schöne Spritze gesehen." Sie schüttelten die Köpfe. „Zeige uns, was Du hast." Das Mädchen holte eine große Mappe hervor, und es begann ein schwieriges Werk für sie.

„Du mußt wissen," sagte der Eine, „wir kommen zu Dir, weil Du sehr gute Dinge haben sollst — aber wir lassen uns nicht anführen."

„Ihr werdet auch nicht angeführt," sagte das Mädchen und schlug die Mappe auf, „was wollt Ihr denn haben?"

„Blumen, wie es sich für eine Spritze gehört, Rosen, es können auch Narzissen dabei sein, auch Tulpen, auch Melonen und Weintrauben — Du weißt schon, wie es für eine Spritze sein muß."

Jetzt zeigte sie allerlei Schönes auf goldenem Grunde; aber den Abgesandten mißfiel, daß die Blumen nicht in einem Blumentopf wüchsen. „Nein," sagten sie, „das geht nicht; Du willst uns doch nicht betrügen. Wir wollen Blumen in einem Topfe, ohne Topf können ja keine Blumen wachsen."

„So, das wollt Ihr? Das gibt es gar nicht, wir haben nur Blumen in Rosettenform."

„Nicht einmal mit Stielen?" forschten sie weiter.

„Ja, es gibt auch ein Paar mit Stielen."

„Oh, was ist das," riefen sie, „Blumen zu malen ohne Stiele!"

Jetzt zeigte sie Blumen mit Stielen; da waren aber wieder solche zusammengestellt, von denen die Beiden behaupteten, daß sie nicht zur selben Zeit blühten und daß man daher unmöglich einen Strauß aus ihnen binden könne. Jetzt schlug sie zufällig ein Bild auf, das eine Rococogesellschaft, Herren und Damen im Grase liegend, darstellte, die Damen mit entblößtem Hals und Armen. Da griff der Eine der würdigen Männer nach diesem Bilde, legte es mit der rechten Seite auf den Ladentisch und rief empört: „Schämst Du Dich denn gar nicht, solch ein Bild zu verkaufen, solch abscheuliche, freche Leute!"

Er fand in der Mappe sogleich noch mehrere Exemplare, packte alle aufeinander, gab sie dem jungen Mädchen in die Hand und sagte: „Geh', trag' sie hinaus," damit zeigte er nach der Thüre. Sie entrückte sie auch seinen Augen, was ihn außerordentlich zu befriedigen schien. Nun wurde weiter gesucht, es war aber nichts, was für die Spritze schön genug gewesen wäre. Der Eine kam auf die Idee, man müßte eine Vase malen und die Blumen dann hineinstecken, damit

es in Ordnung wäre; denn unsinniges Zeug wollten sie auf ihrer Spritze nicht. „Aber," sagte der Eine, „gesehen habe ich hier noch keinen Menschen, der eine Vase malen könnte, eine Vase, der man ansehen soll, daß sie eine Vase ist."

Noch einmal blätterten sie Alles durch, versicherten aber, Blumen, die so recht für eine Spritze sich eigneten, hätten sie nicht gefunden.

Ein Rosenbusch, unter dem ein Kind spielte, schien ihnen zu gefallen; — aber das Kind! „Meinst Du etwa, daß wir Dir dieses Kind abkaufen würden?" riefen sie. „Stell' Dir doch vor, wir beschädigten das Kind auf unserer Spritze, und das wirkliche Kind, nach welchem man dieses gemacht hat, käme zu Schaden, was sollten wir dann thun?"

Das Volk glaubt nämlich, daß, wenn einem Bilde Etwas geschieht, auch das Urbild des Gemäldes in Gefahr sei.

So hatten sie an Allem und Jedem etwas auszusetzen und machten sich nach einundeinhalbstündigem Handel wieder auf den Weg, ohne etwas gekauft zu haben.

„Du mußt uns einen kleinen Bleistift schenken," sagten sie und kehrten in der Thüre noch einmal um.

„Weshalb wollt Ihr denn keinen kaufen?"

„Wir kaufen solche Dinge nicht, dazu haben wir unser Geld nicht," war die Antwort. „Was denkst Du? Wir meinen, Du hast ihrer doch genug, um uns ein kleines Bleistiftchen zu schenken."

Und sie bekamen einen kleinen Bleistift, beschauten ihn Beide, fragten, ob er auch völlig in Ordnung, ob er auch wirklich und wahrhaftig gut und brauchbar sei? Und als ihnen dies Alles versichert war, gingen sie stolz und im erhabenen Gefühl, Etwas geleistet zu haben, aus dem Laden und boten zum guten Ende ein freundliches „Sfalem, Friede sei mit Dir, O Christin."

Hat nun die tapfere Mannschaft, die so sehr auf die Schönheit ihrer Spritze bedacht, ihr Möglichstes gethan, um die Nachbarhäuser zu retten und ist das brennende Haus in sich zusammengestürzt; hat der Feuerwächter den Ort verlassen und ist der letzte Qualm gegen Himmel gestiegen, so bleiben die Trümmer liegen, wie sie liegen, jahrelang. Zuerst, wenn die Steine und Balken noch heiß sind, kommen die Hunde und wärmen sich Nachts. Sie schlagen ihr Quartier in den geschwärzten Mauern gern auf, wo reichlich Platz für sie ist und Niemand sie fortjagt wie auf den engen Gassen. Und nicht lange währt es, da bringt Einer Bretter und Brettlein geschleppt, baut sich ein Hüttchen mitten hinein in die Verwüstung, gräbt den Schutt um zu Beeten, pflanzt Blumen und Kräuter, läßt Kürbisse ranken, setzt um die Beete seine winzigen Sesselchen, facht in der Hütte sein Kohlenbecken an, stellt Täßchen und Wasserpfeifen und die messingen, langstieligen Kaffeetöpfchen, wie es sein muß nach Recht und Sitte, und wartet auf seine Gäste; und wieder nicht lange währt es, da ist der Kawedschi in seinem düstern Neste, das er so heiter hergerichtet, ein gesuchter Mann und macht auf der Brandstätte sein Glück, und wie den Zuckerbäcker, den Schekerdschi, mitten im Feuerlärm Niemand belästigt, so stört dem neu angesiedelten Kawedschi Niemand im annectirten Besitz. — Die bösen Türken sind friedliche Leute.

Neue Grübeleien eines Malers.

Von

Otto Knille.

Beim Forschen nach der Genesis der bildenden Kunst will es nicht gelingen, im Dunkel der Urzeit Spuren von dem zu finden, was wir Naturstudium nennen, und bis heute ist jene erste Originalsilhouette unentdeckt geblieben, welche der Adam des Malergeschlechts, einer Sonnenschattenspur auf glatter Felswand folgend, nachgezeichnet haben soll. Freilich sind vor kaum zwanzig Jahren in der Schweiz Reste eines „Rennthierknochenskizzenbuchs" ausgegraben worden, deren Echtheit, wenn erwiesen, zu ganz neuen Ideen über die Entwicklung der Zeichenkunst berechtigen könnte.

Die frühere Annahme war — und ich meinestheils glaube sie aufrecht erhalten zu müssen — daß der prähistorische Mensch, nachdem er lange im Bann unbegriffener Naturgewalten gelebt habe, allmälig dem Drange gefolgt sei, diese sichtbar zu gestalten. Und zwar halfen Vorstellung, nicht Anschauung, ihm die rauhe Hand führen. Noch ist ein abbildendes Verhältniß zur Natur nicht vorhanden: das Zeichen soll nur bedeuten, und mit dem Zeichen ist das erste Symbol geschaffen. Immerhin überrascht uns, zu gewahren, mit welch' entschieden geistigem Ansatze das menschliche Mittheilungsvermögen sich zu bethätigen beginnt. Dem behaarten, um das nackte Leben kämpfenden Wilden gelingt es bereits, eine vorgestellte Naturgewalt derart im rohen Holzklotz zu verkörpern, daß seine Gefährten jene in diesem erkennen und anbeten[1]).

Die bildende Kunst offenbart sich aber nur aus der Naturform und zwar unter Mitwirkung seelischer Kräfte. Völker, denen letztere versagen, sind außer Stande, bei aller baulichen und geräthschaftlichen Fertigkeit den Zusammenhang herzustellen zwischen geschickter Hand und verschwommener Vorstellung. Durch

[1]) Das primitive Andeutungsmittel hat noch heute die alte Kraft. Der Gläubige liegt vor einer bäurisch hölzernen Mutter Gottes ebenso andächtig auf den Knieen wie der ästhetisch Gläubige vor einer Madonna Rafaels, und ohne Zweifel war der Kreuzritter überzeugt, in dem fratzenhaften Miniaturbilde, welches er auf dem Herzen trug, seiner Dame getreues Conterfei zu besitzen.

Schnitzwerk und Schnörkel befriedigen sie jene, durch den Fetisch diese. Dazwischen liegt nichts.

Aus den Versuchen der Urvölker, mit Stäben, eingeschnittenen Linien, sogar mit primitiven Bildern Dinge und Erinnerungen zu markiren, hat sich allmälig wohl die Buchstabenschrift, nicht aber die Zeichenkunst entwickelt [1]).

Allerdings haben beide im Bezeichnen ihren gemeinsamen Ausgang, nur mit dem Unterschiede, daß letztere zunächst auf den peripherischen Reiz ausgeht, die Schrift hingegen möglichst direct in das Centralorgan zu gelangen sucht. Mit der Hausmarke z. B. wird dem Auge kein Bild vermittelt, weder vom Hause noch von dessen Herrn, wohl aber im Kopfe die Vorstellung des persönlichen Besitzes erweckt. Sinnlich veranschaulicht bereits die Bilderschrift; trotzdem gehört dieselbe kaum der Kunst an. Denn ihr Schwerpunkt liegt auf dem Bedeuten, nicht auf dem Sein; sie setzt sogar für Ersteres noch eine Vereinbarung voraus, stellt den Betrachtenden nicht frischweg vor den besonderen Fall, regt ihn nicht an, das Abbild mit dem Naturobject zu vergleichen und versagt ihm den daraus entspringenden Genuß. Alle Gedankenreihen, welche sich an die Bilderschrift knüpfen, lassen die Empfindung kalt [2]).

Der empfindende Genuß ist bedingt durch die künstlerische Wiedergabe des Natürlichen, findet jedoch seine volle Bethätigung erst am Organisch-Lebendigen. Wenige auserlesene Völker sind zu diesem Ziele gelangt. Die Araber z. B., gehorsam dem Gebot des Propheten, enthielten sich der künstlerischen Gestaltung des Menschen und blieben mit ihrer reichen Phantasie in der Architektur eingeengt; andere Völkerstämme, wie die Aegypter und Assyrer, haben sich zwar mit Mensch und Thier befaßt, dabei aber sowohl in Sculptur, als in Malerei eine gewisse Gebundenheit nicht überwinden können deshalb, weil sie aus den Erscheinungen nur deren Bezüglichkeit, nicht deren Lebensinhalt herauszuheben verstanden.

Wäre es erlaubt, sich des Menschen erstes Bildniß als auf einen Wurf gelungen, statt als Folge zaghafter, stückweiser und langwieriger Versuche vorzustellen: man dürfte diese That gewaltig nennen wie die Erfindung des Feuers. Im Laut, in der Gabe des logischen Denkens, ja selbst in einem gewissen baulichen Geschick ist dem Menschen immer noch sein Zusammenhang mit der Creatur gewahrt; das Vermögen aber des objectiven Sehens und empfindenden Gestaltens macht ihn zum Herrn der Welt. An der eigenen Structur übt

[1]) Niemand wird die langen Bilderreihen auf den Zelten der nordamerikanischen Indianer, obgleich diese oft ganze Odysseen erzählen, zur Kunst rechnen, ebenso wenig wie die Wandkritzeleien unserer Kinder. Dennoch sind jene als Beispiele für uns nicht ohne Werth, weil sie die erste Etappe eines Urstils gewahren lassen, wenn wir so dasjenige nennen wollen, was rohe Völker aus der Natur abstrahirten, ohne bereits deren Erscheinungen durchforscht, oder gar deren Gesetze erkannt zu haben. Der Weg von dort bis zur letzten Etappe, zum Kunststil, vermittelst dessen das menschliche Schaffensvermögen seine Herrschaft über die Natur besiegelt, ist, wie bekannt, erst im Laufe von Jahrtausenden zurückgelegt worden.

[2]) „Gedankenmalerei" ist in nuce ein uraltes Ding. Erst an der Wohlgefälligkeitsfrage gelangt die Kunst dahin, auf sich selbst gestellt zu werden und mit dem Worte: L'art pour l'art ihr letztes, höchstes Stadium verkündet zu sehen.

er zum ersten Male Selbststudium, erkennt er seinen Gattungswerth und schafft sich mit dem ihm innewohnenden Vervollkommnungstriebe sein physisches Ideal.

Die Erfüllung dieser Mission war den Hellenen beschieden, welche uns mittelst reinen Anschauens, nicht aprioristischen Vorstellens, ein Muster der — man könnte sagen — absoluten, d. h. in sich abgeschlossenen und verstandesmäßiger Ergänzung kaum bedürftigen Kunst überliefert haben. Sie befreiten sich mit ihrem heiteren Genius aus asiatischer Passivität, setzten das Ich in den Mittelpunkt ihres Denkens und Schaffens und gelangten auf dieser Zwischenstufe bildnerisch zur Gottheit, während alle Barbaren, ohnmächtig nach dem Unfaßbaren greifend, in Larve und Fratze stecken blieben. Den Hellenen spiegelte sich im kleinen Hellas der unermeßliche Olymp. Zum Gott erhoben, ragte in den Tempeln der Mensch: jenem die Ehre, diesem der Ruhm. Längst ist der Wolkenzeus ein todter Mann, doch der Zeus des Phidias schüttelt noch immer seine ambrosischen Locken.

Die griechische Kunst hatte im Sinnenleben ihren Odem, in physischer und seelischer Harmonie ihren Inhalt. Geistige Ueberschüsse und noch weniger einen Geist, der im Stoff gleichsam zur Miethe wohnt, kannte sie nicht. Der Kopf war ohne Hochmuth gegen die bildende Hand. Bestrebt, das Generelle aus dem Individuellen zu gewinnen, lernte der Künstler die eigene Persönlichkeit an das Ganze dahingeben. Er erhitzte sich nicht für Privatschrullen, sondern diente dem nationalen Genius, welcher sich selber und am höchsten im Bilde der Götter feierte. Das Schöne war ein in heller Sinnesfreudigkeit zusammengetragenes Gemeingut. Der Schaffende hielt es für unnöthig, als zugeknöpftes Sondertalent zu posiren und wiederholte ebenso unbefangen die Werke Anderer, wie die eigenen[1]). Seine Bildung bestand darin, daß er bildete. Persönlich Schadhaftes blieb ausgeschlossen, kranke und verkümmerte Marmorleiber wurden nicht geschaffen, oder doch nur als scherzhafter Gegensatz (Aesop); das Dumm-Schöne kam nicht zur Darstellung, weil man sich kein schönheitsgeweihtes Antlitz denken konnte, auf welchem zugleich die Dummheit Platz fände. Noch war der Körper nicht Prügelknabe des Geistes, nicht Kleider- und Schneidergerüst mit dem Gesicht als Zifferblatt. Die hellenische Kunst, kein Doppelwesen von Gefäß und Inhalt, stand conflictlos in der Zeit und im Raume, und einmüthig wohnten in ihrem national beschränkten Gesichtskreise Anschauung und Vorstellung bei einander.

---

[1]) Wir modernen Maler dagegen tragen die volle Verantwortung für unsere auf die Persönlichkeit gestellten Schöpfungen, in welchen Jeder die eigene Originalität verkündet. Ein dienstbares Verhältniß zur gestellten Aufgabe, deren mangelhafte Lösung vom guten Willen gedeckt wird, ist für uns kaum noch vorhanden, vielmehr hält sich die Kritik unerbittlich an den kritischfreien Schöpfer. Jeder Künstler ist heutzutage Herr auf seinem Gebiete und muß diese Herrlichkeit auf Schritt und Tritt vertheidigen. Daher die Nervosität seines Schaffens, seine Vereinsamung. Er arbeitet nicht mehr Schulter an Schulter mit Gleichgesinnten, hat keine naive Gemeinde mehr, um dasjenige zu veranschaulichen, was dieser im Glauben bereits feststeht. Er malt für ein vielköpfiges, zerstreutes und zerarbeitetes Publicum, in welchem sich ihm der erhoffte Liebhaber und Käufer birgt.

Nachdem das triumphirende Christenthum die antike Welt erobert, dem Fleisch sein Sündenmal aufgeprägt und gelehrt hatte, die leibliche Schönheit zu verhüllen, sie als Büßerin an die Himmelspforte zu stellen, versank die Kunst auf fast tausend Jahre in Erstarrung. Das Schöne, soweit es in den heidnischen Resten noch bestand, ward von der Kirche lediglich zu ihrem äußeren Schmuck und fast mechanisch aufgebraucht, aus dem verpönten Quell der Natur aber ergab sich kein Zustrom und Ersatz mehr. —

Es ist hier nicht der Ort, die in Italien durch Giotto geschehene Todtenerweckung zu schildern, und den ihr folgenden Kampf um Wiedergewinnung der Menschenrechte innerhalb der Kunst, welcher bekanntlich mit der Renaissance seinen Abschluß finden sollte[1]). Vielmehr bitte ich Dich, geneigter Leser, mich sprungweise in die Gegenwart zu begleiten, selbst auf die Gefahr hin, daß es Dir bei deren Kunstzuständen vorkommen möge, als befändest Du Dich im Panorama der Sündfluth mit verregneten Hoffnungen, ertrinkenden Menschen, brüllendem Gethier und — der davonschwimmenden Arche.

Das Geistesleben der Jetztzeit ist durchtränkt vom Classicismus. Unsere alma mater trägt das Himation. Und was die bildende Kunst betrifft, so sehen wir diese in ihren Wandlungen nicht mehr bestimmt von dem im Glauben dahingegebenen, sondern von dem selbstbewußt-freien Menschen. Maler, Plastiker, sogar bis zu einem gewissen Grade die Baumeister werden heute alle am griechischen Normalmenschen erzogen[2]).

Wir dürfen uns aber der Erkenntniß nicht verschließen, daß gegen dieses conservativ-akademische Verhältniß zur classischen Bildungserbschaft, welches sich im Studium des menschlichen Körpers — parallel dem Gymnasialstudium der griechischen Sprache — bethätigt, ein wachsender Ansturm im Werke ist.

Der „Genius des Jahrhunderts" rüstet sich, der Zukunft Schwelle zu reinigen. Mit tönenden Worten apostrophirt er die Kunst:

„Her mit Deinem umnebelten Geiste, er gehört mir! Alle brennenden Lichter fasse ich zur Riesenfackel zusammen, mit welcher ich die Wahrheit suche: nicht in dem vorgestellten Himmel, an dem Du Dir Jahrtausende lang die Augen blöde gesehen hast, nein, in den Tiefen der Menschenseele wie in den Eingeweiden der Erde. Beim Riesenkampf der Intelligenz mit dem Stoff gelten

---

[1]) Näheres über die Entwicklungsstadien der Malerei findet sich in meinen „Grübeleien eines Malers" (Berlin, Gebrüder Paetel. 1887), auf welche auch andere Stellen dieses Aufsatzes Bezug nehmen.

[2]) Die Architektur erfüllt ihren höheren Zweck keineswegs, wenn sie nur Last und Stütze symmetrisch vertheilt und das Zweckmäßige formell geschlossen zum Ausdruck bringt. Denn jedes echte Bauwerk ist ein Seelenproduct und hat in seinem Aufstreben zum Licht, im Flusse seiner Glieder, in seinen krystallinischen und pflanzlichen Naturformen, in der ornamentalen Verwerthung des Organischen einen Geistessieg über den Stoff — durch den Stoff — zu bekunden. Zwar schließen sich zwischen ihm und der socialen Welt, innerhalb deren es emporragt, keine Gedankenketten, dafür aber dient es uns zur dauernden Offenbarung des Schönen, Erhabenen, Gesetzmäßigen, ja Göttlichen. In diesem Sinne — unbewußt — haben unsere großen alten Meister geschaffen, und zwar als plastische Künstler, nicht als Büreauzeichner für papierne Vorbilder. Daher die überzeugende Wucht ihrer Werke.

Ruhe und Genuß als Schlaf und Täuschung; was Du Schönheit nennst, diese vorweg genommene Vollendung, suche sie hinter der letzten Wahrheit, d. h. finde sie nie!"

Ja, die gute alte Kunst muß sich in unserer hämmernden, pfeifenden und zischenden Gegenwart auf schwere Tage gefaßt machen. Früher war sie eine reiche, souveräne Macht, fuhr in einem goldenen Wagen, und Gesandte aus allen Ländern kamen an ihren Hof, an dem sich's herrlich und in Freuden lebte. Heute aber hat man ausgefunden, daß sie zum Luxustreiben nicht da sei, auch für die großen Schlachten, welche der Genius des Jahrhunderts schlägt, feldtüchtige Soldaten zu liefern habe, nicht Johanniter und Krankenträger: nun ist's mit dem Respect vorbei, stärkere Mächte geben ihr Befehle und stoßen sie immer unsanfter hin nach dem Kampfgetümmel. Doch wir haben den „Genius" in seiner Rede unterbrochen. Hören wir ihn weiter:

„Das überwiegende Verstandesleben der Neuzeit ergibt ein plus, welches täglich schwerer im herkömmlichen Rahmen der Kunst unterzubringen ist und ihr früheres Gleichgewicht immer mehr beeinträchtigt. Namentlich die Malerei wird von einer Fülle neuer Gedanken bedrängt, welche sie mit Hülfe ihrer Ausdrucks- und Stimmungsfähigkeit, sowie ihrer perspectivischen Tiefe verarbeiten soll. Ihr besonders gilt der Ruf: zu den Geisteswaffen! Träume nicht ferner aufwärts und rückwärts, zeige Dich endlich als pictura militans, stelle Dich Schulter an Schulter neben die schlagfertige Literatur, male den Pulsschlag des modernen Lebens, keine Fictionen, und höre auf, lange Fäden aus der Vergangenheit zu ziehen und daraus unter Gevatterschaft der Bequemlichkeit (Convention) die alten Socken zu stricken.

„Hinweg mit dem erborgten Schönheitsideale! Die Hellenen konnten sich dieses in einem sonnigen Lande bilden, wo es nicht auf alle Fälle geboten war, den Körper zu verhüllen, und wo mit letzterem in der Gymnastik sogar eine Art von Cultus getrieben wurde. Galt doch bei ihnen der unbekleidete Mensch gewissermaßen als der vornehmste, weil götterähnlichste. Den christlichen Völkern Europas hingegen ist von klima's- und anstandswegen die Kleidung auferlegt, und Nacktheit gehört bei ihnen zu den Toilettegeheimnissen. Kein Wunder also, wenn das Publicum durch „Nuditäten" meistens in Verlegenheit und in die Lage gebracht wird, diese je nach dem Bildungsgrad mit mehr oder weniger Geschick zu verbergen. Nur wenige strenggeschulte Laien können hier als völlig unbefangen gelten.

„Die moderne Idealkunst schwebt zwischen einem Himmel, an welchen sie nicht mehr glaubt, und zwischen einer Erde, von welcher sie nicht mehr genügend ernährt wird. Am unhaltbarsten die Idealmalerei. Ihr unentbehrlicher Atelieract ist für uns Nordländer ein Abstractum von Tradition und akademischer Züchtung. Dasselbe wird nie wahrhaft lebensfähig und ersetzt nicht den spontanen Griff aus dem unerschöpflichen Gebiete der Volkserscheinung. Denn draußen finde der Maler höchstens in der Schwimmanstalt Gelegenheit zum Studium nackter Körper, die nicht „gestellt" sind, und, was die männliche Carnation betrifft, so ist diese ohne Zuthat von „historischer Patina" auf dem Bilde ganz unverwendbar.

„Zur Zeit der Renaissance, wo die Fleischmalerei blühte, gingen die Leute freilich auch bekleidet umher; aber man erwäge, daß wenigstens die Italiener nackte, sonnengebräunte Körpertheile genug zu sehen bekamen, überhaupt, was plastischen Sinn betrifft, nicht aufhörten, ihren Vorfahren, den Römern und sogar den griechischen Vettern verwandt zu bleiben. Auch bot ihnen Dante schon früh ein poetisches Vorbild, um das Menschliche in großen Zügen zu erfassen. Scheint doch in ihrem herrlichen, an classischen Erinnerungen reichen Lande der Mensch ohne Schneiderzuthat fast ebenso natürlich zu wandeln, als mit derselben, während aus dem feuchten deutschen Boden schon beim Gedanken an mangelhafte Bekleidung sofort das Schnupfengespenst aufsteigt. Unsere „große Malerei" verzichtet deshalb wohlweislich auf die nordische Landschaft zu Gunsten der sogenannten historischen, welche sie sich aus fremdländischen Reminiscenzen zusammenconstruirt.

„Die christliche Kunst hat bei aller sonstigen Voreingenommenheit Volkstypen mit naiver Treue dargestellt; nicht nur Maler, auch Bildhauer haben uns eine Menge von drastischen Costümfiguren, wie auch von ganzen Genrescenen hinterlassen. In dieser Beziehung — welch' auffallende Armuth bei den Hellenen, die doch, was malerische Erscheinung betrifft, den heutigen Orientalen mindestens ebenbürtig gewesen sein müssen! Fast sämmtliche ihrer Statuen und Reliefs lassen den Actmenschen triumphiren; Draperie bedeutet bei ihnen der nasse Lappen über dem Bildhauer-Mannequin. Wahrlich, unverfälschte Atelierkunst schon vor zweitausend Jahren! Mag solch verschwommene, überdies noch größtentheils mit der Fabelwelt verquickte Staffage der modernen Philologenphantasie genügen, um damit die classischen Gefilde zu bevölkern: unsere Maler dagegen wissen, daß letztere nicht von Leuten bewohnt sein konnten, welche sich zu Hause, auf der Gasse, in der Landschaft mit statuarischer Pose, statt individuell bewegten. Vergebens suchen wir bei den Griechen nach naturwahren, aus dem Leben gegriffenen Genrefiguren; die paar tanagrarischen Puppen füllen sicherlich diese Lücke nicht aus.

„Hier ließe sich allerdings der Einwand erheben, über die Kunst von Hellas könne nach ihren geringen Ueberbleibseln ein endgültiges Urtheil nicht gefällt werden. Dann aber würde zunächst die unbegrenzte Bewunderung, welche man ihr zu zollen fortfährt, den Boden verlieren. Wird diese aber nach Maßgabe des Vorhandenen aufrecht erhalten, so brauchen wir uns auch das Recht der Bemängelung nicht bestreiten zu lassen.

„Als schwerer wiegend könnte der Zweifel gelten, ob nicht am Ende die zu Grunde gegangene griechische Malerei gerade solche Eigenschaften besessen habe, welche wir an der gleichzeitigen Sculptur vermissen. Es ist jedoch nicht wohl anzunehmen, daß die jüngste der bildenden Künste sich den Anschauungen ihrer älteren Schwestern, deren gemeinsamer Richtung auf die schöne Form entfremdet hätte, um so weniger, als unter allen dreien ein inniger, monumentaler Zusammenhang fortbestand und wahrscheinlich freie Tafelmalerei nur in geringem Maße geübt wurde. Bei alledem mögen in der letzteren starke Ansätze zur Individualisirung vorhanden gewesen sein[1]), jedenfalls aber hat es diesen an Zeit gefehlt,

[1]) Die Porträtsammlung von Faïjum scheint dafür sogar den Beweis zu liefern.

sich zu entfalten, bevor das siegreiche Christenthum die ganze Heidenwirthschaft mitsammt ihren Menschengöttern über den Haufen warf.

„Der heutige Maler legt das Schwergewicht auf die besondere, eigenartige, ob von Anschauung oder Vorstellung ausgehende Lösung und liebt es, dieselbe mit allem Raffinement des Wissens und Dank seinem zeitgemäßen stereoskopischen Sehen zur greifbaren Wahrscheinlichkeit auszuarbeiten. Nennt unser Auge scharf, wenn ihr das der Griechen hell nennt! Alles zusammengenommen, was letztere uns an künstlerischen Lebensbeobachtungen zeigen, ist blasser Schemen, verglichen mit dem überzeugenden Bilde, welches der einzige Alma Tadema und zwar lediglich intuitiv vom Alterthum gezaubert hat. Jedenfalls können uns seine Werke als Maßstab dienen für das Viele, was die antiken uns schuldig geblieben sind.

„Trotz der angeführten Mängel wollen wir jedoch zugestehen, daß die hellenische Kunst in ihrer imposanten Geschlossenheit und Richtung auf das Formenschöne dem Volksnaturell entsprechend und insofern gesund gewesen sei. Wir fechten auch nur ihre ästhetische Weltherrschaft an. Keineswegs als die Ersten. Denn schon die Meister des Cinquecento erhoben in naiver Weise Protest gegen dieselbe[1]), noch energischer wiesen die alten Flamänder und Deutschen das fremde, ihnen aus zweiter Hand angebotene Schönheitsideal zurück. Wie sich gar die späteren Holländer dagegen verhielten, bedarf keiner weiteren Ausführung.

„Während des 19. Jahrhunderts hat sich der Kunststoff wie der Bildungsstoff überhaupt fast zum beängstigenden Stickstoff angesammelt. Wir fühlen uns in den Vorstellungskreisen sämmtlicher Völker und Zeiten heimisch, rechnen mit allen ihren Ausdrucksmitteln und plündern ohne Scheu, indem wir schaffen[2]). Ist nicht die moderne Malerei und ebenso die Architektur ein Potpourri von alten Melodien, vorgetragen mit Selbstgefälligkeit, bestenfalls mit Talent? Die Findigkeit unseres Zeitalters im Entlehnen, sein Witz im Umgestalten — beruhen sie nicht im Grunde auf einer tiefen Sterilität? Diese aber verdanken wir dem Wurm der Tradition, welcher sich mit immer nachwachsenden Ringen durch die Kunst zieht, von deren Mark sich nährend und deren frische Zufuhr aus den Naturschätzen benagend und verunstaltend. Dem Wurm gilt unser Kampf." So der Anwalt der neuen Malkunst.

* * *

Schiller sagt: durch das „Morgenthor des Schönen" habe die Kunst den Menschen „in der Erkenntniß Land" geführt. Wir Spätgeborenen, gewöhnt an unerbittlich-helles Tageslicht, erblicken das Morgenthor hinter uns in

---

[1]) Donatello und Genossen protestirten gegen den bequem gewordenen classischen Normalmenschen mit ihrem bekannten mageren Jungen. Dieser war Jahrhunderte lang aus der Mode gekommen, heute ist er aber in seiner echt modernen Ausgezogenheit wieder da.

[2]) „Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten — — und so manche herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist." Goethe.

der Vergangenheit. Zwar verzichten wir nicht auf dessen farbigen Schein, aber dieser legt sich doch nur auf Momente über die scharfen Umrisse, mit welchen der Verstand uns das Wesen der Dinge begränzt. Nicht von der stoffbildenden Kunst mit ihrem Schönen und Scheinen: nein, von der Wissenschaft wird heute die eigentliche bildende Geistesarbeit vollbracht[1]). Denn das neunzehnte Jahrhundert verlangt tiefere Wahrheiten, als bloß anschauliche, tiefere Offenbarungen, als für die Einbildung. Gesetzt auch, solche gelängen uns Malern und zwar aus selbständiger Kraft, so würden diese, umgetauft in einem Meer von Dinte, doch nur als Beschreibung weiterleben.

In Anbetracht, daß die Gegenwart ihre geistige Nahrung aus dem gedruckten Worte zieht, wundert mich nicht, wenn die bildende Kunst beim Publicum immer mehr zur angenehmen Geschmacksemotion herabsinkt, dem Zweckmäßigkeitsphilister nicht werthvoller für den socialen Haushalt scheint, als z. B. der Schmetterling für den Naturhaushalt, ja sogar von hocherleuchteten Männern als ein im Grunde nichtig-anmaßliches Ding angesehen wird, zumal in dem Falle, wo ihr der Alterthümlichkeitsstempel und die „historische Berechtigung" fehlen[2]). Verschmerzen wir es: jene dämmerigen Zeitalter sind unwiederbringlich dahin, wo der Mensch für sein tiefstes Sinnen und Empfinden in ihr den willkommensten Ausdruck fand, todt die unbefangenen Geschlechter, welche sich ihrer stummen Sprache nach „gedankenlos" erfreuen durften[3]).

---

[1]) „L' arte è una forma inferiore tra le forme del pensiero," meint ein moderner italienischer Schriftsteller.

[2]) In Hannover bestand für besagte Gruppen — und besteht wahrscheinlich heute noch — der praktische Ausweg, daß der Gebildete dort Actionär des Kunstvereins werden, d. h. sich für 3 Thlr. jährlich von der Kunst loskaufen konnte, wogegen diese auf alle weitere Anfechtung des neuerworbenen Liebhabers verzichtete, ja ihn sogar mit dem Vereinsblatt prämiirte.

[3]) Ueber diese unerläßliche Bedingung des Erfreuens kommt keine ästhetische Definition hinweg. Die bildende Kunst, welche man gleich der Liebe (Darwin) auf den Lustreiz zurückführen darf, hat ihren Schlüssel in der Genußfähigkeit, und ihr äußerer Bestand hängt von dem alten Worte ab: „Es gefällt mir, es gefällt mir nicht." Für das Gefallen aber gibt keineswegs der sogenannte geistige, der Tendenz- und Witzgehalt den dauernden Ausschlag — denn dafür wechseln Geschmack und Verständniß — sondern die beim Erschaffen des besonderen Werkes bethätigte Freude an der sinnlichen Erscheinung, welche auch im Beschauer die entsprechende Freude erwecken soll. Hier haben wir die Unsterblichkeit der alten Malerei zu suchen, trotz ihrer „trüben Medien". Nur so erklärt sich unser Behagen an fast sämmtlichen, auch den trivialsten holländischen Bildern: in Stimmung und Farbe sind sie Tonschöpfungen mit dem Pinsel. Malerei und Musik zeigen auf diesem Gebiete die gleiche Kraft, beide überwinden mit ihrem Wohlklange den albernsten Gegenstand und Text. Im Stillleben eines silbernen Herings, neben einer gelben Citrone auf der Schüssel liegend, kann unter Umständen mehr Kunstbildung offenbart sein, als im gedankenreichen Historienbilde. Viel weniger der geistige Unterschied zwischen Mensch und Hering bestimmt den Rang beider Schöpfungen, als der Grad von Empfindung, welcher sich dort wie hier kundgethan hat.

Die Malerei sei nicht Turnplatz für Geistesgymnastik, noch Gemüsegarten, sondern ein Lustgarten mit farbigem Blumenschmuck. In der Farbe beruht ihre Momentwirkung: beim ersten Anlauf bleibt der Colorist immer Sieger über den Formalisten. — Fragen wir uns, warum die Cornelianische Schule ihren so jähen Untergang finden sollte, so ist die einfachste Antwort: weil sie wegen malerischer Verstocktheit auf die Dauer unerträglich war. — (Möge der Zusammenhang des Ganzen hier die starke Betonung der malerischen Seite rechtfertigen.)

Freilich schafft besonders unsere Malerei in erweiterten Denkgrenzen, durchdringt mit schärferem Auge die Naturobjecte und tanzt zum Behagen der Liebhaber gewandt auf den Wellenkämmen des Tagesgeschmacks. Auch wird vom Staat der Kunst ihr historischer Rang als Bildungsfactor etatsmäßig gesichert und nach Kräften dasjenige ersetzt, was sie mehr und mehr an Fürsten- und Mäcenatengunst eingebüßt hat. Gelegenheit zu würdigen Leistungen mangelt ihr nicht, namentlich durch Befriedigung des patriotischen Selbstgefühls — es bieten sich glänzende decorative und Augenblickserfolge — Alles dies ist recht schön — trotzdem drängt sich mir die Frage auf: was war sie einst?

Man darf, ohne Clericaler zu sein, behaupten, daß die Kunst an ideeller Machtstellung zugleich mit der Macht der Kirche gesunken sei. In religiöser Zucht erwachsen, hat sie erst den Heiden ihre höchsten Vorstellungen geformt, dann den gläubigen Christen die festen Sprossen geliefert, um „auf schwanker Leiter der Gefühle" himmelwärts zu klimmen. Gab es doch Jahrhunderte, wo man — frei nach Dante — sagen konnte: „Ammutiscon le lingue e parlan l'arti." Jetzt schweigen Zunge und Feder schon lange nicht mehr, wenn sie redet. Im Gegentheil! Ihre wahre Volksthümlichkeit hat stets nur in dem ethischen Kern bestanden, welchen sie umkleidete. Und damit ist es heute so ziemlich vorbei. Entschädigt uns für diese Einbuße wohl die Gewißheit, daß der Staat sie noch vormundschaftlich pflegt, noch auf dem Etat erhält? — —

Ja, das „Morgenthor" erglänzt uns aus der Vergangenheit, und beklommen wie Jemand, der sich anschickt, aus einem erinnerungsvoll verklärten Raum in das Leere zu treten, schreiten wir Aelteren der Zukunft entgegen. Anders unser Nachwuchs. Nachdem ich vorhin dessen Programm, soweit es mir verständlich geworden ist, dargelegt habe, darf ich wohl annehmen, daß dem geneigten Leser daraus drei Hauptpunkte in der Erinnerung geblieben sein werden:

1. Die erstrebte Verjüngung der Malerei setzt einen radicalen Bruch mit jeglicher Ueberlieferung voraus;
2. dieselbe ist zu erreichen ohne erlernte Kunstsprache, ohne Phantasie und Illusion, lediglich durch schneidige Wiedergabe des Wirklichen;
3. unklar bleibt, ob nur das alte, ob überhaupt jedes Ideal beseitigt, oder ob mit § 1 und 2 einem Zukunftsideale noch räthselhafter Art vorgearbeitet werden soll.

Hätte mich das Schicksal bestimmt, im Leben die Rolle eines Tyrannen zu spielen, so würde ich von dem Augenblick an ruhig schlafen, wo es meinen Feinden einfiele, Programme aufzustellen. Thatmenschen treffen ohne Programm. Auch muß ich bei den genannten drei Thesen an die Art denken, wie sich vor Zeiten Julius Hübner der Kritik erwehrte, indem er das stolze und zugleich bescheidene Wort: „Macht's besser" auf eines seiner Bilder schrieb. Es besteht für mich als zwanglosen Grübler keine Veranlassung, den Nihilismus in unserer Malerei, so lange dieser auf Worte beschränkt bleibt, mit schweren Gründen zu bekämpfen, zumal ich mir sage: Der Sturz dessen, was an dem ehrwürdigen, seit Jahrtausenden zusammengetragenen Kunstbau — nennen wir ihn mit seinem höchsten Namen: Weltideal — morsch und hohl ist, wird nicht durch Wind aus

vollen Backen beschleunigt, noch durch wohlwollendes Flickwerk oder weise Beschönigung aufgehalten werden.

Nur über das thatsächliche Vorgehen unserer sogenannten Hellmaler und Impressionisten, über deren Versuch, der Malerei laut § 1 und 2 eine ganz neue Basis zu geben, seien mir noch wenige Schlußworte gestattet.

Ich vermag den geschmierten und freudlosen Platituden, welche dieser naturalistischen Schule entstammen[1]), ihren Darstellungen des blöden Elends mit der geballten Proletarierfaust dahinter, ihren falschen Tonwerthen und Farbendissonanzen, ihren tristen Mitteln für triste Erscheinungen, kurz ihrem Hausknechtstil, wie solchen keine der Schwesterkünste kennt — ich vermag all diesen Ungeheuerlichkeiten, denen sich zugleich der gänzliche Mangel am Besten unserer modernen Kunst, nämlich an Spiritusgehalt zugesellt, nur unter dem Gesichtspunkt gerecht zu werden, daß sich hier ein Gährungsproceß zum Niederschlagen verbrauchter und zur Abklärung reiner und edler Stoffe vollziehe.

Die junge Schule freilich, von der wir reden, möchte keineswegs als Destillirkolben für dereinstige „höhere" Malerei verstanden sein. „An die Erscheinungen gebunden", ist ihr „die schöne Seele der Natur" durchaus gleichgültig: „La nature sans phrase", Wahrheit „billig und schlecht" — mehr will sie nicht. Darum zwingt sie auch der Phantasie statt der Flügelschuhe die eigenen Holzschuhe nicht

[1]) Als solche sind von mir beide, Hellmaler und Impressionisten, zusammengefaßt worden, obschon man subtiler Weise ihre Richtungen auseinanderhalten könnte. Auch brauche ich mich wohl kaum zu verwahren, daß mein abfälliges Urtheil dem Hellmalen als solchem gelte: es trifft vielmehr lediglich diejenige künstlerische Unbildung, welche sich mit diesem Princip zu decken sucht. Man muß gestehen, der Titel „Hellmalerei" ist klug gewählt. Lichtkämpfer dürfen ja der Sympathie gewiß sein, sobald sie sich den „Dunkelmännern" — d. h. uns übrigen Malern — demonstrativ gegenüberstellen.

Im engeren Sinne, im Sinne des plein air, und mit Pauken und Trompeten eingeführt, liegt hier allerdings eine neue Erfindung vor. Denn bis dahin wußten zwar sämmtliche ältere Meister ganz genau, daß „geschlossene" Beleuchtungen unter freiem Himmel nicht stattfinden können, dachten aber viel zu vornehm, um auf solche Bauernweisheit eine besondere Schule zu gründen. Die platte Wahrscheinlichkeitsfrage wurde von ihnen nicht aufgeworfen, brauchte also auch nicht beantwortet zu werden. Unter Hellmalerei verstand man: Vorherrschen des lichtgrauen Gesammttones, und zwar theils aus persönlicher Neigung, theils in Folge des Zeitgeschmackes. Geschah Letzteres, so dürfen wir die „Grisaille" als Rückschlag gegen coloristische Uebersättigung, manchmal aber auch als Zeichen von mangelnder Vollkraft, von Farbenschwächlichkeit ansehen. Dieser Umstand gibt uns jedoch kein Recht, gewisse Meister, welche auf das große Farbenorchester zu Gunsten feiner Tonstimmung verzichteten, und noch heute verzichten, gering zu schätzen; auch haben wir das gewollte Grau der Zurückhaltung strengstens von dem Grau der Impotenz zu trennen, mit welchem besagte Schule die Nervenkraft Feinfühliger auf die Probe zu stellen liebt.

Das goldene Zeitalter der Malerei sah golden. Venedig begann erst bei seinem Niedergange zu versilbern (Paole Veronese). Die Zopfzeit gefiel sich in süßlich gebrochenen Farben und Silbergrau, jedoch ihren Puder für die Köpfe sparend und nicht über Figuren und Landschaft streuend. Erst mit dem Violett-Grau — es bedeutet gefrorenes Blut, Greisenthum und ist Leibfarbe der Chinesen — erlischt der malerische Reiz gänzlich. — Den alten Flamändern offenbarten sich Naturschönheit und -Wahrheit vornehmlich in der Localfarbe. Um dieser ihre volle Kraft zu bewahren, vermieden sie sowohl Atelierschatten à la Ribeira, als jene unglücklichen Luftlichter und Reflexe, welche sich im Freien mit koboldartiger Bosheit gerade auf diejenigen Stellen der Creatur zu setzen pflegen, wo sie — ich möchte sagen gesetzlich — nicht hingehören.

auf, und meines Wissens sind Liebermann'sche alte Weiber zum Musentanz auf der bekannten Schulwiese von grünem Zinnober noch niemals angetreten.

Warten wir geduldig ab, wie unser Zeitalter sich aus dieser Geschmacksprüfung erretten wird[1]). Gelingt es ihm, den Inhalt seiner complicirten Lebensbedingungen groß und voll zusammenzufassen und sich zugleich Sinnes- und Empfindungsfrische zu bewahren, so darf dasselbe zum Lohn dafür auf eine gesunde, erquickende Kunst der Zukunft hoffen.

„Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein."

---

[1]) Der modernen Malerei ist eigenthümlich, daß sie, mit Schärfe die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen erfassend, alle denkbaren Hülfsmittel, alle überkommenen Kunstschätze verwerthet und die früheren Schranken auf jede Art zu erweitern trachtet, damit das reiche und flüssige Geistesleben unserer Zeit sich in ihr bethätigen könne; kurz, sie ist eine Malerei der Intelligenz, aber zugleich der verlorenen inneren Harmonie und vielleicht — des Verfalles. Ihre Eigenschaften sind folgerichtig erwachsen, decken sich mit dem Gange der Cultur und werden voraussichtlich an Energie zunehmen.

Die Hellmalerschule dagegen mit ihrem Anspruch auf alleinige und nackte Wahrheit bedeutet: Reaction gegen überreife Bildung, Rohstoff statt Extract, Abstumpfung statt Zuspitzung. Sie lebt, wie ihr Erzeuger, der Materialismus, ohne treibende, geistige Kraft von deren Negation. — Ich habe auch vorurtheilsfreie Männer behaupten hören, ihr komme die Ehre einer ernsthaften Analyse kaum zu, denn sie sei nur als Modeerscheinung zu würdigen, welche Mitlebende zwar für welterschütternd halten mögen, jedoch historische Betrachter für nichtig erkennen. „Denn der Zeitgeschmack," so sagen diese, „gleicht dem kreisenden Carrousel. Da kehren immer dieselben abgerittenen Pferdchen wieder. Mancher Reiter sticht einen Ring und schreit Partie, mancher, ob auch geschoben, dünkt sich im Dahinsausen origineller Durchgänger. Heute galoppirt eben der Hellmalerschimmel am Publicum vorüber, bald aber werden im ewigen Drehungsproceß Fuchs und Rappen an die Reihe kommen."

Wilhelm Grimm's Deutsche Heldensage.

Von

Reinhold Steig.

Am 16. December 1859 schied Wilhelm Grimm aus dem Leben. Sein Bruder hielt ihm in der königlichen Akademie der Wissenschaften die Gedächtnißrede: tiefer ist nie ein Nachruf empfunden worden.

Es klingt eine wehmüthige, aber hoffnungsfrohe Sehnsucht durch diese Rede, eine Sehnsucht nach dem, was Jacob an Wilhelm geehrt, geliebt und mitbesessen hatte. Die lebenslängliche Gemeinsamkeit der Brüder war zerrissen; der zurückgeblieben war, konnte nicht mehr geben, nicht mehr empfangen. In dieser Vereinsamung des Herzens und des Geistes erkannte Jacob die eigenthümlichen Vorzüge des Bruders, die ihm selbst abgingen, nur um so schärfer. Was aber sein Herz bewegte, das sprang ihm über die Lippen, floß ihm in die Feder. Namentlich in dieser Gedächtnißrede, im Vorwort zu des deutschen Wörterbuches zweitem Bande und in den Briefen an die Freunde ist die innere Verschiedenheit Wilhelm's immer wieder von Jacob ausgesprochen und betont worden. Im Leben that ihm Wilhelm's abweichende Meinung oftmals leid. Nicht so nach seinem Tode. Gerade hierin trat ihm seines Bruders Eigenthümlichkeit nur um so rührender entgegen.

Die Vorstellung, die man heute allgemein von Wilhelm's Charakter hat, entspricht nicht der Wirklichkeit. Die Zahl Derer, die noch zu seinen Füßen gesessen, seine Lehre und sein Bild unmittelbar sich in die Seele gepflanzt, vermindert sich von Tag zu Tage. Eine jüngere Generation, die die Brüder nicht mehr sah und hörte, kommt allmälig empor. Noch hat die geschichtliche Betrachtung Wilhelm's Charakterbild nicht geschaffen, noch ist die Eigenart seines Wesens nicht für Jedermann greifbar. Weil man zu wenig von ihm weiß, lehnt man ihn — was ja so nahe zu liegen scheint — an den älteren Bruder an und mißt ihn und seine Werke mit dem Maßstabe, der an Jenem gewonnen wird. Ein solches Vorgehen kann nur zu einer ungerechten Beurtheilung Wilhelm's führen. Sein Charakter muß vielmehr aus der Totalität seines Schaffens und Wirkens für sich allein aufgebaut werden. Verfahren wir so, so zeigt

sich, daß Wilhelm's Leistungen sich nicht im Fahrwasser Jacob's bewegten, daß er seine Bedeutung nicht in und durch den Bruder hatte. Jacob's Wissen kam weiteren Gebieten zu Gute; Wilhelm beschränkte den Kreis seiner Forschungen mit Absicht. Jacob ging kühn, genial vor, er besaß den Muth des Fehlens; Wilhelm war vorsichtig, langsam und bedächtig schaffend, „verzagten" Herzens (wie er einmal scherzend von sich selbst sagt): er setzte nicht gern den Fuß auf, wo er nicht festen Boden unter sich sah. Dafür hing er aber mit einer Zähigkeit, die Jacob vielleicht nicht kannte, an seinen der innigsten Vertrautheit mit den Dingen entsprungenen Ueberzeugungen. Daß ihre Meinungsverschiedenheiten in wissenschaftlichen Dingen nicht vor der Welt hervortraten, war Wilhelm's Werk. In seiner zarten Scheu mied er es, dergleichen Dinge öffentlich zur Sprache zu bringen. Er gab dem lebhafter empfindenden, sich mehr der augenblicklichen Stimmung unterwerfenden Bruder nach. Aber diese Nachgiebigkeit ließ doch stets den inneren Gehalt seiner Ueberzeugungen unberührt. Die Brüder waren zu hochherzig, als daß einer vom andern das Opfer des Intellectes gefordert oder angenommen hätte.

Von Wilhelm's Werken trägt keins so sehr den Stempel seiner Eigenthümlichkeit — das langsame, subtile Werden, die bis ins Kleinste genaue Aus- und Durcharbeitung — wie die „Deutsche Heldensage". Sie erschien 1829. Sie war sein Haupt- und Lieblingswerk. Die Arbeit an ihr hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet.

Die Romantik, mit ihrer Begeisterung für national deutsche Stoffe, schuf den Boden, auf dem die „Deutsche Heldensage" wissenschaftlich entstehen konnte. Das alte deutsche Epos ist der poetische Reflex einer gewaltigen, thatengroßen Zeit, eines Heldenalters, das etwa um das Jahr 600 abschließt. Es steht auf der Grenze des ungeschichtlichen und des geschichtlichen Lebens unseres Volkes. Kein Einzeldichter hat diese stabreim-gebundenen Lieder, von denen nur ein einziger unmittelbarer Zeuge — das Bruchstück des alten Hildebrandsliedes — auf uns gekommen ist, gedichtet. Das ganze Volk hat sie erschaffen. Das Volkslied (sagt Wilhelm Grimm) dichtet sich selbst und springt als Blüthe aus der That hervor.

Zu neuer Entfaltung und Vollendung gelangte das Epos im schwäbischen Zeitalter um 1200. Der Glanz des Ritterthums, im Hintergrunde die großen Thaten der Kreuzzüge, schien ein neues Heldenalter heraufzuführen. Der deutsche Ritter sah seine Ideale im alten Liede verkörpert vor sich stehen. Man sang wieder von Dietrich von Bern, vom starken Siegfried, und wie die Helden alle heißen. Aber wo früher der wuchtige Schritt des Stabreims den Boden stampfte, schmeichelte jetzt der Endreim wie Musik dem Ohre des Hörers.

Mit dem Verfall des Ritterthums hielt der des Epos gleichen Schritt. Und in dem Zeitalter der Reformation, wo alle Kräfte in den Kampf für oder gegen sie hineingezogen wurden, schrumpfte es immer mehr zusammen, um allmälig in die Vergessenheit hinabzusinken.

Zweihundert Jahre lagen diese Schätze älterer vaterländischer Dichtung unbeachtet in den Bibliotheken, ehe Bodmer zu Zürich im Jahre 1757 die erste, nicht vollständige Ausgabe der Nibelungen veranstaltete. Sie gewann, was in der

Natur der Sache lag, keinen Einfluß auf weitere Kreise. Noch Herberes widerfuhr dem Professor Müller vom Joachimsthal'schen Gymnasium, der, ebenfalls ein Schweizer, 1782 das ganze Nibelungenlied drucken ließ. Friedrich der Große, dem das Werk zugeeignet ist, erklärte brieflich, er würde das elende Zeug, das nicht einen Schuß Pulver werth sei, aus seiner Bücherſammlung herausschmeißen. Müller hatte auch nichts für das Verständniß gethan, nicht einmal eine Interpunction kam dem Leser zu Hülfe. Selbst Goethe ließ das Buch ungebunden liegen; erst viele Jahre später gewann er ein näheres Verhältniß zu der Dichtung.

Der Umschwung trat ein mit dem Emporkommen der älteren Romantik. Wilhelm von Schlegel hielt in Berlin zu Anfang unseres Jahrhunderts begeisterte und begeisternde Vorlesungen über die Nibelungen. Friedrich Heinrich von der Hagen ließ von ihnen eine Ausgabe nach der andern erscheinen, die alle schnellen Absatz fanden. Die Nibelungen im Tornister marschierten deutsche Freiheitskämpfer vor Paris. Aber im Ganzen genommen war Kenntniß und Verständniß noch oberflächlich. Die ältere von Herder ausgegangene universelle Richtung auf das Volksthümliche, die sich in der Romantik erst allmälig nationalisirte, wurde namentlich der Sagenforschung und -Erklärung schädlich. Man suchte einen höheren Zusammenhang der Sagenkreise bei den verschiedensten Völkern nachzuweisen, und übersprang leichten Sinnes die durch das deutsche Epos selbst gezogenen Schranken. Man deutete das Epos, ehe man es kannte.

Hiergegen nahm Wilhelm Grimm, als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, in einem 1808 geschriebenen Aufsatze Stellung. Er verlangte mit echt wissenschaftlichem Sinne vor Allem eine Geschichte des deutschen Epos. Die Zeugnisse zur deutschen Heldensage, die er in seinen und Jacob's „Altdeutschen Wäldern" 1813—1816 veröffentlichte, waren ein trefflicher Anfang dazu. Von entscheidendem Einflusse wurde sein Briefwechsel mit Karl Lachmann. Der Plan, Alles, was er bis dahin für die Heldensage geleistet hatte, in einer besonderen Schrift zusammenzufassen und umständlicher, als bisher geschehen war, zu bearbeiten, muß in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre gefaßt worden sein. Aus brieflichen Mittheilungen läßt sich feststellen, daß Wilhelm Grimm schon zu Anfang des Jahres 1827 die „Deutsche Heldensage" begonnen hatte. Die ersten fertigen Exemplare erhielt er am 13. August 1829, wie eine Notiz im Handexemplar besagt.

Das Buch ist Karl Lachmann gewidmet. Es zerfällt in zwei Haupttheile: „Zeugnisse" und „Ursprung und Fortbildung".

Die Zeugnisse erstrecken sich über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren, vom sechsten bis zum siebzehnten Jahrhundert. Sie sind theils „äußere", theils „innere". Aeußere Zeugnisse sind alle diejenigen, welche gelegentlich bei den Schriftstellern der verschiedensten Zeiten vorkommen und somit das Dasein und die Entwicklung der Heldensage bezeugen. Unter den inneren verstand Wilhelm Grimm, was die altdeutschen Dichtungen des epischen Fabelkreises selbst über ihre Quelle aussagen, oder die Erforschung ihres inneren Zusammenhanges in dieser Hinsicht zu schließen gestattet. Die inneren Zeugnisse werden aus der Betrachtung der Natur und des Wesens der epischen Dichtungen selbst gewonnen. Dahin gehört die Genealogie und Heimath der Helden,

und überhaupt was an ihre Person fest geknüpft erscheint: namhafte Waffen, Rosse, Schildzeichen.

Die Zeugnisse sind wiederum in drei Perioden getheilt: vom sechsten bis ins zwölfte Jahrhundert, von da bis zum sechzehnten Jahrhundert, von da bis zum Versiegen der Quellen. Die Reihe der Zeugnisse eröffnet Jornandes, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das kleine Werk „De rebus geticis" verfaßte. Wir finden darin wichtige Nachrichten über die Heldensage bei den Gothen, besonders über Ermanarich. Weiterhin wird untersucht, was sich aus der Edda für die deutsche Sage gewinnen läßt. In gleichem Sinne werden die angelsächsischen Gedichte herbeigezogen. Das alte Hildebrandslied und der (nur in der Sprache nicht deutsche) Waltharius manu fortis lassen ahnen, welcher Geist die uralten Gedichte von den Thaten und Kriegen der Vorfahren durchweht haben muß, die Karl der Große, nach dem Worte Eginhart's, aufschreiben und für die Nachwelt bewahren ließ. Ludwig der Fromme, der die heidnischen Volksgesänge in seiner Jugend noch auswendig gelernt hatte, wollte sie später weder anhören noch selbst hersagen. Für diesen Verlust können uns die dürftigen Nachrichten bei den lateinischen Chronisten der folgenden Jahrhunderte nicht annähernd entschädigen.

In der zweiten Periode, die mit dem Eingang des einst von Herder so hoch gepriesenen Annoliedes anhebt, überwiegen naturgemäß die inneren Zeugnisse. Am ausführlichsten abgehandelt sind Nibelunge Noth, Klage und Biterolf; ihrer geringeren Bedeutung entsprechend die übrigen Epen: Dietrich's Flucht, Rabenschlacht, Ecken Ausfahrt, Otnit, Wolfditrich, Alphart's Tod, Rosengarten, Volkslied von Hildebrand und Siegfried, Dietrich's Drachenkämpfe, Siegenot, Laurin und Etzel's Hofhaltung. Die in altnordischer Sprache verfaßte, aber auf den Erzählungen niederdeutscher Männer fußende Vilkina- oder besser Thidrekssaga liefert reichliche Aufschlüsse. — Die äußeren Zeugnisse dieser Periode zeigen namentlich für die Blüthezeit, daß sich allmälig ein scharfer Gegensatz zwischen der höfischen und der volksthümlichen Poesie herausgebildet hatte. Streng höfische Dichter wie Hartmann von Aue, Wirnt von Gravenberg und Gottfried von Straßburg enthalten sich jeder Anspielung auf den Volksgesang. Die einfache Dichtung sagte der einseitigen Verfeinerung ihres Geistes und ihrer conventionellen Höflichkeit nicht mehr zu. Kräftig angelegte Naturen dagegen, wie Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, die Beide eine zielbewußte Mittelstellung zwischen den literarischen Extremen ihrer Zeit einnehmen, wußten den Werth der Sage zu schätzen; ihre gelegentlichen Erwähnungen verrathen tiefe Kenntniß. Die Minnesänger hatten wenig Interesse an der Sage, doch retteten sie die Bekanntschaft mit ihr in den geistesarmen Meistergesang hinüber. Die namentlich in Oesterreich und Bayern emporschießenden Schwänke und satirischen Gedichte des 13. und 14. Jahrhunderts greifen gern das Komische in den Charakteren auf und vergröbern sie. An die Stelle der älteren lateinischen Weltchroniken treten allmälig die deutschen Städtechroniken mit ihrem festen Stamm alter epischer Erinnerung. Den Beschluß dieser zweiten Periode macht der sogenannte Anhang des Heldenbuchs, der, am Ausgang des Mittelalters entstanden, eine Uebersicht aller damals gekannten Sagenkreise in Prosa bietet.

Mit dem nationalen Interesse für die Heldensage verlor sich auch der poetische Glaube an sie. Schon im vierzehnten Jahrhundert lassen sich Stimmen für die Unglaubwürdigkeit des Ueberlieferten vernehmen. Mit dem Beginne der dritten Periode der Zeugnisse hat sich dieser Proceß bereits vollzogen. Gleich das erste Stück, das „Chronicon Wormatiense", erzählt, Kaiser Friedrich II. habe in Worms bei einem Osterbesuche sich überzeugen wollen, ob wirklich des hörnernen Siegfried Grab dort vorhanden sei. Man grub, bis das Wasser hervorquoll, und meldete dem Kaiser: „Illud fictitium fuisse". Luther und andere Theologen setzten die Märlein von Dietrich von Bern dem wahren Glauben an Christus entgegen. Daneben kam eine realistische Erklärungsweise der Heldensage auf. Die Riesen sind barbari, lehrte z. B. Sebastian Franke. Noch weiter ging Spangenberg im „Adelsspiegel". Ja, das derbe sechzehnte Jahrhundert schreckte nicht vor obscöner Verwendung der epischen Stoffe zurück. Man hatte zu ihnen kein inneres Verhältniß mehr. Hans Sachs dichtete seine Tragödie „Der hörnen Seyfried". Der sprachgewaltige Fischart wagte in Anlehnung an die Heldensage kühne Neubildungen und flocht sie als eigenartigen Schmuck in seine Darstellung. Der alte Meister Hildebrand mußte sogar auf dem Puppentheater dem schaulustigen Publicum seine Späße vormachen. Zeugnisse werden auch aus den später in den Norden eingedrungenen Darstellungen der deutschen Sage gewonnen, besonders aus den dänischen Kjämpeviser und den färöischen Liedern, die noch heutigen Tages auf ihrem meerumflossenen Eilande gesungen werden. Wie in der englischen Volkssage noch heute alte Klänge nachhallen, so haben auch die deutschen Volkssagen die Erinnerung an die große Heldenzeit unseres Volkes treulich bewahrt. Hier berührt sich die „Deutsche Heldensage" auf das Innigste mit den „Hausmärchen". Beide sind nur zwei verschiedene Aeußerungen in derselben Sache. Die „Heldensage", streng wissenschaftlich vermittelt, beruht auf literarischer Ueberlieferung; die „Märchen", aus der Aufzeichnung schlichter Volksdichtung erstanden, auf lebendiger Volkstradition: Märchenerzähler und Märchenlauscher haben sie durch die Jahrhunderte hin gerettet. Der Zweck, den beide Werke verfolgen, entspricht dem Sinne der deutschen Romantik. Sie sollten, um mit Achim von Arnim zu reden, Alles Allen wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt hatte. Demantfest sind auch Wilhelm's „Heldensage" und der Brüder „Märchen" geworden. Sie werden im Fortrollen der Jahre allzeit Zeugniß ablegen, daß der deutschen Romantik die Kraft, Großes hervorzubringen, nicht gefehlt hat.

Den zweiten Haupttheil des Werkes bildet die Abhandlung über „Ursprung und Fortbildung" der deutschen Heldensage. Hier kommt Wilhelm Grimm selbst zu Worte. Bei der Erklärung der Zeugnisse hatte er anderweitige Betrachtungen zurückgewiesen, weil er nicht vorgreifen und zukünftigen Forschungen eine reine Grundlage liefern wollte. Indessen konnte er es sich nicht versagen, nach dem mühsam zurückgelegten Weg einmal umzublicken, um die Weite der gewonnenen Aussicht zu messen. So entstanden die Gedanken über „Ursprung und Fortbildung".

Wilhelm Grimm entsagte von vornherein dem Vortheil, eine vorausgewählte Ansicht in die Mitte zu stellen oder mit dem glänzenden Schwerte eines sinn-

reichen Einfalls auf den Knoten, den er lösen wollte, loszuhauen. Darum gibt er erst eine Reihe von feinen Beobachtungen, um den Leser bis zu einem gewissen Grade das Wesen der Sage selbst finden zu lassen.

Die Grundlage schafft er sich durch eine Uebersicht sämmtlicher Sagen unseres Fabelkreises, wie sie sich in den erhaltenen Werken und Zeugnissen darstellen. Die nordischen Denkmäler treten nur da ergänzend ein, wo entsprechende deutsche Gedichte sich nicht mehr vorfinden. Es verräth sich schon früh eine Neigung zu historischer Anlehnung und geographischen Bestimmungen: aber die Sage, findet Wilhelm Grimm, ist stets das Frühere, das Geschichtliche nur ein leichter Anflug. Sodann werden Beispiele von Anknüpfung und Verschmelzung verschiedener Sagen, die ursprünglich nichts mit einander zu thun haben, nachgewiesen, und die Auflösung in das Ursprüngliche versucht. Die durch eine solche Verknüpfung bedingte Veränderung dringt oft bis zur ersten Grundlage vor und schafft statt des alten, nun zerstörten Zusammenhanges einen neuen. Verschieden von dieser Art der Fortbildung sind die Erweiterungen, die ein Sagenstoff erfahren hat, sei es, daß neue Triebe hervorgesprossen sind, oder daß die Zahl der handelnden Personen sich vergrößert hat. Welche Wirkungen vor Allem die im Laufe der Zeiten veränderte Sitte, der Untergang alter, die Einführung neuer Anschauungen auf das Epos gehabt hat, tritt nirgends so deutlich zu Tage wie bei der Nibelunge Noth und den verschiedenen Gestalten des Liedes von Hildebrand. Die poetische Kraft, der Geist der Dichtung, der im Fortgang der Zeiten stieg oder sank, veränderte vielfach den Standpunkt, von welchem aus die Sage dargestellt wurde. Eine Würdigung des poetischen Werthes der einzelnen Gedichte liefert den Beweis dafür. Wir treffen gar köstliche Urtheile in wunderschöner Sprache. Das Erhabene der eddischen Lieder beruht in dem auf der Höhe genommenen Standpunkt, wo das Auge, über die Ebenen wegschauend, nur auf hervorragenden Gipfeln verweilt. Diese Darstellungsweise ist in unserer Nibelunge Noth zu ihrem Gegensatze gelangt: hier herrscht eine gleichförmige Ruhe, die in sicherer und langsamer Entwickelung der Fabel jedem Theile dieselbe Aufmerksamkeit schenkt. Dem Nibelungenliede wird die Gudrun an die Seite gestellt. Mit dem Aufenthalt der gewaltsam entführten Jungfrau in der Normandie öffnet sich die Blüthe des Gedichts; die Erzählung, wie Gudrun unter Herabwürdigungen aller Art den Adel ihrer Seele bis zu dem Augenblick ihrer Erlösung bewahrt, ist von unbeschreiblicher Schönheit. Und anderwärts sagt Wilhelm Grimm mit einem Anfluge von Bitterkeit, die Gudrun würde längst alle Freunde der Poesie entzündet haben, wenn sie in einer anderen als der einheimischen Sprache gedichtet wäre. Wie durch die poetische Kraft der verschiedenen Zeiten, so erfuhr die Sage im Munde der Sänger und später durch die Schrift eingreifende Umbildung. Das Amt der Sänger war, bei festlichen Gelegenheiten die alten Lieder zu *singen* und zu *sagen*: sie setzten hinzu oder ließen weg, wie es ihrem Zwecke am besten entsprach. Die Lieder wurden aber durch sie *lebendig* erhalten. Die schriftliche Aufzeichnung dagegen ermöglichte statt des lebendigen Gesanges das einsame Lesen und begünstigte, da die Sorge für die Erhaltung im Gedächtnisse wegfiel, eine lückenhafte Kenntniß der Sage. Die Schrift gab dem lebendigen Heldensang den Todesstoß. Ein eigener

Abschnitt ist der Betrachtung des Uebernatürlichen und Wunderbaren in der Sage gewidmet. Das Uebernatürliche — das Eingreifen der Götter, des Verhängnisses — scheint in früherer Zeit mächtiger gewesen zu sein und sich erst allmälig zurückgezogen zu haben. Außer den Helden handeln in der Dichtung fast überall wunderbare, halb überirdische, halb menschliche Wesen. Der Walküren Geschäft ist, das Schicksal der Menschen oder — was in ältester Zeit dasselbe ist — die Entscheidung im Kampfe zu lenken. Die Elfen verfertigen Ringe, Becher, köstliche Schwerter; sie sind boshaft, und wenn ihnen ein Leids angethan wird, rächen sie sich heimlich, aber sicher und auf das Grausamste. Riesen, Zwerge und Drachen spielen sowohl in der nordischen wie in der deutschen Sage eine wichtige Rolle. Allerdings in Eckehard's Waltharius manu fortis fehlen die Riesen, und die Nibelunge Noth kennt sie, wie überhaupt das Wunderbare, nur aus der Ferne. Zauberei, vollbracht durch Sprüche, Zeichen, mühsam bereiteten Trank, beschränkt sich mehr auf die nordischen Dichtungen und ist meist das Gewerbe von Frauen hohen Standes. Dagegen sind bedeutsame, die Zukunft verkündigende Träume etwas Gewöhnliches. Die nordische Gudrun träumt von einem Habicht mit goldenen Federn, ihre Frauen deuten ihn auf Sigurd. Dem entspricht Kriemhildens Traum im Nibelungenliede, wie zwei Adler ihren Falken, den Siegfried, mit den Krallen packen.

Ruhend also und in eine feste Form gebunden dürfen wir uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrscht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgestaltung. Es fragt sich nun, woher nahm diese so beschaffene Sage ihren Ursprung. Entschieden lehnt Wilhelm Grimm sowohl die historische wie die mythische Erklärungsweise ab. Jene behauptet, daß geschichtliche Ereignisse die Grundlage geliefert haben; diese sieht in den Helden ursprüngliche, erst allmälig vermenschlichte Götter. Er selbst nimmt einen poetischen Ursprung des Epos an.

Das ist in ungefährer Uebersicht der Inhalt des großartigen Werkes. Hier wurde eine neue Wissenschaft nicht nur bloß begründet (was allein schon einem Manne zu dauerndem Ruhme verholfen hätte), sondern sogleich ein großes Stück Weges vorwärts geführt. Die Kritik jener Zeit war einig im Lobe des Buches. Es wurde mit einem Schlage die Stütze und Grundlage für die Beschäftigung mit dem altdeutschen Epos.

Eine reiche Fülle von Anregungen ging von dem Buche aus und fiel bei dem patriotischen Eifer, mit dem damals altdeutsche Studien getrieben wurden, auf fruchtbaren Boden. Viel fleißige Hände regten sich, am weiteren Ausbau der deutschen Heldensage mitzuschaffen. Von Bedeutung wurde, daß Lachmann, dessen Gedanken späterhin Müllenhoff fortführte, eine abweichende Ansicht vom Wesen der Sage begründete. Nach diesen Männern besteht die Heldensage aus einer engen Verbindung von Geschichte und Mythus; die Zeit der großen Völkerwanderung ist das deutsche Heldenalter, und in die Heldensagen haben sich die Erzeugnisse und Ueberlieferungen einer noch älteren Zeit, die alten Göttervorstellungen unserer Vorfahren, geflüchtet.

Wilhelm Grimm bewahrte der deutschen Heldensage bis zuletzt seine lebhafteste Theilnahme. Ihm entging nichts von dem, was auf diesem seinem eigensten Gebiete geleistet wurde. Zu jeder neu auftauchenden Frage nahm er

Stellung. Er förderte die Sache durch eigene Arbeiten. Von nah und fern erhielt er, als Zeichen der Verehrung, die er genoß, eine Menge wichtiger Beiträge. Sein Handexemplar mit den zahlreichen Eintragungen und Einlagen ist der schönste Beweis dafür.

Wir wissen, daß Wilhelm Grimm in den letzten Jahren seines Lebens eine neue Auflage des Buches plante. Der Tod rief ihn ab, ehe er ans Werk gehen konnte. Er würde in manchen Punkten geändert haben. Doch von seiner grundsätzlichen Auffassung der Heldensage wäre er nicht um Haaresbreite abgewichen. Zahlreiche Aussprüche, mündliche und schriftliche, bezeugen das aus späterer Zeit. Es wäre auch wider den Grundzug seines Charakters gewesen, wenn er nicht mit der ganzen ihm eigenen Festigkeit die einmal erarbeiteten Ueberzeugungen beibehalten hätte.

Bald nach Wilhelm Grimm's Tode wurde eine zweite Auflage der Deutschen Heldensage nöthig. Müllenhoff lieferte sie 1867 im Auftrage der Grimm'schen Erben. Nun sind sechzig Jahre seit der Geburt des Werkes, dreißig Jahre seit dem Tode seines Verfassers verflossen: noch immer nicht kann die deutsche Wissenschaft auf dasselbe verzichten. Vor wenig Wochen ist die dritte Auflage in die Oeffentlichkeit ausgegangen.

Wilhelm Grimm's Heldensage hat dem deutschen Volke einen wichtigen Theil seiner Literaturgeschichte gleichsam neu geschenkt. Indem sie vor dem Auge der Nation das Heldenalter emporsteigen ließ und zu Thaten begeisterte, wies sie den Weg zur neuen Größe. Die deutsche Heldensage hat ihren vollgemessenen Antheil an der Einigung unseres Vaterlandes.

Der achte internationale Orientalistencongreß.

Der internationale Orientalistencongreß, welcher zum ersten Male 1873 in Paris und seitdem alle zwei bis drei Jahre in verschiedenen Städten Europa's versammelt war, hat seine Sitzungen diesmal vom 2. bis 11. September zu Stockholm und Christiania gehalten. Es waren Tage reich an mannigfaltiger wissenschaftlicher Anregung, überreich an unvergeßlichen Eindrücken von der ernsten Schönheit der nordischen Natur und einem Entgegenkommen geradezu des ganzen Volkes, wie es so warm und zugleich so glänzend wohl noch nie einer Gesellschaft von Gelehrten geboten worden ist.

An seiner Spitze sah der Congreß Se. Majestät König Oskar selbst stehen, welcher, durch alte Erinnerungen persönlich mit dem Orient verknüpft, jederzeit den Forschungen über die ferne Vergangenheit jener Länder das lebhafteste Interesse gewidmet hat. In warmen, huldvollen Worten begrüßte er die um ihn versammelten Gelehrten; er betheiligte sich an ihren Arbeiten; in seinem Schlosse Drottninghohm, an den wundervollen felsumringten, waldbekränzten Ufern des Mälarsees erwies er ihnen seine königliche Gastfreundschaft. Unter der Aegide des Königs widmete eine Reihe hervorragender schwedischer und norwegischer Gelehrter dem Congreß ihre Kräfte: so der begabte Arabist Graf Landberg, der diplomatische Vertreter Schwedens in Kairo, der schwedische Reichsantiquar Hildebrand, die Semitisten Almkvist und Esaias Tegnér — ein Enkel des Frithjofssängers —, der ausgezeichnete Linguist und Erforscher der nordischen Literatur Sophus Bugge. Unter den nichtskandinavischen Theilnehmern des Congresses war, wie natürlich, besonders zahlreich die deutsche und die eng verbundene österreichische Gelehrtenwelt vertreten: neben den Aelteren wie Dillmann, Schrader, Albrecht Weber auch die jüngere Generation; die Liberalität mehrerer deutscher Regierungen hatte eine nicht geringe Zahl von Betheiligten mit den Mitteln zum Besuch des Congresses ausgestattet. Weniger stark vertreten waren leider die Franzosen; außer der Weltausstellung mochten die Wahlvorbereitungen Viele zurückgehalten haben. Aus England war neben vielen Aelteren und Jüngeren Max Müller erschienen, der in der Mitte der Sechzig stehend doch in jugendlicher Frische vor Allen die Blicke auf sich zog; ferner als Vertreter der asiatischen und der geographischen Gesellschaft zu London Robert N. Cust, der vielseitige Geograph der lebenden asiatischen und afrikanischen Sprachen, unermüdlich bemüht, die Ergebnisse linguistischer Forschung den praktischen Zwecken der Bibelübersetzung und Bibelverbreitung dienstbar zu machen. Zu den Orientalisten kamen auch Orientalen in nicht geringer Zahl, Vertreter der Regierungen, Gelehrte — daneben auch Nichtgelehrte — Türken, Aegypter, Perser, Inder.

Nur wenige allgemeine Sitzungen vereinten den Congreß in seiner Gesammtheit. Der bei Weitem größere Theil der Verhandlungen fiel, wie das nicht anders sein konnte, in die einzelnen Sectionen, unter denen die arische und die beiden semitischen die hervortretendsten waren. In der That spaltete sich, so weit es sich um die eigent-

lichen wissenschaftlichen Erörterungen handelte, der Congreß in eine Reihe von Einzelcongressen: gewiß ein Uebel, doch ein schlechterdings unvermeidliches. Die Verhandlungen aber der einzelnen Sectionen waren erschwerenden Bedingungen unterworfen, welche in gewissem Maße allen ähnlichen wissenschaftlichen Versammlungen gemeinsam sind, die aber hier, vermöge der speciellen Natur orientalistischer Forschungen, in besonderer Schärfe hervortreten mußten. Eine wirklich eindringende Discussion der berührten Probleme ist hier in den meisten Fällen von vornherein undenkbar. Mag die These, um welche sich der Streit bewegt, noch so weitreichender Art sein: die Beweisführung oder Widerlegung wird sich doch in der Regel auf dem Boden der Einzelheiten bewegen müssen; die einzelne Stelle eines Textes, einer Inschrift, oder die zweckmäßig geordnete Reihe einzelner Stellen wird bald durch das, was sie sagen, bald durch das, was sie nicht sagen, den Ausschlag zu geben haben. Hierin liegt es aber, daß die Probleme der orientalistischen Wissenschaften nicht in Versammlungen, wie die hier in Rede stehenden, sondern nur im stillen Verkehr des Forschers mit den Quellen seiner Forschung sich entscheiden können, und daß die gefundene Lösung sich nicht durch das mündliche, sondern allein durch das gedruckte Wort die Anerkennung der Urtheilsfähigen gewinnen muß. So hat denn auch der Stockholmer Congreß gewiß nicht in vielen Unüberzeugten neue Ueberzeugungen begründet; was er bringen konnte und denn auch sicher gebracht hat, war nur die Anregung zum Prüfen fremder Ergebnisse, vor Allem aber die Freude und der Gewinn persönlicher Berührung zwischen Männern, die, weit von einander entfernt lebend, doch in gemeinsamer Arbeit sich auf einander gewiesen sehen.

Es darf hier nicht im Einzelnen versucht werden, von den nahezu alle Gebiete der orientalischen Forschung berührenden Erörterungen des Congresses ein Bild zu geben. Der Berichterstatter steht natürlich, wie Jeder unter den Theilnehmern, vielen dieser Gebiete selbst fern. So demjenigen, auf welchem offenbar die weitesttragenden Probleme und zugleich die schärfsten Gegensätze in Frage kamen, dem der assyrischen Forschung. Liegt auf den assyrischen Keilinschriften neben dem Assyrischen eine nichtsemitische Sprache — die der Sumerier — vor, welche den Zugang zu vorsemitischen Ursprüngen der westasiatischen Cultur erschließt? Oder ist, was wie eine andere Sprache aussieht, in der That nur eine zweite, ideographische Schreibweise eben derselben assyrischen Sprache? Die „sumerische Frage" scheint durch die heftigen Erörterungen der Stockholmer Versammlung kaum gefördert zu sein; möge sich die von Haupt ausgesprochene Erwartung bewähren, daß hier die fortschreitende Erkenntniß der syntaktischen Gesetze die Entscheidung bringen wird. Uebrigens fehlte es auf dem Gebiete der semitischen Forschungen nicht an wichtigen Mittheilungen von positiverem Charakter: es seien unter vielen anderen die Darlegungen Karabacek's über neuentdeckte Goldprägungen des Mohammed und eines Gegenpropheten hervorgehoben, die Auseinandersetzungen D. H. Müller's über Schrift und Inschriften des alten Arabien, die Discussionen, zu welchen Ginsburg's Neubearbeitung des alttestamentlichen Textes den Anlaß gab, endlich die Auseinandersetzungen des genialen Halévy über den Artikel der semitischen Sprachen.

Die arische Abtheilung war überwiegend mit Problemen der Sanskrit-Philologie beschäftigt. In glücklicher Zusammensetzung vereinigte die Section zahlreiche Vertreter der beiden Hauptrichtungen, welche auf dem Gebiete dieser Forschungen einander begegnen. Man kann etwa von einer indischen und einer europäischen Schule sprechen. Auf der einen Seite stehen Gelehrte, welche entscheidende Jahre ihres Lebens in Indien, im täglichen Verkehr mit einheimischen Sanskritkennern zugebracht haben, für die das Sanskrit geradezu eine lebende Sprache, die moderne Auffassung der Inder von der Bedeutung ihrer alten Literatur eine wichtige Autorität ist. Ihnen reihen sich auf der anderen Seite Forscher an, welche dem heutigen Dasein Indiens in der Regel fern stehen, von der jüngeren indischen Tradition weitaus geringer denken als Jene, aber ihre volle Energie dafür einsetzen, die von der altclassischen Philologie und der historischen Grammatik entwickelten Methoden der Untersuchung auf die Räthsel, welche

das alte Indien der Wissenschaft aufgibt, anzuwenden. Die Verhandlungen des Congresses führten uns beide Richtungen neben einander z. B. in der Beschäftigung mit der ältesten in Indien erhaltenen großen Inschriftenmasse vor, den in verschiedenen Volksdialekten abgefaßten, durch die ganze Halbinsel auf Felsen und Pfeilern zerstreuten Edicten des buddhistischen Königs Asoka (um 260 v. Chr.). Zwei Gelehrte, die sich früher in Indien selbst, jetzt in Europa, die allerhervorragendsten Verdienste um die Sammlung, Publication, Erklärung der indischen Inschriften erworben haben, Bühler in Wien und Burgeß in Edinburg, konnten von erfreulichen neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Asoka-Literatur berichten, während die Mittheilungen eines jungen schwedischen Forschers, K. F. Johansson aus Upsala, die Hoffnung gaben, daß es gelingen wird, in der Lautlehre der in diesen Inschriften erscheinenden Dialekte die strenge Gesetzmäßigkeit ans Licht zu stellen, welche die heutige Wissenschaft in der Geschichte der Sprachlaute aufzusuchen und mit immer zunehmendem Erfolge zu finden gewohnt ist. — Auch auf den Veda bezogen sich selbstverständlich verschiedene Mittheilungen, andere — leider nur wenige — auf Fragen der vergleichenden Sprachforschung. Von hervorragendem Interesse waren die Ausführungen Joh. Schmidt's über die von ihm vermutheten Spuren babylonischen Einflusses in den Zahlensystemen der europäischen Sprachen. Auf den verschiedensten Sprachgebieten machen sich Kreuzungen der decimalen Zählmethode durch ein duodecimales, genauer ausgedrückt sexagesimales System bemerkbar. Dahin gehört es, wenn in den germanischen Sprachen die Bezeichnung der Zahlen 11 und 12 anders gebaut ist als die von 13—19, und so auch die 120 eine besondere Rolle als „Großhundert" spielt, wenn das Gothische in den Benennungen der Zehner bei 60 einen Abschnitt macht (50, 60 fimftigjus, saihstigjus, aber 70 sibuntêhund), wenn auch im Griechischen und genau in der gleichen Weise im Keltischen bei der Zahl 60 eine Kluft im Ausdruck der Zahlen sich zeigt. Mit großem Scharfsinn suchte der Vortragende es wahrscheinlich zu machen, daß hier Einwirkungen des babylonischen auf der Grundzahl 60 beruhenden Systems der Bemessung von Raum und Zeit vorliegen: eine Hypothese, deren Bedeutung für die Frage nach den vorhistorischen Wohnsitzen der europäischen Völker und damit für die nach der Heimath des indogermanischen Urvolkes am Tage liegt.

Nur flüchtig können wir aus den Verhandlungen der afrikanischen Section die tief einschneidenden Erörterungen von Brugsch über die altägyptischen Maßsysteme hervorheben, sowie die in dieser Section vorgelegten Mittheilungen über die überraschenden neuen Funde des Mr. Flinders Petri in Fajum: von zwei Colonien von Nichtägyptern aus der Zeit der zwölften und der achtzehnten Dynastie sind Töpferarbeiten ans Licht gekommen, welche Zeichen einer uralten, anscheinend alphabetischen Schrift aufweisen — weite, wenn auch für jetzt noch völlig unbestimmte Perspectiven scheinen sich hier zu eröffnen.

Die Arbeiten des Congresses erstreckten sich bis in die Ferne Australiens: Schnorr v. Carolsfeld untersuchte die Verwandtschaftsverhältnisse der australischen Sprachen zu den Papuasprachen von Neu-Guinea und reihte dieser großen Sprachgruppe die bisher als isolirt angesehenen Dialekte der Andamanen an der Westküste Hinterindiens an. Stolpe machte interessante Mittheilungen über die von ihm besuchte Osterinsel, namentlich über eine Inschrift von genealogischem Inhalt in einer Bilderschrift, welche die rohen bildlichen Darstellungen der auszudrückenden Begriffe in wechselnd rechtsläufigen und linksläufigen Zeilen aneinander reiht. —

Der wissenschaftlichen Arbeit aber gehörte von der Zeit des Congresses nur ein Theil und kaum der größere Theil. „Lauschen Sie," so hatte König Oskar zu den Versammelten gesprochen, „auf das geheimnißvolle Rauschen unserer unermeßlichen Wälder; betrachten Sie die jungfräuliche Schönheit unserer Thäler, die Majestät unserer Berge, die düsteren Tiefen unserer Fjords: und Sie werden, wenn Sie uns verlassen, einen Hauch von Poesie und Frische mit sich nehmen." Unvergleichliche Stunden haben das schöne königliche Wort zur Wahrheit gemacht. Und wohin die Fahrt der Reisenden ging, nach den altehrwürdigen Stätten Upsala's, durch norwegisches

Bergland, zu den Wasserfällen des Hönefos und des Trollhättan, überall belebten sich die nordischen Wälder und Seeufer, die Städte und Dörfer mit tücherschwenkenden, hurrahrufenden Menschenmengen. Fahnen und Illuminationen, der wundervolle Gesang der Studentenchöre von Upsala und Christiania: Alles vereinte sich, den Gästen einen Empfang zu bereiten, dessen Schönheit und warme Herzlichkeit die so Empfangenen nicht vergessen werden. —

Es ist schwer, die Schilderung von Tagen wie die zu Stockholm und Christiania verlebten damit zu schließen, daß man auch den Bedenken Ausdruck gibt, die nicht zurückgehalten werden dürfen. Die Reihe der glänzenden Feste, der Diners und Soupers war eine so ununterbrochene, daß darunter, wie uns scheint, Wichtigeres gelitten hat: der stille Verkehr des Forschers mit dem Mitforscher, jenes wechselseitige Geben und Empfangen, aus welchem die einsame Arbeit des Gelehrten neue Frische und neue Vertiefung schöpft. Daß dies zu seinem Rechte kam, dazu fehlte es an Ruhe. Und noch ein weiteres Bedenken drängt sich zuletzt auf. Den Zwecken des Orientalistencongresses geschieht, meinen wir, kein Dienst damit, wenn man denselben zu einem Werkzeug weitgehender Hoffnungen auf eine Ueberbrückung der Kluften, die Orient und Occident trennen, zu machen sich bemüht. Graf Landberg, der Generalsecretär des Congresses, sprach es in phantasiereicher Rede aus, daß der Congreß ein Band sein solle, das die Gelehrten des Orients mit dem Westen verbindet, und den Gelehrten werde die Masse des Volkes folgen. Eine neue Aera für die Civilisation des Orients werde hier ihren Anfang nehmen. Nicht immer haben wir in dem offenbar mit diesen Auffassungen in einem gewissen Connex stehenden Auftreten und Hervortreten von zum Theil wissenschaftlich wenig berufenen Orientalen eine Förderung der Ziele des Congresses entdecken können. Freuen wir uns, wo immer unseren Universitäten oder unserer literarischen Thätigkeit die schöne Möglichkeit gegeben ist, auch in die strebenden Geister des Orients etwas von dem nüchternen Ernst unserer Wissenschaft hineinzusenken. Aber hüten wir uns davor, daß der Charakter des Orientalistencongresses als einer Versammlung von Gelehrten zu Zwecken der Wissenschaft nicht durch fremdartige Beimischungen beeinträchtigt werde.

H. O.

Zur Eröffnung des „Deutschen Volkstheaters" in Wien.

Ein Wunder! Wien hat es doch wieder zu einem siebenten Theater gebracht! Als Wunder erscheint das den Wienern selbst, und sie rufen's mit freudigem Stolz in die Welt hinaus, und es kommt ihnen in dieser naiven Freudigkeit gar nicht zum Bewußtsein, welches Kleinmuthszeugniß sie sich eigentlich damit geben, welche Depression und Verzagtheit der Gemüther, welcher Mangel an Vertrauen in die eigene Initiative sich damit verräth. Sie gebärden sich förmlich überrascht davon, daß wirklich in Wien noch etwas zu Stande gekommen ist; sie hatten's sich selber nicht geglaubt, sie reiben sich noch immer verwundert die Augen, wenn sie vor dem neuen, aus dem Boden gestiegenen, oder vielmehr geflogenen Theater stehen, und so erklärt sich einigermaßen das sonst Schwerbegreifliche, daß die Eröffnung dieses Hauses ihnen nicht wie ein immerhin erwünschtes und erfreuliches Theaterereigniß, sondern wie eine socialpolitische, eine banndurchbrechende, erlösende That erscheint. Ein Hauch von Melancholie durchzittert diese Freude, und melancholischer Gedanken kann sich auch der Beobachter nicht erwehren. Welche Leidensgeschichte muß eine Stadt, muß eine Bevölkerung durchgemacht, welche Enttäuschungen muß sie erfahren, auf wie viel Hoffnungen verzichten gelernt haben, bis zu welchem Grade des sich selbst aufgebenden Resignirens und Stagnirens aller Actionslust muß sie gelangt sein, daß sie über sich selbst in Staunen geräth und es für eine gar nicht mehr möglich geglaubte Aeußerung von schöpferischer Thatkraft hält, wenn es ihr gelingt, ein neues Theater zu bauen! Und doch äußert sich auch ein gesunder und richtiger Instinct darin — ist es doch, wie wenn man das erste Wiedererstarken des Pulses in einem Körper verspürt, welchen man mit schwerer Besorgniß von dem schleichenden Verderben der Anämie ergriffen sah.

Das siebente Theater! Wien hat allerdings schon acht gehabt — das war, als Laube das Stadttheater schuf, und die „Komische Oper", das spätere Ringtheater erstand, dessen grauenvolles Ende heute noch die Erinnerung mit Schaudern erfüllt. Und auch das Stadttheater versank in Schutt und Asche, alle Versuche, es an seiner ursprünglichen Stätte wieder aufzurichten, stießen auf finanzielle Schwierigkeiten und Hindernisse seitens der Behörden, und Ronacher's prunkvolles „Tingel-Tangel" nimmt heute seinen Platz ein. So stand Wien wieder bei der althergebrachten Zahl von sechs Theatern, wobei schon die Miniaturbühne des Fürsttheaters im Prater, eine Sommerbühne, miteingerechnet ist. Allerdings war das bescheidene Theaterchen mit seinem Repertoire naivster Gesangsposſen seit Jahren nicht ohne Bedeutung für Wien; es repräsentirte nämlich mehrere Wochen hindurch das gesammte Wiener Theaterleben, und bemühte sich ganz allein, die theatralischen Honneurs der Großstadt zu machen. Die drei alten Privattheater, das an der Wien und in der Josephstadt und das Carltheater hatten dreimonatliche Sommerferien; die Hofoper ist von Mitte Juni bis 1. August, das Burgtheater vom 1. Juli bis 1. September geschlossen. So bliebe Wien im Juni vollständig ohne Theater, wenn nicht die kleine Sommerbühne im Prater wäre. Das sind ganz eigenthümliche großstädtische Verhältnisse, wie es auch außer aller Pro-

portion erscheinen mag, daß eine Stadt von dem Umfange, von dem Range und von der angeblichen Theaterleidenschaft Wiens so lange nicht über den Status von fünf größeren Bühnen hinausgekommen ist. Man thäte aber Unrecht, die Ursache dieser auffälligen Erscheinung ausschließlich in der Mißlichkeit der materiellen Lage, welche natürlich auch auf den geistigen und künstlerischen Consum zurückwirken muß, und in dem Niedergange des öffentlichen Wohlstandes zu suchen. Beides hat allerdings zu starkem Theile dabei mitgewirkt, aber erschöpft ist die Frage damit keineswegs. Die Lösung des Räthsels liegt vielmehr darin, daß Wien selbst in seinen besten Zeiten, in Jahren sorglosesten Wohllebens und überquellender Geldcirculation, trotz der scheinbaren Passion fürs Theater und dem leidenschaftlichen Interesse für Alles, was mit Bühne und Coulissen im Zusammenhange ist, doch eigentlich niemals ein dem entsprechendes, massenhaftes Theaterpublicum gehabt hat. Bis zu einem gewissen Grade, könnte man sagen, beschäftigt das Theater die Wiener während des Tages und außerhalb der Schauspielhäuser mehr als am Abend in den Theatern und die Coulisse mehr als die offene Scene. Bei aller südlichen Lebhaftigkeit des Theatersinnes und aller Empfänglichkeit für die edelsten wie für die leichtesten Gaben der Bühnenkunst wird doch unverhältnißmäßig mehr vom Theater gesprochen als ins Theater gegangen. Dieser Theatergenuß ist gratis, und man erspart, ein Billet zu kaufen. Es gibt, zum Beweis dessen, eine Menge Leute, welche über jedes Lebensdetail eines beliebten Schauspielers, einer gefeierten Künstlerin genau unterrichtet sind, und die auf die Frage, wie ihnen das Spiel der interessanten Bühnenlieblinge gefallen, die ruhige Antwort geben: „Spielen habe ich sie noch nicht gesehen." Ein weiterer und nachdrücklicherer Beweis für das Gesagte ist, daß es wenige Epochen gegeben hat, in denen auch nur diese fünf Theater sich gleichzeitig auf geschäftlicher Höhe zu erhalten vermochten, daß nicht im Gegentheil, gleich den auf- und niedersteigenden Eimern des Ziehbrunnens, das Emporkommen und Gedeihen des einen Theaters auf Kosten einer der Concurrenzbühnen geschah, welche vom Publicum in dem Maße in Stich gelassen wurde, als sich dasselbe der gerade in Flor und in der Mode befindlichen Bühne zuwandte. Selbst die beiden Hoftheater waren nicht immer von diesem Wechselspiel des Auf und Nieder ausgenommen, und mehr als einmal geschah es, daß, wenn das eine in der Sonnenseite der öffentlichen Gunst stand, das andere in die Schattenseite rücken mußte, was dann auch seinen Schatten in die Theaterkasse warf. Jetzt freilich breitet sich schon seit geraumer Zeit über beide die gleiche, stete Sonnigkeit des Glückes; jetzt erhalten sie sich gleichmäßig en vogue, und wenn auch das neue Burgtheater noch immer die Traulichkeit, das Anheimelnde, Eingewohnte des alten Hauses am Michaelerplatz entbehrt und vielleicht niemals erlangen wird, so hat doch das bis jetzt dem Besuche keinen Abbruch gethan und in die geschlossene Phalanx seines Publicums keine Lücke gerissen. In den beiden Hoftheatern brauchte eigentlich zumeist nichts affichirt zu werden, als: „Heute wird gespielt".

Dennoch hatte sich seit geraumer Weile das Verlangen nach einem neuen Theater fühlbar gemacht, und merkwürdiger, dabei aber sehr leicht erklärlicher Weise hatte gerade die eigenthümliche Geschlossenheit des Burgtheater-Publicums das lange entschwunden gewesene, frische Bedürfniß nach einem anderen Theater geweckt. Das Burgtheater nämlich hat auf die „Kreise" verzichtet und *seinen* „Kreis" um sich gezogen, der für fremde Eindringlinge schwer zu durchbrechen ist, und der Ausdruck ist kein ungerechtfertigter, der von einer „Burgtheater-Kaste" spricht. Die Umwandlung des gesammten ungebundenen Sperrsitzbezuges in ein Stammsitzabonnement, welches für das ganze Jahr Privilegirte schafft und alle Sitze in „feste Hände" gibt — eine Maßregel der Theaterfinanzkunst, die allenfalls in einer kleinen Stadt zulässig erschiene, wo der Director bedacht sein muß, sich ein Stammpublicum zu sichern — diese exclusive Monopolisirung fast sämmtlicher Plätze hat dem Burgtheater den Charakter der Unzugänglichkeit für alle, außerhalb dieses „Ringes" Stehenden gegeben und in denselben eine bedenkliche Empfindung der Gleichgültigkeit gegen das ihnen ja doch versperrte Theater hervorgebracht. „Was nützt es, an die Kasse zu schicken, man

bekommt ja doch nichts" — und es wird also nicht einmal der Versuch gemacht, es an der Kasse zu probiren. Das Burgtheater hat in solcher Weise gewissermaßen darauf verzichtet, noch ferner ein Gemeingut Aller zu sein, ohne zu bedenken, daß dadurch auch jenes Gemeingefühl, jener innige Contact mit der Volksseele, worin bis jetzt der Zauber seiner Macht über die Geister wurzelte, allgemach eine Schädigung erleiden muß. Dieser Contact beruht doch auf Gegenseitigkeit, und sollen Alle für ein Theater sein, so muß es eben auch ein Theater für Alle sein. Aber die große Mehrheit des Trauerspiel- und auch des Lustspielpublicums, welchem mit den sporadischen Schwänken auf den andern Theatern nicht genügt wird, sah sich förmlich ausgesperrt, und das geschah zu gleicher Zeit, als die naiven Enthusiasten des grellen Boulevard-, des Ritterstückes in moderner Façon und Gewandung, welches vordem auf der einen oder anderen Vorstadtbühne seine Stätte hatte, nirgends mehr fanden, was sie suchten.

Der Geist des Stadttheaters konnte sich daher keinen günstigeren Zeitpunkt wählen, aus der Asche emporzusteigen und nach einer neuen Verkörperung zu trachten. Denn daß es nur eine Fortsetzung und bauliche Metamorphose des Stadttheaters ist, was sich heute als „Deutsches Volkstheater" präsentirt, das deuten nicht nur symbolisch die blaugrauen Theaterzettel an, welche Form und Farbe der Stadttheaterzettel adoptirt haben, das zeigt nicht nur das Repertoire, welches die Genremischung der besseren Zeiten des Stadttheaters darstellt, das erweist sich vor Allem in der Physiognomie des Publicums. Es sind die „Ausgeschlossenen" vom Burgtheater, welche die neuen Plätze füllen, die Ausgeschlossenen aller Ränge, von der Loge bis zur letzten Galerie — ausgeschlossen entweder durch die Höhe der Burgtheaterpreise oder durch die Unerreichbarkeit des Zutrittes — untermischt mit Habitués der Hoftheater, die sich auch einmal das Vergnügen machen wollen, in einer nichtabonnirten Zufallsloge oder auf einem Sperrsitz für zwei Gulden zu sitzen, den sie im Burgtheater drinnen, wenn sie zu den Schoßkindern des Stammsitzglückes zählen, mit vier Gulden bezahlen müssen. Das nach oben in die Aristokratie, nach unten in die Demokratie sich hineinerstreckende Bürgerthum nimmt von dem neuen Theater Besitz, wie es sich im Stadttheater in dessen erster Periode niedergelassen hatte. So hat sich das Unternehmen aus dem Ideengewirre herausgearbeitet, welches seinen Ursprung umflocht, und welches auch in seiner vagen Bezeichnung „Deutsches Volkstheater" zur Schau kam. Wir stehen abermals vor der alten Frage: Was ist ein „Volkstheater"? Wer darauf richtigen Bescheid geben soll, wird begehren müssen, daß ihm vorerst der Begriff „Volk" selbst einleuchtend definirt werde. Was ist „Volk" — nicht im nationalen und ethnographischen, sondern im internationalen, gesellschaftlichen Sinne — wo fängt das Volk an, wo hört es auf? Und dann kommt darauf die Frage der ästhetisch-socialen Sonderungen und Gruppirungen. Ist ein Theater, welches die „Räuber" und „Wilhelm Tell", den „Lear" und „Nathan" und „Faust" gibt, kein Volkstheater? Dann ließe sich die Ständesonderung, die doch von der modernen Zeitströmung so sehr begünstigt wird, auch in Theatersachen ganz logischer Weise so weit treiben, daß gewissen Gesellschaftsclassen von Amtswegen verboten werden könnte, gewisse Stücke zu sehen, und daß jeder Stand sein eigenes Theater hätte. Man verwechselt so gerne „Dialekttheater" mit „Volkstheater" und sucht im Dialekt alles Volksthum, während an der echten Dialektpoesie, auch an der dramatischen, sich jeder Gebildete erfreuen wird, und hinwiederum die echte Volksbildung darin besteht, daß jede große, wahre Dichtung auch in reinster Sprache gemeinverständlich wird. Und darum muß eigentlich jedes gute Theater in edlem Stile ein „Volkstheater" sein — oder es ist kein gutes. Was also mit dem Titel „Volkstheater" bezeichnet werden sollte, das mochte den Gründern, so zu sagen, mehr Sache der Empfindung sein, als daß es ihnen in präciser Begriffsform vor Augen stand. Deutlicher schon drückte sich ihr Vorhaben in dem Beisatze „Deutsches" aus — so deutlich, daß es anfangs fast zu deutlich wurde und eine Weile sogar die Gefahr bestand, das Project in jene bedenkliche Richtung des äußersten, hier zu Lande gepflegten Deutschnationalismus hineingerathen zu sehen, welcher selbst das Deutschthum ohne gewisse Zusätze nicht genügt.

Auch die geschäftliche Basis der Nachbildung des Stadttheaters zeugt von einem praktischeren Sinn für die Lebensbefähigung und die Lebensbedingungen eines solchen Theaters, als die finanziellen Mithelfer der Schöpfung Laube's bekundeten. Diese gingen ein Bischen zu idealistisch einerseits, dafür aber auch andererseits ein Bischen zu egoistisch vor. Sie belasteten den Director mit keiner Pacht, um sich die landesübliche Verzinsung des Capitals im Vorhinein zu sichern — dasselbe sollte sich aus dem Unternehmen heraus und nur nach Maßstab des Gelingens desselben verinteressiren — sie nahmen also den Betrieb in eigene Regie, und Laube waltete nur als Betriebsdirector. Dafür aber bedachten sie sich mit einem hypothezirten Nutzgenuß, der die Ertragsfähigkeit des Theaters von vornherein unterbinden mußte — sie nahmen den besten Raumtheil desselben für ihre „Gründerlogen" und „Gründersitze", die als Servitut auf die Unternehmung drückten, in Beschlag. Die Begründer des „Volkstheaters" haben die Führung desselben in eigener Regie abgelehnt und mit verständiger Berechnung von dem Pächter eine Pachtsumme gefordert, welcher die kaufmännischen Zinsen des Gründungscapitals darstellt; dafür aber haben sie auch keinerlei persönliche Ausnützung des Theaters ins Auge gefaßt: sie haben dasselbe zu keinem Privattheater für sich und ihre Familien gemacht und nehmen für sich selbst kein anderes Privileg in Anspruch als das des Vorkaufsrechtes auf einen Theil der Sperrsitze. Im Hause selbst hat also der Pächter vollkommen freie Hand, und auf der Bühne, hinsichtlich der künstlerischen Leitung, ist ihm auch keine andere Beschränkung auferlegt, als daß er des Titels, welchen das Theater führt und des demselben innewohnenden Sinnes eingedenk sein muß, daß er also den anderen Privatdirectoren nicht auf den ins Fremdländische hinüberführenden und noch weniger auf den schlüpfrigen Wegen der gewöhnlichen Bühnenspeculation folgen darf. „Bleibe im deutschen Lande und nähre Dich redlich — tugendsam, wenn auch nicht philisterhaft," das soll seine Devise sein. Ein „Familientheater" soll es sein, in der Bedeutung von „Familienblatt" — man soll ohne allzu schweres Bedenken mit den Töchtern hingehen können, mit denen wenigstens, die nicht mehr in der höheren Töchterschule sind. Der Pächter soll seinen Gewinn haben können, ganz und ungeschmälert, die Gründer verlangen nicht daran zu participiren, sie begnügen sich ein- für allemal mit dem bescheidensten, bürgerlichsten Zinsenertrag ihres Capitals — aber nicht auf Kosten des ethischen Charakters seiner Bühne darf er nach diesem Gewinnste trachten. Eine eigenthümliche Combination also von künstlerisch-sittlicher Tendenz und Theatergeschäftsspeculation — nicht die Speculation darf Tendenz, sondern die Tendenz muß Speculation sein. Hier allerdings hat sich Manchem ein Bedenken aufgedrängt. Man hat sich für einen Pächter, Herrn Emerich von Bukowics, entschieden, der zwar ein Neuling im Directionsgeschäfte ist — sein Bruder war der frühverstorbene Komiker und letzte Director des Stadttheaters — persönlich aber alles Vertrauen verdient, und dasselbe mit der Art und Weise, wie er die Sache bis jetzt angefaßt, auch durchaus gerechtfertigt hat. Seitdem er Pächter des Theaters *geworden*, hat er die dazu nöthigen Eigenschaften noch nicht vermissen lassen, nur die allererste und unentbehrlichste Eigenschaft, um es zu *werden*, hatte er nicht besessen: das Geld dazu nämlich. Er hatte vielmehr einen Bundesgenossen suchen müssen, oder um es geschäftstechnisch auszudrücken, einen „Compagnon", welcher Pacht und Betriebsfond hergab, und der nun selbstverständlicher Weise, wenn auch nicht unbedingt *das* erste Wort, doch sicherlich *ein* erstes Wort in der Theaterleitung für sich beanspruchen wird. Das verschlägt nichts, so lange der Erfolg der ersten Zeit anhält, so lange sich Tendenz und Speculation miteinander vertragen — auch Director und Geldgeber werden sich dann vertragen. Wenn aber, wie es doch bei jedem Theater und dem Wechsel des Theaterglückes unausbleiblich ist, einmal zeitweilig Ebbe wird, wenn sich Mißerfolge einstellen und die normalen Anziehungsmittel nicht mehr ausreichend scheinen, dann kann's wohl geschehen, daß der „Finanzminister" des Theaters — es *muß* nicht geschehen, aber der Fall ist nach alter Erfahrung denkbar — auf andere ergiebige „Steuerquellen" sinnt, daß die „Speculation" der „Tendenz" entgegentritt, und daß sich Differenzen zwischen Director und Geldmann ergeben, in welchen, nach dem ent-

scheidenden und leider auch für den Theaterverkehr geltenden Gesetze alles geschäftlichen Verkehrs die vis major auf Seite des Geldgebers sein muß. Es liegt deswegen die Frage nahe, ob die wohlgesinnten und thatwilligen Urheber des schönen, von so verständnißvollem Gemeinsinn zeugenden Werkes, nicht im Stande gewesen wären, mit einer letzten Anstrengung auch noch einen Betriebsfonds aufzubringen, um den Director von keinem anderen Factor, als von seiner Aufgabe und von seinem Programme abhängig zu machen? Indessen ist das vor der Hand eine müßige Frage, und man braucht sich dadurch nicht die Genugthuung über das vollständige Gelingen trüben zu lassen. Denn als solches hat sich die Eröffnung und haben sich seitdem die ersten Abende dargestellt.

Mit einem Kostenaufwande von ungefähr so viel hunderttausend Gulden erbaut, als das neue Burgtheater Millionen kostete, und in nicht viel mehr Monaten, als dieses Jahre brauchte, hat sich das bürgerlich elegante Haus mit seinem ersten Eindrucke entschieden mehr die Herzen gewonnen als der stolze Palast am Franzensring; es übte auf die Besucher sogleich jenen Reiz des Gemüthlichen, den sie in den prachtstrotzenden Räumen des Hofschauspielhauses noch immer nicht zu finden und zu empfinden vermögen. In diesem bürgerlichen Hause dagegen fühlt sich das bürgerliche Wiener Element wirklich daheim: da setzt es sich so „sitzberechtigt" hin, das Theater gehört *ihm*, und wenn ein noch so gewaltiger Ansturm zur Casse ist, so wartet man geduldig, weil man doch schließlich „was kriegt", und ist's nicht für heute, so für morgen. Die Möglichkeit, hineinzugelangen, und die Behaglichkeit, wenn man drinnen ist, haben das neue Theater, sobald es nur seine Pforten aufgethan, entschieden populär gemacht. Die Wiener haben noch kein Theaterparket kennen gelernt, in welchem neunhundert Personen in aller Bequemlichkeit sitzen können, und über welchem zwei weiträumige, amphitheatralisch nach rückwärts strebende Galerien von gleicher Bequemlichkeit sich emporbauen. Daß die Logen auf die bescheidene Zahl von dreißig beschränkt sind und sich als dreifach übereinander gestuhltes Proscenium an die Bühne hinschieben, gleichsam als wollten sie dem übrigen Hause so wenig Platz als möglich wegnehmen, das hebt den *nicht aristokratischen* Charakter des Theaters nur noch prägnanter hervor.

Eine Wiener Bühne, welche den Titel „Deutsches Volkstheater" führt, konnte nicht anders als mit einem Stücke von *Anzengruber*, dessen Bild vom Deckenraume des Theaters niederschaut, eröffnet werden; es galt dies als etwas so Selbstverständliches und unter jeder Bedingung Nothwendiges, daß das Stück selbst etwas von diesem Charakter an sich trägt. Es mußte gefunden und geschrieben und zur richtigen Zeit an die Direction abgeliefert werden, und da sich die dichterische Inspiration um so weniger auf Terminlieferung bestellen läßt, je echter und bedeutender der Poet ist, so griff Anzengruber, um das Theater nicht der Gefahr auszusetzen, daß ihm zur festgesetzten Frist möglicher Weise „nichts einfallen" könne, nach einem von ihm schon als Novelle behandelten Stoff, dessen dramatische Gestaltung bei aller Schönheit und Schärfe, bei aller Feinheit des Details den ursprünglichen Fehler nur noch mehr hervortreten läßt, den Grundfehler nämlich, von einer Unmöglichkeit auszugehen. Wie die Sache sich entwickelt, wie sie schließt, darüber mag kritisch discutirt werden können — das Uebel liegt aber darin, daß die Geschichte überhaupt nicht anfangen konnte. „Der Fleck auf der Ehr'" ist das Drama einer wegen Diebstahls unschuldig Verurtheilten, dann aber als unschuldig Erkannten und vom Gericht Entlassenen, welche sich durch das ihr von ihrem Manne zugeschleuderte Wort „Diebin!" aus dem Hause und zum Wasser hin treiben läßt. Kein Wort der Rechtfertigung, kein Versuch, den irregeführten Mann von dem ihn marternden Alp zu befreien, durch die einfache Berufung auf das gerichtliche Zeugniß, welches doch ihre Unschuld festgestellt hat — nein, alle Betheiligten betragen sich, als ob es gar kein Mittel gebe, den Leuten zu authentischer Kenntniß zu bringen, daß ein unschuldig Verurtheilter auch unschuldig gesessen haben kann. Diese materielle Unwahrheit führt aber in unvermeidlicher Weise auch zur psychologischen, und man gelangt unwillkürlich zu der alten Anekdote von dem frommen Mann auf Reisen, der von Gefahren rings umstellt ist — Räuber im Rücken, den reißenden

Fluß vor sich, Abgründe zur Rechten und zur Linken — und der zu Gott fleht, ihn aus dieser auswegslosen Noth zu retten. Wie hilft sich Gott? fragt die Anekdote, und die Lösung lautet: Die ganze Geschichte ist nicht wahr. Aber das Verhältniß des Publicums zu einem Lieblingsautor, noch dazu in der froh gehobenen Stimmung eines solchen Abends, ist wie das Verhältniß einer vertrauensvollen und hingebenden Liebenden zu dem Geliebten — sie glaubt ihm Alles, selbst wenn's eine nähere Wahrheitsprobe nicht aushält. So glaubte man auch Anzengruber den „Fleck auf der Ehr'", glaubte ihm mit einem lachenden und einem weinenden Auge, während man mit allen beiden und in vollster Lustigkeit lachend am zweiten Novitätenabend den fröhlichen Genossen Schönthan und Kadelburg ihre, doch auch stellenweise schwer glaubhafte „Berühmte Frau" glaubte. Nach diesen beiden ersten neuen Stücken knüpfte das Repertoire des Volkstheaters direct an das des Stadttheaters an und brachte dadurch die Continuität mit diesem in überzeugender Weise zur Geltung. Es gab Lindau's „Maria und Magdalena", dasjenige Stück, mit welchem Laube an der Seilerstätte seinen ersten, wahren Erfolg gefunden hatte, ließ darauf Laube's ersten „Schlager", ein Trauerspiel — denn sein eigener „Demetrius" hatte sich nicht als solches erwiesen — die, erfreulicher Weise von der Censur unbehinderte „Bluthochzeit" Lindner's folgen und fand auch dafür wieder die lebhafte Empfänglichkeit des Publicums. Für die schauspielerische Darstellung hat der Director ein ganz beachtenswerthes Ensemble zusammengestellt und mit überraschendem Geschick auch innerlich zusammengefügt, wobei allerdings das männliche Geschlecht sich bis jetzt als das unbedingt stärkere und das weibliche als das schwächere erwies, was, nach dem aparten Naturgesetz des Theaters, gerade umgekehrt sein sollte. Unter den jüngeren Damen hat sich vorderhand nur in Fräulein Emilie Hellmesberger, einer Enkelin des großen Anschütz und Tochter des berühmten Wiener Musikers und Conservatoriumdirectors, ein ursprüngliches, frisches, aber noch formlos ungebärdiges Naturell gezeigt, und das eigentlich künstlerisch geformte, weibliche Schauspielerthum repräsentiren nur zwei ältere Damen: Frau Keller-Frauenthal im Trauer- und Frau Berg im Lustspiel. Das männliche Personal dagegen hat einen sehr bemerkenswerthen und auch lebhaft in den Vordergrund gerückten Charakterspieler in Herrn Weisse, einen vielversprechenden, jugendlichen Liebhaber, Herrn Kutschera, einen liebenswürdigen Bonvivant in Herrn Kadelburg, dem Bruder seines Berliner Bruders, einen feinen Charakterkomiker in Herrn Dessoir und in allererster Reihe die für Wien typisch gewordenen Repräsentanten des Wiener „Volksstückes" in seiner Steigerung bis zur Tragik, Martinelli und Tyrolt.

So viel also nach den ersten Eindrücken und den ersten Resultaten sich urtheilen läßt, steht das „Deutsche Volkstheater" auf gesunden Füßen und festem Boden, hebt das Haupt zu reineren Lüften empor, ohne sich darum in ideologische, wolkenhafte Programmphantastereien zu verlieren. Es zeigt sich bestrebt, seinem Namen Ehre zu machen, „deutsch" zu sein und ein „Volkstheater" im weitesten und alle Schichten umfassenden Sinne des Wortes. Und erhält es sich so, erhält es sich überhaupt, hat endlich einmal ein siebentes Theater in Wien bleibenden, wirklichen Bestand: dann gebührt ihm auch der Name des „siebenten Wiener Weltwunders".

Sigmund Schlesinger.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Der Besuch, welchen der Zar dem Kaiser Wilhelm II. in Berlin abstattete, mußte zwar an erster Stelle als Act der Courtoisie gelten, da er die Erwiderung des früheren Besuches unseres Kaisers war; immerhin durfte im Hinblick auf die Ehrerbietung, mit welcher der Zar in der deutschen Reichshauptstadt empfangen wurde, darauf hingewiesen werden, wie diese Ehrerbietung dem Herrscher eines großen, seit Langem mit Preußen und Deutschland in friedlichem Verhältnisse stehenden mächtigen Reiches gebühre, wie sie denn auch den zwischen den beiden Monarchen existirenden, von ihren Vätern überlieferten freundlichen Beziehungen entspreche. Dieselbe Gesinnung gelangte in den Trinksprüchen zum Ausdrucke, welche bei der Galatafel von den beiden Souveränen ausgebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit hob Kaiser Wilhelm wiederum hervor, wie die Freundschaft zwischen den beiden Ländern seit mehr als hundert Jahren bestehe, und wie er diese Freundschaft als ein von seinen Vorfahren überkommenes Erbtheil zu pflegen entschlossen sei.

Die friedliche Gestaltung der europäischen Lage wurde auch von dem Chef des Generalstabes der deutschen Armee bei dem Festmahle betont, welches sich an die Preisverkündigung der deutschen allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung schloß. Stand das letztere verdienstvolle Unternehmen im innigsten Zusammenhange mit den Bestrebungen unserer Zeit, die Verhältnisse der Arbeiter zu sichern, so durfte Graf Waldersee hervorheben, daß zwischen der Ausstellung und der Armee, sowie der Marine, insbesondere mit Rücksicht auf das Eisenbahntransport-, Schiffsbau- und Sanitätswesen nahe Beziehungen vorhanden sind. Der Chef des Generalstabes der Armee verwahrte sich jedoch ausdrücklich dagegen, daß er, wenn er von Kriegsrüstungen spreche, beabsichtigen könnte, eine kriegerische Rede zu halten, da er vielmehr einen friedlichen Gedanken ausführen wolle. Er bezeichnete dann die Ausstellung für Unfallverhütung als ein Werk des Friedens im weitesten Sinne des Wortes und wies darauf hin, daß, wenn die geplanten friedlichen Bestrebungen Frucht bringen, wenn ferner die auf der Ausstellung zu vollem Ausdrucke gebrachten Gedanken Gemeingut der Nationen werden, „der schlimmste aller Unfälle, welcher die gebildete Welt treffen könne, der Krieg, verhütet werden wird". So verdient es nur alle Anerkennung, daß Graf Waldersee seine Gesinnung in dem Wunsche zusammenfaßte, der Friede möge der gebildeten Welt und dem Vaterlande recht lange erhalten bleiben.

An diesen Wunsch darf im Hinblick auf die Eröffnung der Reichstagssession der andere geknüpft werden, daß, wie in der äußeren Politik, auch in der inneren bei allen Gegensätzen der Parteien doch das versöhnende Element nicht aus den Augen verloren werde. Von einem solchen Gesichtspunkte aus verdient die Kundgebung des „Deutschen Reichs-Anzeigers" vor Allem beherzigt zu werden, in welcher ausgeführt wird, daß der Kaiser in der Verständigung und gegenseitigen Schonung der staatserhaltenden Parteien unter einander eine für unser parlamentarisches Leben sachlich

nützliche Einrichtung erblickt. Stellt doch das moderne Staatswesen mit seinen mannigfaltigen Interessen so große Anforderungen, daß ödes Parteigezänk und unfruchtbare Rechthaberei hinter den ernsthaften Bestrebungen, die socialen Gegensätze zu mildern, zurückstehen muß. Ein drastisches Beispiel, wohin derartiges Parteigezänk führen kann, lieferte, allerdings unter Voraussetzungen, wie sie für Deutschland niemals zutreffen können, die frühere französische Deputirtenkammer, die in einen Zustand der Ohnmacht und Unfähigkeit, Nützliches zu schaffen, verfiel, welcher die Begehrlichkeiten der schlimmsten Abenteurer herausfordern mußte. Boulanger und dessen Bestrebungen konnten nur auf diesem Boden eine Zeitlang Aussicht auf Erfolg zu haben scheinen, bis dann im letzten Augenblicke ein Wandel eintrat, der, zum großen Theil wenigstens, auf einen Glücksfall: den glänzenden Verlauf der Pariser Weltausstellung zurückgeführt werden muß.

Die am 22. September in Frankreich vollzogenen allgemeinen Wahlen für die neue Deputirtenkammer, sowie die Stichwahlen am 6. October ergaben dann auch als Resultat den Sieg der Republikaner. Der von den Parteigängern des Generals Boulanger in Uebereinstimmung mit den Royalisten und den Imperialisten geplante Ansturm gegen die republikanischen Einrichtungen ist erfolgreich zurückgeschlagen worden. Wurde an dieser Stelle von Anfang an daran festgehalten, daß Boulanger mit seiner Umgebung catilinarischer Existenzen als Prätendent nicht ernst genommen werden dürfe, so haben die Ereignisse diese Auffassung immer mehr bestätigt. Als französischer Kriegsminister schien der General in der Lage zu sein, maßgebenden Einfluß in der Armee zu erlangen; seine Anhänger konnten ihm auch noch eine bedeutsame Rolle zuschreiben, als er nach seinem Ausscheiden aus dem Kriegsministerium das Commando eines Armeecorps in Clermont-Ferrand übernahm. Die officielle Rolle des vor keiner Intrigue zurückschreckenden „Günstlings" der Naquet's, Rochefort's und Déroulède's war jedoch sehr bald ausgespielt; auf Grund des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens wurde er wegen zahlreicher Vergehen wider die Disciplin auf den Vorschlag des aus lauter Generalen bestehenden Ausschusses seiner Stellung enthoben. Damals begann die demagogische Wirksamkeit des gemaßregelten Generals, der sich um Volksmandate aller Art bewarb, indem er bald als Candidat bei Ergänzungswahlen für die Deputirtenkammer auftrat, bald einen Sitz in irgend einem General- oder Arrondissementsrathe selbst der entlegensten Départements anstrebte, bald sich in den kleinsten Gemeinden Frankreichs zum Mitgliede des Municipalrathes wählen ließ. Dem „Zukunftsdictator" lag eben nur daran, immer von Neuem genannt zu werden, damit die für ihn gemachte Reclame nicht verstumme. Ein neues Stadium in der Komödie „Boulanger's Lebenslauf und Ende" bezeichnet dann der gegen ihn und seine Genossen Rochefort und Dillon vor dem Senate als dem verfassungsgemäßen Staatsgerichtshofe wegen Complotts und Attentates gegen die republikanischen Institutionen, sowie wegen Veruntreuung von Staatsgeldern geführte Proceß, der im Hinblick auf die schimpfliche Flucht der Angeklagten in contumaciam geführt werden mußte und mit ihrer Verurtheilung endete. Von Belgien und England aus versuchte Boulanger durch seine Wahlaufrufe, die den früheren Pronunciamientos revolutionärer spanischer Generale glichen, zu wirken; verkündeten doch die dem „Prätendenten" nahe stehenden Organe urbi et orbi, daß die für den 22. September anberaumten Deputirtenwahlen den Präsidenten der französischen Republik Carnot nebst seinem opportunistischen Ministerium „wegfegen" würden, um dem „sauveur" Platz zu machen, der zunächst im Elyséepalaste residiren würde.

Anstatt nun aber im Triumphe nach der französischen Hauptstadt zurückzukehren, sieht General Boulanger sich genöthigt, den kostspieligen Aufenthalt in London mit demjenigen auf der Insel Jersey, woselbst er in diesen Tagen eingetroffen ist, zu vertauschen. Dort kann er nunmehr sein Loos mit demjenigen Napoleon's I. auf St. Helena vergleichen, wo der allerdings gefangene Kaiser ebenfalls an einem Octobertage landete. Vielleicht möchte aber der französische „Zukunftsdictator", der in seinen Manifesten gern napoleonische Schlagworte verwendete, lieber die Parallele zwischen sich und Napoleon I. auf der Insel Elba ziehen, nur daß es ihm an Muth fehlen würde, wie jener nach

Frankreich zurückzukehren. Selbst zu einem solchen Putsche, wie ihn Napoléon III. mit seiner am 5. August 1840 an der französischen Küste bei Boulogne unternommenen Landung in Scene setzte, würde der lediglich durch Eitelkeit geleitete General Boulanger nicht die erforderliche Kühnheit besitzen. Ein großer Theil seiner Anhänger hat ihn denn auch bereits aus diesem Grunde aufgegeben, so daß er sich nicht einmal mit den schwermüthigen Versen aus den „Tristiä" des Ovid trösten kann:

„Donec eris felix, multos numerabis amicos:
Tempora si fuerint nubila, solus eris."

Sogar die Bezeichnung „Boulangisten" will ein Theil der unter den Auspicien des Generals gewählten Abgeordneten ablehnen, um schlechthin als „Revisionisten" aufzutreten, das heißt mit der Losung der Verfassungsrevision, welche je nach dem Parteistandpunkte der verschiedenen Fractionen der Opposition eine andere Bedeutung haben soll. Streben die Royalisten die Wiederherstellung des Königthums durch den Grafen von Paris an, so wollen die Imperialisten durch ein Plebiscit das Kaiserreich von Neuem aufgerichtet sehen, nur daß die Einen im bonapartistischen Feldlager zum „rothen" Prinzen, dem Vater des Prinzen Victor, halten, während die Anderen des Letzteren Partei ergreifen. Die Boulangisten endlich sind sich kaum klar darüber geworden, welches ihr letztes Ziel sei, da sie im Ernste kaum annehmen dürfen, daß der General selbst an die Spitze Frankreichs berufen werden könnte.

In der neuen, 576 Abgeordnete zählenden Deputirtenkammer werden etwa 360 Republikaner und etwa 210 Mitglieder der Opposition ihren Sitz einnehmen. Die republikanische Mehrheit wird ungefähr aus 241 gemäßigteren Elementen und 119 Radicalen bestehen, wobei noch besonders hervorgehoben werden muß, daß unter den Ersteren 49 von der Union libérale als Candidaten empfohlen waren, während in der früheren Deputirtenkammer nur acht Abgeordnete diese als linkes Centrum zu bezeichnende Parteischattirung darstellten. Es sind dies Männer von der gemäßigten Richtung Léon Say's und Ribot's, die nunmehr nicht selten in der Lage sein werden, in wichtigen Angelegenheiten ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Was die Opposition betrifft, so müssen die royalistischen und die imperialistischen Organe selbst ihre Niederlage zugestehen. Die boulangistischen Blätter können zwar darauf hinweisen, daß ihre Partei bisher nur zwanzig Deputirte umfaßte, während sie jetzt etwa sechsundvierzig zählt; allein dieses Ergebniß ist nicht nur im Verhältnisse zu dem Lärm, mit welchem die Parteigänger des Generals in den Wahlkampf zogen, wenig imposant, sondern es muß auch in Betracht kommen, daß die „Revisionisten" keineswegs als eine geschlossene Parteigruppe gelten können. Unter ihnen befinden sich Männer wie Naquet, der, als hauptsächlicher Rathgeber Boulanger's, von seinen bisherigen Collegen im Senate gemieden, vorzog, auf diesen ungemüthlichen Aufenthalt zu verzichten und sich um ein Deputirtenmandat zu bewerben, Laur, der früher zu den „Unversöhnlichen" der äußersten Linken zählte, während auf der anderen Seite durchaus reactionär gesinnte Widersacher der Republik ihren Platz unter den Revisionisten einnehmen werden, die im „psychologischen Momente" mit klingendem Spiel ins Lager der Royalisten oder der Bonapartisten abschwenken würden. Zunächst fehlt es den Boulangisten in ihrer Gesammtheit an jedem Zusammenhange mit der Rechten außer demjenigen, daß sie das gegenwärtige Régime zu stürzen ebenfalls bereit sind. Es fehlt ihnen aber auch an einem geeigneten Parteiführer. Der General selbst, dessen Wahl in Paris im Hinblicke auf seine Verurtheilung durch den Senat als Staatsgerichtshof für ungültig erklärt wurde, besitzt keineswegs so großen Einfluß, daß auch in seiner Abwesenheit die Gruppe der 46 oder 47 Revisionisten zusammengehalten werden könnte. Vielmehr gilt er so sehr als politisch abgethan, daß der Vertrauensmann des Grafen von Paris, Edouard Hervé, im orleanistischen Hauptorgane, dem „Soleil", rundweg erklärt, der Einfluß des Generals würde im Lande nicht mehr Spuren zurücklassen „als die Furche eines Schiffes, das auf hohem Meere in der Ferne verschwindet." Nicht minder drastisch ist der Abschied, welchen der „Gaulois" von seinen früheren Freunden nimmt, denen er, insofern sie nicht blindlings zu den

Monarchisten übergehen wollen, ein höhnisches „Bonsoir, Messieurs!“ zuruft. Allerdings steht gerade den Anhängern des Grafen von Paris dieser Hochmuth, der auch hier leicht vor dem Falle kommen könnte, sehr schlecht an. Das „Journal des Débats“ hebt mit Fug hervor, wie kein einziger der monarchischen Candidaten vor der Wahl den Muth besessen habe, sich frank und frei zu royalistischen oder imperialistischen Grundsätzen zu bekennen, wie sie vielmehr sämmtlich ihre Parteifahne in der Tasche versteckt hätten.

Im Uebrigen wäre es durchaus verfehlt, sich in Prophezeiungen über diese neue Kammer zu ergehen, wenn selbst angenommen oder doch gehofft werden darf, daß das Ueberwiegen der gemäßigteren Elemente innerhalb der republikanischen Partei wie eine ruhige Entwicklung der inneren Verhältnisse Frankreichs auch eine friedliche auswärtige Politik verbürge, zumal der Präsident der Republik, Carnot, durch sein ebenso maßvolles wie zielbewußtes Verhalten gezeigt hat, daß er keineswegs zu Abenteuern neigt, wohl aber entschlossen ist, allen gegen die bestehenden republikanischen Einrichtungen gerichteten Bestrebungen entgegenzutreten. Läßt sich andererseits auch nicht mit annähernder Bestimmtheit vorhersehen, wie sich die parlamentarischen Verhältnisse demnächst in Frankreich im Einzelnen gestalten werden, so empfiehlt es sich doch, einige markante Züge persönlicher Natur hervorzuheben. In dieser Hinsicht verdient zunächst Erwähnung, daß Jules Ferry nicht in der neuen Deputirtenkammer figuriren wird, nachdem er in seinem heimischen Wahlkreise, im Vogesen-Departement, unterlegen ist. Wird der ehemalige Conseilpräsident, der von seinen politischen Gegnern als „le Tonkinois“ bezeichnet zu werden pflegt, von allen unbefangenen Beurtheilern als der hervorragendste Staatsmann unter den politischen Persönlichkeiten seines Landes angesehen, so könnte sein Verschwinden vom parlamentarischen Schauplatze zunächst überraschen. Die Zahl der Widersacher Jules Ferry's, der eine Zeitlang als der berufene Nachfolger Jules Grévy's angesehen wurde, ist jedoch stetig gewachsen, zumal dieser als Politiker durchaus ernst zu nehmende Mann nicht davor zurückschreckte, selbst mit Deutschland gute Beziehungen anzustreben. Er gehörte nicht zu Denjenigen, welche ihren Blick hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen richten, dabei aber völlig außer Acht lassen, daß Frankreich noch andere wichtige Interessen zu wahren hat. Wie sehr wurde es Jenem in der Zeit, da er das am 21. Februar 1883 gebildete opportunistische Ministerium leitete, von seinen Landsleuten verdacht, daß er ein freundliches Verhältniß zu Deutschland herzustellen bemüht war! Dieses gute Einvernehmen erwies sich allerdings sehr vortheilhaft für die französische Politik, da die auf der Berliner Congoconferenz erzielten Ergebnisse ohne die von deutscher Seite gewährte Unterstützung sicherlich nicht erreicht worden wären. Dies wurde jedoch in Frankreich so wenig anerkannt, daß Jules Ferry wenige Wochen nach der am 26. Februar 1885 beendeten Conferenz von der französischen Kammer am 30. März gestürzt wurde, weil ihm selbst ein Theil seiner eigenen Parteigenossen ein Mißgeschick der französischen Expeditionstruppen in Tongking zur Last legte. Die Schlappe sollte übrigens kurze Zeit darauf sich als so wenig bedeutsam zeigen, daß der von Jules Ferry bereits vorher unter wesentlich günstigen Bedingungen eingeleitete Frieden mit China abgeschlossen werden konnte. Diese Thatsache änderte aber nichts an dem Vorurtheile der politischen Gegner, welche den früheren Conseilpräsidenten und Minister des Auswärtigen heute noch „le Tonkinois“ nennen, wenn sie nicht vorziehen, ihn als Agenten des Fürsten Bismarck zu bezeichnen. So vereinigten sich bei den jüngsten Abgeordnetenwahlen die Chauvinisten mit allen übrigen unzufriedenen Elementen, um Jules Ferry zu Gunsten eines völlig unbekannten boulangistischen Candidaten zu beseitigen. Hierzu kommt noch, daß der Führer der Opportunisten die katholische Geistlichkeit wider sich hatte. War er es doch, der bereits in dem am 4. Februar 1879 von Waddington gebildeten Cabinet als Unterrichtsminister am meisten dazu beitrug, daß die antiklerikalen Unterrichtsgesetze vorbereitet wurden. Diese Reform lag ihm so sehr am Herzen, daß er auch nach dem Rücktritte Waddington's im Ministerium verblieb, weswegen die damals durchgeführte neue Gesetzgebung von den Klerikalen ihm

zur Last gelegt wird. Jules Ferry mit seinen unleugbaren Verdiensten um die französische Republik gehört in der That zu den bestgehaßten Männern jenseits der Vogesen. Trotzdem darf gerade im Hinblick auf den wandelbaren Charakter der französischen Wähler angenommen werden, daß von den beiden Männern, die jetzt unfreiwillig die politische Schaubühne verlassen: Boulanger und Jules Ferry, Letzterer noch mehr Aussicht hat, von Neuem in wirksamer Weise in die Politik einzugreifen. Der Zufall fügte es, daß, wie der opportunistische Parteiführer, auch einer der radicalen Fractionschefs, Goblet, zu den Besiegten des allgemeinen Stimmrechts gehört. Diesem Politiker, der als Leiter des nach ihm benannten radicalen Ministeriums geringe Erfolge aufzuweisen hatte, wurde von den Opportunisten mit Recht vorgeworfen, daß er als Minister des Inneren in dem am 30. Januar 1882 von Freycinet gebildeten Cabinet vor Allem die Zerstörung der gambettistischen Wahlorganisation sich habe angelegen sein lassen. So darf man von einer ausgleichenden Gerechtigkeit des allgemeinen Stimmrechts sprechen, indem auf der einen Seite der opportunistische, auf der anderen ein radicaler Parteiführer fällt. Daß Henri Rochefort und der verkappte Boulangist Andrieux, der stets zu „Enthüllungen" geneigte frühere Pariser Polizeipräfect, ebenfalls unterlagen, sind weitere bezeichnende Züge in dem großen Wahltableau, welches am 6. October vollendet wurde.

Daß die neue französische Deputirtenkammer eine Verstärkung der gemäßigteren Elemente aufweisen wird, ist auch insofern eine beachtenswerthe Erscheinung, als die Ultraradicalen dadurch belehrt werden müßten, wie verfehlt es von ihrer Seite ist, mit den Parteigruppen der Rechten gemeinschaftliche Sache zu machen, um ein ihnen weniger genehmes republikanisches Ministerium zu stürzen. War doch diese Schaukelpolitik die hauptsächliche Ursache der Thatenlosigkeit und Ohnmacht der früheren Kammer. Das gegenwärtige Ministerium Tirard-Constans hat deutlich gezeigt, welche Kräfte innerhalb der republikanischen Partei schlummern, und wie es nur darauf ankommt, durch zielbewußtes Handeln und entschiedenes Vorgehen den Intriguen der Gegner der republikanischen Einrichtungen vorzubeugen. Muß nun aber der günstige Ausfall der allgemeinen Wahlen zum Theil wenigstens auf diese Entschiedenheit zurückgeführt werden, so kann doch von einer ungesetzlichen Beeinflussung der Wähler durch die Regierung nicht die Rede sein. Vielmehr ist in dieser Beziehung bemerkenswerth, daß der Minister des Inneren selbst im ersten Wahlgange nicht die absolute Stimmenmehrheit erzielte, vielmehr erst bei der Stichwahl seinen boulangistischen Mitbewerber aus dem Felde schlug. Daß ein großer Theil der französischen Bevölkerung mit dem Vorgehen des opportunistischen Cabinets gegen die Ausschreitungen der Boulangisten mehr einverstanden war als mit der laissez faire-Politik Floquet's und seiner radicalen Gesinnungsgenossen, kann nicht überraschen. Noch andere Momente wirkten mit, die allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer günstiger zu gestalten, als noch vor mehreren Monaten angenommen wurde. Der glänzende Verlauf der Pariser Weltausstellung hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, die Scharen der unzufriedenen Wähler, an denen es seit der Wilson-Angelegenheit nicht mangelte, zu lichten. Auch die Ersetzung des Listenscrutiniums durch die Arrondissementswahlen diente unzweifelhaft der Republik. Die Bestrebungen der Demagogen vom Schlage Boulanger's hätten leichter verwirklicht werden können, wenn die französischen Wähler in jedem Département eine lange mit den Namen der ihnen zumeist unbekannten Candidaten versehene Liste in die Wahlurne geworfen hätten. Bei den Wahlen nach Arrondissements, welche wesentlich kleinere Wahlkreise darstellen, ist jeder mit Stimmrecht Versehene weit eher in der Lage, genau zu prüfen, wem er sein Vertrauen schenkt, zumal da es sich immer nur um die Ernennung eines einzigen Abgeordneten handelt.

Da die Zahl der homines novi, welche in die neue französische Deputirtenkammer eintreten, sehr groß ist, darf man der ersten großen politischen Debatte mit Interesse entgegensehen. Für die Beurtheilung der Parteiverhältnisse kommen noch andere Erwägungen in Betracht. Insbesondere wird sich sehr bald zeigen, ob schutzzöllnerische oder freihändlerische Bestrebungen überwiegen. Sind doch unter Anderem die Be-

ziehungen Frankreichs zu Italien dadurch beeinträchtigt worden, daß die Erneuerung des Handelsvertrages zwischen den beiden Ländern unterbleiben mußte, weil, abgesehen von den politischen Antipathien, die in der französischen Deputirtenkammer gegen das treu an der Tripelallianz festhaltende Italien sich wirksam erwiesen, die Schutzzöllner im Parlamente ihren Einfluß geltend zu machen vermochten. An erster Stelle waren allerdings die erwähnten politischen Antipathien maßgebend, die um so schärfer betont wurden, je herzlicher sich die Beziehungen Italiens zu Deutschland gestalteten. Auf ersteres sollte durch die Nichterneuerung des Handelsvertrages ein Druck ausgeübt werden, da in Frankreich die falsche Voraussetzung bestand, der italienische Exporthandel wäre vor Allem auf Frankreich angewiesen. Nun zeigte sich aber sehr bald, daß den italienischen Erzeugnissen sehr wohl neue Absatzgebiete erschlossen werden können.

Die bisher von französischer Seite gegen Italien angewendeten Kampfmittel haben sich auch im Uebrigen als durchaus verfehlt erwiesen. Richtete sich der Groll der französischen Blätter insbesondere gegen den leitenden italienischen Staatsmann Crispi, dessen freundschaftliche Beziehungen zum Fürsten Bismarck jenseits der Vogesen argen Verdruß bereiten, so ist die Volksthümlichkeit des italienischen Conseilpräsidenten gerade in jüngster Zeit in Folge des gegen ihn gerichteten Mordversuches in erfreulicher Weise gewachsen. Von den ihm durch den frevelhaften Steinwurf zugefügten Verletzungen wiederhergestellt, hatte Crispi in Palermo auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Banket Gelegenheit, unter allgemeiner Begeisterung sein politisches Programm zu entwickeln. Die italienische Colonialpolitik zu rechtfertigen, wurde dem Conseilpräsidenten um so leichter, als die neuerdings vollzogenen Verträge mit dem Könige Menelik, dem zukünftigen Negus von Abessinien, nicht bloß den Besitz von Massowah und den benachbarten Districten sichern, sondern auch dem italienischen Handel große Vortheile in Aussicht stellen. Ueber die Position Italiens im Bunde der mitteleuropäischen Staaten vermochte Crispi ebenfalls die befriedigendsten Aufschlüsse zu geben, indem er von Neuem den ausgesprochen friedlichen Charakter der Tripelallianz betonte, zugleich aber Verwahrung dagegen einlegte, daß dieses Bündniß eine Spitze gegen Frankreich zeige, falls dieses Land ebenfalls die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens anstrebt.

Die Tripelallianz ist eben nur, wie die Erfahrungen der letzten Jahre deutlich bekundeten, gegen Störungen dieses Friedens gerichtet, so daß die ganze Verblendung der sogenannten italienischen Republikaner und ihres Organs, des in Mailand erscheinenden „Secolo", dazu gehört, wenn dem Conseilpräsidenten Crispi, weil er mit aller Entschiedenheit an der Tripelallianz festhält, kriegerische Bestrebungen zugeschrieben werden. Da die Beweisführung des erwähnten Blattes im Wesentlichen darin besteht, daß Italien bei einem Bündnisse mit Deutschland und Oesterreich nur verlieren könne, indem es stets der Gefahr eines großen Krieges ausgesetzt, dagegen auf die Bundesgenossenschaft Frankreichs angewiesen sei, ist es sehr bedeutsam, daß der bisherige Pariser Correspondent des „Secolo", Paronelli, seine Landsleute über die wahren Gesinnungen der weit überwiegenden Mehrzahl der Franzosen gegenüber Italien vollständig aufgeklärt hat. Da Paronelli seiner Zeit unter der Führung Garibaldi's bei Dijon kämpfte, sowie im Hinblicke auf seine Stellung zu dem Mailänder Blatte, müssen seine Betrachtungen über die in Frankreich herrschende Stimmung jedenfalls als unbefangen angesehen werden. Wenn daher dieser seine Privatinteressen zurückstehen läßt und unter Anführung stichhaltiger Beweise constatirt, daß die Franzosen bei Gelegenheit der jüngsten „Rundreise" italienischer Republikaner durch Frankreich durchaus nicht die Begeisterung der Letzteren für die Allianz der beiden „lateinischen" Nationen theilten, vielmehr erst künstlich zu einem dürftigen Empfange angespornt werden mußten, so lassen diese Ausführungen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Erfreulich ist nur, daß gerade die jüngsten Vorgänge die Stellung des italienischen Conseilpräsidenten Crispi befestigt haben, der nicht bloß nach wie vor das volle Vertrauen des Königs Humbert genießt, sondern sich auch bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages, am 4. October d. J., überzeugen konnte, wie tief und fest die Sympathien für ihn in Italien selbst und in Deutschland wurzeln.

Literarische Rundschau.

Ranke's Abhandlungen und Versuche.

Abhandlungen und Versuche. Von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Die vorliegende Sammlung, welche den 51. und 52. Band der sämmtlichen Werke Ranke's ausmacht, enthält folgende „Abhandlungen" oder „Versuche": 1. Die Fluthsage. 2. Die Tragödien Seneca's. 3. Paulus Diaconus. 4. Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten. 5. Notiz über die Mutter Manfred's. 6. Zur Geschichte der italienischen Poesie. 7. Zur Geschichte der italienischen Kunst. 8. Ueber den Ausbruch des siebenjährigen Krieges. 9. Friedrich II., König von Preußen. 10. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. 11. Vorrede zu den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. 12. Von der historischen Kommission (eine Denkschrift und zwölf Eröffnungsreden). 13. Ansprachen (beim fünfzigjährigen Doctorjubiläum 1867 und am neunzigsten Geburtstage 1885).

Vollkommen neu sind die drei ersten Stücke und ein Theil der Eröffnungsreden in der historischen Commission. Die anderen Stücke sind schon früher gedruckt worden; aber vielfach sind auch sie mit Nachträgen aus Ranke's hinterlassenen Papieren bereichert worden.

Wir halten es hier für unsere Aufgabe, vor allem der bisher noch nicht veröffentlichten größeren Stücke (Nr. 1—3) zu gedenken. Diese sind alle anläßlich derjenigen Arbeit entstanden, mit welcher Ranke sein Leben beschloß: nämlich der Weltgeschichte. Die Fluthsage wird von Ranke auf die Gesichtspunkte hin geprüft: ist sie wirklich eine allgemeine, d. h. an mehreren Stellen ursprüngliche, und wie verhalten sich die Fassungen, in denen sie erscheint, zu der Darstellung in den Büchern Mosis, welche die Anschauungen der Menschen überhaupt beherrscht hat? Der Präcision der Fragestellung entspricht die Schärfe und Knappheit der Antwort. Neben der hebräischen Fassung steht, was das Alter angeht, die assyrische, welche George Smith aus den Thontäfelchen zu Kujundschik 1876 entdeckt hat. In der Angabe der äußeren Umstände sind beide Erzählungen nahezu identisch; aber in ihrem wesentlichen Inhalt sind sie grundverschieden. Die assyrisch-babylonische Tradition enthält nichts als die Rettung eines persönlich untadelhaften Fürsten vor dem allgemeinen Verderben; dieser Fürst ist ein orientalischer Despot in aller Form; er wird mit seiner Hofhaltung gerettet, ohne die man ihn sich nicht denken zu können scheint. Eine allgemeine Beziehung zur Welt hat die babylonische Sage nicht; diese Beziehung aber überwiegt in der israelitischen Ueberlieferung; sie hat durchweg ein patriarchalisches Gepräge. Der Erzvater mit seinen Söhnen wird gerettet, und das Menschengeschlecht wird durch eine Zusage des höchsten Gottes gegen eine ähnliche Katastrophe gesichert. Die biblische Tradition ist

von universaler Bedeutung, während die babylonische Legende eine locale Färbung trägt. Die erstere beruht auf der Einheit der göttlichen Macht, die letztere auf einer Entzweiung der Götter. Ranke trägt nicht das geringste Bedenken, der Sage der Genesis den inneren Vorzug, und, da das Einfachere in der Regel das Frühere ist, auch die Entstehung vor der babylonischen zuzuschreiben. Neben diesen beiden Sagen gibt es auch noch eine griechische, welche wieder besondere Merkmale aufweist; und dennoch läßt sich nicht leugnen, daß Begebenheiten der Sage zu Grunde liegen, die in Palästina und Mesopotamien, überhaupt in Vorderasien, und in Griechenland eingetreten sind. Aber weiter geht die Sage nicht; es findet sich keine Spur davon, daß die Fluth etwa auch Aegypten, Italien und den Westen betroffen hätte: nur Sicilien könnte auch noch von ihr erreicht worden sein, da in einer, aber angefochtenen, Stelle der Scholien zu Germanicus Aratea V. 287 davon die Rede ist, Deukalion und Pyrrha seien auf dem Aetna ihrer Verlassenheit inne geworden. Das sind Ranke's Ergebnisse: in wunderbarer Weise mischen sich bei ihm Achtung vor der Ueberlieferung und Kritik derselben; er ist erst zufrieden, wenn er der Schale einen Kern entnommen hat.

Von ganz besonderem Interesse ist sodann die S. 21—76 umfassende Abhandlung über die Tragödien des Seneca: was Ranke als Literarhistoriker war, kann man hier anschaulich abnehmen. Er überblickt zuerst, indem er den Dingen auf den Grund geht, die Entwicklung der römischen Tragödie vor Seneca; dann betrachtet er die Tragödien dieses Mannes selbst der Reihe nach im Einzelnen; hierauf stellt er ihren allgemeinen Charakter fest; endlich erörtert er ihren Einfluß auf die moderne Literatur. Sie sind Erzeugnisse eines dichterisch angeregten Philosophen; Seneca geht den leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen der Menschen selbständig nach und macht sie in eigenthümlicher Weise zum Gegenstande zugleich der psychologischen Analyse wie der dramatischen Darstellung. Die Untiefen namentlich des weiblichen Gemüths hat vielleicht Niemand mit größerem psychologischen Scharfsinn und in kräftigeren Zügen zur Anschauung gebracht. Damit verknüpfen sich bei Seneca politische Erörterungen von großer innerer Bedeutung über Herrschaft und Dienstbarkeit, Pflicht und Gefahr der Herrschenden, das Recht und die Widerstandskraft der Unterworfenen. In der Welt, wie sie damals war, sah er das Glück in der Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten. Tugend und Glück suchte er in den Hütten der Armen, nicht in den Palästen der Großen. Seine Tragödien haben kein eigentlich dramatisches Interesse; aber der Tiefsinn ihrer Gedanken, das Trübe ihrer Lebensanschauung hat ihnen stets eifrige Leser verschafft, solange das Römerthum bestand; das beweisen zahlreiche Entlehnungen und Nachahmungen bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Sie reizten die frühesten Humanisten; sie haben darum ihre Bedeutung für die Verbindung von Alterthum und Neuzeit; Corneille hat in seiner Medea die des Seneca nachgebildet; mit Racine gelangt die antikisirende Tragödie und zwar nach Seneca's Muster zur Herrschaft; erst an Shakespeare und seine Siegeslaufbahn knüpft sich das Aufkommen des modernen Trauerspiels.

Paulus Diaconus wird von Ranke auf einem Dutzend Seiten näher charakterisirt. Wenn seine früheren Schriften Compilationen sind und in den späteren die Legende vorwaltet, so enthält seine Geschichte der Langobarden Beides; sie zeigt dabei einen poetisch-patriotischen Charakter. Dies wird nachgewiesen an der Erzählung von der Art, wie den Langobarden ihr Name gegeben wurde, sowie an den Sagen von Rosamunde und Theudelinde und den beneventanischen Erinnerungen. Die Rosamundesage ist eine der grandiosesten, die uns aus dem germanischen Alterthum aufbewahrt sind; sie ist ein wahres Poëm, nicht viel weniger die Brautwerbung Authari's. Ranke hält sie für Uebersetzungen aus germanischen Originalen: denn den Geist, sie zu schaffen, hatte Paulus Diaconus, der eben nur ein Compilator war, mit nichten. Sein ganzes Buch ist ein Gemisch von fremden Arbeiten, die er vorfand, und poetischen Erzählungen, die er hinzufügt.

Das sind die neuen Abschnitte der Sammlung.

Unter den schon gedruckten verdienen eine besondere Aufmerksamkeit diejenigen, welche von der italienischen Literatur und Kunst handeln: sie zeigen uns die wunderbare Vielseitigkeit des großen Altmeisters von Neuem, und sie thun dar, wie wenig die „Weltgeschichte" etwa einem späten und unvermittelten Entschlusse entsprungen ist: sie ist durch Ranke's ganzes früheres Leben und Forschen so vorbereitet gewesen, daß sie jetzt geradezu als naturgemäßer Abschluß dieses Lebens bezeichnet werden muß. Wir heben nur hervor, daß Ranke von Bojardo, Ariosto, Tasso; von Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Tizian, Tintoretto, Paolo Veronese handelt: auf Einzelnes einzugehen, fehlt uns der Raum: aber dem Leser werden die Namen schon Anreiz genug bieten, daß er die Abschnitte selber studirt.

Den Historikern und Psychologen wird weiterhin besonders willkommen sein der Abdruck der in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" erstmals erschienenen Aufsätze über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. Dort liegt der Schwerpunkt in der Herausarbeitung der großen Gesichtspunkte aus der Masse des Stoffs, hier in der auf persönlicher Kenntniß aufgebauten Charakteristik eines so schwer mit Gerechtigkeit zu beurtheilenden Monarchen, wie dies Friedrich Wilhelm IV. gewesen ist.

Ergreifend ist das Schlußstück des ganzen Bandes. Es ist dies Ranke's Dankesbezeugung an die Männer, die an seinem neunzigsten Geburtstage ihm Glück gewünscht hatten. Großartig nach dem Gedankeninhalt, ist diese Ansprache auch zum Herzen gehend durch die Töne des Gemüths, von welchen sie durchzogen ist. „Der preußische Staat, zugleich in einer Umwandlung zum Deutschen Reich begriffen, hat mit seinen Verbündeten den revolutionären Cäsarismus überwältigt und ihm sogar ein Ende gemacht. Hier möchte ich meinen: es ist eine große That der Vorsehung, deren Zeuge wir Alle gewesen sind . . . Möchte nun aber zwischen beiden Nationen Wetteifer, nicht Feindseligkeit herrschen!" „Ich wünsche, daß Sie mir freundlich gesinnt bleiben und mich mit Ihrem Wohlwollen begleiten, hier im Leben — und dann in der andern Welt, wo wir uns wiederfinden."

Er sprach damals noch von seinem Wunsche, die Weltgeschichte zu fördern und die anderen Aufgaben, die er, der drei Menschenalter gesehen, „noch in sich trug." Aber schon breitete der Todesengel seine Fittige um sein Haupt; in der zuversichtlichen Hoffnung auf ein ewiges Leben hat er dieses irdische verlassen.

G. Egelhaaf.

Jenseits des Gotthard.

Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1888.

Welch' ein Zauber ist es doch, der uns Wanderer des Nordens immer und immer wieder nach Italien zieht! Man braucht nur einmal von den Alpen herabgestiegen zu sein, dieses Landes nur einen Hauch verspürt zu haben, um fortan in der Seele die Sehnsucht zu nähren, welcher Mignon's Lied den unvergänglichen Ausdruck gegeben — eine Sehnsucht, tiefer noch, schmerzlicher und süßer fast als Heimweh. Grüßt unseres Daseins besserer Theil seine Heimath, wo die weißen Paläste schimmern, das Grün der Pinie dunkelt und das Violett der Berge sich scharf abzeichnet gegen einen wolkenlosen Himmel oder sanft bespiegelt in einer sonnigen See? Sind es die Träume der Jugend, welche Wirklichkeit werden da drunten, wo die Helden und die Dichter unserer Schuljahre gewandelt; oder ist es der Wunsch des Alters, sich über die Grenzen und Schranken alles Endlichen zu erheben im Anblick der Stadt, welche, wenn irgend Etwas auf Erden, die Vorstellung der Ewigkeit weckt? Kein Wandel und Wechsel der

Zeit hat den Drang ausgelöscht, der einst die germanischen Scharen wie ein verheerendes Element über diese Stätten der alten Cultur sich ergießen und ihre späten Nachkommen noch unter seinen Trümmern Rom suchen ließ. Diese Poesie hat jedem Fortschritt, was man so nennt, und jeder Neuerung widerstanden: nicht mehr sucht das Maulthier im Nebel seinen Weg, nicht mehr im Vetturin fährt man von einer Herberge zur anderen, noch zu Schiff auf der Brenta von Padua nach Venedig. Drei Schienenstränge führen an schwindelnden Abhängen, nicht fern der Region des ewigen Eises und Schnees, hinüber und setzen sich fort an den lieblichen Gestaden des Meeres, im rauhen Appenin und den wilden Abruzzen. Ueberall sind gute Wirthshäuser und, mit Ausnahme der Oefen, alle Bequemlichkeiten, an die der Verwöhnteste von uns zu Hause gewöhnt. Aber so groß ist der geheimnißvolle Reiz Italiens, daß nichts ihn zu zerstören vermocht — nicht das Hôtel, nicht die Eisenbahn, und nicht einmal das Rundreisebillet.

Einem solchen, oder vielmehr vier Rundreisebillets nacheinander verdanken wir das an der Spitze dieses Artikels genannte Buch. Wir brauchen den Lesern der „Rundschau" nicht zu sagen, wer J. V. Widmann ist. Man kennt auch in Deutschland den gestrengen, zu Zeiten etwas scharfen und derben, immer aber tüchtigen Redacteur (oder wie man dort sagt: Redactor) des Berner „Bund", den geistvollen Feuilletonisten, den begabten Dichter und Novellisten. Alle diese Qualitäten kommen in seiner Schilderung Italiens zur Geltung. Als Schweizer steht er diesem Lande näher als wir; der Weg ist kürzer, der Verkehr reger — ganze Striche der Südschweiz sind italienisch oder italianisirt, so weit Sprache, Sitte, Lebensart in Betracht kommen. Sonst sind ihre Bewohner natürlich so gute Schweizer wie der Berner selber. Der deutsche Schweizer hat vor uns voraus die raschere Communication und die leichtere Verständigung; wenn er über den Gotthard fährt, ist er, mitten unter seinen italienisch redenden Landsleuten, immer noch im Bundesgebiet; mitten im Luganer See kreuzt er die Grenze, und bei Brissago, dem Städtlein der guten Köche, hoch über dem Lago Maggiore, grüßen einander im Waldesdunkel das Kreuz der Schweiz und das des geeinten Italiens. Der Schweizer ist der Nachbar und alte Freund des Italieners, dem einen Besuch abzustatten, lange nicht den Apparat erfordert, als wenn wir uns in Bewegung setzen. Viermal in vier auf einander folgenden Frühlingen, 1885—1888, hat Herr Widmann die Reise gemacht, durch elf lombardische Städte zuerst, dann nach Etrurien, will sagen Toscana mit Florenz, dann nach dem östlichen Italien und zuletzt nach Rom. Er hat sie zu seinem Vergnügen gemacht, versteht sich, und das ist es, was aus seinen Blättern uns so sehr anmuthet: die Lust am Wandern, das Gefühl, ein freier Mann (was noch mehr ist als ein freier Schweizer) zu sein, die Ferienstimmung, die keinen Zwang duldet, aber auch keinen ausübt — keine lange Beschreibung von Bildern, Sculpturen oder Bauwerken, kein mühsames Umherspähen nach Sehenswürdigkeiten, keine historischen Excurse. Nichts von alle dem, oder vielmehr: von alle dem Etwas, aber nicht mehr als sich für einen gebildeten Mann von selbst versteht. Was er sieht und sagt, ist Alles Eingebung des Augenblicks und der Laune; das Uebrige läßt er dem Gsell-Fells, den er, mit Recht, nicht hoch genug loben kann. Das Beste jedoch, was er gibt, steht eben nicht im Gsell-Fells, noch im Bädeker, so sehr wir auch den schätzen. Herr Widmann hat die rühmenswerthe Neigung, Dinge zu suchen, die nicht grad an der Heerstraße liegen, und das besondere Talent, sie zu finden. Wer sich seiner Führung anvertraut, der wird in die merkwürdigsten alten Städte kommen, und irgendwo, mitten in Mailand, hinter dem Dom, ein Albergo entdecken — Angiolo d'Oro heißt es — in welchem man, unter Gottes freiem Himmel in einem Hof und zwischen lauter gemüthlichen Menschen sitzend, den besten Barolo trinkt und die besten Maccaroni ißt. Mit solchen Zechern, Pfaffen und anderen vortrefflichen Leuten weiß unser Reisender aufs Beste zu verkehren, und da das italienische Volk von einem ganz eigenen Humor ist, so ist er der rechte Mann, um es zu verstehen, sich an ihm und mit ihm zu ergötzen. Die lauschigen, kleinen Plätze, die gedrängt vollen Straßen mit ihren bunten Farben und lautem Lärm, die feierliche

Erhabenheit der Kirchen und Dome, die reichen Kunst- und anderen Schätze der Palazzi, die Schönheiten der Landschaft, des Meeres und Gebirges, die Hoheit und den Liebreiz der italienischen Natur — das Alles weiß er in einer einfachen und nicht selten doch poetisch bewegten Sprache mehr anzudeuten als ausführlich zu schildern; und um dem Leser einen Begriff seiner Darstellung zu geben, schließen wir unseren Bericht mit einigen Sätzen aus dem „Präludium" der dritten seiner Rundreisefahrten. Hier spricht er zunächst von den kleinen Leiden, die, wie er weiß, mit jedem Besuch in Italien verknüpft sind, und fährt dann fort: „Aber alle diese Wissenschaft kann mir das unsagbar tiefe, herzliche Glücksgefühl nicht rauben, das mich ergreift, wenn in Luzern die Räder des Gotthard-Schnellzuges ihre erste Drehung machen. Als säße ich in des Elias feurigem Wagen, der ihn gen Himmel führte, so ist mir zu Muthe, und „Fliegen wir den alten Göttern zu!" summt mir's im Ohre. Ja, wenn ich meinen gesammten Geisteszustand während einer italienischen Reise in wenige Worte zusammenfassen soll, dieses Schwelgen im Idealen und doch auf festem realen Grund und Boden Stehen, so weiß ich dafür keinen besseren Ausdruck als jenen, den einst der alte, ehrliche Brockes auf seine Gedichtsammlung setzte: „Irdisches Vergnügen in Gott."

J. R.

βκη. **Salomon Geßner.** Mit ungedruckten Briefen von Heinrich Wölfflin. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1889.

Eine literarhistorische Erstlingsarbeit, wie der Verfasser in der Vorrede sie selbst nennt. Sie zerfällt in drei Theile: die Lebensgeschichte, die historische Begründung der Epoche Geßner's und seiner Thätigkeit als Dichter und Künstler, und den Anhang mit einer Anzahl von Briefen. Durch die ganze Schrift finden sich in Vignetten und vollen Blättern Reproductionen Geßner'scher Radirungen.

Wir haben das Buch mit Vergnügen durchgelesen. Geßner war eine glücklich organisierte Natur, die sich, vom Schicksal begünstigt, unbefangen ihren Neigungen hingeben durfte. Als Dichter und Maler gleich erfolgreich, durfte Geßner sich als berühmten Mann fühlen und ist bis an sein Lebensende in diesem Gefühl kaum gestört worden. Die Vornehmsten seiner Zeit haben ihn geschätzt und ihr Urtheil in ehrenvoller Weise zu erkennen gegeben. Geßner repräsentirt als einer der Vorzüglicheren das goldne Zeitalter der schweizerischen Literatur vor der französischen Revolution. Das speciell schweizerische Selbstgefühl, verbunden mit Milde der Gesinnung, zeichnet ihn aus, das sich vielen Dichtern seines Vaterlandes nachrühmen läßt, und von dem ausgehend der Verfasser vielleicht seine literarhistorische Betrachtungen noch weiter hätte ausdehnen können. Wir finden dieselbe bescheidene, darum nicht kraftlose Weltanschauung bei Usteri und Hegner und auch bei heutigen Dichtern wieder, die sämmtlich allerdings keine idyllischen Schäfer in ihren Werken auftreten lassen, aber sich gerne innerhalb ihrer Thäler und am Gestade ihrer Seen halten und das Wohlgefühl, das heimischer Baumschatten ihnen gewährt, in einer Weise zu erkennen geben, die an den idyllischen Naturcultus der Geßner'schen Schäfer anklingt. Vielleicht setzt Wölfflin seine Studien in dieser Richtung fort. Was er Seite 143 ff. sagt, erschöpft das Thema bei Weitem nicht.

Wir geben, da er seine Vorrede aus Rom datirt, noch eine kleine Notiz, deren Richtigkeit er an Ort und Stelle wird controliren können. Er bespricht (S. 131) Geßner's zehn mythologische und historische Stücke, Radirungen von 1771, und lobt besonders die auch in einer Reproduction wiedergegebenen „Vier Mädchen am Wasser". „Das Mädchen," heißt es da, „das, von hinten gesehen, mit einer Hand aufgestützt sich umwendet, bekundet einen Geschmack für ruhige, plastische Schönheit, wie er damals äußerst selten war.". Diese Gestalt aber ist, mit geringer Abänderung, an Raphael's Decke der großen Loggia der Farnesina zu finden, auf der auch die Motive der drei anderen Mädchenfiguren vielleicht zu entdecken wären. Hätte der Verfasser stärker betont, daß an Geßner's Gemälden und Radirungen nichts als die Stimmung original, alles Uebrige aber geschmackvolle Nachahmung sei, so würde er sich mit seiner Kritik auf einen festeren Standpunkt gestellt haben, ohne seinen Helden deshalb weniger anerkennen zu dürfen.

βκφ. **Le Mouvement littéraire au XIX. Siècle** par George Pelissier. Paris, Hachette et Cie. 1889.

Die siebzehn Capitel dieses interessanten Buches machen den Eindruck, als seien sie zuerst in einer Zeitschrift erschienen, auch hat ihr Stil etwas vom Feuilleton. Die Franzosen haben den Vortheil, in Paris ein Centrum zu besitzen, wo die zum Theil nach-, zum Theil nebeneinander arbeitenden bedeutenderen Dichter und Schriftsteller früher zu historischer Sichtbarkeit gelangen als es bei uns der Fall ist, so daß sich eine Geschichte der französischen Literatur der Gegenwart leicht construiren läßt. Eine „Geschichte" will Pelissier's Buch nicht sein, er zählt nur eine Anzahl der bedeutendsten Repräsentanten der literarischen Bewegung auf und charakterisirt sie. Da Jedermann in Frankreich an dieser Bewegung sich betheiligt fühlt, so wird die Kritik, die ein Buch wie dieses bietet, gewiß von vielen Seiten Zustimmung oder Mißbilligung finden, jedenfalls wird von ihr allseitig Notiz genommen werden. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse bei uns, wo die Neigungen, Abneigungen und überhaupt das wahre Urtheil des wirklich urtheilenden Publicums sich nur langsam ans Licht arbeitet.

γα. **Geschichte der orientalischen Angelegenheit** im Zeitraum des Pariser und des Berliner Friedens. Von Dr. Felix Bamberg. Bogen 1—10 Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Eine Geschichte der orientalischen Fragen ist ein zeitgemäßes Buch; wir stehen ja auch im Westen unter der Rückwirkung der östlichen Ereignisse, und wären die orientalischen Wirren endgültig beglichen, so würde im Westen der Friede einkehren. Bamberg gehört zu denjenigen Schriftstellern, welche nicht vom Ei der Leda anfangen, sondern ihrem Stoff alsbald resolut zu Leibe gehen. „Der Verlauf der orientalischen Angelegenheit zu Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hängt eng mit der Errichtung des zweiten Kaiserreichs zusammen, so daß die Entwicklung der europäischen Verhältnisse, unter denen es zu Stande kam, diesem so wichtigen Abschnitte der Zeitgeschichte gleichsam zur Einleitung dient." Kaiser Nikolaus war sehr damit zufrieden, daß Napoleon „die Ordnung herstellte"; aber er wollte nichts davon wissen, daß der Bändiger der Revolution sich den Kaisertitel beilegte; er versagte ihm die Anrede „mon frère" und nannte ihn nur „mon ami". England machte sich diesen Zwespalt zu Nutze; wenn Rußland von dem „Kaiser Napoleon" nichts wissen wollte, so war es selbstverständlich, daß man in London sich demselben um so entgegenkommender erwies und ihn zu sich herüberzog. So war die erste größere Handlung des neuen Kaiserreichs gegen Rußland gerichtet: Napoleon knüpft damit an eine der ältesten Ueberlieferungen der französischen Politik an, nämlich an die Sorge um die heiligen Stätten im Morgenlande; und diese Sorge war ein Ausfluß der unchristlichen Verbindung, in die Frankreich seit 1535, unter der Regierung Franz' I., mit der hohen Pforte getreten war. Wir können hier der Erzählung Bamberg's natürlich nicht in alle Einzelheiten folgen; sie ist sehr anschaulich, fließend und fesselnd; baut sie sich auch nur auf dem bis jetzt gedruckten Material auf, so verwerthet sie dafür

dieses mit um so größerer Sorgfalt; militärische wie diplomatische Dinge werden mit gleicher Gründlichkeit behandelt. Die vorliegende erste Lieferung führt die Erzählung bis zur Schlacht von Inkermann, die am 5. November 1854 geliefert ward; ein besonderer Plan des Schlachtfeldes erleichtert das Verständniß der eingehenden Erzählung. Außerdem ist beigegeben eine Karte der Krim, eine bildliche, farbige Darstellung der Besitzverhältnisse der christlichen Gemeinden in der Kirche zum heiligen Grabe, erstens vor und zweitens nach dem Brande von 1808; endlich eine Anzahl von Porträtholzschnitten, unter denen wir diejenigen Bismarck's, Nikolaus' I., Nesselrode's, Menschikow's, Abdul Mejid's, Gortschakow's, St. Arnaud's, Lord Raglan's, Omar Pascha's, Canrobert's, Napier's und Todleben's hervorheben. Das Werk ist ein Theil der bekannten „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen"; über den Umfang des Ganzen läßt sich nichts Gewisses sagen; doch dürfte der Stoff in etwa vier Lieferungen zu erschöpfen sein.

αλ. **Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen.** Von Dr. Jul. Post, Professor an der technischen Hochschule in Hannover. Band I: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim. 1889.

Dieses Buch ist seinem Geiste und wesentlichsten Inhalte nach auf Reisen ersammelt worden, welche der Verfasser in seinen langen Sommerferien, von Mitgefühl für bedrängte Menschenkinder getrieben, nach solchen Fabrik n verschiedener Länder richtete, aus denen ein Ruf gelungener Veranstaltungen für die Beschäftigten umlief. Zunächst benutzte er den Stoff, um sich aus demselben ein wesentlich ganz neues Colleg für künftige Fabrikleiter unter seinen Schülern zu bilden. Nun hat er den ersten Band des daraus herzustellenden lehrreichen Werkes der großen Berliner Ausstellung für Unfallverhütung dargebracht — ein nicht zurückzuweisendes Stück für diese, denn es heißt wahrlich Unfällen vorbeugen, wenn man sich der Kinder, jungen Mädchen und jungen Burschen einer Fabrikarbeiterschaft sorglich annimmt. In der väterlichen Betrachtung und Behandlung derselben sieht Professor Post den hier durchschlagenden Gedanken. „Patriarchalischen Beziehungen in der Großindustrie" widmet er als eine rasch orientirende Einleitung fünf herrlich geschriebene Briefe, die jeden Fühlenden auf sein Lieblingsfeld mit fortreißen werden. Es folgen dann gruppenweis gesonderte Einzeldarstellungen, die durch Beigabe von Zeichnungen, Statuten, Berichten u. dgl. m. unmittelbar zu benutzen und zu übertragen sind. Hier treten solche verdiente Namen, wie die von Frau Commercienrath Heyl in Charlottenburg, Franz Brandts in M.-Gladbach, der an der Spitze des arbeiterfreundlichen Vereins katholischer Industrieller steht, David Peters, dessen protestantisch-liberalem Rivalen in Neviges, Rittmeister a. D. Schlittgen in Marienhütte bei Kotzenau, Commercienrath Niethammer in Kriebstein bei Waldheim, Arnold Hardt in Lennep, Bolle in Moabit und Spindler in Köpenik leuchtend in den Vordergrund: ihre Erfahrungen mit menschenfreundlichen Ideen und Unternehmungen werden meist in Worten mitgetheilt, welche sie selbst vertrauensvoll gegen den Verf. geäußert haben. Der hannoverische Hochschullehrer aber ist kein bloßer Zusammensteller, ihrer, in die Gegenwart gerückten socialen Schöpfungen; denn was ihn im Grunde zu diesen Forschungen veranlaßte, das waren die eigenen Versuche in etwas anderer Sphäre, seine wohlthätig-gemeinnützige Beschäftigung, neben dem lehrenden Beruf, erst in Göttingen, dann in Hannover, mit Bildungsvereinsgenossen, Ferienkolonie- und Knabenhort-Kindern, Volksbibliothekslesern, Consumvereinsmitgliedern u. s. w. Darin liegt eine Competenz für die Würdigung menschenfreundlicher Fabrikeinrichtungen, welche bloße social-ökonomische Studien noch nicht geben. Wer also Professor Post's so zu sagen selbsteingeführtem Colleg an seiner Hochschule allenthalben Nachahmung wünschen wird, dem muß auch dieses schöne und reichhaltige Buch viel aufmerksame Leser zu verdienen scheinen.

μ. **Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika.** Von Frieda Freiin von Bülow. Berlin, Walter und Apolant. 1889.

Dieses kleine Werk bietet gerade gegenwärtig nach den letzten Vorgängen in den deutschen Niederlassungen Ostafrika's actuelles Interesse, um so mehr, als die Verfasserin in ihrer Eigenschaft als Hospitalgründerin und Krankenpflegerin im Dienste der ostafrikanischen Gesellschaft mit den maßgebenden Persönlichkeiten an Ort und Stelle ihrer Wirksamkeit in fast tägliche Berührung gekommen ist und durch ihr ungeschminktes und offenbar aus dem Herzen kommendes Lob gewiß manches Vorurtheil der den Vorgängen ferner Stehenden zerstreuen hilft. Die Verfasserin hat in verschiedenen Stationen gewirkt und mit schlichten, Wahrheit athmenden Worten erzählt, daß von den Angestellten genannter Gesellschaft ebenso umsichtig wie aufopfernd gearbeitet wurde. — Was den sonstigen Inhalt betrifft, so wird er Jedermanns ungetheiltes Interesse in Anspruch nehmen; denn die Verfasserin versteht es, ihre vielfachen Erlebnisse vermöge ihrer scharfen Beobachtungsgabe und ihres guten Humors ebenso unterrichtend wie anziehend zu schildern. Bald gibt ihr der Aufenthalt in Zanzibar selbst oder in dem vielgenannten Dar-es-Salaam, bald die Beschreibung eines Festes zu Ehren der Königin von England, bald eine Besichtigungsfahrt der Vertragshäfen zwischen Zanzibar und Cap Delgado, den Anlaß, treffende Streiflichter auf Sitten und Gebräuche der dort vertretenen Völkerschaften und typische Persönlichkeiten zu werfen — zwischendurch ziehen sich wie ein rother Faden die Mittheilungen über die Behandlung und den Verlauf vielfacher Krankheiten, in erster Linie natürlich des Fiebers, denen ihre Umgebung und zuletzt sie selbst unterworfen war.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Lesefrüchte aus den hinterlassenen Werken Friedrichs des Großen, Königs von Preußen. Ausgewählt und gesammelt von Friedrich Albrecht. Dritte Auflage. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1889.

American Statesmen: Benjamin Franklin. By John F. Morse, jr. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Company. 1889.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and condition of the Institution. 1886. Part I. Washington, Government Printing Office. 1889.

Arendt. — Der Streit um die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Von Otto Arendt. Berlin, Walther & Apolant. 1889.

Aruss. — Sainte-Nitouche. Par Arsène Aruss. Paris, Ernest Kolb.

Balladen deutscher Dichter von Bürger bis zur Gegenwart. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung. 1889.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. Heft 300—400. Halle a/S., Otto Hendel.

Brand. — Auf nach Afrika. Lustspiel in fünf Akten von Hesso Brand. Bonn, Herm. Berendt. 1889.

Cohn. — System der Nationalökonomie. Ein Lesebuch für Studirende von Gustav Cohn. Zweiter Band: Finanzwissenschaft. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1889.

Compte-rendu sommaire d'une transcription phonétique. Offert aux membres du VIIIe congrès des orientalistes. Stockholm 1889. Stockholm, L'imprimerie Centrale. 1889.

Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen. Ein deutsches Gegenstück zu den englischen „Listen der 100 besten Bücher". 1. bis 5. Tausend. Berlin, Friedr. Pfeilstücker. 1889.

Die Offenbarung St. Johannis des Theologen und das Tier 666. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1889.

Doliarius. — Janus. Ein Datumweiser für alle Jahrhunderte von J. C. Doliarius. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1889.

Engel. — Ueber den Stimmenumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Von Ed. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Engelmann. — Bilder-Atlas zum Homer. Sechsunddreißig Tafeln mit erläuterndem Texte. Herausgegeben von Dr. R. Engelmann. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts. 1889.

Ernoth. — Hans Kühnenburg. Eine Sage vom Oberharz in Romanzen von Ernst Ernoth. Osterode a/H., Giebel & Oehlschläger. 1889.

Eschen. — Im Kampf. Roman aus der Gegenwart von M. von Eschen. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1890.

Goldhausen. — Kumys (Milchwein) als Heilmittel von chronischen Lungen- und Magenkrankheiten, Darmkatarrh, Bleichsucht, Nierenentartung, Zuckerkrankheit 2c., sowie seine Zubereitung nach einer eigenen Methode von Franz Goldhausen. Neuwied, Heuser's Verlag. 1889.

Halden. — Reseda. Eine Erzählung für junge Mädchen von E. Halden. Erlangen, Palm & Enke.

Hallier. — Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Geschildert von Ernst Hallier. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1889.

Hecker. — Casino-Geschichten von Carl Hecker. Stuttgart, Karl Krabbe. 1889.

Hermann. — Der Ritter von Rüdesheim. Schauspiel in vier Akten von Rudolf Hermann. Berlin, Otto Janke. 1889.

Heyse. — Beiträge zur Kenntniß des Harzes, seiner Geschichte, Literatur und seines Münzwesens. Eine Reihe von Abhandlungen von Gustav Heyse. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Harzburg, C. R. Stolle's Harzverlag.

Hucke. — Das verwünschte Geld. Währungs-, Wirthschafts- und socialpolitische Untersuchungen von Julius Hucke. Dritte vervollständigte und verbesserte Auflage. Berlin, Mitscher & Röstel. 1889.

Martinez. — Der Schwanenritter. Roman von C. von Martinez. Mannheim, J. Bensheimer. 1889.

Möbius. — J. J. Rousseau's Krankheitsgeschichte von P. J. Möbius. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1889.

Monteton. — Carmagnuola, Historischer Roman aus der Zeit der letzten Visconti, von Otto von Monteton. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1889.

Nauroy. — Les secrets des Bonaparte. Par Charles Nauroy. Paris, Émile Bouillon. 1889.

Neue Literarische Volkshefte, Nr. 5: Goethe und noch immer kein Ende! Bedeutung Goethes für die Gegenwart. Berlin, R. Eckstein-Nachfolger (Hammer & Runge).

Neukomm. — Guillaume II et ses soldats. Par Edmund Neukomm. Paris, Ernest Kolb. 1889.

Ott. — Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in 5 Akten von Arnold Ott. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1889.

Pfundheller. — Peter von Cornelius und der campo santo in Berlin. Von H. Pfundheller. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1889.

Quarck. — Die deutsche Fabrikinspection im Jahre 1887 von Max Quarck. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1889.

Quarck. — Zur äußeren Geschichte der Fabrikinspection in Deutschland. Vortrag von Max Quarck. Frankfurt a/M., Gebr. Knauer. 1889.

Raydt. — Silva Marian. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von H. Raydt mit einer Ansicht des heutigen Ratzeburg. Hannover-Linden, Carl Manz.

Née. — Wanderungen durch das alte Nürnberg. Von Dr. Paul Johannes Née. Nürnberg, Johann Leonhard Schrag. 1889.

Riehl. — Giordano Bruno. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1889.

Rosenzweig. — Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. Populär-wissenschaftlicher Vortrag von Adolf Rosenzweig. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1889.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 78: Ueber das Bergsteigen. Vortrag von J. Buchheister. H. 79: Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. Von L. Liebrecht. H. 80: Horaz Comes. Die Laven des Vesuv, ihr Fruchtboden und dessen Vegetation. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Joh. Jos. Mohrhoff. H. 81: Ueber Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Von Herm. Hagen. H. 82: Der Afrika-Forscher Eduard Vogel, geboren 1829 in Krefeld, ermordet 1856 in Wadai. Ein Vortrag von Adolf Pahde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Schmidt. — Der verwandelte König. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Herm. Barnhagen. Mit einem Vorwort des Dichters. Erlangen, Andr. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 1889.

Schönbach. — Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Dritte Auflage. Vermehrt durch Aufsätze über die neueste deutsche Dichtung und den Realismus. Graz, Leuschner & Lubensky. 1889.

Schrader. — Das Trinken in mehr als fünfhundert Gleichnissen und Redensarten. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung aus der Mythologie von Herm. Schrader. 2. Aufl. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Schucht. — Geognosie des Okerthales. Von H. Schucht. Mit einem geognostischen Profil von Oker. Harzburg, C. R. Stolle's Harzverlag. 1889.

Schück. — Brandenburg-Preußens Colonial-Politik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern (1647—1721) von Dr. jur. Richard Schück. Mit einer Vorrede von Dr. jur. Paul Kayser. 2 Bde. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. 1889.

Senn. — Onkel Fritzen's Testament. Von Wilhelm Senn. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1889.

Sigwart. — Kleine Schriften von Christoph Sigwart. Erste Reihe. Zur Geschichte der Philosophie. Biographische Darstellungen. Zweite, berichtigte und vermehrte Ausgabe. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr's Verlag. 1889.

Speyer. — Italienische Vegetationsbilder. Ein Vortrag von Otto Speyer. Cassel, A. Freyschmidt. 1889.

Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 1889.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Anfühnbar.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

XIII.

In der Nähe von Dornach, auf dem seit Langem unbewohnten Gute Rakonic, hatten sich zwei junge Ehepaare angesiedelt. Die Männer waren Brüder, die Frauen Schwestern. Sie gehörten den vornehmsten Gesellschaftskreisen an und betrieben den Sport als Beruf, mit angeborenem und energisch ausgebildetem Talent. Ueberdies gab es in etwas verwickelten Ehrensachen keine höheren Richter als die Grafen Clemens und Gustav, und im Punkte echter Elegance keine nachahmungswürdigeren Vorbilder als die Gräfinnen Carla und Betty Wonsheim. Es gab auch in der weiten Welt nicht wieder vier Menschen von so vollkommener Uebereinstimmung in ihren Lebensanschauungen, ihren Verhältnissen, ihrer Bravheit, ihrer kindlichen Unwissenheit. Den Brüdern sah man ihre nahe Verwandtschaft sofort an. Beide waren mittelgroß und breitschultrig, ihre Scheitel schon etwas gelichtet; sie hatten ein äußerst gelassenes Wesen, sprachen langsam und in derselben bedächtigen Art. Im Aeußeren der Schwestern hingegen herrschte die größte Verschiedenheit. Carla, die Aeltere, schlank und blond, glich der Schwind'schen Melusine. Betty, braun, klein, neigte zur Fülle und unterzog sich in Folge dessen einem ziemlich strengen „training". Sie rühmte sich, nie anders als mit dem Springgurt geritten zu sein. „Was hat man denn für einen Rapport mit dem Pferd," fragte sie, „wenn man auf so einer Maschine von einem Sattel oben sitzt?" Ihre Lebhaftigkeit bildete einen angenehmen Gegensatz zu dem gemessenen Benehmen ihrer Angehörigen. Sie war sehr verliebt in ihren Clemens, und er ließ sich ihre Zärtlichkeit gefallen und hatte, obwohl seit einem ganzen Jahre verheirathet, noch nicht eine Untreue an seiner kleinen Frau begangen. Gustav und Carla hingegen verkehrten mit einander mehr wie zwei gute Gesellen, denn als ein junges Ehepaar. Jedes brave eheliche Verhältniß endet mit Freundschaft; sie ersparten sich den Umweg und fingen gleich mit der Freundschaft an.

Sobald die Fahnen auf den Thürmen des Schlosses Dornach die Anwesenheit des Herrn und der Frau vom Hause verkündeten, fanden Wonsheim's sich dort ein und wurden oft und gern gesehene Gäste. Sie verlangten aber auch Erwiderung ihrer Besuche, Theilnahme an ihren Interessen. Es verdroß Alle, wenn eine ihrer Einladungen von Maria ausgeschlagen wurde, weil sie „zu thun" hatte. — Und was? — Krippen errichten, ein Versorgungshaus bauen, ein Spital, und immer machen, als ob sie dabei stehen müßt' — wenn das nicht Affectationen sind, dann kennen alle Wonsheim zusammen sich in dem Punkte nicht mehr aus.

Sie waren einmal von einem betrunkenen Taugenichts angebettelt worden, der ihnen auf die Frage, woher er sei? geantwortet hatte: „Aus Dornach."

„Wie — daher? Gibt's denn noch arme Leut' in Dornach? Dort is' ja der Himmel für die Armen."

Der Taugenichts zwinkerte schlau und sprach in kläglichem Tone: „Für den armen Herrn Spitalsverwalter und Aufseher und wie die liebe Bagag' sich tituliren laßt . . . für die wird's wohl der Himmel auf Erden sein, die liegen auf der faulen Haut und fressen sich an. Ein wirklich Armes hat's in Dornach grad so schlecht wie überall."

Das war Wasser auf die Mühle der Wonsheim, und sie fragten nicht, ob es aus trüber Quelle floß.

Eines Tages, als wieder eine verneinende Antwort aus Dornach eintraf, schnellte Betty den Brief, der dieselbe enthielt, durch das offene Fenster, daß er weithin flog, die Luft mit der Kante durchschneidend. „Der vierte Korb, den die langweilige Person uns gibt!" rief sie, und Clemens versetzte:

„Ihr seid's aber auch wie die Wanzen. Laßt sie in Ruh'."

„Just nicht! Sie darf nicht fort im Spital sitzen und sich mopsen. Man muß sie ein bissel aufmischen."

Betty's Meinung drang durch.

„Mischen wir's auf," erwiderten Gustav und Carla, und schon am nächsten Morgen, in aller Gottesfrüh, kam die Familie in Dornach angesprengt, um Hermann und Maria zu einem Spazierritt aufzufordern.

Es war ein hübscher Anblick, als sie im Schloßhofe hielten, die stattlichen Herren und die anmuthigen Frauen auf ihren schönen Rossen, an denen jede Sehne Kraft und jeder Blutstropfen Adel war. In ihrer Begleitung befanden sich Flick und Flock, ihre Doggen, die ernsten, klugen, die den Pferden, wie angebunden, in jeweiligem Tempo dicht an den Hufen folgten. Sie sahen nicht rechts noch links, sie kümmerten sich weder um einen aufschwirrenden Vogel noch um einen aufgescheuchten Hasen; aber einen Blick, einen freundlichen Zuruf ihrer Herren beantworteten sie mit Wonnegeheul und Freudensprüngen. Jetzt waren sie verdrießlich über die Unterbrechung ihres Morgenrennens.

„Verdammte Dahockerei! Wie lang' soll's noch dauern?" sagte Flick zu Flock.

„Riech nur, riech!" erwiderte der, „da kommen ja schon die Hunde mit ihren Menschen. Den Boxl, den möcht' ich durchbeuteln, daß er nicht mehr wüßt', wo sein grauslicher Kopf ihm steht." Er knurrte, seine Haare sträubten sich.

Boxl lief auf ihn zu, klein und frech, der ganze Hund eine impertinente Frage: „Was habt Ihr bei uns zu suchen?“

„Die Spuren meiner Zähne in Deinem Fell, Du Ratte,“ und Flock wollte auf ihn losfahren. Aber sein Herr befahl: „Kuschen!“ So drückte er denn die Augen halb zu, leckte die Schnauze und wandte dem Händelsucher, der nicht aufhörte, ihm die größten Unannehmlichkeiten zuzukläffen, den Rücken.

Flick setzte sich dicht an seine Seite, und die Beiden streckten die Hälse, wedelten mit den Schwänzen, öffneten die gewaltigen Rachen und gähnten laut und herausfordernd.

Inzwischen war die Einladung der Wonsheim angenommen worden. Maria ging, sich umkleiden zu lassen, die Pferde wurden vorgeführt: Hermann's brauner Wallach und Maria's, in letzter Zeit arg vernachlässigter Liebling, Hadassa.

Fünfjährig, mit feinem Kopf, schlankem Bug, breiter Brust, breitem Kreuz, tanzte sie einher auf elastischen, makellosen Füßen. Sie war wie grauer, wolkiger Marmor und rabenschwarz ihre spärliche Mähne und ihr an der Wurzel spitz zulaufender Schwanz. Als sie die fremden Pferde erblickte, warf sie den Kopf empor; ihre dunkelbraunen, aus dem mageren Gesicht vorquellenden Augen sprühten; sie blies die Nüstern auf, wieherte drohend und stieg plötzlich auf den Hinterbeinen in die Höhe, daß der kleine Groom, der sie fest an den Zügeln hielt, wie ein Taschentuch in der Luft baumelte.

Alle lachten. Maria trat heran und streichelte den Hals der Stute. Hadassa jedoch, ihr Gebiß kauend, im Sande scharrend, wich verdrossen vor der Gebieterin zurück.

„Nervos?“ sprach diese und schwang sich mit Hermann's Hülfe in den Sattel.

Sie hatte nicht daran gedacht, den Tag mit einer Unterhaltung zu beginnen, sich heute besonders viel vorgesetzt, war im ersten Augenblicke unzufrieden gewesen mit der eingetretenen Störung. Bald jedoch empfand sie dieselbe als Wohlthat. Erfrischend, belebend wirkte auf sie die rasche Bewegung in der thauigen Kühle des Morgens. Die Nebel sanken, die Sonne stieg hinter den Laubwäldern empor, die der Herbst schon bunt gefärbt hatte und überglänzte ihr geschminktes Sterben.

Die Reiter nahmen ihren Weg durch den Park. Sie kamen an dem Aussichtspunkte vorbei, wo Maria's erste Unterredung mit ihrem Bruder stattgefunden, wo sie die ersten Worte mit Demjenigen getauscht, der dem Verbrechen den Pfad zu ihr gebahnt hatte.

Vorbei — vorbei . . . Trag mich hinweg, Hadassa! und sie führte unüberlegt einen Streich mit der Gerte über die Schulter des aufgeregten Thieres. Hadassa's Empörung war grenzenlos. Sie bockte, schlug und gab ein Beispiel trotziger Unbotmäßigkeit, das bei den anderen Pferden Nachahmung zu finden begann.

„Nichts mit ihr zu machen, ich muß sie allein haben,“ sagte Maria. „Auf Wiedersehen beim Jägerhause.“ Und sich jede Begleitung, auch die Hermann's verbittend, lenkte sie über das Sturzfeld, auf dem man sich befand, einem Wiesengrunde zu. Der breitete sich weithin bis an das Ufer des gelassen durch die Thalsohle hingleitenden Flüßchens. Es war dasselbe, das droben in

den Bergen zu Füßen der Burgruine so prächtig übermüthig durch die Felsenriffe tobte.

Von Weitem schon sah Maria seine glatte Oberfläche blinken. Dort auf sanfter Bahn, im seichten Bette hatte es ausgestürmt.

„Siehst Du, Hadassa, für noch ganz andere Wildheit als die Deine gibt's nach dem Auf- und Abwogen der Hochfluth die ruhige Ebbe des Gleichgewichts. Du glaubst nicht an Deine Zähmung, Du Tolle? Warte nur, Du mußt erst müde werden." Vorgeneigt bis auf den Hals der Stute, ließ sie ihr die Zügel. Ein rasender, ein wonniger Ritt, ein Flug über Gräben und Hecken. — Hadassa spürt nicht mehr den Boden unter ihren Hufen, Hadassa ist ein Adler, ist der Sturm; von ihr getragen werden und so viel Leben, Kraft, Feuer deiner Laune unterworfen fühlen, dem Drucke deiner Hand — das ist Seligkeit. — Leugne sie, wer sie nicht kennt . . . Maria's Herz öffnete sich ihr mit Entzücken. Sie athmete erquickt und frei; sie war einmal wieder glücklich und ruhig, und in ihrem Innern war Frieden . . .

Wo hatte sie den gesucht? — in der Pflichterfüllung, im Wohlthun, in ihrer mit Begeisterung ausgeübten Kunst. Alles vergeblich. Der Frieden der Seele ist zu finden auf dem Rücken Hadassa's, im wilden Genuß eines sinnlosen Rennens und Jagens. Das schäumende Roß, die glühende Reiterin sind von demselben Rausche erfaßt. Hadassa ist nicht zu ermüden, nur zu erhitzen, Maria ihrer Herrschaft über sie nicht mehr so sicher wie früher. Um so schöner — es lebe die Gefahr! Aug' in Auge mit ihr wird das Vergessen am tiefsten . . .

Da war es gedacht und der Zauber gebrochen. Des Vergessens gedenken, heißt ja sich erinnern. Der Brust Maria's entstieg ein Schrei und gellte unheimlich durch die Stille. — Aber horch, es kam Antwort. Ein dumpfes, einförmiges Geräusch, das aus der Ferne herüberdrang, gab sie. Dort am Ausgange der Waldschlucht stand eine Mühle, und rastlos drehte sich ihr riesiges Rad, getrieben vom stürzenden Bache . . . Vorwärts! auf sie zu . . . Hadassa biegt nicht aus. Ein herbes Lächeln verzog Maria's Lippen. — Armselig, sogar an Erfindung ist das Leben. Alles wiederholt sich. Das ist ja wie vor Jahren, als sie, fast noch ein Kind, demselben Tod, dem sie jetzt entgegenjagt, entgegengetragen wurde. Einem häßlichen Tod zwischen schwarzen, triefenden Speichen, und damals graute ihr vor ihm — heute graut ihr nur noch vor dem häßlichen Dasein . . .

Bleich, die Augen weit geöffnet, näherte sie sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit ihrem Ziele.

Da erfuhr sie etwas Seltsames. Ist das immer so vor dem Ende? — Die Zeit erschien ihr mit einem Male als das unverrückbar Feststehende, als ewige Gegenwart. In alle Seelentiefen fällt unendliches Licht; die Wurzeln des Fühlens und Thuns sind enthüllt, der betrügerische Einfluß der Stunde ist verschwunden. Seines täuschenden Schimmers entäußert, zeigt sich das Blendwerk der Sinne und der Phantasie in seiner Nichtigkeit. Aber die reine, von ihm zurückgedrängte Empfindung prangt in herrlichem Glanz. Die Leidenschaft ergreift ihre Beute — ungehoben bleibt ein Schatz an Liebe. Da wandeln zwei mutterlose Kinder die wohlbekannten Wege entlang, da ist das Herz des besten Mannes verwaist . . .

„Maria!" übertönte eine Stimme das Rauschen der Fluthen, „Maria!" und sie, plötzlich zurückgerufen in das Bewußtsein der Wirklichkeit, fuhr zusammen und riß die Zügel an.

Hadassa bäumte sich, dann stand sie gestreckt, mit rauchenden Nüstern, mit zurückgelegten Ohren. Wo war sie hingerathen in ihrem närrischen Lauf? Was war das für ein wasserspeiendes Ungeheuer, dem sie im Begriff gewesen, in den Rachen zu springen? . . .

Sie erschrak und zugleich freute sie sich, denn aus dem Winkel, wo das brausende Scheusal sein Wesen trieb, kam ihr guter Kamerad und Stallnachbar, der braune Bob, einhergetrabt.

Auch er war aufgeregt, sein Reiter aber ganz ruhig, und der rief:

„Was gibt's, ist sie durchgegangen?"

Maria stammelte ein undeutliches „Nein." Ihr war zu Muthe wie einem auf der Flucht ereilten Verbrecher. Mitten im fast übermenschlichen Ringen nach Selbstbeherrschung erzitterte sie, von Schauern durchfröstelt. Die Augen Desjenigen, dem ihre letzten Gedanken gegolten, ruhten auf ihrem Angesicht. Spiegelte es die Kämpfe wider, die sie eben durchgemacht? . . .

Hermann hatte sie eingeholt, sein Pferd gewendet und ritt nun neben ihr an der Mühle vorbei. Er neigte sich zu Maria, legte seine Hand auf die ihre und: „Du bist ganz blaß."

„Wirklich?" fragte sie, zog ihr Taschentuch und preßte es an ihre Stirn. „Aber wie kommst Du hierher?"

„Mir war bang', Hadassa — sie hat heute einen bösen Tag — könnte an der Mühle nicht allein vorüber wollen. So bracht' ich einen Begleiter."

„Und hast die ganze Wiese umritten. Auch eine Leistung. Bravo Bob!" sie klopfte den Hals des schweiß- und schaumbedeckten Pferdes: „Ich liebe Dich."

Hermann scherzte: „Der Glückliche, sein Herr beneidet ihn."

„Hat keinen Grund dazu," entgegnete sie ernst und warm.

Er drückte ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt: „Das sagst Du ja, als ob es Dir leid thäte," versetzte er im früheren Tone. Aus seinem Blicke sprach lautere Seligkeit und weckte einen Widerschein in der Seele Maria's.

Was ihr vorhin gedämmert, es durchdrang sie jetzt mit dem Lichte und mit der Kraft sonnenklarer Ueberzeugung. Das Beste und Höchste an ihr, das, worin alle edlen Eigenschaften ihres Wesens gipfelten, war die langsam gereifte Liebe zu diesem Manne.

XIV.

Von nun an ließ sich Maria nicht mehr lange bitten, dabei zu sein, wenn „etwas los" war bei Wonsheim. Aus der Rolle einer Zuseherin ging sie bald zu der einer Mitwirkenden und endlich einer Anführerin über. Schwungvoll wie eine Kunst, nicht mit der Nüchternheit eines Handwerkers wollte sie den edlen Sport betrieben sehen. Den der Jagd, zum Beispiel, an welchem Carla und Betty leidenschaftlich Antheil nahmen. Was man so vortrefflich auszuüben versteht, soll auch schön ausgeübt werden:

„Machen wir ihnen eine Freude," sagte sie zu Hermann, „lassen wir für ein paar Tage das goldene Zeitalter der Jagd wieder aufleben, zaubern wir uns an den Hof August's des Starken oder nach dem Jagdschloß Blankenburg. Veranstalten wir ein Fest, bei dem einmal gezeigt wird, was das Haus Dornach vermag; denke nur, daß ich selbst es noch nie in seinem Glanze gesehen habe."

„Ein schweres Versäumniß," erwiderte er, „aber wir wollen es gut machen."

Die öden, immer verhangenen Prunksäle wurden dem Licht und der Luft geöffnet, und es zog wie ein Erwachen durch die Räume. Ein leises Knistern erhob sich in dem alten Schnitzwerk und Getäfel der Wände, ein plätscherndes Geräusch in den meergrünen, goldbefranzten, vom Winde, der durch die Fenster drang, geblähten Vorhängen und Draperien. Die Prismen der krystallenen Kronleuchter schlugen lustig aneinander, mit feinem, hellen Klang. Und erst auf dem Orchester im Tanzsaale, wie ging es da zu! Da wurde gestimmt und geübt und Strauß'sche Musik einstudirt. Eine stürmische Auferstehung für die Streich- und Blasinstrumente, die geruht hatten in ihren Särgen, seitdem sie der längst vergessenen Weise eines Menuet's à la reine ihre Stimmen geliehen. Der greise, immer mürrische Schloßwärter, der sich als der eigentliche Schloßherr betrachtete, griff ungern genug auf Zureden Hermann's nach seinem Schlüsselbund. Und die eisenbeschlagenen Eichenschränke in der Silberkammer lieferten die Schätze aus, die ihr Hüter sorgsam pflegte und geizig verbarg vor der Neugier der Laien. Da kamen sie hervor und schmückten die Tafel im großen Speisesaal, die phantastischen Aufsätze und Trinkschiffe, die Nautilusschalen, die romanischen Pokale und die gothischen, mit ihren kleinen durchbrochenen Thürmen, Spitzbogen und Phialen. Kannen, Becher, Schüsseln in bewunderungswürdig getriebener Arbeit, mit Figurenreliefs, eingeschmolzener Emaillirung, eingesetzten Edelsteinen, Triumphe der Goldschmiedekunst, die Hand Jamnitzer's, Eisenhoidt's, Dinglinger's verrathend, dieser bescheidenen Meister einer Kleinkunst, aus deren Werkstätten so viele große Künstler hervorgegangen sind.

Die Einladungen zu dem Feste waren im Stile des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt. Die „Cavaliere und Dames" wurden gebeten, nach dem Kesseltreiben, das an der Stelle des historischen Fuchssprellens abgehalten werden sollte, „in grünsammetener, mit Silber verschamerirter Kleidung" beim Mahle zu erscheinen. Zur Jagd selbst kamen die Gäste natürlich in beliebigem Costüme.

„Je schäbiger, je chikiger!"

Carla und Betty Wonsheim, die das Wort erfunden hatten, brachten es zu Ehren, sahen jedoch nicht vortheilhaft aus in ihren zerdrückten Hüten, ihren alten Paletots, kurzen Röcken und abgetragenen Schnürstiefeln.

Wenn aber die Herren mit ihren ledernen Jagdhosen die Zimmer putzen lassen, um ihnen jeden Schein von Neuheit zu benehmen, dürfen die Damen nicht zurückbleiben, und auch ihre Ausstaffirung muß die Spur von hundert blutigen Schlachten gegen Haar- und Federwild tragen.

Als die Gäste versammelt waren, fand, frei nach Döbel, der Aufzug statt, den Willy, Wilhelm's Erstgeborener, mit dem bloßen Hirschfänger in der Rechten, anführte. Ein ergötzliches Schauspiel, bei dem weder die Schar der Leute im „wilden Mannshabit" noch der Künstler, der den „pohlnischen Bock" pfeifen

konnte, noch der Waidmann fehlte, der das Parforcehorn musikalisch zu blasen verstand.

Die Gesellschaft spendete reichlichen Applaus und bestieg in bester Stimmung die Wagen, die sie nach dem Revier brachten, wo der erste Trieb stattfand. Der letzte sollte die Jäger am Nachmittag in die Nähe des Schlosses zurückführen, und diesen versprach Maria, den Bitten Aller nachgebend, mitzumachen.

Zur bestimmten Stunde verließ sie das Haus. Es war kalt, ein scharfer Nord hatte sich erhoben, fegte den dünnen, harten Schnee in die Gräben und Mulden, und blies von Zeit zu Zeit einen Schauer feiner Eisnadeln über die Felder.

Still und schweigend kamen die Jäger heran; die flügelführenden an der Spitze. Der Ordner befahl Halt, und nun theilte sich der Zug. In gleicher Entfernung von dem Anderen ging je ein Schütze zwischen zwei Treibern, seinem Stande zu.

Seit ihrer Kindheit hatte Maria nicht mehr an einem Kesseltreiben theilgenommen und nur einen verworrenen Eindruck davon behalten. Nun schritt sie neben Clemens, dem sie schon am Morgen ihre Begleitung zugesagt und der ihr ganz merkwürdig vorkam. Eine heftige Aufregung spiegelte sich in seinem sonst so phlegmatischen Gesicht; aber er blieb stumm.

Der Kreis war geschlossen, die Jäger begannen vorzurücken.

Alles noch regungslos da drin in dem seichten, leicht beschneiten Ackergrunde, der sich gleichmäßig senkt und dann wieder erhebt bis zur Einhegung des Parkes.

„Die Hasen waren klug," sagte Maria. „Sind alle fort, im Walde."

„Sind da, ducken sich nur," antwortete Clemens.

Die Treiber begannen ihre Klappern zu rühren. Ein zerlumpter Junge in durchlöcherten Socken sprang vor Maria her, offenbar in der Absicht, von ihr bemerkt zu werden. Er jagte auch wirklich einen Hasen auf. Dann rückten drei andere nach, vier, sechs . . . Der erste Schuß knallte, ein großer, fetter Hase stürzte und blieb auf der Stelle.

„Das war die Betty," murmelte Clemens, und ein Ausdruck leidenschaftlichen Neides umzuckte seinen Mund. Seine Hände zitterten, er schoß und fehlte, schoß wieder und traf, aber schlecht. Auf drei Läufen sprang sein Opfer dem nächsten Nachbarn in den Schuß. Nun nahm er sich zusammen, nun war er wieder er selbst. Wohl dem Meister Lampe, der ihm kam, er hatte nicht lange zu leiden.

Der Kreis wurde immer enger, es wimmelte von Wild. — Aus der Erde schien es zu wachsen, erhob sich aus jeder Furche, sprang hinter jeder Scholle hervor, wandte alle seine Finten vergeblich an, stürzte herum im Wahnsinn der Angst, schrie, daß es einen Stein erbarmt hätte — und Jägern Vergnügen machte. Und erst dem Volke! Welchen Feiertag begeht heute das Volk!

Das feigste Thier, das völlig wehrlose zusammen treiben auf einen Fleck, damit es dort lustig niedergeknallt werde, nachhelfen mit dem Stock, wenn das Gewehr sein Werk nur halb gethan, todt machen, so recht nach Herzenslust und noch Geld dafür kriegen, das ist ein Gaudium für den armen Mann, und für sein Kind eine Schule, in der es etwas lernen kann.

Der letzte Trieb, der schönste Trieb. Wer hätte das erwartet! Die meisten Herren und alle Damen wurden von einem Rausche ergriffen. Angesichts solcher Massen Wildbrets wird der kaltblütigste Jäger hitzig. Das A B C der Wissenschaft geht ihm verloren; er zielt kaum mehr, kümmert sich nicht darum, ob „das Material" zu Schanden geschossen wird.

Die Strecke bedeckt sich mit todtem, verendendem, verstümmeltem Gethier. Es düngt den Boden mit seinem Schweiße; es wird genickt, erwürgt; die Treiber binden ihm die Hinterläufe zusammen und beladen ihre Stöcke mit der noch zuckenden Beute.

Maria hatte weggeblickt. Widerwillen, Ekel, ein großes Staunen erfüllte sie: — Die sich da ergötzen an den Qualen eines armseligen Geschöpfs, das sind lauter gute Menschen.

„Gräfin, schauen's her," rief Clemens mit seinem heitersten Lachen.

Auf zehn Schritte von ihm hatte ein alter, blinder Hase sich hingepflanzt und machte ein Männchen. Beide Löffel waren ihm abgeschossen und die Farbe lief über seine erloschenen Lichter. Er wischte sie mit den Vorderläufen langsam ab, schüttelte sich, loste nach rechts und nach links, senkte traurig seinen kugelrunden Kopf und sah unglaublich dumm aus.

„Den Gnadenstoß, ich bitte um den Gnadenstoß für ihn," sprach Maria.

Clemens gab Feuer. Der Hase lag, und — unweit von ihm der kleine Treiber, der aus vollem Halse schrie und ein Bein in die Höhe streckte.

„Patzer!" rief Betty herüber.

Im selben Augenblick gab der Hornist das Zeichen zum Schluß.

Maria war auf den Verwundeten zugeeilt, Clemens folgte ihr langsam nach. Doctor Weise kam mit Riesenschritten heran. Er trug eine Mütze mit Ohrlappen, stak in einem Pelze, der ihm die Form eines Schilderhauses verlieh und war mit doppelt so viel Jagdrequisiten behangen, als er hätte verwenden können. Mühsam kniete er neben dem Jungen, untersuchte ihn genau und sprach:

„Ich constatire, daß dieser adolescentulus an der sura des linken Beines von einem Schrot gestreift worden ist."

„Das ist Alles, wirklich Alles?"

Weise nickte: „Alles."

Nun erhob der Bursche ein Geschrei, gegen das sein früheres nur ein Säuseln genannt werden konnte. Er tobte und kreischte: „Ich hab' eins, der Herr Doctor vergunnt mir's nit, der Herr Doctor lugt. Ich hab' eins, ich hab' ein Schrot und krieg' fünf Gulden!"

„Immer die alte Komödie," sagte Clemens.

Der Doctor aber versetzte, nachdem er dem Patienten eine Maulschelle verabreicht und sich mit Hülfe zweier Jäger aufgerichtet hatte: „Verzeihen, das ist Ihre Schuld, Herr Graf. Wenn man jedem angeschossenen Treiber fünf Gulden fürs Schrot bezahlt, darf man dann nicht staunen, daß sich die Leute auf so leichte Art etwas verdienen wollen."

* * *

In drei Sälen des Schlosses wurden die Gäste „magnifique tractiret". Hermann erhob sich und leerte sein Glas „auf aller braven Jäger Gesundheit".

Die Hifthörner bliesen, und zum Finale ließen die Jägerburschen das Waldgeschrei ertönen.

Es war das stilvollste Fest, das man denken konnte, und mit weit mehr historischer Treue ausgerichtet, als der größte Theil der Gesellschaft zu würdigen verstand. Doch freute sich Jeder an der entfalteten Pracht, am Reichthum und Geschmack der Costüme.

Besondere Bewunderung erregte Carla Wonsheim, die entzückend aussah in ihrem grünen, mit weißem Atlas ausgeschlagenen Sammetgewand und dem dunkeln Federbarett auf ihrem hübschen Kopfe. Sie schien in einem Diamantenregen gestanden zu haben, denn sie war vom Scheitel bis zu den Füßen mit einzelnen dieser funkelnden Edelsteine wie übersprüht.

„Wen stellen Sie vor?" fragte eine junge, schlanke Landedelfrau mit auffallend schönen Augen, Baronin Wlasta Zavisch. Die Damen Wonsheim waren ihr wie Sterne aufgegangen an ihrem beschränkten Horizont, und sie kannte keinen höheren Ehrgeiz, als in der Nähe ihrer Idole geduldet zu werden.

„Wen ich vorstelle? — das weiß die Frau vom Haus," gab Carla zur Antwort, „die hat unsere Costüme vorgeschrieben."

„Das meine nicht! ich lasse mir nichts vorschreiben. Ich bin die Pfeife, nach der bei mir Alles tanzt. Achtzehntes Jahrhundert, Jagdcostüm — va bene. Das Weitere ist meine Sache."

Carla ließ einen „unvertrauten" Blick über die Toilette der Baronin gleiten und dachte: „Nicht recht präsentabel, die brave Frau."

Wlasta zog ihre mageren Schultern in die Höhe, streckte den langen Hals und ließ die Freudenbotschaft von ihren Lippen schweben, daß sie den nächsten Winter in Wien zubringen werde.

Carla sprach ein kurzes: „So?"

„Ja, ja, und ich werd' schon oft zu Ihnen kommen und Sie bitten, daß Sie sich meiner annehmen. Die Wiener Societé ist sehr unfreundlich gegen neue Erscheinungen."

„Nur, wenn sie un-comme-il-faut sind."

„Na, das ist natürlich — ich bin gerade so . . . Aber je, da schauen Sie her! die Wilhelmischen fangen schon an zu tanzen. Komm' . . . O weh!" unterbrach sie sich, „jetzt hab' ich mich wieder versprochen, ich bitt' um Verzeihung."

Ihre Entschuldigung wurde mit einem Kopfnicken quittirt. Sie ließ sich dennoch nicht abschrecken: „Gehen wir in den anderen Saal," sprach sie und schob zuthunlich ihren Arm unter den der Gräfin.

Diese lachte: „Der tausend, wir sind ja sehr intim, wir Zwei! Davon hab' ich noch gar nichts gewußt."

Wlasta erröthete bis an die Ohren, und Carla fuhr unbarmherzig fort:

„Warum denn nicht? als Nachbarn auf dem Lande; das hat keine Consequenzen — in der Stadt, mein' ich. Man ist dort schrecklich in Anspruch genommen. Ich könnt' Ihnen, sehen Sie, liebe Baronin, nicht einmal eine Stunde geben, zu der ich zu treffen bin."

Die Baronin war nahe daran, von einem Herzkrampf ergriffen zu werden. Sie rang nach Athem und brachte mit niedergeschlagenen Augen und gebrochener Stimme die Worte hervor: „Ich bin eine geborene Zastrisl."

„Ja, meine Liebe, der Stammbaum allein thut's nicht." Damit ging sie, gefolgt von ihrem sehr düster gewordenen Schatten, auf Maria zu, die, umringt von einigen äußerst beflissenen Herren auf einem Sopha, der offenen Thür des Tanzsaales gegenüber, saß.

„Die Baronin," sprach sie, „möchte wissen, wen ich vorstelle."

„Du bist," lautete die Antwort, „die lebendige Nachbildung eines Porträts der Gemahlin des Herzogs Rudolf von Braunschweig-Lüneburg."

„Lüneburg? Hab' mein Lebtag nichts von dem Neste gehört."

„Ich auch nicht, aber jetzt merk' ich mir's," sprach Betty, die gleichfalls herangetreten war und die Hand auf Maria's Schulter legte. „Man wird so gelehrt in Dornach. Es geschieht alles Mögliche für die Bildung der Gäste. Das heutige Fest, zum Beispiel, hast Du, wett' ich, nur arrangirt, um uns hinterrucks etwas aus der Geschichte beizubringen und aus der Geographie."

„Solche Lectionen kann man sich schon gefallen lassen," fiel Carla ein, und Betty rief:

„O, wie hab' ich mich unterhalten! Es war furchtbar lustig."

„Und was denn am Lustigsten?" fragte Maria.

„Die Jagd, natürlich. Ich hab' einunddreißig Hasen geschossen und einen Fuchsen, den mir übrigens mein schußneidiger Mann abdisputiren will. Und Du, hast Dich doch auch unterhalten?"

„Auf der Jagd nicht."

Die kleine Frau war außerordentlich erstaunt: „Wie kann das sein?"

„Es ist mir eingefallen, daß wir uns an Qualen ergötzen. Der Anblick der jämmerlich zugerichteten Thiere hat mich verstimmt."

„Entschuldigen Sie, Gräfin, das ist Empfindelei," sprach ein jugendlicher, etwas affectirter Diplomat.

„Behauptet die Gedankenlosigkeit," versetzte Maria halblaut, wie zu sich selbst redend.

In ihm aber brodelte es vor Unwillen, fast wäre er aufgefahren. Gestern erst hatten einige seiner hier anwesenden Freunde von Maria's Unnahbarkeit gesprochen, und er hatte sich in die Brust geworfen und mit offenkundiger Absicht gesagt: „Ja, ja, ihr zu gefallen ist nicht leicht. Man muß eben geistreich sein."

Und jetzt, und noch dazu in Gegenwart der Zeugen seiner Prahlerei: „Gedankenlosigkeit!" Er wollte eine schlagende Antwort geben, da ihm aber nichts besonders Passendes einfiel, entschloß er sich zu schweigen. Die kleine Beschämung, die er erlitten hatte, war verschmerzt, als Carla sich mit den Worten zu ihm wandte:

„Ich bin Ihnen noch einen Walzer schuldig vom Fasching her. Soll ich bezahlen?"

Sehr geschmeichelt erhob er sich und wirbelte mit ihr davon.

Vetter Wilhelm aber, der bei Wonsheim in hohen Gnaden stand, mußte mit Betty tanzen, zur Buße für den schmachvollen Verdacht, den er geäußert hatte, daß sie müde sei.

„Was? müd' — ich? . . . Ich bestell' mir ein Pferd her um sechs Uhr früh und mach' noch einen Ritt von ein paar Stunden."

Wilhelm lachte: „Ganz wie ich, damals, als ich noch Leutnant war bei Kaiser Nikolaus Husaren."

Maria blickte sinnend, mit immer unbeweglicher werdenden Augen, in das Gewühl fröhlicher, geputzter Menschen, und was sie sah, war seltsam. — Das glänzende Bild goldbetreßter Herren, von Juwelen strotzender Damen, des alterthümlichen Prunkgemachs, in dem sie sich bewegten, wurde durchscheinend und verschwand schemenhaft vor einem tiefdunkeln Hintergrunde. In dem war ein Brausen und Grollen wie des sturmgepeitschten Meeres. Die Wellen thürmten sich bis zum Himmel, stürzten in unermeßliche Tiefen, stiegen wieder empor, um wieder zu sinken, ein ewiges Auf und Nieder.

Und ein Wehgeheul entstieg diesem grausen Getümmel gejagter, jagender, verschlingender, verschlungener Wellen: denn sie bestanden aus Thier- und Menschenleibern; sie waren das gequälte Geschlecht der Lebendigen, und der Ocean, der diese Fluthen rollte, war ein Ocean des Leidens . . .

Manchmal aber erglänzte hoch am Horizont ein blinkender Stern; und Millionen von Menschenherzen erhoben sich, und ihre sehnsüchtigen Augen tranken lechzend sein zitterndes Licht. Aber nicht lange und sie wußten: der ihnen dort erglommen, der verheißende Schein, war nur ein Widerschein des Trostverlangens, der Hoffnung — in ihrer eigenen Brust.

Und weiter rollt der Ocean des Leidens seine stöhnenden Fluthen.

Aber sieh! — was kommt auf ihnen dahergeschwommen? . . . In bewimpeltem Schifflein eine lustige Schar übermüthiger Männer und Frauen. Sie scherzen, sie spielen, sie liebeln und fahren hin, sorgenlos — demselben Ende zu, das der Gepeinigten wartet . . .

„Woran denkst Du?" fragte plötzlich eine sanfte Stimme. Maria schrak auf, wie aus dem Traume. Helmi stand neben ihr.

Und Andere kamen, und der Diplomat machte ihr auf Tod und Leben den Hof, und Clemens Wonsheim fühlte mit Mißbehagen, daß er einmal wieder im Begriff sei, sich in die Frau eines seiner Bekannten zu verlieben und sagte sich selbst: „Unsinn, dabei schaut wirklich nix heraus."

Einmal im Laufe dieser Nacht trat Maria an die Glaswand der Altane und schob den Vorhang zurück. Da lag vor ihr die weite, beschneite Landschaft, weißschimmernd, heller als der Himmel. O, diese anbetungswürdig schöne und doch peinerfüllte Erdenwelt . . . Dein Werk, Du unbegreiflicher, unbekannter Gott . . . Sie besann sich eines Spruchs, den sie in einem alten Buch gelesen, und der lautete:

Als Vorsehung magst du ihn hassen
Den Künstler mußt du gelten lassen.

Einst hatten diese Worte ihr religiöses Gefühl verletzt . . . Einst!

XV.

Das Fest in Dornach rief eine Reihe mehr oder minder glücklicher Nachahmungen hervor. Es gab Bälle auf allen Schlössern der Umgebung, sogar bei Wilhelm's wurde getanzt, zum ersten Male, seitdem sie Haus hielten. Später kam der Eissport in Aufschwung, und man huldigte ihm auf das Eifrigste. Da zeigte sich Gustav Wonsheim in seinem Glanze.

„Wenn's friert," sagte Carla, „dann kommt mein Mann ins Feuer."

Er fuhr wie ein Norweger auf dem Schneeschuh bergab und bergan; er verstand die Eispicke zu gebrauchen wie ein Holländer; auf dem Eislaufplatz beschämte er den Amerikaner Haynes. Seine Unermüdlichkeit im Veranstalten immer neuer Wintervergnügungen im Freien war erstaunlich.

Im December dieses Jahres gewann er, ohne Notiz davon zu nehmen, die Herzen von sechzehn benachbarten Damen. Doch wandten sie sich im Februar fast Alle von ihm ab, als ihn Hermann bei einem tollkühnen Schlittenrennen glorreich besiegte.

Die Zeit verrann. Von Woche zu Woche wurde in Dornach und in Rakonic die Abreise nach Wien verschoben und endlich ganz aufgegeben. Die Balzjagden hatten begonnen, die Herrschaften fuhren fort, sich auf dem Lande prächtig zu unterhalten.

Maria führte ein eigenthümliches Doppelleben. Heute, eine zweite Elisabeth von Thüringen, morgen eine Vollblut-Sportslady, die das starke Geschlecht oft übertraf an Kühnheit und „Schneid".

„Ein Mordsweib, die Dornach!" sagte Clemens seufzend zu seinem Bruder. Und Gustav erwiderte zwischen zwei Zügen seiner Cigarette:

„Das weiß der Teufel."

Clemens ließ sich in seinem Fauteuil hinabgleiten, streckte die Beine weit aus und legte den Kopf zurück: „Wie sie gestern so scharf hereing'fahren is'!" sprach er. „Auf einmal ruft die Betty sie an. Ein Ruck — und die Braun' steh'n wie die Mauern."

„Ich sag's ja, als four-in-hand-Kutscher kommt ihr Keine nach."

„Das Aug', die Hand und — die Ruh'."

„Der Kerl, der Hermann, der hat ein Mordsglück mit der Mordsfrau."

Dem Beneideten indessen schien das, was die hohe Zustimmung der Nachbarn erweckte, ein unheimliches Wunder. Er suchte sich die leidenschaftliche Zerstreuungssucht Maria's als einen Rückschlag gegen ihre frühere Melancholie zu erklären. Pendelschwingungen der Seele, von dem Aeußersten zu jenem, die nichts sind als Vorbereitungen zur Rückkehr in ihre schöne, wohlthuende Gleichmäßigkeit.

Eines Morgens kam Maria heim nach wildem Ritte durch die kaum wegsam gewordenen Wälder. Aus ihren schweren Flechten, die sich nicht völlig unter den Hut hatten zwängen lassen, standen die Spitzen der Haare hervor glänzend wie Seide; unbändige Löckchen kräuselten sich über den aufgeregt funkelnden Augen, die schlanken Nasenflügel zitterten, zwischen den leicht geöffneten Lippen blinkten die weißen Zähne hervor. Hastig berichtete sie von einer neuen Verabredung mit Wonsheim's für den Abend.

Eine Regung der Eifersucht durchzuckte das Herz ihres Mannes; doch machte er sich sogleich einen Vorwurf daraus: „Du hast Dich unterhalten?“ fragte er.

„O, königlich!“ gab sie zur Antwort, und er strich leise über ihre gerötheten Wangen:

„Den nächsten Winter verleben wir in der Stadt, wenn es Dir recht ist. Auf dem Lande haben wir zu wenig Ruhe, was meinst Du?“

„Was Du meinst,“ gab sie zur Antwort, und seine unausgesprochene Rüge verfehlte nicht ihre Wirkung.

Maria besann sich auf sich selbst. Ein Wort Hermann's hatte sie aus dem Rausche geweckt, in welchem sie eine Art Frieden gefunden. — Nun wollte sie mehr als einen Schein von ihm, sie wollte ihn selbst wiedergewinnen, den echten Frieden, ohne den das Leben nutzlos, thöricht, eine Hölle ist.

Sie begann ihn zu suchen im Buch der Bücher, in den Worten der Schrift, die sich nicht an die kalte Tugend wenden, die für den reuigen Sünder gesprochen sind. Ihm gelten diese Verheißungen, dem armen Zöllner, der büßenden Magdalena öffnen sich Vaterarme.

Maria erflehte und erhielt Entsühnung durch den Mund eines ehrwürdigen Priesters und blieb vor sich selbst — unentsühnt.

„Was hilft Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann?“ fragte sie, und der alte Seelenhirt erwiderte:

„Hat meine Tochter vergessen, daß es die Verzeihung des Allbarmherzigen ist und nicht die meine, die sie in der heiligen Beichte empfängt?“

„Wenn es die Verzeihung Gottes ist, warum fühle ich ihre Segnungen nicht? Warum trete ich von dem Tische des Herrn mit so schwerem Herzen hinweg, als ich ihm nahte?“

Ihr Gewissensrath holte vergeblich Trostgründe ohne Ende aus dem unerschöpflichen Borne des Glaubens hervor, dessen treuer Bekenner er war.

Sie lag vor ihm auf ihren Knieen im Beichtstuhl der Schloßcapelle, das Angesicht mit den Händen bedeckend und schluchzte.

Der Priester ließ einen Blick voll Wehmuth über die Ringende gleiten und sagte nach langem Besinnen: „Die Wege des Herrn sind unerforschlich. Es ist schon vorgekommen, daß ein reiner Mensch mit Zulassung Gottes in der Versuchung unterlegen ist. Das geschieht, damit dieser Mensch sich nicht überhebe in seiner Tugend. Er fiel, ja, aber — zu Gottes Füßen. Dort liegt er fortan in Demuth und Zerknirschung, Einer von Denen, die dem Herzen des Ewigen näher stehen als hundert Gerechte.“

Er gab ihr seinen Segen. Sie erhob sich stumm, und nie wieder klagte sie ihm ihr Leid.

Der alte Geistliche aber beugte seinen kahlen Scheitel in frommer Einfalt vor dem Bilde des Gekreuzigten bis zur Erde, und sprach ein heißes Dankgebet: „Sei gepriesen, daß Du auf die Lippen Deines unwürdigsten Dieners die Worte legtest, die eine Seele vor der Verzweiflung gerettet haben.“

Maria ging von nun an ihren Weg allein und suchte weder Betäubung mehr noch Stütze. Aeußeren Gleichmuth hatte sie endlich errungen. Er half ihr die schwere Seelenpein verbergen, ja wuchs mit ihrem Streben nach

Vervollkommnung. Sie war nachsichtslos gegen sich selbst, wenn es die Erfüllung auch der geringsten Pflicht galt — und hatte gegen ihre erste und höchste gesündigt. Sie trug das verfeinertste Rechtsgefühl in der Brust und — neben ihr wuchs die Frucht des Unrechts auf; ein Eindringling, ein kleiner Dieb, der genoß, was ihm nicht zukam. Ueber ein schmerzliches Mitleid ging die Empfindung Maria's für das Kind nicht hinaus.

Aber Hermann, Vater und Sohn, schienen ihm die Zärtlichkeit ersetzen zu wollen, die seine Mutter ihm versagte. Der vierjährige Majoratserbe, ein großer, stämmiger Junge, der so kühn und stolz einherging, als ob die Erde ihm gehöre, zerschmolz vor dem „Kleinen" in Liebe und Ergebenheit. Seiner Natur nach kriegerisch und immer aufgelegt, zum Schlage auszuholen mit seinem Fäustchen, entfaltete er jeder Laune seines Nachgeborenen gegenüber eine erstaunliche Geduld. Er parirte seine hölzernen Pinzgauer im sausendsten Galopp, wenn Erich mit Thränen in der Stimme rief:

„Genug, die Pferde sind schon müd'."

Ueberlegen lächelnd sah Hermann zu, wie sein Bruder die Gäule unter einer Gartenbank vor ihm versteckte, sie fütterte und zudeckte mit dem Taschentuch.

Der Große beschützte den Kleinen bei hundert Gelegenheiten, dieser beschützte die Hunde vor Hermann's derben Zärtlichkeiten. In solchen Fällen gab es Püffe, doch immer war's der Schwache, der sie ertheilte.

Ein festes Band zwischen den Geschwistern war die Freude am Erzählen des Einen, die Freude am Zuhören des Anderen. Es glänzte etwas wie Verehrung in Erich's Augen, wenn er den Geschichten seines Bruders lauschte. Diese hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit unter einander und handelten immer wieder von der Wüste, vom Sturm und von den Löwen. Manchmal, wenn sich die Wüste so unermeßlich dehnte, daß sie größer wurde als die Wiese drüben hinter dem Bach, und wenn der Sturm es zu wild trieb und die Löwen zu blutdürstig wurden, da überlief's den Kleinen; sein Gesichtchen zog sich in die Länge, er verschränkte seine Finger krampfhaft über den Knieen und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Glücklich über den Erfolg seiner Erzählungskunst, warf Hermann den Kopf in die Höhe und rief: „Und ich werd' hingehen und die Löwen todtschießen!"

Das war der Höhepunkt seines Triumphes, und er genoß ihn ungestört, bis eines Tages der Kleine aufsprang, die Arme ausbreitete und völlig begeistert sprach:

„Und Erich wird zuerst hingehen und wird den Löwen zu essen geben."

Von Stund' an begann er, dem Gedanken an die Reise zu den Löwen mit einer, weit über seine Jahre gehenden Beharrlichkeit nachzuhängen. Der Richtung zugewandt, die Hermann als diejenige bezeichnet hatte, in der die Löwen wohnen, konnte er ganz versunken dastehen und still und freudig lächeln, als ob die schönsten Bilder vor ihm auftauchten.

Seine Mutter bekämpfte den Hang zur Träumerei in dem Knäblein. Sie lehrte ihn spielen; sie zürnte, wenn sie ihn müßig fand. Doch selbst ihr Zürnen war ihm Glück und Gnade, sie beschäftigte sich ja mit ihm. Er hörte ihr zu, stand wie ein Bildsäulchen und blickte mit seinen strahlenden Augen andächtig zu ihr empor.

Maria hielt den liebewerbenden Blick des Kindes nicht lange aus.

Sie trat fort von ihm, sie fragte sich schaudernd: „Bin ich denn allein, diese entsetzliche Aehnlichkeit zu sehen?“ — „Allein,“ antwortete ihr die Unbefangenheit der Ihren, der Fremden, eines Jeden, der dem Kinde nahte und in Bewunderung des reizumwobenen Geschöpfchens ausbrach.

Sein besonderer Verehrer war der Doctor, obwohl er sonst gesunden Kindern keine Beachtung schenkte. „Der Herr Graf Erich soll, wie ich höre, geistlich werden,“ sagte er zu Lisette, die lange mit ihm geschmollt, es aber zuletzt aufgegeben hatte, weil er so gar nichts davon bemerkte. „Da prophezeie ich Ihnen, aus dem macht man keinen Domherrn. Der bleibt nicht im Lande — der wird ein heiliger Reisender, ein Missionär. Schon jetzt ein Menschen- und Thierfreund, und dazu einen unwiderstehlichen Zug hinaus ins Universum.“

Die gute Helmi und Wilhelm sagten oft, daß sie sich einen Neunten gefallen ließen, wenn er ein Seitenstück zu Erich wäre: „So poetisch schöne Kinder sind gewöhnlich kränklich, dieser aber sieht aus und befindet sich wie ein Cherub.“

Den Vergleich hatte zuerst Gräfin Agathe angewendet. Sie entriß sich, des bevorzugten Enkels wegen, früher als sonst ihrer klösterlichen Einsamkeit. Den scherzenden Vorwurf Hermann's, er hätte nie geahnt, daß sie so schwach und mild sein könne, wie sie es gegen seinen zweiten Sohn war, ließ sie sich gern gefallen. — Er erinnerte eben an seinen Großvater.

Die Gräfin hatte das festgestellt, und es blieb für die Mitglieder der beiden Häuser Dornach ein Familiendogma, was so viel heißt, als ein Satz, an dem der gesunde Menschenverstand und die tiefste Einsicht zu Schanden werden.

Als der Fasching heranrückte, mahnte die Mutter Hermann's ihn und Maria von Neuem an ihre Pflichten gegen die Gesellschaft. Graf Wolfsberg, mit Geschäften überhäuft und dadurch an Wien gebunden, sehnte sich nach seiner Tochter. Gräfin Dolph schrieb:

„Ihr seid noch zu jung, um ganz zu verlandeln. Kommt, obwohl hier nicht viel los ist. Die Menschen werden immer dümmer und ihre Manieren immer schlechter. Früher wußte ich genau, ob ich mit einem Fiaker rede oder mit einer Comteß, jetzt irre ich mich alle Augenblicke. Ob es noch junge Herren gibt, werdet Ihr wohl erfahren; eine alte Frau, bei der man etwas Geist, den Erbfeind dieser Rasse, vermuthet, kann sie für ausgerottet halten. — Ich gehe mit dem Gedanken um, litterarische Abende zu veranstalten, aber — die Litteraten sind sämmtlich Atheisten — meine Nulle ist dagegen. Um diese Seele sind wir im Streite, der liebe Gott und ich. Ich glaube, ich werde sie ihm überlassen.

„Eure Wonsheim haben mich besucht. Beide Männer sind in Dich verliebt, Maria, zwei Waschbären, die den Morgenstern anschmachten. Sobald von Dir gesprochen wird, schnappen ihre Gesichter in die Falten der Demuth ein.

„Die besseren Hälften Wonsheim fangen an, sich zurückzuziehen. Aus Gründen, die man — wahrscheinlich um über ihre bitterliche Prosa hinwegzutäuschen — interessante nennt.

„Liebes Kind, mein Horace Walpole beschämt sein Urbild; er schreibt mir nicht nur bewunderungswürdige und ergötzliche, sondern auch liebevolle Briefe. Freilich wagt er nicht viel dabei, auf diese Entfernung. Das ist mein Schicksal.

Der einzige gescheite Junggeselle auf Erden und — Meere zwischen uns. Immer die alte Geschichte, alles Wiederholung auf dieser Erde, die ja selbst keine Originalschöpfung des lieben Herrgotts, sondern nach einem vom Teufel verfertigten Modell ausgeführt ist. Ich hab's aus sicherer Quelle.

„Und nun sage ich Euch nochmal: „Kommt! reißt Euch los von Euren Iffländern, Wilhelm und Helmi, die ich grüße, und von Eurem, Euer Geld, Eure warmen Suppen und Jacken liebenden Volke."

„Zuletzt die Tagesneuigkeit: Alma ist in Wien. Wir hörten, daß sie einschrumpfe vor Langweile auf ihrer Burg im Walde. Da schrieb ihr Dein Vater die Barmherzigkeitslüge: Ihre Freunde vermissen Sie, warum halten Sie sich fern? Sie antwortete: Ich werde mich ewig fernhalten, und — war da."

„Wirst Du sie sehen?" fragte Hermann.

Maria erröthete bis an die Stirnhaare: „Ja."

„So kannst Du ihr verzeihen?"

„Ich? . . . Wie käme es mir zu — Und irgendwem?" verbesserte sie sich, in Verlegenheit gebracht durch seine Befremdung über diese Worte: „Wer ist so rein, wer steht so hoch, daß er sich anmaßen dürfte zu sagen: „Ich verzeihe fremde Schuld."

Wenige Wochen später begegnete sie Alma auf einem Balle, begrüßte sie zuerst, empfing am folgenden Tage ihren Besuch und erwiderte ihn.

Fürstin Tessin dankte mit Thränen in ihren noch immer schönen Augen.

Die Freundschaft Maria's war der stolze Besitz gewesen, auf den sie sich berufen konnte in ihrem Kampfe zwischen ihrer Furcht vor der Meinung der Welt und ihrer Liebe zu Wolfsberg. Zwei starke Empfindungen in einem schwachen Herzen, das nicht vermochte, der einen zu trotzen oder die andere aufzugeben. So hatte sie sich durchs Leben gewunden, überaus höflich, überaus gütig, in Jedem, der ihr nahte, einen Richter sehend, den sie zu bestechen suchte. Als Maria begonnen hatte, sie zu meiden, da war ihr, als ob die letzte Hülle gerissen worden wäre von ihrem durchsichtigen Geheimniß . . . Jetzt aber hatte ihre Beschützerin sich wieder eingefunden, und sie fühlte sich nach Möglichkeit neu hergestellt in den Augen der Menschen, deren Urtheil bei ihr die Stelle des Gewissens vertrat.

Graf Wolfsberg äußerte sich über die Wiederanknüpfung des Verkehrs zwischen seiner Tochter und Alma weder zustimmend noch mißbilligend. Man gerieth langsam in die alten Geleise zurück. Wolfsberg spöttelte zeitweilig ein bischen über „die gute Fürstin"; Maria vertheidigte sie, wenn auch nicht so warm wie einst.

Die Wahrnehmung Tante Dolph's erwies sich als richtig; beide Wonsheim liebten, gänzlich hoffnungslos, die Frau Nachbarin vom Lande. Diese hatte seit einiger Zeit bedeutend „ausgespannt", aber trotzdem war und blieb sie — in der Stadt, wo sich unzählige Gelegenheiten zu Vergleichen boten, sah man das erst recht — schön, elegant und sympathisch wie Niemand.

Die Brüder gingen einzig und allein ihretwegen in die Welt. Betty und Carla, kürzlich Mütter geworden, hüteten das Haus. Glückwünsche zu ihrer jungen Vaterschaft wiesen die Wonsheim zurück:

„Ich bitt' Sie, es sind ja nur Madeln."

Der gute Kerl, der Hermann, bekam einen Sohn nach dem anderen, und sie bekamen — Madeln. Sie suchten Trost für dieses klägliche Resultat in allerlei unschuldigen und — anderen Zerstreuungen.

Zu den ersteren gehörte „der Spaß", den der Umgang mit Fee ihnen machte. Sie waren ihre Vertrauten, sie erzählte ihnen Alles und das Uebrige. Zum Beispiel, daß sie eine überseeische Correspondenz führe und das Leben jetzt sehr ernst nehme, ja sogar, wie ein gewisser Jemand, der ihr maßgebend war — von der Chokoladenseite. Daß sie mit dem Gelde umgehen lerne und ihre Rechnungen nicht selten mit eigener — natürlich behandschuhter — Hand bezahle. Den Courszettel lese sie Tag für Tag. Es könne auf einmal dazu kommen, daß man gezwungen sei, Obligationen zu verkaufen, um die Kosten einer weiten Reise, die vielleicht gar eine Hochzeitsreise sein werde, zu decken.

Gräfin Dolph, bei der Fee den größten Theil ihrer Zeit zubrachte, und die noch tiefer in ihre Geheimnisse eingeweiht war als die Brüder Wonsheim, machte ihr keinen Vorwurf aus ihrer Plauderhaftigkeit.

„In der Welt, die nur eine erweiterte Familie ist, weiß ohnehin Jeder Alles von Jedem," sagte sie eines Abends zu Fee in Maria's Gegenwart.

„Glaubst Du das wirklich?" fragte diese. „Ich meine, die Welt und die Familie wissen so gut wie nichts von ihren Mitgliedern. Ich wenigstens," brach sie plötzlich aus, „habe eine Vorliebe für ihre Zurückgesetzten und eine heilige Scheu vor ihren Vergötterten."

„Dann mißtraue Dir selbst," erwiderte Dolph.

„Vielleicht thu' ich's," sprach Maria.

Ihre Tante zuckte die Achseln und machte jeder weiteren Erörterung mit der Erklärung ein Ende: „Das sind, verzeih', krankhafte Uebertreibungen."

Selten nur ließ sich Maria zu dergleichen Aeußerungen hinreißen. Sie wurden ihr von der Angst ihres Herzens erpreßt, von dem Gedanken: „Komm' der Entdeckung zuvor — jede Stunde kann sie herbeiführen — der Zufall, der geheimnißvolle Weltbeherrscher, den keine Macht der Erde abzuwenden vermag."

Das waren schwere Augenblicke, aber Maria hatte doch auch Zeiten des inneren Friedens — diejenigen, in denen es ihr gelang, zu vergessen. Mit weisem Bedacht, mit unendlicher Mühe übte sie sich im Erlernen dieser großen, für so Manchen seelenbefreienden Kunst.

Sie lebte in der Gegenwart, der Linderung des Leids, das ihr nahte, der schüchternen Liebe zu ihrem Manne, der mit Wonne und Qual ausgeübten Sorgfalt für ihre Kinder. Oft wiederholte sie sich das Trostwort: „Ein ganzes Dasein der Rechtschaffenheit muß eine Stunde der Verirrung aufwiegen können... Können?" — erhob der peinigende Zweifel in ihrer Brust seine Stimme — „vielleicht, wenn dieses Dasein nicht so süß wäre, wenn die Folgen der Verirrung nicht verkörpert athmeten."

XVI.

Im Laufe des Winters hatte Gräfin Agathe öfters den Wunsch ausgesprochen, ihre Kinder und Enkel unmittelbar nach ihrem Aufenthalt in der Stadt bei sich zu sehen. Sie kamen, und die Gräfin verlangte immer von Neuem eine Verzögerung der Abreise ihrer Gäste. — Erich's wegen, das Kind hatte es ihr angethan. Oft blickte Hermann ihr nach, wenn sie, viel älter aussehend als ihre Jahre, steif und feierlich dahin schritt, den Kleinen an der Hand, den sie ins Herz geschlossen und dem gegenüber sie es so bitter empfand, daß ihr die Gabe, mit Kindern umzugehen, versagt geblieben.

Dem Kinde war diese stumme Liebe keineswegs geheuer. Was sollten die Spaziergänge, die nirgends hinführten, und während welcher nicht einmal eine Geschichte erzählt wurde? Erich unternahm schüchterne Versuche, seine Hand aus der der Großmutter zu lösen, aber dann sagte sie:

„Bist Du nicht gern bei mir, Erich?"

Er unterdrückte aus Angst das Nein, das ihm auf den Lippen schwebte und fragte nach einer Weile ganz verlegen: „Und was werden wir jetzt spielen?" worauf ihn die alte Dame, nach einigen unbeholfenen Versuchen, sein Interesse auf einen vorbeischwirrenden Vogel oder auf eine Blume am Wege zu lenken, zur Kinderfrau zurückführte.

Es war schon Sommer, als die Familie endlich in Dornach eintraf. Auf den Wiesen trocknete die erste Mahd. Betäubend fast dufteten die blühenden Linden; die Saaten standen hoch, die Vögel flogen zu Neste.

Aus dem Wagen, in dem die letzte Strecke zurückgelegt wurde, riefen die Kinder jedem Vorübergehenden jubelnd zu: „Wir sind da, wir sind wieder da!"

Ein eggendes Bäuerlein riß sein Gespann zusammen, daß die Kummete den Pferden bis an die Köpfe rutschten und schwenkte freudig den Hut. Weiber, die Gras sichelten am Raine, richteten sich auf und grüßten unbeholfen:

„Kommt Ihr einmal nach Haus? — Wir haben schon geglaubt, wir sehen Euch nimmer," sprach eine Kleine, Schiefe, mit langen Armen. Und eine Bildhübsche, Schlanke zog das Kopftuch über die Augen, stemmte die Fäuste in die Seiten und wand sich vor Lachen — aus lauter Vergnügen. Die Schule spie eben ihren ganzen Inhalt an männlichen und weiblichen Besuchern aus. Ein ohrenzerreißendes Geschrei erhob sich, Mützen flogen in die Luft, am Ausgange des Vorgärtchens entstand ein großes Gedränge. Der Herr Katechet fuhr aus der Hausthür wie aus der Mündung einer Pistole mitten hinein in die lärmende Schar. Mit geübter Hand theilte er rechts und links Klapse aus und grüßte dazwischen auf das Ehrerbietigste zu den Herrschaften hinüber.

Hermann befahl anzuhalten, man wechselte einige Worte, die sämmtliche Jugend wurde für den nächsten Sonntag zu einem Kinderfeste im Parke geladen, und die Equipage fuhr davon. In ihrer Begleitung ritt seit der Ankunft auf der Bahnstation ein Einjährig-Freiwilliger vom zwölften Dragonerregimente. Ein schöner, großer Mensch, hellblond, blauäugig, mit gutmüthigem Kindergesicht. Es war Willy, Wilhelm's Aeltester, auf einem mächtigen Braunen, einem Geschenk Hermann's.

Der junge Mann hatte im Vorjahre ein glänzendes Zeugniß der Reife erworben, stationirte jetzt in der Nachbarschaft und sollte im Herbste unter der strengen, väterlichen Zucht, von der Pique auf, in der Wirthschaft zu dienen anfangen. Ihm kam es zu, einzuspringen für seinen Vater, im Falle diesem, heute oder morgen, die Kraft versagen sollte, den Unterhalt zu schaffen für die Seinen. Und mehr als den Unterhalt, nach Wilhelm's Begriffen, sogar den Wohlstand. Immer waren seine Kinder satt vom Tische aufgestanden, immer ward jedem der acht Rangen Gelegenheit geboten, zu lernen, von früh an schon in die Bahn einzulenken, auf die seine Neigung und sein Talent ihn trieben. Und die Urheberin der Möglichkeit, ihnen so viel zu bieten, das war die gute, heimathliche Erde, die Alles hergab, was ein getreuer Sohn und Pfleger von ihr verlangen durfte.

In schweren Zeiten, die dem Landwirth nicht erspart bleiben, hatte sich Wilhelm manchmal dazu bequemen müssen, die mit erfinderischer Delicatesse dargebotene Hülfe seines Vetters anzunehmen. Aber es geschah so widerstrebend, daß Hermann immer die Geduld verlor:

„Was soll das? Du beleidigst mich . . . Meine brüderliche Liebe nimmt er an, ja; meine armseligen Groschen — ah, Gott bewahr's, nein, die nicht! da wird protestirt. Warum, möcht' ich doch wissen, warum?"

„Weil ich Den nicht mag, dem ich etwas schuldig bin," antwortete Wilhelm und bekam einen blaurothen Kopf. „Nicht mag, hol' mich der Kuckuck, ich sag's, wie's ist! Wenn mir Einer unter die Arme greift, komm' ich mir vor wie ein Bub'. So bin ich. Mach' mich anders, wenn Du kannst."

Das allerdings konnte Hermann nicht, und ganz gut und herzlich wurde Wilhelm erst wieder, nachdem er die bei seinem nächsten Verwandten und besten Freund eingegangene Schuld abgetragen hatte. Ja, er war unverbesserlich, und Hermann der Letzte, der zum Prediger in der Wüste, zum Prediger überhaupt taugte. Wenn etwas seinen Spott reizte, war's der Hang zur Hofmeisterei, von dem die meisten Leute erfüllt sind, den sie aber ins Gewand einer Tugend kleiden und für Theilnahme ausgeben. Hermann vermochte nicht einmal einen Fehler, unter dem er litt, an Menschen, die er werth hielt, zu rügen.

So schwieg er auch lange dazu, daß Maria ihr liebliches zweites Söhnchen auffallend gegen den älteren, den selbständigen, von Kraft strotzenden Knaben zurücksetzte, und verbarg ihr sein schmerzliches Befremden bei jedem Zeichen der Ungleichheit in ihrer Empfindung für ihre Kinder.

Sie ahnte vielleicht nichts davon. Die Veränderung in ihrer ganzen Art und Weise, wenn sie sich von dem Kinde zu jenem wandte, ging vor, ihr selbst unbewußt. — Wenn aber unbewußt, warum geschah es dann, daß Maria eine, manchmal vom Kleinen erzwungene Zärtlichkeit, wie einen an ihrem Erstgeborenen begangenen Raub anzusehen schien, den sie ihm hundertfach zu vergüten suchte?

Danach fragte er sie endlich doch, und ihre Antwort war ein so peinlich verwirrter Blick, daß Hermann dachte: Sie gibt sich Rechenschaft von ihrer Ungerechtigkeit, bekämpft gewiß das Gefühl, das die Arme dazu treibt, und wird es auch besiegen.

Um diese Zeit übersiedelte Fee, die sich kürzlich im Gefolge Tante Dolph's in Dornach eingenistet, zu ihren Freunden Wonsheim.

„Prächtige Leut', die da drüben," sagte sie, „es is aber vor Langerweil bei ihnen nicht auszuhalten. Immer nur die Familie Wilhelm, immer nur Eintracht, immer nur Liebe — und noch dazu eine, bei der man nicht betheiligt is . . . Nein, ich dank'!"

Die Brüder gaben zu überlegen, ob es nicht „recht praktisch" wäre, abermals „aufzumischen". Ein Versuch, der gemacht wurde, fand jedoch wenig Anklang. Es stellte sich bald heraus, daß die amüsanteste Person im Hause Dornach, in diesem Augenblicke, „die alte Dolph" war. Sie hatte wenigstens eine gehörige Leidenschaft für das Lawn-Tennis, den einzigen Sport, den die fad' gewordenen Nachbarn nicht aufgehört hatten zu pflegen. Ihre Kopfschmerzen quälten sie auf dem Lande weit mehr als in der Stadt; unter allen Dingen, die sie anfeindete, nahm die Zugluft einen hervorragenden Platz ein, trotzdem aber konnte sie beim Tennis stundenlang ausdauern in ihrer Rolle als Schiedsrichter, als drakonisch strenger Umpire.

— „Weil sie dabei Gelegenheit findet, zu sekiren," dachte Fräulein Nullinger.

Wenn die Gesellschaft Wonsheim in ihrer Stage-coach zum Spiel nach Dornach fuhr, mußte sie sich's nicht selten gefallen lassen, der unwissenden Bevölkerung zum Gegenstande einer nicht schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu dienen. Die Herren in ihren hohen, weißen Filzhüten, weißen Jongleuranzügen, weißen Zwirnschuhen, die Damen, schürzenumgürtet wie die kleinen Schmiede vom Demavend, den Brustlatz geschmückt mit grellfarbigen, heraldischen Emblemen, wurden oft für eine Truppe Seiltänzer gehalten.

Natürlich waren sie sammt und sonders im Tennis von einer Stärke, welche sie berechtigt hätte, die englische Partie mitzuspielen. Hermann und Maria gaben ihnen wenig nach, und da kamen denn Serien vor, die kein Ende nahmen. Sogar die Gegner mußten einander bewundern, nur der Umpire war nie ganz zufrieden zu stellen.

Trotzdem mit unvergleichlicher Grazie haarscharf über das Netz servirt, mit fast nie fehlender Sicherheit aufgenommen wurde, ein Ball oft dreißigmal hin- und herflog, bevor er zu Boden fiel, ließ sich Tante Dolph dennoch nur zu einem bedingten Lobe herbei.

„Recht gut, meine Kinder; für eine einheimische Leistung gar nicht übel. Im Auslande würdet Ihr abblitzen . . . Schreit nur, ich kann Euch nicht helfen. Ganz kürzlich hatte ich den Besuch eines Fräuleins van Nieuwenhnis-Kabeljau, die erste Tennisspielerin der Welt. Die trägt einen Handschuh Nr. $6^1/_2$ an der linken, einen Handschuh Nr. 8 an der rechten Hand, und ist, sage ich Euch, so schief, wie eine im Umkippen begriffene Treckschuite, vor lauter Raketenschwingen. Das nenn' ich Uebung, und nur so erlangt man die Meisterschaft."

„Und einen Buckel," erwiderte Fee; „der möcht' mich doch geniren."

„Dilettantin! diese Jufvrouw ist stolzer auf ihn als ein Held auf seine Narben."

„Hat' auch alle Ursach'," erklärte Betty Wonsheim, betrachtete ihre rechte Hand und schmeichelte sich im Stillen: „Etwas größer als die linke ist sie, Gott sei Dank, doch schon."

Vor der Abfahrt der Gäste wurde noch Verabredung für den morgigen Nachmittag genommen, an welchem ein Waldfest stattfinden sollte. Gräfin Dolph gab es am Marienfeiertage im August.

Sie fand nöthig, sich dankbar zu erweisen für die vielen Freundlichkeiten, die sie bereits in der Gegend genossen hatte. „Meine Einladung zu einem Plaisirchen, wie man vor Zeiten in Wien sagte, ist nichts Anderes als eine Retourchaise, meine Herrschaften Wilhelm und Wonsheim; sie soll Euch einen kleinen Theil des Vergnügens wieder hereinbringen, das mir Eure Liebenswürdigkeit schon bereitet hat."

Groß und Klein versprachen sich Wunder. Das Waldfest (Fee hatte der guten Nullinger das Geheimniß herausgelockt) bildete nur einen Vorwand, um Hermann und Maria für eine Weile vom Schlosse zu entfernen. Bei der Rückkehr warte ihrer eine großartige Ueberraschung, zauberhafte Beleuchtung des Schlosses und des Gartens, Feuerwerk, von Stuwer in Person angeordnet.

Ort und Stunde des Stelldicheins wurden bestimmt. Man beschloß, um vier Uhr Nachmittags beim ehemaligen Vogelherd zusammenzutreffen. Die Meisten wollten einen Umweg nehmen und zuerst die Burgruine ersteigen. Tante Dolph und Helmi zogen es vor, bei den Kindern zu bleiben, die mit ihrer Begleitung direct zum „Uhuhaus" geschickt wurden.

Es war ihr Lieblingsplatz im Walde, und zu Wagen in einer halben Stunde leicht erreichbar. Die verlassene, von Schlingpflanzen überwucherte Vogelhütte erweckte das große Interesse Hermann's und Erich's. Sie rüttelten an der verschlossenen Thür, sie guckten mit heißer Neugier und leisem, köstlichem Gruseln durch die winzigen, hinter Drahtgittern halb erblindeten Fensterscheiben. Wer recht lange und recht aufmerksam schaute, wer den Augenblick erwischte, in dem der Wind das Gezweige der Bäume bewegte, und ein Sonnenstrahl durch das geborstene Dach in den dunkeln Raum dringen konnte — der sah etwas: die Trümmer eines Ofens und eines Lerchenspiegels, Netze, von Mäusen zernagt; sah ein Wiesel, das von einem Loch in der Wand zum anderen huschte, und auf einer morschen Stange einen Uhu. Und der böse Raubvogel hatte nur noch einen Flügel und ein Glasauge, und das war fürchterlich und sandte gelbe Blitze aus, so oft ein Streiflicht darüber hinglitt . . . O, die Hütte unter den Erlen barg Erstaunliches! — nur Gottlob keine Gefahr mehr für die Finken und Meisen und Rothkehlchen, und wie sie alle heißen, die kleinen Sänger. Getrost durften sie sich jetzt niederlassen auf die Zweiglein, die auf- und abschaukelten unter der leichten Last. Singt, trillert, jubelt und schwingt Euch wieder auf, durchschneidet die Lüfte und kehrt heim zu Euren Jungen. Ihr habt nicht mehr Gefangenschaft zu fürchten noch den Tod.

Die Hütte lag wunderschön, von Waldungen umringt und nur gegen Morgen frei. Da breitete sich ein grüner Wiesengrund, da sah man in weiter Entfernung den Wildbach hervorsprudeln aus der Felsenenge, da stiegen rechts von der

Schlucht die bemoosten Steinriesen empor, deren einer die alte Burg trug. Heute noch, in ihrem Zerfalle noch, erhob sie sich stolz und beherrschend.

Die Wonsheim waren bereits fortgefahren, als Fräulein Nullinger müde und abgehetzt erschien. Sie war zweimal zur Post gelaufen, hatte im Auftrage ihrer Gräfin neun Telegramme gewechselt mit Sacher und Demel und eben erst die Versicherung erhalten, daß alles Bestellte aufgegeben sei und morgen pünktlich eintreffen müsse. Als sie erfuhr, daß eine Partie nach der Burg stattfinden werde, erklärte sie an derselben theilnehmen zu wollen:

„Ich habe mich längst gesehnt, das Schloß zu besuchen," sprach sie zu ihrer Gebieterin, „Sie kennen meine Vorliebe für die Ritterzeit."

„Sagen Sie doch: Schwärmerei. Sie stellen sich das so poetisch vor, wie die edlen Ritter mit wehenden Helmbüschen über reisende Kaufleute herfielen, sie erschlugen und beraubten. Wie sie sengend und brennend das Land durchzogen, dem Bauer die Pferde vom Pfluge wegstahlen, und ihm, wenn er sich wehrte, die Haut über den Kopf zogen. Wie sie das Haus des schwächeren Nachbars zerstörten, sein Weib an den Thürpfosten hingen, seine Töchter entführten, wenn sie schön waren natürlich, und in ihr verruchtes . . . hm, hm," sie räusperte sich, „schleppten. — Sie wären entführt und geschleppt worden, Nulle."

„Frau Gräfin," fiel ihr diese ins Wort, „ich muß mir verbitten . . ."

„Nichts da! Sie hätten sich nichts verbeten. Sie hätten Schärpen gestickt für ihren schwarzgelockten Ritter und hätten an seiner Seite, der Minne pflegend, gesessen vor dem Burgverließ, aus dem das Gewinsel der auf faulem Stroh verfaulenden Gefangenen zu Ihnen gedrungen wäre."

Das Fräulein erhob sich: „Es ist genug, Frau Gräfin, ich sage sogar, es ist zu viel."

„Da haben wir's, jetzt ist sie beleidigt," seufzte Dolph: „Ja, meine Liebe, Sie dürfen nicht schwärmen für die Ritterzeit. Dazu ist die Haut Ihres Herzens zu fein gerathen."

Bei Einbruch dieser Nacht wurde in Dornach und in dessen Umgebung gar heiß gebetet.

„Lieber Gott," flehte Fee, auf den Knieen liegend vor ihrem Bette, „lieber Gott, Du weißt Alles, Du weißt auch, daß Tante Dolph heute einen Brief von Tessin bekommen hat. Gib, lieber Gott, daß in dem Briefe steht: „Ich habe immer eine Schwäche für die Kleine gehabt und will sie heirathen."

„Lieber Gott," murmelte Fräulein Nullinger, knüpfte ihre Nachthaube fest und zog die Decke über die Ohren, „lieber Gott, heilige Jungfrau, alle heiligen Märtyrer, gebt mir Geduld mit meiner Gräfin." Sie ging noch weiter und verlangte, sogar etwas Liebe für ihre Peinigerin empfinden zu können. Aber diese Bitte wurde selbst im Himmel indiscret gefunden und blieb unberücksichtigt.

Inbrünstig gestaltete sich das Abendgebet der Jüngsten im Hause Wilhelm. Der sechsjährige Rudi sprach es vor: „Du bist so gut für die Kinder, lieber Gott, gib, lieber Gott, weil Du so gut bist, daß morgen ein schöner Tag ist."

Bis in die Nacht hatte drückende Hitze geherrscht; jetzt erhob sich, erst sanft, dann immer kräftiger, eine kühle nördliche Strömung. In den Wipfeln der Bäume begann es zu rauschen, allerlei Stimmen sprachen durcheinander; es

stöhnte wonnig und lachte im Geäst und stieß laute Schreie aus. Labung, Labung, flüsterten die wehenden Zweige. Massige Wolken, die sich bequem hingelagert hatten, rings am Horizont, stoben plötzlich aus ihrer Ruhe auf. Aus dicken Knäueln in lange Strähne verwandelt, jagten sie zuletzt ganz dünn und durchsichtig davon.

In unbestrittener Herrlichkeit stand der Mond am Himmel, als Willy sich, einige Stunden nach Mitternacht, der elterlichen Behausung näherte. Er ritt im Schritte über den gepflasterten Hof. In den niederen, mit Schindeln gedeckten Stallungen zu beiden Seiten desselben schliefen noch Menschen und Thiere. Ein Hund, der auf einer Schwelle ganz zusammengerollt lag, knurrte im Traume; dann schwieg wieder Alles; sogar das Brünnlein vor dem sogenannten Schlosse hatte sein Rauschen eingestellt. Das that dem jungen Soldaten weh. Hatte er doch die Zulage, die sein Onkel Hermann ihm gab, auf die Anschaffung einer neuen schönen steinernen Muschel für das Brünnlein verwendet. Und jetzt war's versiegt. — „Die Wasserleitung einmal wieder schadhaft worden," sagte er zu sich selbst, „und kein Geld da, um sie herstellen zu lassen."

Armes Brünnlein, armes, geliebtes Vaterhaus! Selbst im Alles verklärenden Mondlicht wollte sich's nicht hübsch machen mit seinen kahlen Mauern, dürftigen Bogenfenstern und dem steilen, Wellenlinien bildenden Dach. Als einziger Schmuck diente ein hölzerner Balkon, dessen schiefe Säulen und wackeliges Geländer sich unter üppig wucherndem, wildem Wein verbargen.

Leise pochte Willy ans Thor, um Niemanden, außer den auch Portiersdienste versehenden Gärtner, zu wecken, übergab ihm das Pferd und trat ein.

Am nächsten Morgen begrüßten seine jubelnden Brüder einen Tag von unerhörter Pracht und wußten wohl, wem zu Liebe er so geworden war.

In Dornach lief der kleine Hermann vom Vater zur Mutter und von der Mutter zum Vater. Er hatte nirgends Ruhe und war entzückend in seinem Eifer und seiner Ungeduld. „Weißt Du, Erich," sprach er, ihn stürmisch umarmend, „wir gehen heut' so spät schlafen wie die großen Menschen. Wir gehen zum Uhu."

„Und was wirst Du dort thun?" fragte Tante Dolph.

„Ich werd' halt schauen."

„Und dann?"

„Dann werd' ich laufen, laufen auf der Wiese, so geschwind, daß man mich gar nicht sieht . . . so geschwind —" er machte große Augen, hob die Arme über den Kopf und strengte sich an, einen drastischen Vergleich zu finden, „so geschwind —"

„Wie der Teufel" kam die Tante ihm zu Hülfe, er aber machte eine geringschätzige Gebärde und sagte:

„O, viel schneller!"

Sie klopfte ihm lachend die Wange; sie, die Kinder nicht leiden konnte, weil sie Lärm machen und die Thüren offen lassen, hatte eine Schwäche für diesen Großneffen: „Das echte Aristokratenkind," sprach sie. „Aus reiner, gesunder Rasse, vom ersten Athemzuge an gut genährt, gut bewohnt, gut gewaschen. Weiß nicht, was Furcht ist, und nicht, was Geiz ist. Schlägt drein, wenn's

gilt, und gibt, wenn's gilt, das Hemd vom Leibe. Muth, Wohlwollen, Güte — er hatte alle Tugenden, die mir fehlen — darum lieb' ich ihn."

Fräulein Nullinger blickte sie ganz verdutzt an und dachte: „Merkwürdig, sie hat doch bisher kein Herz gehabt; sollte ihr eines gewachsen sein?"

XVII.

Am Saume des Kiefernwaldes, durch den ein breiter Weg zur Ruine führte, trafen Hermann und Maria, begleitet von Fräulein Nullinger, die Wonsheim mit Fee, und Wilhelm mit Willy und den zwei nächsten Anwärtern. Den Letzteren hatten ein paar tüchtige Ackergäule den Gefallen erwiesen, sie hierher zu tragen in einem Galopp, der ringsum den Boden lockerte.

Die Damen waren bereits aus dem Wagen gehüpft, Wilhelm und seine Söhne abgestiegen, nur Gustav und Clemens saßen noch zu Pferde und parlamentirten mit ihren Frauen, die es nöthig gefunden, als Touristinnen zu erscheinen. Sie trugen leichte Hüte mit blauen Schleiern, fußfreie Kleider aus Sommerloden, Schnürstiefel aus Juchten, dicke Strümpfe aus Ziegenhaaren und über den Schultern Gummimäntel aus lichtgelbem Oriental-India-Cloth.

„Schaun's her, Gräfin," sagte Clemens zu Maria, nicht ohne geheimen Stolz, „wie die sich ang'legt haben. Und was ihnen nicht wieder einfallt. Jetzt wollen's auf den schlechten Fußsteig zur Burg hinaufkraxeln."

„Weil man von dort so eine schöne Aussicht hat," sagte Carla.

„Und weil's gefährlich ist," fiel Betty ein.

„Und so poetisch, nicht wahr, Fräulein Nullinger? Das ist etwas für Sie," sprach Fee mit gutmüthigem Scherze. „Ich biete Ihnen meinen Arm, ich bringe Sie hinauf, ich schwör's!"

Fräulein Nullinger machte einen Bückling, so tief, als ob sie sich niedersetzen wollte und nahm, in nervöser Dankbarkeit zerfließend, den gütigen Vorschlag an.

Der Kutscher mit dem Wagen, die Reitknechte mit den Pferden wurden nach dem Versammlungsplatz geschickt. Wilhelm ertheilte seine Befehle in ungewohnt mürrischer Art und brummte dazwischen vor sich hin: „Unsinn! was das für ein verfluchter Unsinn ist . . . sich einen solchen Weg auszusuchen, das ist keinem Anderen eingefallen als dem Willy . . ."

„Voraus, Einjähriger! Sie führen an," sprachen die Damen, winkten den Zurückbleibenden einen Gruß zu und traten ihre Wanderung an.

Wilhelm zögerte einen Augenblick, dann folgte er ihnen, um seinen Willy zu überwachen. — „Der verdammte Bursch' hüpft herum wie auf Springfedern; schneidet, scheint mir, schon die Cour . . . Und gleich Dreien auf einmal. Wart', Kerl, Dir geh' ich nicht von der Seite."

„Und was machen denn Sie, Gräfin?" fragte Gustav.

„Ich gehe auch zu Fuß, aber auf dem guten Wege," antwortete Maria heiteren Tones und nahm den Arm ihres Mannes.

„Da werden wir halt langsam vorausreiten." Und sie setzten sich in Bewegung auf ihren zwei berühmten Vollblutrappen.

„Alle auf und davon. Gibt's etwas Unhöflicheres als unsere Gäste?" sprach Hermann lachend.

„Ich glaube uns; wir lassen sie gar so ungehindert ziehen."

„Und bleiben allein, was das Schönste ist auf der Welt," begann er nach einer kleinen Weile wieder. „Wenn ich denke, daß es Leute gibt, die sagen: die Liebe vergeht, und glauben sie zu kennen, die Narren! Die meine ist heute, was sie in der Stunde war, in welcher ich Dir zum ersten Male begegnete und von Dir nichts wußte als Deinen Namen."

Er umschlang sie fest; Seite an Seite schritten sie dahin. Die Reiter waren ihren Blicken entschwunden; eine großartige Einsamkeit herrschte, eine zauberhaft belebte Stille. Ueber den Häuptern der Bäume webte glühender Sonnenschein, kühle Schatten wallten zu ihren Füßen. Unabsehbar schien der Wald sich zu breiten, ein heiliger, ein geweihter Raum, der, von Liebenden betreten, sie frei macht von dem störenden Gedanken an die Außenwelt, von dem Bewußtsein der verrinnenden Zeit.

Maria hatte sich sanft losgemacht; sie trat vor Hermann hin und blickte ihm ernsthaft in die Augen: „Ich aber," begann sie plötzlich, „liebe Dich alle Tage mehr. Und meine Liebe — sieht."

„Im Gegensatz zu der meinen, die wohl blind ist?"

„Unleugbar," erwiderte sie, zog ihn an sich und preßte ihre Stirn an seine Brust.

Da rief er aus: „Es lebe meine blinde Liebe! Die Nacht, mit der sie mich umgibt, ist nicht wie eine andere; 's ist eine hellschimmernde Nacht. Sie zeigt mir den guten Geist meines Hauses, die Trösterin der Betrübten . . ."

„Und so weiter!" unterbrach sie ihn mit erzwungenem Lachen. „Lassen wir das, ich bitte Dich, Hermann. —"

„Nun denn, nein; kein Wort zu Deinem Preise. Wie fang' ich's aber an, zu verschweigen, wovon mein Herz voll ist? Du forderst eine große Kunst der Verstellung, Du immer und unverbrüchlich Wahrhaftige!" Er ergriff ihre beiden Hände, sie zitterten in den seinen: „Was bewegt Dich so? — sag' es Deinem besten Freunde . . . Sieh', manchmal — ich will Dir's gestehen, manchmal ist mir — wenn Du, wie jetzt, meinen Blick vermeidest, bei meiner Berührung erbebst, als ob Deine Seele ein Geheimniß berge, ein räthselhaftes Gefühl, eine schmerzliche Erinnerung — was weiß ich? . . . Ist das Täuschung, Maria, Thorheit, Frevel an Dir? — — Gib Antwort."

Sie stand wie versteinert. Aufrecht die königliche Gestalt, den Kopf erhoben, als biete sie ihn dem niederzuckenden Blitzstrahle dar, kaum athmend, die Lider gesenkt, ein unausgesprochenes Wort auf den leise zuckenden Lippen.

Und sie war schön in dieser feierlichen Regungslosigkeit, mit diesem demüthig stolzen Ausdruck einer gefolterten Heiligen.

Der Mann, der sie vergötterte, starrte sie beschämt und reuig an. War das nicht ein Zweifel an ihr, den er mit seiner lange unterdrückten und nun unbedacht hingeworfenen Frage ausgesprochen hatte?

„Und wenn Du recht hättest?" sagte Maria in einem Tone, so herb und gewürgt, als ob er ihr die Kehle zerschnitte.

„Worin? — Du hast mich mißverstanden . . .“

„Nimm an, daß ich schuldig wäre gegen Dich,“ fuhr sie fort, mühsam und unterdrückt wie früher. „Nimm es an.“

„Was soll ich annehmen — das Unmögliche? . . . Erst doch verrückt werden . . .“ Er schlug sich mit der Faust vor der Stirn. „Ich begreife Dich nicht . . . Warum diese unnöthige Grausamkeit? . . . Auf welche entsetzliche Probe stellst Du mich!“

„Probe?“ wiederholte sie. „Würde Deine Liebe sie bestehen, die schwerste, schrecklichste . . . Und wenn geschehen wäre — wovon ich sprach — was thätest Du?“

Sie blickte unverwandt zur Erde nieder; sie fühlte nur, daß er seine Hand mit festem Drucke auf ihren Arm legte. —

Und nun sprach er, und seine Stimme hatte wieder ihren tiefen, sanften Klang, und seine Worte kamen aus dem unerschöpflichen Borne seiner Güte: „Wenn geschehen wäre, was Du nicht einmal zu nennen vermagst, dann wäre mir genommen, was meinem Dasein den Werth gibt; aber lieben würde ich Dich doch, und zu dieser unüberwindlichen Liebe käme noch ein grenzenloses Bedauern. Ich kenne Dich und weiß, daß Du zu Grunde gehen müßtest am Bewußtsein einer Schuld.“

O dieser Glauben, so stark und treu wie das Herz, das ihn hegte und das sie brechen gewollt, um das ihre zu erleichtern! — „Du darfst nicht!“ schrie es in ihr auf. „Du hast betrogen — lüge! Dein Recht auf Wahrheit ist verwirkt.“

„Komm,“ sagte Hermann, indem er sich auf einen moosüberwachsenen, im weichen Waldboden halb versunkenen Stein niederließ. „Du mußt erst ausruhen und wieder heiter werden, ehe wir den Anderen folgen. Da ist eigens für uns ein wunderbares, sammtenes Kissen ausgebreitet. Komm' zu mir!“

„Da bin ich,“ sagte sie, ließ sich vor ihn hingleiten, legte die gefalteten Hände auf seine Kniee und preßte sich an seine Brust. „Laß mich, es thut mir wohl, in Demuth zu Dir aufzublicken.“

„Wir haben einander recht gequält, und ich bin schuld an Allem mit meinen thörichten Grübeleien,“ sagte er. „Verzeih'!“

„Ich — Dir? Mein Freund, mein Engel, daß Du mir einmal einen Grund dazu geben könntest! Thu' es doch. Lehre mich die Wonne kennen, Dir etwas verzeihen zu dürfen.“

„Ich danke Dir für die vortreffliche Absicht,“ rief er mit komischer Bestürzung; „ich will ihr Gelegenheit geben, sich zu bethätigen . . . will wenigstens einen Versuch machen.“

„Er wird mißlingen.“ Sie umfing ihn mit ihren Armen und verschränkte ihre Finger um seinen Nacken. „Sieh' mich an, Deine Augen sind wie Deine Seele. Sieh' mich an mit diesem segnenden Blick. Wie fromm bin ich! der Wald wird zum Tempel, und ich bin ein armes Menschenkind, und Du bist der Priester, der es zum Heile führt an seiner starken Hand.“

XVIII.

Auf der Burg herrschte schon ein sehr reges Treiben, als Hermann und Maria herannahten. Fräulein Nullinger, die röther aussah denn je, und vor Erhitzung förmlich geschwollen, war die Erste, welche sie erblickte.

„Da sind sie, da ist das reizende Paar," rief sie. „Bitte, den Herrn Grafen zu betrachten. ‚Es ist hold, zu seh'n, wie die Sonnen seines Herzens ihm im Auge untergeh'n.' Und wie er heute wieder dem Bilde, das wir uns von Held Siegfried machen, ähnlich sieht!"

„Ja, ja, Sie haben nicht unrecht, seine Frau ist aber nicht die Kriemhild, sondern die Isolde;" sagte Fee und lief den Ankommenden entgegen, die sich bald darauf in Gesellschaft ihrer lustigen Gäste befanden und mit ihnen die Großthaten anstaunen konnten, zu denen Willy durch die Gegenwart dreier junger und schöner Damen begeistert wurde.

Er spazierte eben von der Zinne eines Thurmes zur anderen, auf einem zu deren Stütze angebrachten Sparren. Seine Brüder, angeeifert durch sein Beispiel, kletterten wie Katzen an den alten Mauern empor.

Wilhelm stand unten und ballte die Fäuste. „Alle meine Buben haben den Teufel im Leib', wenn es sich produciren heißt vor einem weiblichen Publicum," sprach er zu Hermann. „Gar nicht gut so 'was. Aus solchem Holz schnitzt man Schürzenknechte."

Hermann klopfte ihm auf die Schulter: „Das glaubst Du ja selbst nicht, Alter," und die Wonsheim lächelten und sahen den tollkühnen Unternehmungen der Burschen mit Beschützermienen zu. Betty jammerte, daß sie kein Mann geworden, was doch einzig und allein das Richtige sei; Fräulein Nullinger schwelgte in Entzücken, machte sich nichts daraus, daß ihr buntes Mousselinekleid bei der „Ascension" sehr gelitten hatte, und baute in Gedanken die ganze Burg wieder auf. Die zerstörten Zingel stiegen aus dem Boden und umfaßten, wie einst, die Thore, den Zwingolf, die Zugbrücke, den Burhurdierplatz, auf dem geharnischte Ritter Lanzen brachen. Sie stellte die Porte wieder her und die zum herrlichen Palas hinaufführenden Greden.

Carla und Gustav, denen sie versicherte, die „dames châtelaines" hätten alle ausgesehen wie die blonde Gräfin Wonsheim, hörten ihr aufmerksam zu. Der Letztere staunte über so viel „Gelahrtheit" und wußte nicht, ob er dieselbe lächerlich finden oder bewundern sollte. Obwohl von der Richtigkeit aller Aussagen des Fräuleins überzeugt, widerstrebte es ihm, das merken zu lassen, und so sprach er zwischen jeder Pause, die sie machte:

„Gehen's weg!"

„Ach, und diese Luft! dieses Ozon!" schwärmte das Fräulein. „Daß ich mich hier etabliren könnte!"

„Etabliren Sie sich, so viel Sie wollen," erwiderte Fee, die hinzugetreten war. „Aber rechnen Sie nicht auf mich beim Aufstieg. Sie sind siebzehnmal ausgerutscht — ich hab's gezählt. Mein rechter Arm, an den Sie sich angekrampelt haben wie eine Ertrinkende, ist caput. — Sie werden fett, mit Respect zu sagen."

Fräulein Nullinger zog den Athem ein und streckte sich, um schlanker auszusehen: „Wenn ich Fett ansetze, kann es nur vor Kummer sein. Das geschieht, ja wohl — ich bin der lebende Beweis," sagte sie nicht ohne Bitterkeit.

Fee entschuldigte sich: „Nun, nun, nehmen Sie mir's nicht übel."

Die Gesellschaftsdame schwor, daß sie eher sterben, als der Frau Gräfin etwas übel nehmen werde, worauf Fee sie umarmte und sprach:

„Sie sind halt nicht verwöhnt, Sie gute Haut, Sie liebes, altes Nullchen."

Clemens war inzwischen auf einen Felsvorsprung getreten: „Daher kommt's, da hat man eine schöne Aussicht, auf die Tante Dolph, auf Deine Buben, Wilhelm, die dort herumwimmeln und auf die Jausen," rief er.

„Und auf einen wackeligen Steg," fiel Hermann ein. „Wie oft habe ich den schon abreißen lassen, immer wird er wieder aufgerichtet."

„Das änderst Du nicht, so lange der Holzschlag dauert oben im Gebirg'," sprach Wilhelm. „Den Umweg von zweihundert Schritten über die Brücke macht Dir ein Holzknecht nie."

„Ich würde ihn auch nicht machen," rief Fee, „besonders wenn Jemand, der mir lieb ist, am anderen Ufer stehen möcht'. Aber schaut's nur, schaut's, die Aussicht ist wirklich der Müh' werth. Lassen wir uns unterdessen die Aussicht schmecken."

Alle umringten sie. Auf der Wiese trafen einige Diener, unter der Leitung Helmi's, Vorbereitungen zu einem ungemein reichlichen five-o-clock-tea. Die Gefräßigen unter den jungen Herren verfolgten diese Thätigkeit sehr aufmerksam, während die Anderen die Seltsamkeiten zu erspähen suchten, welche der Vogelherd barg.

Gräfin Dolph hatte Platz behalten im Wagen, der am schattigen Waldesrande hielt. Sie freute sich, ihren Liebling Hermann die Läuferkünste ausführen zu sehen, die er ihr bereits angekündigt. Er rannte bis zu den Weiden am Ende der Wiese und wieder zurück, die Kreuz und die Quer, recht wie ein Füllen, das seine junge Kraft austoben will.

Auf einmal blieb er stehen, hob den Kopf, sah zur Burg empor, und als er dort oben auf dem Berge seine Eltern erblickte, streckte er ihnen die Arme entgegen und warf ihnen Küsse zu:

„Ich seh' Euch, Vater, Mutter, Ihr seid kleinwinzig" — er maß an seinem Finger, „so klein!"

Seine Stimme drang nicht bis hinauf, man sah nur die herzigen Gebärden, unter denen er sich dem Ufer näherte, rühmte den „Prachtbuben", winkte ihm Grüße zu. Clemens machte ein Sprachrohr aus seinen Händen und rief:

„Komm' her, wenn's d' Courage hast!"

Plötzlich stieß Maria einen Ruf des Schreckens aus, und Hermann, über den Abgrund gebeugt, schrie aus allen seinen Kräften:

„Fort vom Wasser . . . Geh' zurück!"

Das Kind schien einen raschen Entschluß gefaßt zu haben, es lief dem Stege zu. Die alte Wärterin, die sich in seiner Nähe gehalten hatte, ihm nach, stolpernd, keuchend.

Die Anderen waren aufmerksam geworden. Ein und derselbe Impuls durchzuckte alle Kinder. — Dem Hermann nach, zum Steg! . . . Und fort stoben sie, Wilhelm's siebenjähriger Hansel an ihrer Spitze.

Es dauerte einige Zeit, bevor Helmi, mit Hülfe der Bonne und der Diener, die Flüchtlinge wieder eingefangen. Eben auch hatte die Wärterin sich Hermann's zu bemächtigen gewußt; er rang mit ihr und schien bereits überwunden, als es ihm gelang, sich mit einem heftigen Ruck von ihr loszureißen und zu entrinnen.

„Ich hab' Courage! Vater, Mutter, ich komm' zu Euch!" Er lief und lief, und Alle, die ihm von der Wiese her nachgeeilt kamen, blieben weit hinter ihm zurück.

Nun schimmerte sein weißes Kleidchen durch die Zweige der Weiden, und nun erschien er auf dem Balken.

Im selben Augenblick stürmte Hermann der zerspaltenen Felsentreppe zu und die jähe Steile ihrer verwitterten, bröckelnden Stufen hinab.

Lautlos folgte ihm Maria, und rasch wie ein Pfeil war Willy an ihrer Seite.

Aber auch von den Uebrigen besann sich Keiner, den schwindelnden Pfad zu betreten. Keiner dachte an das, was er wagte. Ein Gefühl nur durchzitterte Alle, dieselbe Angst, derselbe Wunsch . . . Sie glitten, wankten, fanden das Gleichgewicht wieder und rannten weiter. Einen Augenblick hielten sie inne in ihrem kühnen Beginnen. Gellendes, furchtbares Kreischen hatte die Luft durchschnitten. Messerscharf drang es Maria ins Herz. Sie stand und starrte ins Weite, einer aufgeschreckten Nachtwandlerin gleich, die auf schwindelndem Pfade erwacht. Das Kind — das Kind! . . .

Sicher schreitend, war es glücklich bis zur Mitte des Steges gelangt, triumphirte laut und forderte seine Verfolger heraus: „Jetzt fangt mich, jetzt!" sah sich um, beschleunigte seinen Lauf, strauchelte, stürzte —

„In die Klippen!" — Weithin gellte der Verzweiflungsschrei seiner Mutter.

Hermann hatte die Kleider abgeworfen, erreichte das Ufer in großen Sätzen und sprang in die Fluth.

„Umsonst! — Hermann — Hermann!"

Umsonst aber ihr warnendes Beschwören — zu spät, er hörte sie nicht mehr. „Warum zu spät?" sie fragte sich und wußte keine Antwort . . . Sie war bei Sinnen und ließ ihn allein in der Gefahr. Gelähmt an allen Gliedern, stand sie da. — Nichts schien lebendig an ihr als die Augen, als der qualvoll gespannte Blick, mit dem sie ihm nachstarrte.

Er steuerte kräftig und besonnen in der Strömung, die zu den Klippen hinwogte, dem Steg . . . Und jetzt drang von dort verworrenes Geräusch von Stimmen herüber, und Maria unterschied, o Trost, o Gnade! die des getreuen Wilhelm:

„Nur rechts. — Die Stangen . . . Her, die Stricke. Halte Dich rechts, um Gotteswillen!"

Sie sah ihn, dem der Zuruf galt, sah sein geliebtes Haupt, seinen Arm, sie sah auch das weiße Kleidchen. Eine Welle hat — die Elemente erbarmen sich — dem Vater, dem Retter, das Kind zugetragen.

Nun wird Jemand am Seile vom Steg heruntergelassen — es ist Willy. — — Eine gräßliche Stille herrscht.

Was thun sie jetzt? — Was geschieht? — Maria's Pulse stocken. „Helft!" Auch sie will helfen, eben noch angewurzelt an den Boden, bewegt sie sich, streckt tastend die Hände aus, denn ihr ist als wäre es Nacht geworden . . . Leute kommen — immer mehr Leute und jammern und fluchen. Sie tragen Etwas — eine schwere Last — und legen sie hin — — O, wie sanft und vorsichtig! . . . Wer doch sehen könnte, was das ist, worüber sie sich beugen, worum sie sich so eifrig bemühen . . .

Auf einmal geht eine freudige Bewegung durch das Gewühl: „Der Doctor, Gott sei Dank, er ist da! — Der Heger bringt ihn, er war bei dessen krankem Kinde!"

Deutlich vernimmt Maria die keuchend hervorgestoßenen Worte und erwacht aus halber Bewußtlosigkeit. Der Schleier vor ihren Augen reißt. Sie schreitet vorwärts, will sich durch die Menge drängen — Alle weichen aus . . . Einer nur, halb entkleidet, triefend, kommt an sie heran, windet sich winselnd vor ihr. Er faßt den Saum ihres Kleides:

„Treten Sie auf mich! Ich hab's gethan, ich hab' ihn gerufen, ich, Verdammter, dumm wie ein Thier . . . Zertreten Sie den hohlen Schädel, zertreten Sie mich!" heulte er und preßte sein Gesicht in das Gras zu ihren Füßen.

Maria wich ihm aus. Sie hatte die Leichen erblickt, die klaffende Wunde auf Hermann's Stirn, das fahle Angesicht ihres Knaben. Da bäumte sie sich zurück, hob die gerungenen Hände zum Himmel und sank nieder mit einem entsetzlichen Wehelaut: „Todt? . . . Beide todt?"

Niemand gab Antwort, und sie raffte sich zusammen, und über Hermann gebeugt, bedeckte sie seine Brust mit ihren Küssen und rief: „Er lebt, Doctor — sein Herz schlägt, ich hab' es gefühlt . . ."

Der Arzt, der, wenn auch völlig hoffnungslos, noch nicht aufgehört hatte, Wiederbelebungsversuche an dem Kinde vorzunehmen, antwortete mit einer verneinenden Gebärde.

Sie aber preßte ihren Mund auf den des Entseelten und hauchte ihm ihren Athem ein, bis er versagte, ohne die leiseste Regung des seinen zu wecken. Und nun begriff sie, daß sie ihn verloren hatte. Wieder stürzte sie sich über ihn . . . aber plötzlich, angeklammert an seine Schulter, hob sie den Kopf empor und schoß einen Blick voll bebender Scheu nach ihrem Sohne . . . „Der auch?" stöhnte sie mit einer Stimme, in der Alles zusammengepreßt schien, was die Menschenseele an Schmerz zu fassen vermag: „Mein Kind auch!"

Dem Wahnsinn nahe, betete sie, bettelte um ein Wunder . . .

Als sie heimkehrten, die vor wenig Stunden froh und glücklich das Haus verlassen hatten, funkelte es ihnen entgegen von hunderttausenden farbigen Lämpchen. In einem Meer von Licht prangend, empfing Schloß Dornach seinen todten Herrn.

XIX.

Maria hielt allein die erste Nachtwache bei ihren Todten. Man hatte die Hand des Kindes aus der seines Vaters nicht zu lösen vermocht, und so ruhten sie neben einander auf einem Lager und sollten auch in einem Sarge ruhen. Ihre bleichen Gesichter trugen keine Spur des letzten schweren Kampfes. Der Tod schien sie in dem Augenblicke überrascht zu haben, in dem Einer die Nähe des Anderen gefühlt und die Rettung vollzogen wähnte. Maria umfing Beide in einer Umarmung. Sie lag an sie geschmiegt, weiß und stumm wie sie, aber ohne ihren Frieden. Einen Trost nur hatte sie in ihrer Vernichtung und empfand ihn, während sie ihr Haupt an das stille Herz drückte, an dessen lebensfreudigem Schlag all' ihr Glück gehangen.

Wohl ihr, daß sie ihm das Bitterste erspart, daß sein Glaube an sie unerschüttert geblieben bis ans Ende. Dank der geheimnißvollen Kraft, die das Wort, das ihn elend gemacht hätte, so oft sie es aussprechen wollte, zurückgedrängt in ihre Brust. Nun war er eingegangen zur ewigen Ruhe, mit heiterer Stirn und lächelndem Munde . . .

Im anstoßenden Zimmer befand sich Lisette und unterdrückte ihr Schluchzen, um von der Herrin nicht gehört und fortgewiesen zu werden. Einmal wagte sie sich leise bis zur Thür heran und spähte durch das Schlüsselloch.

Maria saß neben dem Bette, unbeweglich in den Anblick der Ihren versunken, mit einem Ausdruck von so herzzerreißender Trauer, daß Lisette zurückfuhr. — Nein, das ertrug sie nicht, das konnte sie nicht sehen . . .

Am Morgen endlich pochte sie und trat, als nach einer Weile keine Antwort kam, ungeheißen bei ihrer Gebieterin ein, rief sie an und sagte: „Es ist Tag."

Maria schreckte auf: „Schon Tag?"

„Ja, mein armes Kind, und Du mußt fort. Die Herren sind da . . . Du weißt — und der Graf Wilhelm."

Der hatte mit Helmi an der Thür gestanden. Seine Augen waren roth und geschwollen, seine Lippen zuckten. Er konnte nicht sprechen und lehnte sich hülflos an seine Frau. Der Doctor und Willy kamen und hinter ihnen trat schüchtern Erich ein, der mit beiden Händen einen großen Strauß weißer Rosen festhielt.

„Der Gärtner hat mir gesagt, ich soll das dem Hermann bringen," sprach er zu seiner Mutter. „Hermann, da hast Du."

Er legte die Blumen auf das Bett, und auf dessen Rand gestützt, hob er sich so hoch er konnte und streckte den Hals und spitzte die Lippen, um seinen Bruder zu küssen. Doch erreichte er ihn nicht und fragte: „Warum hast Du heute nicht bei mir geschlafen?" — Jetzt erblickte er den Vater, der sich auch nicht rührte, dessen Augen auch geschlossen waren . . .

Ganz bestürzt trat er zurück: „Warum schlafen sie so lange?" rief er plötzlich aus. „Sie sollen aufwachen, Mutter, sag' ihnen, daß sie aufwachen sollen."

Maria beugte sich zu ihm nieder und schloß ihn in ihre Arme. Die ersten Thränen, die sie seit gestern geweint hatte, fielen auf das Haupt ihres Söhnchens.

* * *

Wilhelm nahm es auf sich, Gräfin Agathe die Kunde des furchtbaren Verlustes, den sie erlitten hatte, persönlich mitzutheilen. Helmi's Bitten brachten ihn dazu. Sie wollte ihn fort haben von der Unglücksstätte, ihn zwingen, in der Ausübung einer schweren Pflicht, Herr seines Schmerzes zu werden.

Früher, als man gedacht hatte, kehrte er zurück. Er war Tag und Nacht gefahren, theils Localbahnen benutzend, theils mit Bauernpferden und meldete die Ankunft der Gräfin für den nächsten, den Morgen der Beisetzung, an.

„Wie hast Du sie gefunden?" fragte Maria abgewandten Blickes.

„Räthselhaft — eine Heilige oder ein Stein," erwiderte Wilhelm und erzählte, daß die Gräfin noch in der Kirche war, als er um neun Uhr früh in Dornachthal ankam. Der neue Beichtvater, ein junger, hochgewachsener, streng aussehender Herr, empfing ihn und nahm seine Unheilsbotschaft mit kaltem Erstaunen auf. Er hatte den Herrn Grafen nicht gekannt, nur von ihm gehört. Wilhelm haßte ihn in dem Moment, im nächsten hätte er ihm um den Hals fallen mögen, weil er sich anbot, die alte Dame auf die Nachricht des Unglücks, das sie getroffen hatte, vorzubereiten. Wilhelm wartete im Zimmer des Geistlichen, der ihn rufen lassen sollte, sobald es Zeit war . . . Das geschah nach einer halben Stunde . . . Großer, guter Gott! — Sie saß ruhig in einem hochlehnigen Fauteuil, der Geistliche auf einem Sessel neben ihr, die Augen gesenkt, ein triumphirendes Lächeln auf seinen kargen Lippen. Die Gräfin, weiß wie ein Linnen, hielt einen Rosenkranz zwischen ihren Fingern, die völlig leblos aussahen.

„Dank," sprach sie, „daß Du Dich selbst hierher bemüht hast," ließ Maria bitten, sie zu erwarten und ersuchte ihn, sich nicht aufzuhalten, sie wisse, wie nothwendig er in Dornach sei. Ihr Wagen, der ihn nach dem Frühstück zur Bahn bringen solle, sei bereit.

Kein Wort von ihrem Sohne, von ihrem Enkel. Erst als Wilhelm Abschied nahm, fragte sie nach Erich und flüsterte mit einem dankbaren Aufschlagen der Augen zum Himmel:

„Den hat mir Gott gelassen!"

Bei diesen Worten zuckte Maria zusammen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Bald nach Wilhelm war Graf Wolfsberg eingetroffen, gebeugt, gealtert. Wenig Menschen durften sich rühmen, seine Liebe zu besitzen; die Beiden, die morgen begraben werden sollten, hatte er geliebt. Aber auch die Veränderung, die mit seiner Tochter vorgegangen war, ergriff und erschütterte ihn. Er hörte nicht auf, sie angstvoll zu betrachten, erwies sich hülfreich, stand ihr bei in ihrem traurigen Todtendienst. Einmal zog er sie plötzlich an sein Herz, so zärtlich wie am Tage vor ihrem Scheiden aus dem Vaterhaus:

„Lebe," sprach er, „Du hast auf Erden noch Etwas zu thun."

Sie erhob den Blick zu ihm und erwiderte entschlossen: „Ja, Vater, ja!"

* * *

Gräfin Agathe wurde von Wolfsberg und Maria unter dem Portal erwartet. Sie stieg aus dem Wagen, und nach stummer Begrüßung, jede Unterstützung

abwehrend, die Treppe hinauf. Oben wandte sie sich geraden Weges dem Capellenzimmer zu, in dem seit Jahrhunderten die Grafen von Dornach ihre letzte Rast hielten.

Der schwarzausgeschlagene Raum war dicht gefüllt mit weinenden, schluchzenden Menschen. Als die alte Dame eintrat, war's, als ob ein Eishauch die Luft durchwehe; alle Thränen stockten, nicht eine Klage mehr wurde laut.

Aufrechten Ganges, hoheitsvolle Ergebung in den strengen Zügen, wohnte die Gräfin den Trauerfeierlichkeiten bei. Erstarrt in ihrem Gram, klagte sie nicht, verlangte nicht nach einer Schilderung des Ereignisses, das ihr den Sohn und den Enkel geraubt hatte: „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gelobt," war Alles, was sie sich und ihrer Schwiegertochter zum Troste sagte. Aber sie setzte hinzu: „Der gleiche Schmerz verbindet." Sie ließ Maria fühlen, daß die geliebte Gattin ihres Sohnes ihr auch nach dessen Tode werth geblieben war.

Tante Dolph hatte sich in den jüngst verflossenen Tagen unsichtbar gemacht. Doctor Weise mußte ihr absolute Ruhe und Luftveränderung verordnen.

In ihr ging etwas Ungewöhnliches vor — sie wurde bei der Erinnerung an den kleinen Hermann von Wehmuth erfaßt: nicht heftig allerdings, aber doch beängstigend für die alte Egoistin wie ein Unwohlsein für einen Menschen, der immer gesund war. Sie gestand es ihrem Bruder und verhehlte ihm auch nicht ihren leisen Groll gegen Maria, deren Unglück das Mitleid herausforderte — ein der Gräfin unbequemes Gefühl.

„Mich mitzufreuen, nicht mitzuleiden bin ich da. Warum soll die Traurigkeit sich ausbreiten? . . . Ich weiche ihr aus. Wenn das abscheulich gefunden wird, muß ich mich drein fügen. Kann ich für meine Natur? Die Rebe weint, die Distel nicht," sagte sie und reiste ab.

In dem schwer heimgesuchten Hause, dem sie den Rücken gekehrt, gab es aber doch einen Glücklichen. Das war Erich; selig ging er umher wie ein in der Verbannung Geborener, der endlich eingekehrt in das ersehnte, erträumte Heimathsparadies. Seine Mutter liebte ihn jetzt, wie sie den armen Hermann liebte, der noch immer schlafen mußte. Sie hob ihn auf ihren Schoß und überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten.

Und das Kind in wonniger Ueberraschung ein wenig verlegen, drückte seine flachen Händchen aneinander und ließ in stillem Entzücken all' diesen Liebessegen über sich ergehen.

Einmal nahm sie ihn mit in die Gruft, und vor der mit Kränzen behangenen Nische, welche den Sarg ihres Mannes und ihres Erstgeborenen barg, kniete sie nieder.

„Erich," sprach sie, seine beiden Händchen in ihre Hände fassend, „Erich, Du wirst groß werden und gut und gescheit. Dann sollst Du an Deine Mutter denken und an Das, was sie Dir heute sagt."

Der Kleine lehnte seine Stirn an ihre Wange: „Was sagt sie?"

„Sieh' Dich um, wo sind wir?"

„In der Gruft."

„Und wer schläft in der Gruft?"

„Mein Vater und mein Bruder."

„Und noch viele, viele ihnen verwandte, gute Menschen. Merke Dir, Erich, vergiß es nicht, erinnere Dich, wenn Du groß sein wirst, wo und wann Deine Mutter Dir gesagt hat: Verzeih' mir, mein Kind . . . verzeihe mir! — Wirst Du Dich erinnern?"

Erich schlang seine Arme um ihren Hals und antwortete fest und zuversichtlich: „Er wird sich erinnern."

Als sie ins Schloß zurückkehrten, kam Wolfsberg ihnen entgegen.

„Es ist Zeit," sagte er zu Maria. „Deine Schwiegermutter und Wilhelm erwarten Dich. Wenn Du aber nicht stark genug bist . . ."

Sie unterbrach ihn: „Ich habe mir Stärke geholt," übergab das Kind der seiner harrenden Wärterin und begab sich mit ihrem Vater nach den Zimmern der Gräfin.

Das Testament des Verstorbenen war vor der Beerdigung in Gegenwart Wilhelm's und Wolfsberg's mit den üblichen Förmlichkeiten eröffnet worden. Den Hauptinhalt desselben bildete eine Huldigung für Maria, und Wolfsberg hatte gezögert, ihr den ergreifenden Wortlaut dieser letzten Botschaft mitzutheilen. Heute, am dritten Tage, nachdem Hermann zur ewigen Ruhe bestattet worden, sollte es geschehen. Seine Mutter hatte den Wunsch ausgesprochen, Zeugin zu sein.

Die Gräfin empfing Maria und Wolfsberg im Salon ihrer Wittwenwohnung im Schlosse. Ein hohes Gemach mit gelblichen Stuckwänden, großen Marmorkaminen, bis zur Decke reichenden Spiegeln in cannelirten Goldrahmen und steifer Empireeinrichtung. Die Fenster, die einen weiten Ausblick über den Park gewährten, standen offen, und herein drang das Licht der untergehenden Sonne und die würzige Luft, die vom Walde hergestrichen kam.

Einen düsteren Gegensatz zu diesem freundlichen Raume bildete die alte Dame mit ihren schwarzen, schleppenden Gewändern, mit dem aschfahlen Angesicht, dem die Leiden und Seelenkämpfe der letzten Tage tiefe Spuren eingeprägt hatten.

Sie erhob sich ein wenig aus ihrer Sophaecke, als Maria auf sie zukam, und streifte dabei ein kleines Bauer mit einem ausgestopften Vögelchen auf den Boden hinab. Ehe Jemand ihr zuvorkommen konnte, hatte sie sich danach gebückt und das Spielzeug wieder auf seinen früheren Platz gestellt.

„Erich hat es herübergebracht," sprach sie, „und vergessen, als Du ihn rufen ließest."

Maria ergriff die Hand, die sie ihr reichte, beugte sich tief, küßte sie innig und heiß und zog sie immer wieder an ihre Lippen, als ob es ein schweres Scheiden gelte.

„Nun, mein Kind, nun," ermahnte die Gräfin, „Fassung, ich bitte Dich. Wir wollen die Worte des theuren Vorangegangenen hören, standhaft wie Glaubende und Hoffende."

Wilhelm hatte die Zeit über stumm dagesessen, in das Schriftstück vertieft, das er vorlesen sollte.

„Beginne," sprach die Gräfin.

Er rückte seinen Sessel näher zu ihr. Ihm gegenüber hatte sich Maria niedergelassen. Ihr Vater nahm Platz an ihrer Seite.

Wilhelm las mit bewegter, leiser Stimme, und der greisen Zuhörerin neben ihm bemächtigte sich allmälig ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl, eine sanfte und wehmüthige Rührung.

Vor vielen Jahren hatte ein Unvergessener in seinem letzten Willen so von ihr gesprochen, wie Hermann von dem Weibe seines Herzens sprach. Mit dem gleichen Vertrauen hatte er sie geehrt, indem er ihr so viel Rechte über den Sohn, so viel Freiheit in der Verwaltung des Vermögens gewahrt, als das Gesetz nur irgend zuließ. Fast mit den Worten seines Vaters schrieb Hermann:

„Weil ich das wahre Wohl meiner Kinder im Auge habe, unterwerfe ich sie in Allem und Jedem den Bestimmungen ihrer Mutter. Sie sind damit einer Vorsehung anbefohlen, die weise ist, gerecht und treu."

Ein qualvolles Wimmern rang sich aus Maria's Brust.

Wilhelm hielt inne.

„Weiter," sagte die Gräfin nach einer kleinen Pause.

Mit erstickter Stimme fuhr er im Lesen fort und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick nach Maria. Sie rang die Hände auf ihren Knieen; aus ihren marmorblassen Zügen sprach rettungslose Verzweiflung.

Wilhelm war zu Ende gekommen. Am Schlusse hieß es:

„Je besser und tüchtiger meine Kinder werden, mit je hellerem Blick sie die Welt und die Menschen beurtheilen lernen, desto festere Wurzeln wird in ihnen die Ueberzeugung schlagen: Es gibt auf Erden eine höchste Einsicht und Güte — in unserer Mutter hat sie sich verkörpert.

„Ich lebe gern und hoffe noch lange zu leben und zu meinen Söhnen noch manches Wort sprechen zu können. Dir aber, Maria, ob ich jung, ob alt sterbe, Dir werde ich immer nur eines zu sagen haben: Ich danke Dir!"

Die Augen Gräfin Agathens hatten sich leicht geröthet; theilnehmend wandte sie sich Maria zu. Die Frau, die eine solche Liebe besessen und verloren, stand ihr nahe und sollte ihr immer nahe stehen. „Meine Tochter," sagte sie zu ihr, „ich theile den Glauben meines Hermann. Sein theuerstes Vermächtniß, sein liebes Kind, ist geborgen in Deiner Hut. Gott stärke Dich und segne unsern kleinen Majoratsherrn." Sie streckte die Rechte aus, um sie auf den Scheitel Maria's zu legen.

Diese sprang auf: „Was thust Du? Ich verdien' es nicht . . . Behandelt mich wie ich es verdiene," rief sie leidenschaftlich aus, stockte einen Augenblick und setzte dann herben Klanges hinzu: „Erich ist nicht erbfähig."

„Maria! —" stießen die Anderen hervor. Derselbe Gedanke war Allen zugleich gekommen . . .

„Nein, nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß, was ich rede. Ich kann die Lüge nicht mehr ertragen. Der ist todt, dem zu Liebe ich es gethan habe."

Außer sich faßte Wolfsberg ihre Schulter mit eisernem Griff: „Was gethan?"

„Geheuchelt — mich halten lassen für das, was ich nicht war: — für treu."

Er stieß sie von sich und sprang auf; auch die Gräfin stand da, emporgerichtet in ihrer ganzen Höhe.

„Nicht treu? eine Dornach nicht treu? . . . Nein, keine Dornach. Du bist nicht aus unserem Blut — Ehebrecherin!" schleuderte sie Maria zu und führte unwillkürlich das Taschentuch an ihre Lippen, die sie beschmutzt fühlte, nachdem sie das Wort ausgesprochen hatten . . . „Erich nicht der Sohn meines Sohnes . . . und ich — und ich! . . ." Mit einem grellen, kurzen Lachen sank sie in die Kissen zurück, halb ohnmächtig, stumm und starr.

„Du lügst, Maria!" rief Wilhelm. Bebend vor Wuth, trat Wolfsberg vor seine Tochter hin:

„Deine Entschuldigung?" fuhr er sie an.

Sie sah ihm ruhig in die zornig flammenden Augen, und aus den ihren sprach eher ein Vorwurf als eine Bitte. „Ich hatte mich gerettet aus eigener Kraft," hätte sie ihm antworten können. „Da riß mich die Hand Deines Sohnes ins Verderben."

„Deine Entschuldigung," rief er von Neuem, dieses Mal leiser, dringender, sehr betroffen über ihre wunderbare Gelassenheit. „Du hast eine Entschuldigung."

„Keine," erwiderte sie.

„Unmöglich," fiel Wilhelm ein. „Wenn Du gefehlt hast, hätte ein Engel gefehlt und . . ." plötzlich hielt er inne.

Die Thür neben dem Sopha war geöffnet worden. Aus dem Zimmer Gräfin Agathens kam Erich heraus — und auf sie zugelaufen: „Großmutter, wo ist der kleine Vogel?" fragte er und legte seine nackten gekreuzten Aermchen auf ihren Schoß.

In ihrem Herzen erglomm ein letzter Funken der Liebe zu diesem holdseligen Kinde, sie sah ihn mitleidsvoll an; dann wies sie ihn hinweg.

Er aber forderte ungestüm: „Den kleinen Vogel! Großmutter, gib! gib!" und klammerte sich an sie.

Da schüttelte sie ihn ab, wie wenn etwas Unreines sie berührt hätte. „Geh'!" befahl sie hart. Ihr Gesicht war verzerrt, ihre Hände ballten sich krampfhaft: „Geh'!"

Erich, erstaunt, bestürzt, wurde über und über roth; seine Mundwinkel zogen sich herab; er sah noch von der Seite nach dem Vogelbauer und rang mit dem Weinen, in das man ihn ausbrechen hörte, sobald er das Zimmer verlassen hatte.

Maria blieb regungslos. Ihr Vetter Wilhelm beobachtete sie in unsäglicher Spannung und wartete sehnlich, daß sie sprechen und die Verleumdung zurücknehmen werde, die sie gegen sich selbst ausgestoßen hatte . . . Aus welchem Grunde? was bezweckte sie damit? . . . Die Gedanken wirbelten durcheinander in seinem brennenden Kopf, es hämmerte in seinen heißen Schläfen. Nach Kühlung ringend, trat er ans Fenster.

Lau strömte die Luft ihm entgegen und weckte ein flüsterndes Geräusch in den Wipfeln der Bäume. Schwalben umkreisten das Haus. Weiße Tauben schwangen sich von einem Pilastercapitäl schwirrenden Fluges auf und verschwammen im Blau wie Flöckchen.

„Wilhelm!"

Er sah sich um, die Gräfin hatte seinen Namen gerufen.

„Der alte Stamm Dornach ist erloschen," sprach sie feierlich und erbleichte unter dem Eindruck, den ihre eigenen Worte in ihr hervorriefen. „Gott schütze den jüngeren Stamm und vor Allem Dich, dessen Haupt."

Er taumelte zurück: „Ich! . . . Ich? . . ."

„Du hast den nächsten Anspruch. Ist Dir das neu?" fragte Wolfsberg voll Bitterkeit.

„Ich werde ihn nicht geltend machen, nie!"

„Als ob Du die Wahl hättest."

Schweißtropfen perlten auf Wilhelm's Stirn, das Blut stieg ihm zu Kopfe: „Um Alles in der Welt, Wolfgang, sieh' es ein: In das Haus, aus dem sie meinen Hermann und sein blühendes Kind als Leichen hinausgetragen haben, kann ich nicht einziehen als Herr."

„Du wirst thun, was Deine Pflicht ist, und was Du thun mußt," sagte die Gräfin.

„Muß?" erwiderte er heftig. „Und was wir jetzt gesprochen haben, muß weltbekannt werden — und zu der Erklärung, die hier abgegeben worden ist, muß das Gesetz seinen Segen geben — und ein verehrter Name muß in die Klauen und in den Rachen der Lästerung kommen . . . Das muß sein? . . . Maria, Maria, daran hast Du nicht gedacht!"

Sie hatte ein trostloses Lächeln: „Guter Wilhelm, Du wirst doch mich nicht schonen wollen — eine Schuldige, die mehr als überwiesen, die geständig ist . . . Ich habe jahrelang Liebe und Ehrfurcht erduldet mit dem Bewußtsein meines Unwerths — — das war schwerer . . ."

„Worte, leere Worte," versetzte die Gräfin mit starrer Unerbittlichkeit. „Wenn es dem Ewigen gefallen hätte, meinen Sohn zu erhalten, würdest Du weiter gelebt haben in Lüge und Trug."

„Nicht mehr lange," sprach Maria mit sanftem, eindringlichem Betheuern, „glaube mir. Der kleinste dem — — dem unrechtmäßigen Kinde gewährte Anspruch hätte mir die Zunge gelöst, und dann wäre ich vor Hermann gestanden, wie ich jetzt vor seiner Mutter stehe und hätte gefragt —" ihre Stimme wurde fast unhörbar: „Darf ich Dir Lebewohl sagen?"

Eine ablehnende Gebärde war die Antwort der Gräfin, Wilhelm aber ging auf Maria zu und sagte vorwurfsvoll:

„Lebewohl? Du willst uns verlassen, was fällt Dir ein? — Wir lieben Dich — meiner Helmi bist Du wie eine Tochter — bleibe bei uns!" — Er klopfte auf seine breite Brust — „Du hast einen Freund, der Dich verehrt, und noch mit seinem letzten Hauch wiederholen wird: Wo die gesündigt hat, da wäre ein Engel gefallen."

Maria drückte dankbar seine Hand. „Wir sehen uns wieder," brachte sie mühsam hervor — „in Wolfsberg, wo mein Vater mich und das Kind aufnehmen wird. Nicht wahr, Vater?"

„Ich komme nicht mehr nach Wolfsberg," erwiderte er rauh. In dieser Stunde verleugnete sich seine Liebe zu ihr.

„Maria!" rief Wilhelm, „wir werden jeden Tag segnen, welchen Du uns schenkst. Bleibe bei uns!"

„Es kann nicht sein — Du wirst das einsehen," sagte sie. Ihre Wangen hatten sich langsam gefärbt und glühten nun fieberhaft; ihre Pulse flogen, und ihre Hand, die Wilhelm festgehalten, lag eiskalt in seiner Rechten.

Zum zweiten Male wandte Maria sich an ihren Vater: „Nimm uns dennoch auf!"

Er zuckte mit den Achseln und antwortete: „Was bleibt mir Anderes übrig?"

XX.

Das Stammschloß Wolfsberg war ein schwerfälliges, steinernes Bauwerk mit düsteren Bogenhallen, feuchten Gängen, klafterdicken Mauern. Der Graf hatte es einst mit großem Aufwand bewohnbar machen und einen Theil desselben in alterthümlichem Stile einrichten lassen, während der andere allen Anforderungen entsprechen sollte, die heutzutage an den Landaufenthalt reicher und gastfreier Leute gestellt werden. Später, nach dem Tode seiner Frau, bereute er die romantische Laune, von welcher er sich hatte verleiten lassen, seinen Wohnsitz in einer unwirthlichen Gegend zu nehmen, in der Nachbarschaft einer Dorfbevölkerung, welcher alle Laster der Anmuth anhafteten. Er ließ Dolph und Maria Monate lang allein in Wolfsberg; seine Besuche dort wurden immer kürzer und nach der Verheirathung seiner Tochter stellte er dieselben ganz ein.

Das Schloß erhob sich auf einem stumpfen Hügel, der noch zu Anfang des Jahrhunderts dicht bewaldet gewesen war. Ein geldbedürftiger Vorfahr hatte die Bäume fällen und den Grund nicht mehr aufforsten lassen. Wasserrisse bildeten sich, die fruchtbare Erde wurde von Regengüssen fortgeschwemmt, und der thonige Sandstein, der nun zu Tage kam, allmälig von einer kümmerlichen Vegetation bedeckt. Hie und da ragte der schiefe und narbige Stamm einer Föhre, mit graugrünen Nadelbüscheln an den dürren Zweigen, aus dem Gestein hervor, und wo ein Quellchen rieselte, gab es üppig wuchernde Moose. Wurzeltriebe der uralten Steineichen, die oben vor dem Pförtnerhause standen, schmückten sich mit Blättern. Kampanellen und Eriken wuchsen aus dem Schutt.

Daß die Wasseräderchen nicht ganz versiegten, dankte man dem Baumreichthum des Schloßgartens. Hinter seiner weitläufigen, vieleckigen Einfassungsmauer, die sich stellenweise bis zur halben Höhe des Hügels zog, breiteten sich herrliche Wiesen, und sogar von Blumen und von Gewächshäusern, in denen sie überwinterten, erzählte man im Dorfe. Ein Verkehr zwischen diesem und dem Schlosse bestand nicht. Unfrieden herrschte zwischen Beiden, seitdem die Gemeinde die ersten Wohlthaten, die der Graf ihr erwiesen hatte, mit Undank gelohnt. Was sich an Nörgeleien erdenken läßt, that man einander gegenseitig an.

Dem Grafen, in dessen Sinne die Gutsverwaltung sich dem Volke gegenüber benahm, weihte es seinen vollsten Haß, während das Andenken der verstorbenen Herrin in Ehren gehalten wurde. Ein Gemisch von Wahrheit und von böswilliger Empfindung hatte sich als Tradition in der Gegend erhalten. Niemand bezweifelte, daß die Gräfin den Mißhandlungen erlegen, die ihr Gatte

sie hatte erdulden lassen, und jetzt wandelte sie als Gespenst durch die Gänge, schlich an seine Thür und lauschte. Eines Nachts hatte er ihr geisterhaftes Auge gesehen, wie es durchs Schlüsselloch spähte. Und nun verfolgte ihn dieses Auge und glotzte ihm entgegen aus jedem Winkel des Hauses. Kein Wunder, daß er es nicht aushielt in Wolfsberg; kein Wunder, daß seine frechen Diener sich nach und nach gebärdeten als Herren im fremden Eigenthum.

Das Telegramm des Grafen, welches das Eintreffen Maria's zu längerem Aufenthalte ankündigte, entthronte mit einem Schlage ein halbes Dutzend Usurpatoren und entfesselte einen Sturm von unmuthigen Fragen: „Was hat sie hier zu suchen? warum bleibt sie nicht dort, wohin sie gehört?"

Keinem willkommen, kehrte Maria mit Erich und ihrem kleinen Gefolge in die Heimath zurück.

Die windbrüchige Akazienallee, die zum Schlosse führte, das Muttergottes-Capellchen daneben am Fuße der Anhöhe, von vier Winterlinden umgeben, den weiten Ausblick, den man im Steigen über die Felder und Hutweiden gewann, bis zu dem Steinbruche, und tief im Hintergrunde den dunkeln Nadelwald — das Alles hatte sie geliebt. — Und wie kahl, welch' ein Ausbund von Traurigkeit erschien es ihr jetzt.

„Wo sind denn die Wiesen, wo sind denn die Berge?" rief Erich, als er am Morgen nach der Ankunft aus dem Fenster blickte. Er ging mit Lisette in das Dorf und kehrte ganz entrüstet zurück.

„Sie sind hier sehr unartig," erzählte er, „sie geben keine Antwort, wenn man sagt: Guten Morgen, und ein Bub' hat mir," er senkte die Stimme und flüsterte seiner Mutter ins Ohr: „die Zunge herausgestreckt."

„Sie kennen Dich noch nicht," erwiderte sie ihm; „warte nur, bald werden sie so freundlich mit Dir sein wie die Kinder in Dornach."

Aber diese Prophezeiung erfüllte sich nicht. Im Gegentheil; als der Grund der Entfernung Maria's aus Dornach bekannt wurde, ließen es auch die Erwachsenen, besonders die Weiber, an Gehässigkeiten gegen das Kind nicht fehlen. Ein Schimpfwort wurde ihm zugerufen, so oft er sich zeigte, nach dessen Bedeutung er zu Hause vergeblich fragte, und als er mit seiner Mutter davon sprach, traten Thränen in ihre Augen. Sie hatte gemeint, nach dem Scheiden von Dornach könne ihr nichts mehr weh' thun, und nun gab es doch noch Stacheln, die vermochten, ihr ins Herz zu dringen.

Als sie nach Geringschätzung gedürstet, hatte sie nicht bedacht, daß ihr schuldloses Kind sich mit ihr darein werde theilen müssen.

Sie begann zu werben um die Gunst der Elenden und Mitleidlosen. Sie brachte Hülfe und ließ sich nicht abschrecken durch das Mißtrauen und durch den kaum verhehlten Hohn, mit dem ihre Gaben aufgenommen wurden. Wenn Erich über die Bauernkinder klagte, wies sie ihn ab: „Sie können nicht dafür, bedauere sie; Niemand sagt ihnen: Seid gut."

„Wär' auch schad' d'rum, mit Denen müßt' man eine andere Sprache reden!" fiel Lisette zornschnaubend ein. — Sie hätte so gern jede Beleidigung, die Maria oder das Kind erfuhren, mit Feuer und Schwert gerächt. — Ihres Respects vor dem Grafen Wolfsberg entledigte sie sich nach und nach vollständig, und äußerte

ungescheut, wie es sie empöre, daß er nicht komme, sich seiner Tochter anzunehmen und: „dem schlechten Beamten- und übrigen Volk den Standpunkt auseinanderzusetzen mit der Hundspeitsche!“ schrie sie und schlug auf den Tisch.

Es war ihr unfaßbar, daß die flehentlichen Bitten Wilhelm's und seiner Frau, Maria besuchen zu dürfen, von dieser unerhört blieben, und sie wurde nicht müde, ihren Unwillen darüber kund zu thun.

„Glaube mir,“ erhielt sie endlich zur Antwort, „es würde mich verwöhnen, mich weich machen.“ Maria preßte die flachen Hände an ihr Gesicht, dann hob sie den Kopf in ihrer alten, stolzen Weise. „Ich aber muß standhaft bleiben.“

Sie bewahrte einen unerschütterlichen Gleichmuth; sie schien blind und taub, wenn sie herausfordernden Mienen begegnete, wenn sich bei ihrem Anblick ein beleidigendes Zischeln erhob.

Eines Tages, im Spätherbste, führte ihr Weg sie zu einer einzeln stehenden Hütte, deren uralte Bewohnerin von aller Noth befreit war seit der Anwesenheit der Gräfin in Wolfsberg. Gekrümmt wie ein Bogen saß sie auf der Bank an ihrer Thür und lud Maria ein, neben ihr Platz zu nehmen. Sie begann damit, sich zu beklagen, daß die Kleidungsstücke, die sie aus dem Schloß erhalten hatte, nicht ganz nach ihrem Geschmacke ausgefallen waren, sagte aber zuletzt doch einige Worte des Dankes.

Auf ihren Stock gestützt, blickte sie zu Maria hinauf, die, von Abscheu ergriffen vor der affenartigen Häßlichkeit der Alten, unwillkürlich die Augen schloß.

„Ja, was sind Sie jetzt anders worden, daß Sie sich um uns kümmern,“ sprach die Greisin; „wie Sie noch zu Haus gewesen sind, ist Ihnen so 'was nicht eing'fallen“ ... Sie lächelte schadenfroh. „Na, wir werden Ihnen schon losbeten, meine Tochter und ich; den Anderen können Sie schenken so viel Sie wollen, die beten doch nicht für Ihnen ... die schimpfen nur ... was die aber selber thun, das sollen Sie von mir hören, hochgräfliche Gnaden, damit wenn sich Einer getraut, Ihnen etwas ins Gesicht zu sagen, Sie ihm's tüchtig zurückgeben können.“

Sie erzählte, sie lieferte die Geheimnisse der Bewohner ihres Dorfes aus. Es war eine haarsträubende Sittengeschichte, und die alte Sybille erfand nicht. Ihre Enthüllungen trugen das Gepräge der Wahrheit, einer Wahrheit freilich, die Schritt hielt mit den dunkelsten und ausschweifendsten Phantasiegebilden.

Maria unterbrach das Weib im schönsten Fluß ihrer Rede und erhob sich. — „Welche Greuel,“ dachte sie; „nein, so hättet Ihr nicht werden müssen, Ihr Bejammernswerthen! Ihr hättet nicht in diesen Sumpf zu gerathen brauchen, in dem Ihr jetzt versinkt. Nur wenige Einsichtige und Barmherzige unter Denen, die durch Jahrhunderte unumschränkt über Euch geherrscht, und sie würden Euch zur Erkenntniß des Guten geführt haben. Sie besaßen die Macht, warum nicht auch die Gerechtigkeit, die Uneigennützigkeit, das liebreiche Herz?“

Als ein Kind ihres Stammes fühlte Maria sich mitschuldig an dem himmelschreienden Versäumniß, und war doch die Letzte, die Ersatz dafür zu leisten vermochte. Sie konnte schenken — rathen, belehren, bessernd einwirken, konnte sie, die Bemakelte nicht. Um die Menschen zu ihrem wahren Heile zu führen, bedarf es einer reinen Hand.

Sie eilte hinweg, wie gejagt, und durchwachte die Nacht ruhelos und fiebernd. In dem großen, capellenartig gewölbten Schlafgemach, das sie mit Erich bewohnte, hingen zwei Meisterwerke Benczur's, die Bilder Hermann's und seines Sohnes. Gräfin Agathe hatte sie für ihre Schwiegertochter malen lassen, und sie waren das Erste gewesen, das Wilhelm seiner verehrten Base nachgeschickt aus Dornach. Die geliebten Gestalten schienen lebendig aus ihren Rahmen zu treten; ihre treuen, freundlichen Augen die Augen Maria's zu suchen und ihr zu folgen, wohin sie sich wandte. Sie sank an ihrem Bette zusammen; ihre ganze Seele flammte auf in der verzehrenden, ewig empfundenen, ewig vergeblichen Sehnsucht all' der Unglücklichen, die ihr Liebstes überleben: „Einmal nur noch Deine Stimme hören, einen Kuß auf Deine Lippen drücken, nur einmal noch."

O, dieses immer geforderte, nie erlangte, nie verschmerzte eine letzte Mal!

Alles still im Hause und auch draußen Alles still. Ausnahmsweise hatte der Sturm seine Flügel gefaltet und sein wildes Lied verstummen lassen. An dem Geiste Maria's zogen die schönen Tage ihres ersten, noch unbewußten Glückes vorbei. Sie versenkte sich in die Erinnerung an jede schön verlebte Stunde im Verkehr mit ihrem Gatten, ihrem Freunde.

Er hatte sein bei der Verlobung gegebenes Wort treulich gehalten; was sie für ihn that, immer als Gnade angesehen, was er für sie thun durfte, als sein bestes Glück. Und seine Art und Weise gegen sie war nur der höchste Grad dessen, was er allen Menschen zu Theil werden ließ. Sie erhob ihre Augen und ihre gefalteten Hände zu seinem Bilde und that einen stummen Schwur. — „Die Welt soll Dich nicht verloren haben, Deine Güte, Deine Langmuth sollen fortleben; ich will dienen um das Recht, sie auszuüben in Deinem Sinn; ich will mir das Vertrauen der Leidenden und Irrenden verdienen."

In diesem Jahre kam der Winter besonders früh und streng mit seinen kurzen Tagen, seinem dämmerigen Lichte, mit Eis und Schnee. Wochenlang von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, suchte Maria, wenn ein Postpaket endlich ins Schloß befördert werden konnte, immer zuerst nach Briefen von ihrem Vater und nicht selten — umsonst. Fürstin Alma, Carla und Betty schrieben voll Zärtlichkeit; Wilhelms wiederholten immer inniger ihre stehende Bitte, sprachen immer wärmer ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehen aus. Tante Dolph sandte unpassend schneidige Berichte über das Treiben in der Gesellschaft, während Wolfsberg's Briefe so unpersönlich als möglich nur Fernliegendes berührten.

Am Abend, wenn Sturm und Frost Maria im Hause gefangen hielten, setzte sie sich ans Clavier und spielte, und sehr oft kam Erich, rückte einen Sessel herbei, stieg hinauf und horchte unendlich aufmerksam. Das Kind schien eine Ahnung zu haben von der Schönheit der Melodien, die unter den Fingern seiner Mutter hervorquollen. Sein dunkler, leuchtender Blick ruhte mit ehrfürchtigem Staunen auf ihr und senkte sich fast scheu, wenn sie zu ihm hinsah.

Einmal plötzlich hielt sie inne, nahm ihn auf ihren Schoß und drückte ihn an sich. Er streichelte und küßte ihre Wangen, wollte sprechen, würgte aber die Frage, die ihm schon auf den Lippen schwebte, wieder hinunter.

„Was hast Du? was willst Du?" sprach Maria.

„Ich möcht' so gern . . . so gern möcht' ich . . ." er stockte wieder und fuhr nach einer Weile zögernd fort: „Ich weiß, Mutter, wie man nach Dornach geht. Vom Schlafzimmer sieht man den Weg, Lisette hat mir ihn gezeigt . . . Ist es weit nach Dornach, liebe Mutter?"

Sie nickte schweigend: „Ja."

„Ich möcht' aber doch nach Dornach," sagte er, entschlossener werdend. „Hermann wird mir von den Löwen erzählen. Dornach ist nicht so weit wie die Löwen."

„Doch!" rief sie mit schneidendem Schmerzensklang. „Dornach ist weiter als Alles, ist unerreichbar!"

Am folgenden Morgen, da Lisette beim Eintreten in das Zimmer der Gebieterin ausrief: „Wie Du heute blaß bist, und wie Dein Herz klopft!" mußte Maria eingestehen, daß sie sich müde und unwohl fühle.

Lisette bemerkte nur: „Es muß arg sein, wenn Du's selber sagst," aber sie setzte Etwas ins Werk, was sie schon seit längerer Zeit plante, und vertraute im Laufe des Tages dem Stubenmädchen, daß sie heute „einen Coup" ausgeführt, einen ausgezeichneten „Coup".

Die Kränkung Maria's über das Wegbleiben des Grafen, die wenigstens sollte ein Ende nehmen. Lisette wußte recht gut, was sie zu thun hatte, um ihn „ins Bockshorn zu jagen."

* * *

In der Stunde, in welcher Maria ihr schweres Geständniß abgelegt, hatte ihrem Vater ein schreckliches Bild der Folgen desselben vorgeschwebt. Der Name seiner Tochter der Schmach preisgegeben, nie wieder genannt, ohne die Erinnerung an einen Skandal zu wecken . . . Und er mit hineingerissen in die Schande, seine glänzende Stellung vernichtet.

Aber siehe! indeß er sich anschickte, die große Welt als ein Ausgestoßener zu fliehen, kam sie ihm entgegen, huldvoller denn je. Seltsamer Weise hatte Maria die öffentliche Meinung gewonnen durch die heroische Geringschätzung, die sie ihr bewiesen. Die große Welt verzieh, statt zu verdammen; sie that ein Uebriges — sie bewunderte. Tonangebende Damen erklärten, Gräfin Dornach werde stets in ihrem Hause willkommen sein.

„Was der Teufel, willkommen!" rief Betty Wonsheim aus, „knieend würde ich sie auf meiner Schwelle empfangen."

Und wie stimmte ihr Carla bei! und welches unaussprechliche Mitleid erfüllte die Seele Fürstin Alma's und wagte nicht sich laut zu äußern, aus Furcht vor dem Schein einer begreiflichen Sympathie mit der Schuldigen und mit der Schuld. Fee, die sich einen famosen Reisewagen hatte bauen lassen (Gott weiß wo, Gott weiß wann man ihn brauchen wird) konnte es nicht erwarten, ihn auszuprobiren. Eine Fahrt über Land, mit eigenen Pferden, mit vielmaligem Einkehren und wunderbarem Schlußeffect: plötzlichen Sturz in die Arme ihrer überraschten, ihrer liebsten, ihrer angebeteten Freundin — das wäre etwas gewesen, recht nach dem Herzen der kleinen Fee.

Die strengsten Richter fand Maria in ihrer Familie.

„Bei mir hat sie abgewirthschaftet," sagte Gräfin Dolph gerade heraus zu Fräulein Nullinger.

Die Gesellschafterin erwiderte nicht ohne geistlichen Hochmuth: „Darüber wird sie sich trösten — im Himmel, der die große Büßerin erwartet."

„Was Sie sagen — der Himmel? . . . Kann sein übrigens. Es gibt ja einen für die Einfältigen. Sie hat eine Dummheit gemacht, um einen Fehler zu repariren, das mag dort Anerkennung finden."

Das Fräulein spielte alle Farben von Dunkelroth bis zu Violett: „Mein ganzes Innere ist empört . . ."

„Gegen mich?" fragte Gräfin Dolph mit souveränem Lächeln. „O, wie grausam! — nein, ich bitte Sie, kein Wort mehr, haben Sie Erbarmen, ich weiß ja, daß meine Empfindungen nur Hunde sind gegen die Ihrigen."

So scharf ihr eigenes Urtheil über Maria war, die Härte ihres Bruders suchte sie zu mildern, weil er darunter litt. „Was nimmst Du ihr im Grunde übel?" sagte sie — „daß Dein Blut in ihren Adern rinnt. Nun, Verehrtester, sie hat sehr bescheidenen Gebrauch davon gemacht. Gestehe das zu und höre auf, Dich zu quälen. Einen Groll, den man endlich doch fahren lassen muß, soll man je eher je lieber los werden."

Wolfsberg gab ihr recht; wie sie dachte, so dachte auch er. Aber sein Gefühl in Uebereinstimmung bringen mit seinem Verstande, das vermochte er nicht. Die Wunde, die seinem Stolze geschlagen worden, brannte zu heiß. Wahrlich, er hatte keinen Grund, die Frauen im Allgemeinen für treu und gewissenhaft zu halten. Maria war ihm die sonnenhelle Ausnahme gewesen, zu der nicht ein Schatten des Verdachts herangleitet, vor der die Verleumdung selbst die Segel streicht . . . Und jetzt heruntergestürzt aus ihrer lichten Höhe in den Troß, und jetzt Eine — wie Alle sind!

Das war nicht zu verwinden, das nagte an ihm.

Die Zeit verging, die ersten Frühlingstage kamen, der Verkehr zwischen Vater und Tochter beschränkte sich immer noch auf einen spärlichen Briefwechsel.

Da erschien eines Vormittags Gräfin Dolph im Arbeitszimmer ihres Bruders. Ihr linkes Auge war zusammengezogen und zwinkerte trüb und matt. Sie hatte ihre März-Rheumatismen, die ganz besonders bösen, in der Stadt herumkutschirt und kam von einem Abschiedsbesuch bei Wonsheims. Es ging nicht gut in dem Hause. Auf den dringenden Rath ihrer Aerzte verreisten die zwei Ehepaare für längere Zeit. Clemens brauchte Zerstreuung um jeden Preis. Der Arme war seit dem entsetzlichen Unglück, das er verschuldet, als er sinn- und gedankenlos den Ehrgeiz eines Kindes zum unseligsten Wagniß aufstachelte, in ernster Gefahr, gemüthskrank zu werden.

„Er denkt natürlich nicht daran, Maria vor Augen zu treten, die beiden Frauen aber möchten unbeschreiblich gern Abschied von ihr nehmen. Geht das, was meinst Du?" fragte die Gräfin.

„Ich weiß nicht," gab er zur Antwort.

„Sie ist etwas unwohl."

„Wer?"

„Nun, Maria."

„Hat sie geschrieben?"

„Nicht sie. Lisette, der alte Angstwurm, hat hinter ihrem Rücken einen Brief an Doctor Hofer ergehen lassen, und der ist sofort nach Wolfsberg abgereist."

Der Graf saß an seinem Schreibtisch, hielt eine Feder in der Hand und tippte heftig mit deren Spitze auf ein bereits ausgefertigtes Schriftstück: „Was das für Uebertreibungen sind!"

„Er hat sich nicht lange aufgehalten, war heute schon bei mir und voll Ingrimm über die schlechten Verkehrsmittel bei uns zu Lande." Sie rückte näher an den Kamin, in welchem ein Holzfeuer brannte. „Drei Patienten haben mit dem Sterben auf ihn gewartet; sobald die expedirt sind, kommt er zu Dir."

„Er hätte gleich kommen sollen," versetzte Wolfsberg ungeduldig. „Warum bin ich der Letzte, der von alledem etwas erfährt?"

„Damit Du Dir nicht unnöthige Sorgen machst . . . ganz unnöthige! Es ist nichts von Bedeutung." Die Hälfte von dem, was der Arzt ihr gesagt, hatte sie vergessen, vergessen wollen, und von der anderen Hälfte verschwieg sie ihrem Bruder das Meiste. Ihre Schmerzen waren fast unleidlich geworden: „Leb' jetzt wohl," sprach sie, „ich muß anticipando ausruhen, habe Gesellschaft heute Abend, die ganze Menagerie, wie Mme. de—de, wie hieß sie nur? sagte; nun die im achtzehnten Jahrhundert, als Paris noch an der Spitze der Cultur stand und das Kaffeehaus Europa's war — die . . . ich hab' vergessen, wie sie hieß, mein Gedächtniß geht flöten. Auch eines der vielen Anzeichen des hereinbrechenden Greisenthums. — Ja, mein Lieber, halte Dich an die Nachkommen, die Zeitgenossen sterben einem weg. Du kannst über Nacht ein Bruder ohne Schwester sein."

Sie fand für gut, das zu sagen, wäre jedoch sehr erstaunt gewesen, wenn man ihr geglaubt hätte.

Als sie fort war, fuhr Wolfsberg ins Ministerium, präsidirte einer Sitzung, empfing Besuche — Alles wie immer. Und dabei hatte er unaufhörlich die physische Empfindung eines Zusammenpressens der Kehle. Gegen Abend kam er heim, begann rastlos auf und ab zu wandeln in seinem Zimmer und horchte jedem Glockenzeichen. Eine schwere, altmachende Stunde verschlich. Da endlich wurde die Thür vor dem Herrn Professor aufgerissen.

Er war ein Mann in den Fünfzigen, kräftig und untersetzt, mit ansehnlicher Glatze, aber noch dunkeln Haaren. Der treuherzige Ausdruck seines schönen, glattrasirten Gesichtes, sein gerades Wesen gewannen ihm auf den ersten Blick ein Vertrauen, das er durchs Leben hindurch zu rechtfertigen wußte.

Der Graf ging ihm entgegen und reichte ihm beide Hände: „Lieber Herr Professor, Sie Getreuer — Sie waren dort — ich danke Ihnen."

„Nix z'danken," erwiderte Hofer trocken, (er bediente sich manchmal durchaus ernsthaft des Wiener Dialekts) und, seine klaren braunen Augen fest auf Wolfsberg richtend, fuhr er fort: „War meine verdammte Schuldigkeit, mich nach ihr umzusehen, wäre — mit Verlaub — auch die Ihre, Herr Graf. Sie und ich, wir kennen sie gleich lang, und wir könnten es wissen, daß die Frau einige Aufmerksamkeit verdient."

Wolfsberg wischte sich die Stirn. „Es hat sich viel verändert, Freund. — Zur Sache! wie geht es ihr?“ Er lehnte mit dem Rücken am Fenster, der Arzt stand vor ihm.

„Merkwürdige Frage,“ sagte er. „Nein, daß auch für Sie die alte Regel paßt: Willst Du Genaues erfahren über Deine Allernächsten, so frage nur bei fremden Leuten an. Hm, hm! — Hat zu viel ausgestanden, die Frau. Wissen Sie was, Herr Graf? Hören Sie jetzt auf zu schmollen, es könnte Sie sonst reuen,“ und er klopfte ihm auf den Arm.

„Doctor, Herr Professor . . . mich reuen . . . Sie sehen zu schwarz . . . Ihr einziger Fehler.“

„Ich sehe, was Sie sehen werden. Reisen Sie morgen, machens a bisserl an Ordnung auf Ihrem Rittergschloß, bleiben Sie aber nicht lange und kommen Sie dann nicht zu bald wieder hin. Auch Ihre Besuche würden die Kranke . . .“

„Die Kranke?“

„— Aufregen, und jede, selbst die geringste Gemüthsbewegung kann von den schlimmsten Folgen für sie sein. Es ist ja ganz gut, sie so hinduseln zu lassen und zu beschränken auf den Umgang mit ihrem Kind. Wenn sie recht haushält mit ihren Kräften, wird es vielleicht möglich werden, sie im Herbst nach dem Süden zu bringen. Aber,“ er erhob drohend den Zeigefinger, „das Bewußtsein muß sie haben, daß ihr Niemand etwas nachträgt. Ihr gebührt Bewunderung. Wer die Frau kränkt, begeht eine Todsünde. Das sage ich Ihnen.“

Eine halbe Stunde später kündigte der Graf seiner Schwester an, daß er mit dem Nachtzuge nach Wolfsberg abreise, und ließ packen. Das Essen, das ihm in seinem Zimmer servirt wurde, blieb unberührt. Er schickte einige Zeilen an seine Behörde und warf die Antwort ungelesen auf den Tisch. In seinem Lehnstuhl zurückgeworfen, starrte er vor sich hin. Da, auf dieser Stelle hatte sie gekniet, den Kopf an seinem Herzen . . . Plötzlich, unwillkürlich falteten sich seine Hände. Der Mann, dem der Glaube nur als Kappzaum galt für die Menge und als unentbehrlicher Trost für die Enterbten dieser Erde, betete zu dem Gott der Liebe und des Erbarmens, dessen er in Jahren nicht gedacht: „Erhalte sie mir,“ schrie er zu ihm empor. Das war Alles, was er zu sagen wußte in seiner Pein, Anfang und Ende seiner Beredtsamkeit: „Allmächtiger — erhalte sie mir!“

Am nächsten Tage traf er in Wolfsberg vor dem Telegramm ein, das ihn ankündigen sollte. Die Ueberraschung der Dienerschaft, das Geschrei Lisettens, die eben in den Hof trat, als er hereinfuhr, belehrte ihn darüber.

„Der Herr Graf! das ist aber etwas!“ rief die Alte, that aufs Aeußerste verwundert und beantwortete seine Frage nach Maria mit den hastig gesprochenen Worten: „Bei den Pinien . . . im Garten . . . ich muß nur bitten . . . ich will sie vorbereiten . . .“

Er hörte sie nicht an. Während im Schlosse und im Beamtenhause Alles durcheinander rannte und die feindlichsten Elemente sympathisch zusammentrafen in dem Verdruß über seine Ankunft, schritt er eilig der großen Baumgruppe am südlichen Ende des Gartens zu. — Wie war Alles verwildert! die Wege grasüberwuchert, die Wiesen von Unkraut zerfressen, die Gebüsche unbeschnitten; ihre

kahlen, schwachen Stämmchen in die Höhe gewachsen, lauter Lichtungen statt der ehemaligen schattigen Gänge. Von Weitem schon erblickte er seine Tochter. Sie saß auf einer Moosbank unter den mächtigen Stämmen — durchsichtig blaß, schmal in ihrem schwarzen enganliegenden Kleide — und sah dem Kinde zu, das sich eifrig mit dem Bau einer kleinen Grotte beschäftigte. Ihr Vater war schon nahe bei ihr, als sie seine Schritte knistern hörte auf dem mit dicken Schichten abgefallener Nadeln bedeckten Grund und den Kopf erhob.

„Maria!" rief er aus, und Thränen traten ihm in die Augen.

Sie stand auf, wollte sprechen, auf ihn zueilen, sank aber stumm zurück mit einem unendlich dankbaren Lächeln.

Er neigte sich zu ihr herab und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. Sie flüsterte etwas Unverständliches, ihre Nasenflügel bebten, ihre Lippen waren halb geöffnet, sie zogen die Luft hörbar athmend ein.

Wolfsberg nahm Platz neben ihr: „Hätte ich doch gewußt . . ." sagte er, „warum nicht ein Wort schreiben . . . Wie unrecht." Von Rührung übermannt, zog er ihre Hände an seinen Mund und küßte sie und sprach leise: „Niemand liebt Dich wie ich Dich liebe, und Niemand hat Dir so weh gethan."

Alles war ihm Vorwurf, ihr abgehärmtes Aussehen, ihr verwahrloster Wohnort, das Fremdthun Erichs, der sein Spiel unterbrochen hatte und ihn ernst und fragend ansah, ohne ihn zu begrüßen.

Auf einmal blitzte es freudig auf in den Augen des Knäbleins. Er trat an seine Mutter heran: „Schau dorthin," sagte er, legte sein Händchen flach an ihre Wange und zwang sie, den Kopf zu wenden. Die Sonne ging unter; ihre letzten wagerechten Strahlen schimmerten durch die Stämme der Bäume; das Angesicht des Kindes flammte in ihrem Widerschein; goldene Lichter spielten auf seinen dunkeln, leicht gelockten Haaren.

Wolfsberg betrachtete ihn mit schmerzlicher Bewunderung. „Nun, was ist mit Dir?" begann er. „Du siehst mich ja gar nicht an. Kennst Du mich nicht mehr?"

„O ja — o ja!" gab Erich zur Antwort, senkte den Kopf und wandte seine ganze Aufmerksamkeit einem Käfer zu, der an einem Grashalm emporzuklimmen suchte.

Auch Maria wagte nicht aufzublicken. Die Erinnerung an den Abscheu, mit dem Gräfin Agathe das Kind von sich gestoßen hatte, durchzitterte sie, und sie murmelte: „Verzeih ihm, er ist so scheu geworden in der Einsamkeit."

„Wir wollen ihn schon zutraulich machen," sagte ihr Vater und streckte dem Knäblein die Rechte entgegen. „Schlag ein, kleiner Wolfsberg, schlag ein, mein Enkel. Auf gute Freundschaft!"

Der Graf blieb einige Zeit daheim, und Alle, die in seinem Dienste standen, erfuhren, wie begründet ihr Schrecken über seine Ankunft gewesen war. Er ging streng ins Gericht; seinen unverschämtesten Ausbeutern, seinen aufgeblasensten Würdenträgern brach der Angstschweiß aus, als er, ohne die Stimme zu erheben, mit geschlossenen Zähnen zu ihnen sprach: „Weh Euch, wenn ich bei meiner Wiederkehr nicht jedes Versäumniß eingebracht finde, hundertfach."

Seine Abreise verschob er von Tag zu Tag. Er hatte Erich lieb gewonnen; er beschäftigte sich mehr mit ihm, als er mit Maria gethan, da sie noch in so zartem Alter stand. Halbheit war seine Sache nicht. Er wollte den Enkel, den er anerkannt, von aller Welt anerkannt sehen, und ihn für eine glänzende Zukunft erziehen. Als er jedoch seine ehrgeizigen Pläne vor Maria entwickelte, traf er auf Widerstand. Sie strebte für Erich das Gegentheil von Allem an, was ihrem Vater wünschenswerth erschien; ja, sie forderte von ihm das feierliche Versprechen, daß ihr die entscheidende Verfügung über ihr Kind bewahrt bleibe im Leben und im Tode.

Zweifelnd und erschrocken sah er sie an, aber eine andere Antwort als „ja" hatte er auf einen von ihr geäußerten Wunsch nicht mehr.

Ihre unerschütterliche Gelassenheit bewegte ihn in allen Seelentiefen. Es schien ihm die Gelassenheit einer halb Abgeschiedenen, die nicht mehr wünscht noch hofft. Ihre Mutter, in ihrem letzten Lebensjahre, hatte in ruhigen Stunden denselben Ausdruck stiller Trostlosigkeit gehabt. Maria war jetzt das vollkommene Ebenbild der unglücklichen Frau, und Wolfsberg schauerte manchmal zusammen, wenn sie ihm unerwartet entgegentrat.

Am Abend vor seiner Abreise waren sie aus dem Salon, in dem der Thee genommen worden, in den anstoßenden Erker getreten. Aus seinen hohen schmalen Fenstern sah man über die Bäume des Gartens, über das Dorf hinweg auf eine von Trümmern, die aus dem Steinbruch herabgerollt, theilweise bedeckte Hutweide. Die Dämmerung war eingebrochen, und in ihrem täuschenden Scheine meinte man einen ungeheueren Friedhof vor sich zu sehen. Wolfsberg blickte lange gedankenvoll hinaus. Ein letztes Mal suchte er Maria zu überreden, ihren düsteren Aufenthalt mit dem auf einem seiner Güter in Tirol oder in Oesterreich zu vertauschen: „Wo Du mir leichter erreichbar wärest, und auch Tante Dolph, für welche die Reise hierher zu beschwerlich ist, Dich besuchen könnte. Und die Anderen, die vielen, die Dich lieben — was mir nur die kleine Fee Alles aufgetragen hat! Sie droht, wenn Du Ihr durchaus nicht erlaubst zu kommen, es ohne Deine Erlaubniß zu thun."

„Gieb es nicht zu!" rief Maria flehend aus. Eine tiefe Röthe spielte auf ihren Wangen. „Ich kann Niemanden sehen, lieber Vater. Laß mich hier vergraben, todt für Alle sein, nur so ertrage ich das Leben."

Zur Abfahrt Wolfsberg's versammelten sich seine Angestellten mit ihren nicht immer „besseren" Hälften im Schloßhofe. Auch der Vorsteher der Gemeinde war da. Der Graf hatte derselben einen Theil ihrer Schulden abgenommen, gegen seine Ueberzeugung, aber auf Maria's Fürbitte. — Er kam mit ihr und mit Erich die Treppe herab, beantwortete die devoten Kratzfüße und Knixe der seiner Harrenden mit einer ablehnenden Gebärde, umarmte seine Tochter, küßte und segnete seinen Enkel und sprang in den Wagen.

Maria blieb regungslos stehen und sah ihm nach. Plötzlich bemerkte sie, daß auch die Uebrigen sich nicht vom Flecke gerührt, sondern in unterthäniger Haltung erwarteten, von ihr entlassen zu werden. — Die offene Feindseligkeit hatte sich in eine kriechende verwandelt.

* * *

Ein Jahr nach dem Tode Hermann's schrieb Tessin an Maria. Seine Versetzung auf einen höheren, wieder überseeischen Posten, sollte noch im Laufe des Jahres erfolgen; er kam, bevor er denselben antrat, für einige Zeit in die Heimath zurück. In bewegten, tiefe, unwandelbare Liebe athmenden Zeilen, bat er um die Gunst eines Wiedersehens und knüpfte an dasselbe eine Hoffnung, die vielleicht zu kühn war, um in Erfüllung zu gehen. Doch lebe er von ihr, und auf sie verzichten müssen, wäre sein Untergang.

Maria las mit Schrecken und Grauen. So war die Vergangenheit nicht begraben? so streckte sich die Hand des Urhebers ihrer unsühnbaren Schuld noch immer nach ihr aus? Die Stunde der Erniedrigung stieg wieder auf vor ihrem geistigen Auge — unfaßbar, ein hölliſches Räthsel . . . Ihr Herz stand still, ihre Zähne schlugen zusammen . . . Mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft trat sie zum Schreibtisch und richtete hastig einige Zeilen an ihren Vater:

„Antworte für mich — Du weißt Alles . . . Hilf, rette mich vor diesem Menschen, schütze mich vor der Gefahr, jemals wieder von ihm zu hören."

Sie schloß den Brief Tessin's in den ihren und schickte damit einen Reitenden, dem sie selbst die denkbarste Eile auftrug, nach der Post.

In Gedanken begleitete sie ihren Boten. Jetzt konnte er beim Steinbruch sein und jetzt an der Brücke, und wenn er tüchtig jagte, kam er noch zurecht zur Abfahrt des Postkarrens. — Und der brauchte dann vier Stunden, bis er zur Eisenbahnstation gelangte. Vier volle Stunden . . . Wenn die vorüber wären, sie würde leichter athmen.

Jetzt also, dachte sie, ist der Brief auf der Bahn, als die Schloßuhr zehn schlug.

Sie hatte die Leute zur Ruhe geschickt und ging nun rastlos in ihrem Schlafzimmer auf und ab, bis sie endlich todtmüde auf ihr Lager sank, neben dem das kleine Bett Erich's stand. Er schlief fest und sah klug und lieblich aus. Seine Mutter schöpfte Muth und Kraft aus seinem Anblick, ihre Besorgnisse schienen ihr mit einem Male thöricht. Was lag daran, ob die Antwort auf den Brief, der ihr zugeflogen war wie ein Pfeil aus dem Busche, einen Tag früher oder später kam? — — Was lag daran? — Sie sprach sich Vernunft zu; sie schalt die Schwäche ihres Willens, der nichts vermochte über das Treiben aufgeregter Nerven, über das tolle Pochen des Herzens. Gegen Morgen fiel sie in leisen, durch wirre Träume gestörten Schlaf und erwachte in kalten Schweiß gebadet. Sie stand mühsam auf und schickte Erich mit seiner Wärterin in den Garten. Zu Mittag kam er wie gewöhnlich zur Unterrichtsstunde in das Erkerzimmer, wo Maria ihn erwartete.

„Mutter," rief er, „es ist Jemand angekommen, ein Herr, mit den Schimmeln vom Postmeister, und der eine hinkt."

Sie war aufgefahren, hatte einen raschen Blick nach der Thür geworfen, als ob sie entfliehen wollte, und war dann auf ihren Platz zurückgesunken. „Jemand angekommen," wiederholte sie. „Weißt Du wer?"

Nein, er wußte es nicht.

Aber sie wußte es . . . Tessin hatte ihre Antwort nicht abgewartet — er war gekommen.

Die Thür, die vom Gang in das Nebenzimmer führte, wurde aufgerissen. Man vernahm Lisettens kreischenden Ausruf: „Jesus! Herr Jesus!“ — „Ich darf Niemanden vorlassen,“ sprach ein Diener laut.

„Mutter,“ rief Erich, „warum schreien sie so da draußen?“ Er breitete seine Arme aus und stellte sich schützend vor sie hin: „Fürchte Dich nicht!“

Und jetzt polterte sehr aufgeregt Lisette herein: „Nein, denk' Dir nur . . . Graf Tessin nennt er sich, und ich schwöre darauf, es ist derselbe . . . Aber was ist Dir denn . . .“

Maria war aufgestanden; ihr Gesicht hatte einen fremden Ausdruck angenommen. Finster und kalt sah sie den eintretenden Tessin an, der bei ihrem Anblick todtenblaß geworden.

Erich stürzte ihm entgegen: „Fort, Du, fort, wir wollen Dich nicht . . .“ und drohend erhob er die Faust.

Die Lippen Tessin's verzogen sich; er lächelte das Kind an mit einem Gemisch von Verlegenheit und Spott; er wünschte sich weit weg von hier, er verfluchte seine Ungeduld.

In liebevoll gehegter Erinnerung hatte er Maria immer nur so vor sich gesehen, wie sie war in der süßesten und siegreichsten Stunde seines Lebens. Er hatte die schönste Frau in Gedanken tausend und tausend Mal in seinen Armen gehalten. Das wahnsinnige Verlangen nach ihr, das ihn oft in der Fremde ergriffen, wuchs von Minute zu Minute, seitdem er den Boden der Heimath betreten. Er zweifelte nicht — sie liebte ihn noch; sie hatte immer nur ihn geliebt; sie wartete seiner mit derselben Sehnsucht, mit welcher er ihr entgegen gestrebt — —

Und nun war's erreicht; er stand am Ziel, und was es ihm bot, war eine grausame Enttäuschung, die zu verbergen ihm die Fassung fehlte. Langsam trat er näher und verbeugte sich stumm.

Maria winkte Lisetten, den Knaben fortzuführen. Er sträubte sich, mußte aber gehorchen. Am Ausgange noch wandte er sich um und warf einen Blick voll Trotz und Mißtrauen auf Tessin.

XXI.

Maria sah dem Kinde nach. Funken flimmerten vor ihren Augen; die Wand, an der sie lehnte, schwankte; die kleinen, runden Scheiben der Erkerfenster wirbelten wie Kreisel, platzten wie Seifenkugeln . . . Sie biß sich in die Lippen; sie wollte standhaft bleiben, sie wollte die Herrschaft behaupten über ihre schwindenden Sinne. — Einmal wieder rief ihr die Erinnerung das alte Zauberwort zurück: Nur ruhig!

„Wie dürfen Sie es wagen?“ stieß sie plötzlich hervor. „Was wollen Sie? . . . Warum haben Sie meine Antwort nicht abgewartet?“

„Welche Frage . . .“ erwiderte er, betroffen über diesen unerwarteten Empfang. „Aus Ungeduld, aus Sehnsucht.“

„Nach dem, was Sie hier erwartet? . . . O!“

„Was mich hier erwartet? Sie meinen den Schmerz, Sie leidend zu finden,“ — „und furchtbar verändert,“ setzte er in Gedanken hinzu.

Die widersprechendsten Gefühle kämpften in ihm. Mitleid, Groll, Trotz und Wehmuth. Ihm schien jede Gunst erreichbar und jedes Glück — sollte er das seine nun finden im Besitz einer verwelkten Frau? . . . Aber — es war doch sie! sie, die ihm die heftigste Leidenschaft seines Lebens eingeflößt hatte . . . Er fühlte ihren bestrickenden Einfluß wieder und überließ sich ihm. Das Bewußtsein eines begangenen Frevels an diesem armen Weibe erwachte, und zugleich — nur Lügner behaupten, daß er großmüthiger Regungen unfähig sei — der Entschluß, gut zu machen.

Noch immer hatte er dagestanden, den Hut in der Hand und nahm jetzt unaufgefordert Platz, Maria gegenüber. Allmälig fand er die Züge, die ihm so theuer gewesen, in diesem bleichen Gesichte wieder. Es trug die Spuren von schweren Seelenqualen, die um ihn erduldet worden . . . Ein nicht geringes Genüge für seine Eitelkeit. —

Tessin sprach einige Worte der Rührung und des Bedauerns; sich selbst jedoch sagte er: „Sie ist jung, sie wird genesen, sie wird wieder aufblühen in meinen Armen; ich will der Gott sein, unter dessen Hauch ihre Wangen sich von Neuem färben, ihre Lippen lächeln werden, der sie auferweckt und zurückführt zu allen Daseinwonnen."

Er begann, ihr seine unveränderte Liebe zu betheuern; er erzählte von der Kunst, die er angewendet hatte, um sich immer in Kenntniß von Allem zu erhalten, was sie betraf. So wußte er denn auch von ihrer „hochherzigen Verzichtleistung", und schwor, den Anspruch, der ihm daraus erwuchs, geltend zu machen.

Mit einer Art stumpfer Ergebung ertrug Maria seine Nähe, seinen unverwandt auf sie gerichteten Blick. Der ihre blieb so abwesend, so leer, daß sich Tessin eines Zweifels an der leichten Ausführbarkeit seiner göttlichen Sendung nicht erwehren konnte. In gereiztem, unwillkürlich herausforderndem Tone schloß er: „Sie haben Ihrem Sohne den Namen genommen, der ihm vor dem Gesetz zukam; das kann nur in der Absicht geschehen sein, ihm dafür den Namen zu geben, der ihm in Wahrheit gehört — den meinen."

Jetzt machte sie eine heftig abwehrende Bewegung: „Ihm Ihren Namen geben und Ihnen dadurch einen Anspruch auf das Kind — Ihnen?" — Sie beugte sich vor. In ihren Augen hatte sich eine Flamme der Verachtung entzündet, die ihn traf wie ein glühender Pfeil.

Er zuckte zusammen, er rang nach Fassung und rief dennoch fassungslos aus: „Gräfin . . . Maria, Sie haben mich geliebt!"

Sie schüttelte den Kopf: „Das ist nicht wahr. — Sie sind schlau gewesen, Sie haben es verstanden, einen Brand des Schuldbewußtseins gegen Sie in meine Seele zu werfen . . . Dann haben Sie sich einen Spießgesellen geworben, und mit seiner verrätherischen Hülfe sind Sie gekommen und haben mich überrascht, gemeiner, ehrloser als ein Dieb, und ich habe mich an Sie weggeworfen . . . Und nachdem das Unwiderrufliche geschehen, nachdem die Schuld begangen war . . . eine Schuld, die von den Thränen der Reue so wenig weggespült werden kann, wie der Fels von der Welle, die zu seinen Füßen brandet . . . dann ist mir der Mann, neben dem ich bisher hingegangen wie eine Blinde, theurer geworden von

Tag zu Tag . . . Er hat mich die Liebe kennen gelehrt, die ewig ist, er, in dessen Seele die reinste Güte und Treue vereinigt waren . . . Und diese Empfindung in einem Herzen, das ihrer unwürdig geworden . . . Das seltenste, köstlichste Glück vergeudet — um welchen Preis!" Ein Schauer des Ekels durchrieselte ihre Glieder.

Im Innersten entrüstet, äußerlich jedoch starr und unbeweglich, hatte Tessin ihr zugehört. Wie er sie jetzt haßte, die Thörin, die sich — um ein Geringes zu spät — in ihren Mann verliebt hatte, wie er sie lächerlich fand mit ihrer Sentimentalität und ihrer krankhaften Reue! Eine kleine Abkühlung that Noth, und so murmelte er denn höhnisch: „Sie müssen mir ja geflucht haben."

„Nur mir . . . Sie sind ohne Rechtsgefühl; ich hatte es und täuschte dennoch das edelste Vertrauen, betrog — — um Sie!"

Ihr Blick glitt über ihn hin, und er spürte ihn wie etwas Körperliches, das von ihm herunterwische allen Werth, alles Selbstbewußtsein, alle Selbstherrlichkeit . . . Er knirschte, er meinte Nothwehr üben zu müssen, und dazu war ihm jedes Mittel gut.

„Sie regen sich auf," sprach er frostig. „Wollen Sie sich tödten?"

„Nein, ich will leben, um mein Kind zu erziehen . . . Ich will es lehren, rechtschaffen sein und wahr und stark; ein Feind alles Dessen, was glänzt und scheint und lügt . . . Er soll . . ." Ihr keuchender Athem stockte.

„Sagen Sie es doch kurz heraus," rief Tessin mit bitterem Lächeln. „Er soll das Gegentheil von Dem werden, wofür Sie mich halten . . . Glück auf, Gräfin — möge die Erziehung gelingen. Nur rathe ich Ihnen: seien Sie nicht zu rüde — manche Lection schlägt deshalb nicht an, weil sie in gar zu schonungsloser Weise gegeben wurde."

Maria hatte ihr Haupt gesenkt, sah vor sich hin und nickte nur zerstreut zu seinen Worten. — „Er soll auch —" begann sie, „nie erfahren, daß Sie sein, sein —" es war ihr unmöglich es auszusprechen. „Sie bleiben für ihn ein Fremder, immer, immer! . . . Das fordere ich, darüber werde ich wachen, dabei muß es bleiben, wenn ich nicht mehr da bin, ihn zu beschützen vor Ihrem Einfluß, Ihrem Beispiel . . . Ein Fremder. Schwören Sie mir — — oder nein — versprechen Sie mir . . . Aber nicht wie Euresgleichen einer Frau etwas verspricht, einer Frau, der gegenüber Ehrlosigkeit nicht entehrt . . . Warum? warum? — — Vielleicht, weil sie Euch nicht zur Rechenschaft ziehen kann." Sie zitterte und bebte, und es schien, daß er eine gewisse Befriedigung empfand über ihre maßlose Aufregung. Er war die gelassene, kaltblütige Ueberlegenheit selbst, er war kräftig und gesund, seine Nerven waren von Stahl.

„Gräfin," sagte er in ermahnendem Tone, „Sie wollen Etwas von mir und hören nicht auf, mich zu beleidigen. Ist das klug?"

Maria griff mit beiden Händen an ihre Stirn. „Unklug!" jammerte sie, „ganz thöricht und unklug . . . Verzeihen Sie mir . . ." Es klang schrill, wie ein der innersten Natur, dem widerstrebenden Willen, mit übermächtiger Gewalt abgerungener Schrei: „Verzeihen Sie mir und erfüllen Sie meine Bitte."

Er that, als wenn er sich besänne und sagte nach einer Weile: „Es soll geschehen."

Maria fiel rasch ein: „Bei Allem, was Ihnen — — — aber was ist Ihnen heilig?“ setzte sie entmuthigt hinzu.

Jetzt wurde seine Miene ernst und überzeugt: „Die Erinnerung an die Stunde, die Sie aus Ihrem Leben tilgen möchten, und die ich nicht tauschen würde gegen alle Erdengüter. Bei dieser Erinnerung verspreche ich's.“ Er stand langsam auf. Ein wilder Wunsch, sie an sich zu reißen, sie noch einmal an seine Brust zu pressen, ergriff ihn.

Da erhob sich auch Maria, und sie standen Aug' in Auge.

Später, als Erfolg auf Erfolg ihn krönte, das Glück sich an seine Fersen heftete, Unternehmen und Gelingen für ihn Eins geworden schien, gedachte er manchmal jenes seltsamen, stummen, kurzen Kampfes zwischen ihm und einer zarten, sterbenden Frau, — in welchem er unterlegen.

Sie hatte nach der Thür gewiesen, und er hatte sich bezähmt und Gehorsam geleistet.

Maria blieb aufrecht . . . Sie mußte aufrecht bleiben. — Wenn sie sich jetzt verriethe, sie sich selbst, welche Thorheit wäre das . . . Nein, sie thut es nicht, sie will nicht, sie ist stark.

Die Thür öffnet sich wieder, Erich kommt hereingelaufen: „Mutter!“ ruft er, „der Herr ist schon fortgefahren.“

„Ja — ja wohl — —“

Und jetzt spricht Lisette, die dem Kind gefolgt ist: „Merkwürdig, nein, wie merkwürdig! . . . Felix Tessin — den Namen kenn' ich nicht, aber den Menschen . . . Was hat der nur gewollt? Ich möcht' darauf schwören, daß es derselbe ist, der zuletzt beim armen Wolfi war.“ —

„Es wird so sein —“ stammelte Maria unverständlich — „Bruder und Schwester durch ihn gemordet, es wird so sein —“ und sie stürzte leblos zusammen.

Lange Zeit verging, bevor ihr Bewußtsein wiederkehrte. Im jähen Schrecken hatte Lisette an den Professor, an Wolfsberg, an Wilhelm telegraphiren lassen: „Gräfin erkrankt, gleich kommen.“ Halb sinnlos raufte sie sich die Haare und hörte nicht auf zu schreien: „Sie ist todt, mein Kind ist todt.“ Bei dem ersten Zucken jedoch, das durch den Körper der Ohnmächtigen lief, bei dem ersten Aufschlagen ihrer Augen machte Lisetten's Verzweiflung der unerschütterlichsten Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit Platz.

Mit Mühe sprach Maria einige Worte: „Laß Wilhelm und Helmi kommen, gleich, hörst Du? — gleich!“ — Eine erdrückende Angst schien auf ihr zu lasten; sie verlangte nach dem Kinde, und als man es ihr brachte, erkannte sie es nicht und hielt es für den kleinen Hermann: „Da bist Du —“ murmelte sie, „das war ein tiefer Schlaf . . . O, wie habe ich mich nach meinem Erstgeborenen gesehnt!“

Es wurde Nacht; die Kranke lag regungslos. Ein Eiskübel war an ihr Bett gestellt worden; Lisette und Clara erneuerten abwechselnd die Umschläge auf ihrer Stirn.

„Sie sieht uns nicht, seien Sie sicher, Fräulein," flüsterte das Kammermädchen. „O Gott, und ihre Augen! — wie blaue Flammen, mit Schleiern davor."

Auf dem Tische stand eine verdeckte Lampe; der schwache Lichtkreis, den sie an die Decke warf, fesselte den Blick Maria's. In dem bleichen Schimmer bildeten sich fluthende Wellen, und ein weißer Schwan zog über sie hin, und in den Lüften erklang eine liebliche Musik. Die verstummte plötzlich; ein Stern war vom Himmel gefallen, und der Stern war ein Weib, und entsetzliche Ungeheuer zerfleischten es . . . Hunderte von Fratzen, Köpfe ohne Leiber schwebten heran, Augen ohne Köpfe, die vielen Augen, die sich in die ihren bohrten. Sie fürchtete sich nicht, sie fand das Alles natürlich. Natürlich auch, daß sie auf ihrem Bette lag und zugleich dort oben stand, in dem webenden Schein, an der Seite Hermann's. Er deutete auf sie und sagte: „Ich seh' Dein Herz, es blutet, und es hat einen schwarzen Fleck, einen kleinen, kleinen Fleck, der verfinstert die Welt."

Draußen heulte der Sturm, umpfiff das Haus, schleuderte Regengüsse gegen die Scheiben der Fenster, rüttelte an den Angeln, warf sich gegen das Thor, das stöhnend Widerstand leistete.

Lisette sprach: „Das verwünschte Wetter! Es hält Dich wach, mein armes Kind!"

„In Dornach ist es still," versetzte Maria, — und nach einer Pause: „Glaubst Du? — glaubst Du es, liebe Alte?"

„Was soll ich glauben? was wünschest Du, daß ich glauben soll?"

„— Daß sie mich dort dulden werden in der Gruft?"

„Wie Du nur sprichst!"

„Staub bei Staub, aber — wie wunderbar . . ." Sie machte einen Versuch, sich zu wenden: „Der Eine ist gekommen —"

„Wer denn? ich verstehe Dich nicht."

„Du hast ihn doch selbst gebracht," erwiderte sie leise, mit einem Schatten von Ungeduld, „sein Vater schickt ihn, er soll mich nach Dornach führen . . . meinem lieben Dornach —" sie lächelte glückselig, als sie den Namen nannte — „zu meinem Hermann . . . dahin, wo er jetzt ist . . . Wir werden still liegen, Hand in Hand, hinter den Steinen. Nicht ein Laut wird zu uns dringen, nicht eine Stimme . . . nicht einmal die Stimme des Gewissens . . ."

„Sie phantasirt, und ich sage Ihnen, man muß zu dem Geistlichen schicken," flüsterte Clara Lisetten zu. Von der wurde sie rauh angelassen.

„Ja just, phantasiren wird sie! das fällt ihr ein. — Sie spricht aus dem Schlaf, hat's von klein auf gethan."

Maria versank in einen dumpfen Halbschlummer, aus dem sie von Zeit zu Zeit auffuhr, um nach Wilhelm und Helmi zu rufen. Gegen Morgen wurde sie ruhiger, und so fand sie der herbeigeholte Bezirksarzt. Als er hörte, daß Professor Hofer stündlich erwartet werde, äußerte er den Wunsch, mit dem berühmten Arzt zusammenzutreffen und nahm sich vor, später wiederzukommen. Seine Meinung über den Zustand der Kranken behielt er für sich; etwas zu verordnen, fand er überflüssig.

Lisette triumphirte. Gab dieses Benehmen des Doctors ihr Recht oder nicht? Wäre er so fortgegangen, ohne sich auszusprechen, ohne nur ein Recept aufzuschreiben, wenn er die geringste Besorgniß hätte?

Sehr gelegen kam ihr in dieser Stunde ein Antwort-Telegramm aus dem Hause des Professors, welches meldete, er sei für drei Tage verreist. So hatte sie noch Zeit, ihre Aufforderung zu widerrufen und brauchte sich nicht wieder von ihm „die olte Furchtputzen" schelten zu lassen.

Der Optimismus Lisettens besaß eine mittheilende Kraft. Im ganzen Schlosse herrschte Fröhlichkeit. Der Kastellan setzte die unterbrochenen Singlectionen seines Zeisigs wieder fort und werkelte ihm unermüdlich das Liedchen vor: „Wenn ich am Morgen früh auffsteh' . . ." Die Männer traten wieder fest auf, die Frauen schlugen lärmend die Thüren zu, Alles kehrte ins alte Geleise zurück.

Maria hatte sich auf das Ruhebett tragen und dieses an das Fenster rücken lassen. Sie war erschöpft und halb betäubt und glaubte immer, den Wagen, der Wilhelm und Helmi brachte, hereinrollen zu hören.

„Nimm doch Vernunft an," ermahnte Lisette, „sie können noch nicht da sein, trotz der Relais, die der Verwalter geschickt hat; außer es wäre ein Wunder geschehen, oder — sie hätten einen Extrazug genommen."

Eine dieser Möglichkeiten mußte eingetreten sein, denn gegen Abend waren die Ersehnten da, begleitet von Doctor Weise. Mit heiteren Mienen liefen ihnen die Diener entgegen und verkündeten, es gehe besser, es gehe gut.

Lisette kam die Treppe herabgestürzt; sie warf sich beinahe auf die Kniee vor dem Ehepaar und umarmte beinahe den Doctor: „Das vergelte der liebe Gott den Herrschaften, daß sie sich so beeilt haben . . . Jetzt wird sie glücklich sein." Unablässig zum Vorwärtsschreiten anspornend, machte sie den Wegweiser über die Treppen und Gänge.

„Sie gehen zuerst," sprach Wilhelm zum Doctor, „und bestimmen, ob die Gräfin uns sehen darf."

Er ließ die Einwendungen Lisetten's nicht gelten; sie mußte sich bequemen, Weise anzumelden, der auch sofort vorgelassen wurde, während Wilhelm und Helmi im Nebenzimmer warteten. Er, völlig verstört, sie, sorgenvoll, gebeugt, mit blassen Wangen. Die tröstlichen Versicherungen, mit denen sie empfangen worden, flößten ihnen wenig Vertrauen ein. Sie erbebten, als Lisette endlich erschien.

„Nur kommen, nur kommen! Sie fragt nach den beiden Herrschaften und nach Niemandem sonst," rief sie und entfernte sich discret.

„Nun denn, in Gottes Namen," sagte Wilhelm, und Helmi legte sachte die Hand auf die Klinke. Da trat ihnen Weise aus der Thür entgegen.

„Nichts zu machen," flüsterte er tief betrübt — „eine Herz-Ruptur, worunter man sich freilich nicht vorstellen darf — nun, mit einem Wort: es ist aus."

Wilhelm taumelte, wie wenn ihn Jemand vor die Brust gestoßen hätte.

„Aber — sie lebt noch . . ."

„Noch, ja, noch," und Weise schob den Thürflügel zurück.

Maria lag gerade ausgestreckt. Das letzte Tageslicht warf seinen bleichen Glanz über ihre von der erhabenen Majestät des Todes schon verklärten Züge. Umflossen von der goldigen Pracht ihrer Haare ruhte ihr Haupt in den Kissen, und sie machte eine vergebliche Anstrengung, es zu heben, als Wilhelm und Helmi eintraten. Diese strich mit zitternden Fingern über die Hand der Kranken.

— „Dank, daß Ihr kamt . . . Dank, und eine Bitte, —" sprach Maria. „Ihr seht, ich darf nicht leben für das Kind . . . ich darf auch nichts abtragen von meiner großen Schuld . . ."

„Du hast sie gesühnt, o Gott im Himmel, wie gesühnt!" rief Helmi.

— „Gebüßt, nicht gesühnt — das hätt' ich nie gekonnt . . . Schwer ist mit solchem Bewußtsein das Leben . . . und schwer der Tod . . ."

Wilhelm begann leise, dann brach es wie ein Schrei aus seiner Brust: „Nein, nein, Du wirst nicht sterben!"

„Doch — und Ihr, gute Eltern, Ihr habt nun einen Sohn mehr — den meinen . . . Ja?

Beide schluchzten: „Ja."

Helmi bettete den Kopf der Kranken etwas höher, und Maria's Blick ruhte auf ihr mit einem Ausdruck wie aus einer andern Welt.

— Und nun ließ sich durch die tiefe Stille das Herannahen eines Wagens vernehmen. Hufschlag und Peitschenknall erschallten vor dem Thor; es wurde zurückgeschoben in seinen eisernen Schienen, und dröhnend rollte ein wuchtiges Gefährt herein.

Maria hatte aufgehorcht: „Der Vater . . . mein armer Vater," sagte sie. Angst und Sorge malten sich in ihrem sterbenden Gesichte, ein banges Flehen war in ihrer Stimme: „Wilhelm, Helmi — in meinem Schreibtisch — ein Brief an Euch — enthält mein Testament . . . das Kind bewahren vor jedem andern Einfluß — vor jedem . . . Schwört mir —"

„Sei ruhig," sprach Wilhelm, und jetzt klang sein Ton sicher und fest, „wir übernehmen, wir allein, die Verantwortung für diese Seele."

„Mein armer Vater!" wiederholte Maria. „Das Glück ist nicht, wo er es sucht. Gut sein ist Glück, einfach, selbstlos und gut, wie Hermann, wie Ihr . . . Erich wird . . . Wo ist Erich?" fragte sie laut.

Da erscholl ein helles Lachen: „Er kommt, und wer noch?" sprach Jemand, die Schwelle überschreitend, und ins Zimmer flatterte Fee, Erich an der Hand: „Da ist sie, da ist Deine kleine Fee; jetzt wirf sie hinaus, wenn Du's übers Herz bringst." Sie war an das Ruhebett herangetreten, prallte plötzlich zurück und stöhnte: „O! — O!"

Maria sah sie an, ein mattes Lächeln irrte um ihren Mund und begrüßte diese Abgesandte des Lebens, die da hereingedrungen war, so lieblich, so frisch und rosig, mit ihrem Lachen wie Lerchenschlag.

Von einer feigen Regung ergriffen, wollte Fee entfliehen, aber sie bemeisterte sich, sie blieb, hob Erich zu seiner Mutter empor, nahm sanft und zärtlich ihren Arm, legte ihn um den Hals des Kindes und stammelte:

„Du hast ihn gerufen."

„Kleine Fee," sagte Maria, „leb' wohl, liebe kleine Fee."

Nun war es vorbei mit der Fassung der jungen Frau. Sie warf sich ungestüm an Maria's Brust und brach in einen Sturm von Klagen und Thränen aus. Wilhelm machte die Sterbende frei von ihr, er wollte Fee hinwegführen; sie riß sich los, sank auf ein Kissen am Ende des Zimmers, wo sie sich wand in krampfhaftem Bemühen, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

Lisette kam, Erich zu holen und empfing den Dank ihrer Herrin „für lange Treu". — „Auch Du bist den Gütigen empfohlen . . . sie werden Dich nicht trennen von dem Kinde . . . Hab' es nicht zu lieb . . . wie Du Dein großes Kind gehabt hast, gute Alte."

„Niemanden mehr so lieb," und sie küßte die theure Hand ihrer Einen und Einzigen mit heißen bebenden Lippen. Jeder Nerv an ihr zuckte; sie hielt es nicht aus, nahm Erich, der, stumm und bestürzt, kaum zu athmen wagte, und trug ihn fort.

Helmi war niedergekniet: „Maria, Vielgeliebte," flehte sie leise, „geh' nicht unversöhnt aus dem Leben, erfülle Deine Christenpflicht . . . Bereite Dich vor, an das Herz des Allgütigen zu sinken."

„Des — Allgütigen?"

„An den Du glaubst — —"

„An den ich glaube? . . ." sehnsüchtig hauchte sie es nach. — „Alles verloren, Helmi — den Glauben an die Vorsehung . . . den Glauben selbst an meinen freien Willen . . . Und doch nur Einen Wunsch" . . . Ihre letzte Kraft erschöpfte sich in den Worten: „O, hätte ich nie ein Unrecht gethan!"

* * *

Das an Wolfsberg abgesandte Telegramm wurde ihm nach dem Gute Gräfin Dolph's, wo er sich zu kurzem Besuche eingefunden hatte, nachgeschickt. Dort traf es ihn am späten Abend. Er reiste sofort ab. Ein Schnellzug brachte ihn auf die erste Station der Localbahn, die ihn weiter befördern sollte. Da begann die Qual des Wartens von einem Bettelzug zum andern, des Einherhumpelns hinter einer kriechenden Locomotive. — Wolfsberg kam in Versuchung, hinauszuspringen und nebenherzulaufen, um wenigstens das Gefühl zu haben: es geht vorwärts! . . . Dann wieder griff es ihm wie mit eisernen Klammern in die Brust: „Warum so eilig? wonach hastest du?" — Er hatte die Gewißheit, daß ihn ein Leid erwarte, dem er nicht gewachsen war. Gefoltert von Angst und Ungeduld, kam er mittelst einer elenden Fahrgelegenheit auf der letzten Post vor Wolfsberg an. Dort konnte ihm nur noch ein abgejagter Reitgaul zur Verfügung gestellt werden. Auf den schwang er sich, trieb ihn wüthend an und ließ an dem unglücklichen Thier seine zornige Verzweiflung aus.

Es dunkelte, als er im Dorf ankam. Das einförmige Gebimmel des Todtenglöckleins schallte ihm entgegen. Leute standen in Gruppen beisammen, ein ganzer Zug wandelte über den Feldweg dem Schlosse zu . . . Noch ein Stockhieb auf die Flanke des erschöpften, keuchenden Pferdes; es griff aus, fiel, sprang auf und brach im nächsten Augenblick völlig nieder. Der Reiter machte sich los aus den Bügeln. Ein stechender Schmerz am Fuße hemmte seine Schritte, er schleppte sich dem Zuge nach. Vier Lichter schwankten an dessen Spitze, und weißliche Rauchwölkchen umwallten sie. Wolfsberg wollte seinen Schmerz verbeißen, strebte

weiter mit grimmigem Bemühen und rief: „Halt! halt! Komm' Einer und helfe mir!"

Seine Stimme blieb ungehört im Gemurmel eines von den Wallern singend gesprochenen Gebetes. Am Gartenthor waren die Lampen entzündet worden. Der Geistliche im Ornat, Kirchendiener und Chorknaben mit Laternen und Weihrauchfässern schritten vorüber in den Hof.

„Wartet! Helft mir!" röchelte Wolfsberg todesbang.

Dieses Mal wurde er gehört. Der Zug hielt, die Leute sahen sich um; sie konnten lange nichts unterscheiden in der Dunkelheit, bis plötzlich ein Bursche sprach:

„Es is der Graf, dort beim Feldstein steht er, dem is was g'schehn."

Einer flüsterte es dem Andern zu — doch mehr that Keiner.

Endlich erbarmte sich ein alter, krüppelhafter Mensch, ging hin und stützte und führte ihn.

Beinahe zugleich mit dem Priester trat Wolfsberg in das Sterbezimmer. Die Fenster waren weit geöffnet. Am Himmel schwebte eine finstere Wolke; sie glich einem riesigen Vogel mit weit aufgespreizten Flügeln. Der von ihr verhüllte Mond warf eine Fülle silbernen Lichtes über eine Stelle am Horizont. Auf dieser ruhten Maria's schon gebrochene Augen. Dort, wo es hell war, wo der verklärende Schimmer sich breitete — lag Dornach.

Der Schutz der Arbeiter gegen Betriebsunfälle und gewerbliche Erkrankungen.

Von

Heinrich Albrecht, Berlin.

„Schon im Februar d. J. haben Wir unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der socialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von Neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

Das sind die ewig denkwürdigen Worte, mit denen Kaiser Wilhelm am 17. November 1881 den Reichstag eröffnete. Seine Kaiserliche Botschaft kündet die Reihe von Gesetzentwürfen an, die im Laufe der Jahre als Reichsgesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter (15. Juni 1883), als Unfallversicherungsgesetz (6. Juli 1884) und Gesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung (22. Juni 1889) Gestalt gewonnen haben und für die socialen Verhältnisse von mehr als zehn Millionen Deutschen von tief einschneidender Bedeutung geworden sind. Noch läßt sich die Tragweite dieser gesetzgeberischen That nicht im Entferntesten überblicken. Geht sie doch weit über Alles hinaus, was bisher einen Maßstab für die Durchführbarkeit von gesetzlichen Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter gewährte. Aber aus der Vielgestaltigkeit noch offener Fragen beginnen sich mehr und mehr feste Punkte abzugrenzen, an denen die Beurtheilung einen Halt gewinnt. Die Ueberzeugung, daß nur auf dem Wege positiver Reformen die sociale Frage ihrer Lösung entgegengebracht werden kann, durchdringt immer weitere Kreise, und Erörterungen, die noch vor wenigen Jahren fernab von dem Verständniß eines größeren Publicums lagen, sind damit

dem allgemeinen Interesse näher gerückt. Schon konnte man es wagen, ein specielles Gebiet des Arbeiterschutzes zum Ausgangspunkt eines Ausstellungsunternehmens zu machen, das, um zu prosperiren, auf die Betheiligung breiter Massen rechnen muß, und wenn diese Schaustellung einerseits wiederum außerordentlich viel dazu beigetragen hat, die Idee zu popularisiren, die ihr zu Grunde lag, so beweist andererseits der Umstand, daß die Ausstellung für Unfallverhütung möglich war, wie groß bereits das Verständniß für diese Dinge in weitesten Kreisen ist. Diese Thatsache läßt uns einiges Interesse bei dem Leser erhoffen, wenn wir im Nachstehenden ein wichtiges Theilgebiet der Frage des Arbeiterschutzes betreten. Aus dem Rahmen dessen, was wir im weitesten Sinne des Wortes unter der Bezeichnung Arbeiterschutz zusammenfassen, schält sich diese Frage — gleich interessant für den Socialpolitiker, wie für den Hygieniker, den Techniker und in vielen Punkten auch für den Psychologen — heraus, die Frage nämlich: mit welchen Gefahren für Leben und Gesundheit bedroht den Arbeiter sein Beruf, und wie ist er dagegen zu schützen? wie wirken Gesetzgebung und eigene Initiative der Arbeitgeber im Bunde mit Hygiene und Technik zusammen, um die mannigfachen Schädlichkeiten auszugleichen, welche Gewerbe und Industrie, je mehr sie zur Blüthe gelangt sind, desto mehr im Gefolge gehabt haben? Die Ausstellung für Unfallverhütung und in gewissem Sinne als deren Vorgängerin bereits die 1883er Hygieneausstellung haben das Facit aus diesen Bestrebungen gezogen, haben uns gezeigt, was durch das Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Factoren auf diesem Gebiete bereits erreicht ist, und die Wege vorgezeichnet, auf denen weiterzuschreiten sein wird. Die wichtigsten damit gewonnenen Gesichtspunkte kurz zu fixiren, ist die Aufgabe der nachfolgenden Darstellung.

I.

Eingehendere Studien über den Beruf, das Gewerbe, in seiner Bedeutung als Ursache von Störungen der Gesundheit sind allerneusten Datums. Jahrhunderte lang wußte man von der ungeheuren Masse von Schädlichkeiten, die mit der gewerblichen Arbeit verbunden sind, wenig mehr als nichts. Bei den alten Aerzten Hippokrates, Celsus, Plinius u. a. finden sich wohl einzelne Andeutungen von Krankheitszuständen, welche durch bestimmte Gewerbebetriebe bedingt werden, aber es sind nur Andeutungen, welche angesichts ihrer geringen Anzahl und des völlig mangelnden Zusammenhanges kaum auf einigen Werth Anspruch machen dürfen. Einem italienischen Arzte war es vorbehalten, zum ersten Male eine Anzahl von Krankheiten nach ihrer Entstehungsweise zusammenzustellen, die in einem gewissen Zusammenhange mit der Berufsarbeit, dem Gewerbebetrieb, zu stehen schienen. Bernardino Ramazzini, 1633 in Carpi bei Modena geboren, später Professor zu Modena und Parma, veröffentlichte 1700 seine Abhandlung „De morbis artificum diatribe“, die, nachher noch neunmal besonders und siebenmal mit seinen übrigen Werken herausgegeben, auch ins Italienische, Deutsche, Holländische und Englische übersetzt worden ist. Freilich entsprechen die Anschauungen des Verfassers der Zeit, in der er lebte. Unter den Handwerkern und Künstlern, deren Krankheiten er schildert, führt er an: die

Chirurgen, welche sich mit dem Einreiben von Salben beschäftigen, die Juden, die Sänger und Pfeifer, die Laufer, die Schreiber und Notare. Er erzählt von unterirdischen Dämonen, welche die Bergleute überfallen, und beruft sich dabei auf einen erfahrenen hannoveranischen Bergmann und auf die gelehrten Abhandlungen der Königlich englischen philosophischen Gesellschaft. Von den Käsemachern gibt er an, daß nach Petrus Lotichius ein Dorf bei Frankfurt durch den Käsegestank durchseucht worden wäre. Die sitzenden Handwerker werden nach ihm von der Krätze heimgesucht, die Schuster sind bucklig und die Schneider hinken, daher auch die genannten Zünfte bei feierlichen Processionen und Leichenbegängnissen einen sehr komischen Anblick bieten.

Das ist bis weit in unser Jahrhundert hinein, abgesehen von einigen unbedeutenden Anläufen, die sich an Ramazzini anlehnen, Alles, was wir an Versuchen zu verzeichnen haben, die Schädlichkeiten des Berufes der Erkenntniß und damit die Frage ihrer Beseitigung der Lösung näher zu bringen. Erst als mit der hohen Entwicklung, welche Gewerbe und Industrie im Dampfzeitalter genommen haben, die Schädlichkeiten, denen die Arbeiterbevölkerung infolge ihrer Beschäftigung anheimfiel, ins Ungemessene wuchsen, begann die Gesetzgebung sich mit der Frage ihrer Beseitigung zu beschäftigen. Frauen- und Kinderarbeit sind die naturnothwendigen Folgen des Großbetriebes. Dadurch, daß die Maschine zu ihrer Wartung und Bedienung nur eines geringen Maßes menschlicher Kraft bedarf, ist es möglich geworden, daß der männliche Arbeiter durch Frauen und Kinder, deren Arbeitsleistung um billigeren Lohn zu Gebote stand, verdrängt wurde. Die Folge sind Zustände gewesen, wie sie namentlich in England, dem Industrielande κατ' ἐξοχήν, in den vierziger Jahren durch die Berichte der „Children employment commission" aufgedeckt worden. Sie stellten fest, daß in vielen Industrieen die Kinder schon mit sieben Jahren, ja noch darunter, zu arbeiten anfingen. Eine achtzehnstündige Arbeitszeit, nicht einmal durch eine Mittagspause unterbrochen, war keine Seltenheit, und es kamen Fälle vor, wie der eines Tapetenfabrikarbeiters, der aussagte, daß er einen siebenjährigen Knaben täglich in die Fabrik und nach sechzehnstündiger Arbeit des Kindes wieder nach Hause trage. Er mußte ihn auch des Mittags füttern, während der Kleine an der Maschine stand, die er nicht verlassen durfte. In den Zündhölzchenfabriken waren fünf- bis siebenjährige Kinder beschäftigt und dem Einfluß der schädlichen Phosphordämpfe ausgesetzt, welche eine furchtbare Zerstörung der Gesichtsknochen zur Folge hatten. Noch grauenvoller sah es in den Bergwerken aus; kurz, die Zustände waren so himmelschreiende, daß die Gesetzgebung sich nicht länger der Aufgabe entziehen konnte, hier wenigstens mildernd einzugreifen. Die englische Fabrikgesetzgebung ist von diesen Zuständen ausgegangen; sie ist wesentlich eine Gesetzgebung zum Schutze eines Theils der arbeitenden Bevölkerung — der Frauen und Kinder. Diesen gewährt sie in ihrer heutigen Gestalt in allen Verhältnissen einen weitgehenden Schutz. Frauen- und Kinderarbeit sind auch in Deutschland derjenige Theil des Gewerbelebens gewesen, der lange Zeit den wesentlichen Inhalt unserer Arbeiterschutzgesetzgebung ausgemacht hat. Die Gewerbeordnung des Deutschen Reichs verbietet die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren in Fabriken überhaupt. Die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren

darf die Dauer von sechs Stunden täglich nicht überschreiten und ist nur zulässig, wenn gewisse Bedingungen betreffend den Schulunterricht erfüllt sind. Junge Leute zwischen vierzehn und sechzehn Jahren dürfen in Fabriken nicht länger als zehn Stunden täglich, Wöchnerinnen während drei Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt nicht beschäftigt werden. Außerdem unterliegt die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen in einer Reihe besonders gefährlicher Fabrikbetriebe noch besonderen Beschränkungen.

In einem wichtigen Punkte geht bereits die ältere deutsche Fabrikgesetzgebung über die englische hinaus. Sie gewährt auch den erwachsenen männlichen Fabrikarbeitern einen gewissen Schutz gegen die Gefahren ihres Berufs, indem sie die Gewerbeunternehmer verpflichtet, die Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebs und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherheit gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. Aber leider sind allgemein gültige Ausführungsbestimmungen im Sinne dieses wichtigen Paragraphen der Gewerbeordnung nicht ergangen, vielmehr ist Alles den Landespolizeibehörden überlassen. Die Folge ist größte Ungleichmäßigkeit in der Durchführung solcher Schutzmaßregeln. Der gewissenlose Unternehmer kann Beschränkungen, die ihm lästig sind, oft dadurch umgehen, daß er seinen Betrieb in einem Regierungsbezirk oder in einem Staat errichtet, in dem einschränkende Vorschriften nicht bestehen. Eine Ausnahme machen gewisse Kreise der Bleiindustrie und die Cigarrenindustrie, für die für das ganze Reich geltende Vorschriften erlassen sind. In Einzelfällen ist der Fabrikinspector berechtigt, gegen Mißstände einzuschreiten; die ihm ertheilten Machtvollkommenheiten sind aber leider nicht derart, daß bei uns das Institut der Fabrikinspectoren auch nur annähernd eine gleich segensreiche Thätigkeit entfalten könnte, wie in England.

Bei diesem Stande der Gesetzgebung kann das Heer der Gewerbekrankheiten seine mörderische Thätigkeit voll entfalten und entfaltet sie in der That in einem erschreckenden Umfange. Wir werden weiter unten sehen, auf welche Schädlichkeiten dieselben hauptsächlich zurückzuführen sind. Von den Gewerbekrankheiten, sowohl ihrer Ursache wie ihrer Wirkung nach, streng zu scheiden sind die mit der Arbeit in den Fabriken verbundenen Betriebsunfälle. Während die Entstehungsweise vieler Gewerbekrankheiten noch dunkel ist, und ihre Wirkung oft erst als das Resultat Jahre lang andauernder Schädlichkeiten zu Tage tritt, daher der Einzelbeobachtung schwer zugänglich ist, tritt der Betriebsunfall in Ursache wie Wirkung sinnfällig in die Erscheinung. Das macht es erklärlich, daß die Gesetzgebung weit früher Handhaben sowohl für seine Verhütung, wie für den Ausgleich der durch ihn hervorgebrachten Wirkungen fand, als sie daran denken konnte, die gleichen Maßnahmen gegen die Gewerbekrankheiten zu ergreifen. Das Unfallversicherungsgesetz hat nicht nur den gelungenen Versuch unternommen, die traurigen Folgen des wirklich eingetretenen Unfalles nach Möglichkeit zu paralysiren, in ihm ist auch das vorbeugende Prinzip zu wirkungsvoller Bethätigung gelangt. Es ist vielleicht einer der glücklichsten Gedanken in der ganzen Arbeiterschutz-Gesetzgebung, wie es hier geschehen, dem staatlichen Zwang die wirthschaftliche Selbsthülfe der Betheiligten an die Seite zu stellen. Die zu genossenschaftlichen Verbänden ver-

einigten Betriebsunternehmer sind, weil sie selbst für die Unfallgefahr, welche mit ihren Betrieben verknüpft ist, aufzukommen haben, materiell an der Verminderung derselben interessirt. Dafür ist ihnen durch das Gesetz die Befugniß eingeräumt, für den Umfang ihres Genossenschaftsbezirkes Vorschriften zur Verhütung von Unfällen zu erlassen, die Durchführung derselben durch Beauftragte zu controliren und Zuwiderhandelnde mit Strafe zu belegen. Nur durch diese Decentralisation ist es möglich geworden, den außerordentlich mannigfachen Anforderungen gerecht zu werden, welche die tausenderlei verschiedenen Betriebsarten in dieser Richtung stellen. Frühere gescheiterte Versuche haben gezeigt, daß sich Unfallverhütungs-Vorschriften, die für alle Betriebsarten gemeinsame Gültigkeit hätten, nicht geben lassen. In der Form, wie sie in den betreffenden Paragraphen des Unfallversicherungsgesetzes gefunden ist, scheint die gestellte Aufgabe gelöst zu sein. Welchen mächtigen Anstoß dieser Theil des Arbeiterschutzes durch das Gesetz vom 6. Juli 1884 erfahren hat, davon hat die 1889er Ausstellung für Unfallverhütung Zeugniß abgelegt. Die Technik hat mit den Anforderungen, welche die Gesetzgebung gestellt hat, gleichen Schritt gehalten. Das, was die Unfallverhütungs-Vorschriften der Berufsgenossenschaften fordern, und was die Technik geleistet hat, um diese Forderung zu erfüllen, entspricht einander mit wenigen Ausnahmen. Ein hoher Grad von Sicherheit gegen Betriebsunfälle würde in weitaus den meisten Betrieben erreicht werden können, wenn nicht — der Arbeiter selbst oft das redliche Bemühen des Unternehmers vereitelte. Er setzt der Einführung von Schutzvorrichtungen einen zähen und ermüdenden, weil passiven Widerstand entgegen.

Einige sehen den Grund hierfür in dem jedem Menschen innewohnenden conservativen Hange, das Althergebrachte festzuhalten; Andere sind der Ansicht, der Arbeiter halte es für feige, der Gefahr nicht in das Gesicht zu sehen, er setze eine Art Stolz darein, ihr zu trotzen; weniger subjectiv denkende Beurtheiler suchen den Grund der Abneigung der Arbeiter gegen die Anwendung von Schutzvorrichtungen in einem Hang zur Bequemlichkeit, in einem gewissen Leichtsinn, dem nur zu oft Die anheimfallen, welche mit gefährlichen Dingen umzugehen haben. Sei dem jedoch, wie ihm sei, meistens lassen sich für den Arbeiter, selbst da, wo gröbste Fahrlässigkeit vorzuliegen scheint — wie z. B. wenn er, was wiederholt vorgekommen, an Prägestöcken mit seiner rechten Hand den Balancier zuwirft, während die linke noch zwischen Amboß und Prägestock beschäftigt ist — mildernde Umstände geltend machen. In der That erscheint eine solche Fahrlässigkeit in einem ganz anderen Lichte, wenn man erwägt, daß der Arbeiter das Zuwerfen des Balanciers täglich etwa dreitausend Mal zu bewirken hat, um den festgesetzten Verdienst zu erzielen. Es gehört mehr als die Durchschnittsenergie eines Menschen dazu, bei einer solchen, Jahr aus Jahr ein sich wiederholenden Beschäftigung sich der damit verbundenen Gefahren bewußt zu bleiben und danach mit Ueberlegung zu handeln.

Die Unfallstatistik zeigt daher noch nicht den Rückgang in der Zahl der Betriebsunfälle, der bei der stets wachsenden Fürsorge gegen dieselben vielleicht erwartet werden könnte. Unter den Unfällen gibt es gewisse Arten, die sich der Natur der Sache nach in allen Betrieben wiederholen. Jedem Maschinen-

betriebe, er mag einem Zwecke dienen, welchem er wolle, sind bestimmte Veranstaltungen gemeinsam. Es sind dies in erster Linie die Kraftmaschinen, und dann diejenigen Theile der Anlage, welche die von ersterer erzeugte Arbeitskraft auf die eigentliche Arbeitsmaschine übertragen. Erst bei Letzterer beginnt die Verschiedenheit der Anordnung, die sich, den unendlich verschiedenen Verrichtungen der Arbeitsmaschinen entsprechend, ins Vieltausendfache gestaltet. Kraftmaschine und Transmission wiederholen sich in bleibender Wiederholung des Grundprincips; denn gegenüber dem heute noch unbestritten herrschenden Motor Dampf können wir bei dieser Betrachtung Wind, Wasser und das Heer der Kleinmotoren, das eben erst beginnt, seine Plänkler in den Concurrenzkampf zu schicken, unberücksichtigt lassen. Dieser Gleichmäßigkeit der Veranstaltungen beim Maschinenbetrieb. entspricht eine gewisse Gleichmäßigkeit der durch sie veranlaßten Unfälle.

Der Dampfmotor droht in erster Linie mit Gefahr durch Explosion des Kessels. Kesselexplosionen können auf verschiedene Weise zu Stande kommen. Jeder Kessel ist auf einen bestimmten Dampfdruck, den er aushalten kann, geprüft. Damit dieser Druck nicht überschritten wird, hat er ein Sicherheitsventil, dessen Belastung dem Druck, auf den er geprüft wird, entspricht. Wird der höchste zulässige Druck erreicht oder überschritten, so muß das richtig wirkende Ventil sich öffnen, der Dampf kann entweichen. Fungirt das Ventil nicht, so erfolgt die Explosion. Die vom Feuer berührte Fläche der Kesselwandung muß stets unter Wasser stehen. Sinkt das Wasser durch Verdampfen unter das zulässige Niveau, so werden die Kesselbleche glühend, verlieren dadurch rasch an Widerstandsfähigkeit, rapide Dampfentwicklung geht vor sich, so rapide, daß das Abblasen des Dampfes durch das Sicherheitsventil nicht immer nützt — die Explosion ist da. Wasser, dem die Luft entzogen ist, siedet nicht bei 100°, sondern erst bei 130°, dann aber erfolgt die Dampfentwicklung plötzlich massenhaft. Es kommt vor, namentlich beim Anheizen des Kessels, daß das Wasser in demselben luftleer ist. Die Dampfentwicklung bleibt aus, der Heizer nimmt an, daß die Hitze nicht genüge, das Wasser in Dampf zu verwandeln, und feuert um so stärker. Ist die Temperatur auf 130° gestiegen, so erfolgt plötzlich eine so rapide Dampfentwicklung, daß der Kessel springt. Allen diesen Möglichkeiten kann vorgebeugt werden. Aber wir begegnen hier, wie so oft, der Thatsache, daß der Mensch seine Sicherheit lieber einem todten, mechanisch wirkenden Apparat, als dem feinst organisirten, mit Verstand und Denkfähigkeit ausgestatteten Gehirn seines Mitmenschen anvertraut. Die Ueberwachung der rechtzeitigen Ausführung der nothwendigen Manipulationen wird nicht dem Heizer überlassen. Es handelt sich ja hier nur um wörtliche pünktliche Ausführung einfacher Befehle. Diese führt der mechanische Apparat vermöge seiner Construction unverrückt aus, während gerade in der hoch entwickelten Organisation des Gehirns, die die leichte Beweglichkeit der Vorstellungen bedingt, eben auch die Gefahr der Verschiebung und Aenderung der mit der Ausführung eines gegebenen Auftrages zusammenhängenden Vorstellungsreihe liegt. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Untergebener, der bei der Ausführung eines Befehls zur Unzeit zu denken anfängt, schlimmes Unglück anrichten kann.

In dem Fall, den wir oben betrachtet haben, besitzen wir nun automatische Vorrichtungen, welche allen den genannten Explosionsmöglichkeiten begegnen. Selbstthätige Apparate rufen den Heizer, wenn der Wasserstand im Kessel unter das zulässige Niveau sinkt, durch ein elektrisches Signal, oder sorgen, was noch sicherer ist, gleich für den Wiederersatz des verdampften Wasserquantums. Andere Vorrichtungen zeigen die beginnende Drucküberschreitung an und die abnorme Erhöhung der Wassertemperatur bei normaler Dampfspannung. Nur gegen den Kesselstein, den gefährlichsten Feind aller Dampfkesselbetriebe, ist noch kein sicher wirkendes Mittel erfunden. Der Kesselstein besteht aus den mineralischen Bestandtheilen, die das Wasser enthält, und von deren Menge der sogenannte Härtegrad des Wassers abhängt. Diese setzen sich an die Wände des Kessels an. Sobald der Kesselstein einige Millimeter dick geworden ist, beeinträchtigt er die Leistungsfähigkeit der Kesselwandung so, daß die Kesselbleche glühend gemacht werden müssen, um das Wasser zum Sieden zu bringen. Daß dadurch wieder eine Explosionsmöglichkeit gegeben ist, erhellt aus dem Vorhergehenden.

Könnten alle Schutzvorrichtungen so sehr der Willkür der Arbeiter entzogen werden, wie die automatischen Sicherungen an Dampfkesseln, so würden die Betriebsunfälle in ihrer Zahl erheblich reducirt werden. Leider ist dem nicht durchweg so. Das lehrt uns die Betrachtung derjenigen Theile der Maschine, welche die Kraft von dem Motor auf die Arbeitsmaschine übertragen. Dazu gehören die Wellen, die mit ihnen in Berührung kommende Gegenstände erfassen, in ihre rotirende Bewegung hineinziehen und so auf die Welle aufwickeln. Daß diese Aufwickelung mit einer in der Regel unwiderstehlichen Kraft geschieht, ist bei der gewöhnlich sehr großen Umdrehungsgeschwindigkeit erklärlich. Jeder Vorsprung, der sich an einer solchen Welle befindet, kann zum Verderber werden, der wie mit eiserner Kralle das unglückliche Opfer widerstandslos an sich zieht und im günstigsten Falle verstümmelt, im ungünstigeren, häufigeren Falle vernichtet. Aber nicht nur hervorragende Theile an den Wellen reißen Unvorsichtige in die Gewalt der letzteren hinein, auch die ganz glatte Welle vermag in ihre Nähe kommende flatternde, wehende Kleidungsstücke und Aehnliches festzuhalten und aufzuwickeln, wofern nur das betreffende Stück im Leisesten an die Welle angedrückt wird; hierzu genügt aber einerseits ein Augenblick, ebenso wie andererseits die Kraft eines Windstoßes oder auch nur die eines starken Zuges, ja sogar die den Kleidern beim Drehen des Körpers mitgetheilte Bewegung dazu ausreicht. Der um die Scheibe rotirende Riemen zieht gleichfalls den unvorsichtig sich ihm Nahenden an und mit sich und schleudert ihn um Scheibe und Welle. Trotz aller Fabrikordnungen, trotz ihrer Kenntniß von der Häufigkeit der dadurch verursachten schweren Verunglückungen und Todesfälle, unterlassen es die Arbeiter nicht, immer und immer wieder beim Inbetriebsetzen der Arbeitsmaschine den Riemen mit der Hand auf die im Gange befindliche Welle, bezw. deren Scheibe aufzulegen, während der Riemenaufleger daneben steht.

Unendlich viel mannigfaltiger sind die Unglücksfälle, die durch Arbeitsmaschinen verursacht werden, und hier sind es vor Allem die Maschinen mit rasch laufendem Schneidezeug, die relativ die meisten Opfer fordern. Außerordentlich häufig sind die Verletzungen, welche der die rasch sich drehende Kreis-

säge bedienende Arbeiter bei Verfehlen seines Stützpunktes, sei es nur für die beschäftigte Hand, sei es gelegentlich für den ganzen Körper, gewissermaßen durch Hineinfallen in die Säge sich zuzieht. Oder die Säge schleudert Holzstücke, denen sich ein Theil der Geschwindigkeit der mit enorm großer Umdrehungsgeschwindigkeit rotirenden Scheibe mittheilt, mit solcher Kraft fort, daß sie eine fast geschoßähnliche Wirkung äußern. Tödtliche Verletzungen von Arbeitern, denen solche zurückgeschleuderte Stücke an den Kopf flogen, gehören nicht zu den Seltenheiten. Dutzende von Schutzvorrichtungen sind allein für den einen Zweck erfunden, diesen Unfällen vorzubeugen — immer noch nicht mit dem Erfolg, daß die Gefahr beseitigt wäre. Gerade hier liegt einer der Fälle vor, wo Sicherheit und Leistungsfähigkeit des Betriebes mit einander im Widerstreit liegen, und es ist stets zu bedenken, daß jede Forderung von Sicherheitsmaßregeln da eine Grenze hat, wo eine solche Erschwerung des Betriebes durch dieselben beginnt, daß er von der Concurrenz mit anderen Betrieben dadurch ausgeschlossen wird.

Wir wollen hier auf die verschiedenen Unfallmöglichkeiten, wie sie sich beim Betriebe der tausend und abertausend verschiedenen Arbeitsmaschinen herausstellen, nicht eingehen. Jedes Zahnradgetriebe, jede Walze, jeder vorspringende Maschinentheil kann zum Anlaß des Verderbens werden. Tausend Fangarme streckt der Polyp Maschine aus, um den unvorsichtig Nahenden in seine todtbringende Umarmung zu ziehen, und alljährlich ist die Zahl Derer groß, die ihre Sorglosigkeit mit dauernder Verstümmelung, Siechthum und dem Tode büßen müssen. Im Geltungsbereich des Unfallversicherungsgesetzes kamen im Jahre 1887 nicht weniger als 115 579 Unfälle zur Anzeige; 3270 der Verunglückten setzten ihr Leben ein, von 13 832 schwer Verletzten wurden 3166 völlig erwerbsunfähig, die übrigen theilweise invalide für ihr Leben, oder auf längere Zeit hinaus der Möglichkeit zu arbeiten beraubt. Die Getödteten hinterließen 7083 erwerbsunfähige Angehörige. In diesen Zahlen zeigt sich so recht der Segen jener großartigen, von uns bereits erwähnten socialen Gesetzgebung. Während früher die Tausende erwerbsunfähig Gewordenen, die Wittwen und Waisen der Getödteten dem beschämenden Loos der öffentlichen Armenpflege anheimfielen, hat heute der Invalide der Arbeit ein Recht auf eine dauernde Rente; der im Kampf ums Dasein Gefallene hinterläßt seine Angehörigen nicht mittellos und von der Gnade der Mitmenschen abhängig. An Renten wurden im Jahre 1887 an die auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes Entschädigungsberechtigten nahezu sechs Millionen Mark gezahlt. Es fällt nicht schwer, sich auszumalen, welcher Summe unverschuldeten Elends damit vorgebeugt ist.

II.

Die Zahlen, die wir soeben vorgeführt haben, sind, absolut genommen, groß; sie gewinnen aber sofort ein anderes Aussehen, sobald wir sie zu der Gesammtzahl derjenigen Personen in Relation bringen, auf welche sich das Unfallversicherungsgesetz erstreckt. Im Jahre 1887 waren 4 121 537 Personen versichert. Die Zahl der zur Anzeige gelangten Unfälle beträgt nur 2,8 Procent dieser Gesammtzahl, und nehmen wir gar die Zahl der durch Unfälle Getödteten, so bekommen wir nur 0,08 Procent, d. h. erst auf 1250 versicherte Personen kommt

jährlich ein Unfall, der den Tod des Betroffenen zur Folge hat. Was bedeuten diese geringen Procente gegenüber der erschreckenden Zahl der Opfer, welche manche der sogenannten Gewerbe*krankheiten* alljährlich dahinraffen! Die Lehrbücher der Gewerbekrankheiten scheiden dieselben in gewerbliche Vergiftungen und Inhalationskrankheiten. In die erste Gruppe gehören als die wesentlichsten die Erkrankungen, welche unter dem Einfluß der anorganischen Gifte, Blei, Quecksilber, Phosphor, Arsen ꝛc. entstehen. Der Begriff der Inhalationskrankheiten umfaßt die große Gruppe der Erkrankungen, welche durch Einathmen von Staub und verschiedenen Gasarten bedingt werden. Wir wollen hier keine Pathologie der Gewerbekrankheiten schreiben, nur ihre verheerenden Wirkungen und die Mittel zu ihrer Verhütung sollen uns beschäftigen.

Unter allen gewerblichen Vergiftungen nehmen die Bleierkrankungen, sowohl was ihre Gefährlichkeit, als was die Verbreitung der mit Blei in Berührung bringenden Betriebe anlangt, weitaus die erste Stelle ein. Das Blei bringt keine acute Vergiftung hervor, es wirkt im Gegentheil langsam, als schleichendes Gift, erreicht aber gerade deshalb seine Opfer um so sicherer und gibt sie kaum jemals wieder frei. Diese unheimliche Gefahr haftet an dem Blei, wie und wo es uns in der Welt begegnet. Es bedroht die Gesundheit der Hüttenarbeiter, die das Metall aus den bleihaltigen Erzen gewinnen; es richtet seine Verheerungen an unter den Arbeitern, die beim Verarbeiten des Bleies zu Bleipräparaten aller Art beschäftigt sind; es verkürzt das Leben vieler Arbeiter und Arbeiterinnen, welche sich wiederum dieser fertigen Bleipräparate in ihrer Industrie bedienen müssen; ja, das Blei hat endlich in zahllosen Fällen die Gesundheit Derer untergraben, die weder mit der Darstellung, noch mit der weiteren Verarbeitung desselben zu thun hatten, sondern die in gewissem Sinne die Consumenten der verschiedenen, mittelst des Bleies und der Bleipräparate hergestellten Producte waren. So gibt das Blei eins der vorzüglichsten Beispiele für die Unvollkommenheit irdischer Güter: auf der einen Seite bietet die Natur in diesem Metall uns ein Product dar, dessen Menge unerschöpflich scheint, dessen Gewinnung leicht, dessen Verarbeitung in ziemlich weitem Sinne keine Grenzen gesteckt zu sein scheinen, dessen Gestaltung die mannigfachste, und dessen Verwendungsarten die wunderbar verschiedenartigsten sind. Andererseits aber begabte die Natur dieses selbe Product mit einer unheimlichen Kraft, mit der es auf Wegen, die ihm bisher kaum verlegt werden konnten, den Menschen angreift und in dem stillen, aber rastlosen Kampfe selbst gegen Den, der auf seiner Hut ist, mit der Länge der Zeit sieghaft bleibt und das Opfer siechhaft zurückläßt.

Schon die Gewinnung des Bleies birgt die Gefahr der Vergiftung für die damit beschäftigten Arbeiter in sich. Die an der eigentlichen Förderung der Bleierze Betheiligten, die Erzscheider, Siebsetzer, Pochstampfer u. s. w. sind weniger gefährdet, als die mit der Verhüttung Beschäftigten; zwei Momente sind es nämlich, neben den eingeathmeten Bleidämpfen, welche die Letzteren besonders in Gefahr bringen: die hohe Temperatur, in der sie arbeiten, und die körperliche Anstrengung, welche ihre Arbeit erfordert. *Hirt* rechnet die Arbeiten in Bleihütten zu den allergefährlichsten; von 100 damit beschäftigten Arbeitern leiden durchschnittlich 65—80 an irgend einer Form der Bleivergiftung. Die Ver-

arbeitung von metallischem Blei, wie sie bei der Herstellung von Pfannen für die Schwefelsäurefabrikation, von Röhren, die zu den verschiedensten Zwecken dienen, auch wohl bei der Anfertigung kleiner Spiegelrahmen, dünner, zum Einwickeln des Schnupftabaks ꝛc. bestimmter Folien ꝛc. und in der Schrotfabrikation stattfindet, ist weniger gefährlich. Der Verhüttung des Bleies an Gefährlichkeit fast gleichstehend ist die Herstellung des für die Technik so außerordentlich wichtigen Bleiweiß. Dasselbe wird gewonnen, entweder dadurch, daß man metallisches Blei mit Essigdämpfen in Berührung bringt, oder daß man in Bleiglätte verwandeltes geschmolzenes, mit Wasser befeuchtetes Blei durch einen Strom unreiner Kohlensäure leitet, oder endlich, daß man eine durch Auflösen von Bleiglätte in rectificirtem Holzessig erhaltene Lösung von basisch essigsaurem Blei durch Einleiten von Kohlensäure zersetzt. In allen Fällen entsteht das basisch kohlensaure Bleioxyd, das Bleiweiß. Am schlimmsten werden die Arbeiter in Bleiweißfabriken durch den beim Mahlen, Sieben und Verpacken des fertigen Präparates entstehenden Staub gefährdet. Mehr als die Hälfte der Arbeiter erkrankt während des ersten Arbeitsjahres; unter 100 Arbeitern befinden sich durchschnittlich 40, die an der schweren Form der Bleikolik leiden. Mehr noch als die Herstellung gefährdet die Verwendung des Bleiweiß in der Technik. Hier sind in erster Reihe die Anstreicher und Lackirer zu nennen, welche der Bleivergiftung in ungewöhnlich hohem Maße ausgesetzt sind. Es ist statistisch nachgewiesen, daß 75 Procent aller hierhergehörigen Gewerbtreibenden bleikrank werden. Hierher gehört ferner die Anfertigung von Abziehbildern, die Herstellung der Spiel- und Visitenkarten, Spitzen, Glacéehandschuhe und einzelner Cosmetica, bei denen Bleiweiß verwendet wird. Häufiger als bei diesen letzteren Verrichtungen gibt das Bleiweiß Anlaß zu Vergiftungen bei Arbeitern in Strohhutfabriken, in denen die fertigen Strohhüte mit Bleiweiß behandelt und dann gebürstet werden. Bei den Arbeiterinnen, die sich mit dem Glätten der Cameen beschäftigen, entwickeln sich ebenfalls häufig schwere Bleivergiftungen, weil bei dem Abschleifen zur feineren Verarbeitung Bleistaub verwendet wird. Das Bleioxyd, die Bleiglätte, erfreut sich wegen ihrer Eigenschaft, sich in geschmolzenem Zustande leicht mit Kieselerde und Silicaten zu verbinden und leicht schmelzbare Gläser zu bilden, einer ausgedehnten Verwendung in Glaserei und Töpferei. Neben der Herstellung künstlicher Edelsteine und der Fabrikation des sogenannten Musselinglases ist es vor Allem die Herstellung bleihaltiger Glasuren, welche den Arbeiter in seiner Gesundheit gefährdet; namentlich da, wo man die Glasur durch Bestäuben der noch feuchten, frischgeformten Waare mit Bleiglätte zu Stande bringt, erkrankt die Mehrzahl der Arbeiter. Mennige, eine Verbindung von Bleioxyd und Bleihyperoxyd, wird u. A. zur Herstellung von Oelkitten benutzt; das Pulverisiren und Verpacken des Präparates ist noch weit gefährlicher, als seine Verwendung in der Technik. Wenn man Bleiglätte mit destillirtem Essig oder Holzessig behandelt, so entsteht essigsaures Bleioxyd, Bleizucker. Die mit der Herstellung desselben beschäftigten Arbeiter erkranken, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, zu einem hohen Procentsatz. Die Verwendung des Bleizuckers in der Färberei und in der Firnißbereitung gibt oft zu Erkrankungen der Arbeiter Veranlassung. Wichtiger aber nach dieser

Richtung hin sind die aus dem Bleizucker gewonnenen Bleichromate, welche ebenfalls zum Färben von Stoffen benutzt werden. Von den Bleilegirungen interessirt uns hier das sogenannte Schriftgießermetall, das aus vier Theilen Blei und einem Theil Antimon besteht. Dasselbe ist für die Gesundheitsverhältnisse der Schriftgießer und Schriftsetzer von hervorragender Bedeutung. Die ersteren sind der Bleivergiftung ungleich mehr ausgesetzt, als die letzteren, was in dem Einfluß der Bleidämpfe seine Erklärung findet, von denen sie betroffen werden. Die bei den Schriftsetzern vorkommenden Bleivergiftungen sind auf die innige Berührung mit den bleihaltigen Lettern zurückzuführen. Schwitzende Hände, kleine Verletzungen u. dergl. begünstigen das Eindringen des Metalls durch die Haut in den Organismus.

Die mit der vorstehenden Aufzählung noch nicht abgeschlossene Reihe der der Bleivergiftung ausgesetzten Gewerbe ist eine ansehnliche. Es gehören Beschäftigungsarten hierher, deren Zugehörigkeit zu den mit Blei arbeitenden Industrieen auf den ersten Blick kaum einleuchtet, so die Granatschleifer, die die Granaten auf einer rotirenden Bleiplatte facettiren, und eine gewisse Kategorie der Blasinstrumentenmacher, die ebenfalls bisweilen an Bleivergiftung erkranken. Sie gebrauchen das Blei zum Ausgießen der rohen Messingblechrohre für Althörner, Sactuben, Klapphörner ꝛc., welche dann mit dem Bleikern zurecht gebogen und auf diesem zurecht gehämmert werden. Ist die Arbeit fertig, so wird das Blei über glühenden Kohlen wieder herausgeschmolzen.

Bei dieser außerordentlichen Verbreitung der Industrieen, in denen Blei zur Verwendung kommt, und der eminenten Gesundheitsgefährlichkeit derselben, kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gesetzgebung sowohl, wie die Fürsorge der Unternehmer schon früh darauf gerichtet gewesen ist, die vermeidbaren Gefahren von diesen Betrieben auszuschließen. Denn es hieße den Unternehmerkreisen durchaus Unrecht thun, wollte man annehmen, daß es immer erst des gesetzlichen Zwanges bedurft hätte, sie zu veranlassen, der Fürsorge für ihre Arbeiter gerecht zu werden. Viele Industrielle haben längst das gethan, was ihnen durch die Gesetzgebung auferlegt ist, und noch heute sehen wir sie vielfach über das geforderte Maß hinausgehen und aus eigener Initiative Organisationen schaffen, die, wenn sie sich bewährt haben, immer wieder dem Gesetzgeber Anregung geben, auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten. Schon aus der Zeit vor Erlaß der Gewerbeordnung bestehen, namentlich in einigen rheinischen Regierungsbezirken, Polizeiverordnungen, welche sich speciell gegen die Gesundheitsgefahren in der Bleiindustrie richten. Für die besonders gefährlichen Bleifarben- und Bleizuckerfabriken hat eine auf Grund der Gewerbeordnung erlassene Bundesrathsbekanntmachung für das ganze Reich geltende Bestimmungen geschaffen. Unter diesem doppelten Einfluß, einmal des gesetzlichen Zwanges, andererseits aber auch der freien Initiative der Industriellen selbst haben sich in manchen Betrieben die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Nach den Berichten der Fabrikinspectoren erkrankten früher im Aufsichtsbezirk Köln in einzelnen Bleiweiß- und Mennigefabriken bis 50 Procent der durchschnittlichen Arbeiterzahl an Bleivergiftungen. Diese Zahl reducirt sich in denjenigen Fabriken, welche sich den Schutz der Arbeiter wirklich angelegen sein lassen, auf 20 Procent und weniger.

Das Beispiel der Bleiindustrie, das wir bereits von mehr als einer interessanten Seite kennen gelernt haben, mag uns nun auch Gelegenheit geben, uns mit denjenigen Schutzvorrichtungen bekannt zu machen, die den Arbeiter gegen die Gefahr der gewerblichen Erkrankung nach Möglichkeit zu sichern bestimmt sind.

Die Gefahr bei der Gewinnung und Verarbeitung des Bleies beginnt, wie wir gesehen haben, bei dem Verhüttungsproceß. Bei der Verschmelzung der Erze und der Trennung der in dem Blei enthaltenen edlen Metalle von ersterem in den sogenannten Treiböfen verflüchtet sich ein Theil des Bleies und kann durch Einathmen den Arbeitern schädlich werden. Um diese Gase unschädlich zu machen, werden die Schmelzöfen mit ausgedehnten Condensationskanälen verbunden, die in hohe Essen münden. In den Kanälen lagert sich die Hauptmasse des, metallisches Blei und Zink enthaltenden Flugstaubes ab, der dann auf Blei- und Zinkproducte weiter verarbeitet werden kann. Viel gefährlicher, als die Verhüttung des Bleies ist sodann, wie wir ebenfalls bereits wissen, die weitere Verarbeitung desselben zu Bleiweiß und Mennige. Eine der schlimmsten Arbeiten in diesem Fabrikationszweige ist das Herausnehmen des durch Oxydation metallischer Bleiplatten vermittelst Essig- und Kohlensäuredämpfen gewonnenen Bleiweißes aus den Bleikammern, wobei sich ein sehr dichter und sehr gefährlicher Bleistaub entwickelt. In einer solchen Kammer werden die Platten an Holzgerüsten aufgehängt, alsdann wird die Kammer fest verschlossen. In einem Kupferkessel, der in dem unter der Kammer befindlichen Kellerraum einen Platz hat, wird Essig verdampft, und gleichzeitig wird in dem Keller durch Coaksverbrennung Kohlensäure entwickelt. Beides dringt durch Kanäle in die Kammer und oxydirt das Blei, d. h. verwandelt es in Bleiweiß. In etwa acht bis zehn Wochen ist die Umwandlung vollzogen, die Kammer ist „reif". Wird dieselbe nun geöffnet und das Bleiweiß derselben entnommen, so wird zunächst ein Wasserstrahl hineingeleitet, um das Bleiweiß möglichst anzufeuchten und die Staubbildung zu verhindern. Letzteres ist indeß doch nur bis zu einem gewissen Grade möglich, und man ließ deshalb die mit der Entnahme des Bleiweiß beschäftigten Arbeiter einen Mundschwamm tragen, hielt sie durch Gewährung von Wasch- und Badegelegenheiten zur größten Sauberkeit an, gab ihnen mehrmals wöchentlich reine Arbeitsanzüge und Aehnliches. Da sich dies noch nicht als genügend erwies, hat man in manchen Betrieben die einzelnen Bleiweißkammern durch Röhrensysteme mit Exhaustoren versehen. Die Exhaustoren schöpfen ein genügendes Quantum Luft aus den Kammern, um die staubgeschwängerte Luft in wenigen Minuten durch frische zu ersetzen.

Das Bleiweiß wird nach der Entnahme aus der Kammer geschlämmt, um es von dem ihm noch anhaftenden metallischen Blei zu reinigen. Hierbei kommen die Leute mit dem leicht löslichen essigsauren Blei in Berührung. Um sie vor den schädlichen Einwirkungen desselben zu schützen, tragen die Arbeiter, welche die in einem mit Wasser gefüllten Bottich laufenden Schlämmtrommeln bedienen, lange kalblederne Handschuhe, die häufig gewechselt werden. Außerdem reiben die Leute die Hände täglich mit Fett ein. Das geschlämmte Bleiweiß wird in Töpfen in besonderen Trockenstuben getrocknet. Ist das Trocknen beendet, so enthält jeder Topf einen Kuchen von Bleiweiß, und es wird nun entweder das

„Stücken-Bleiweiß" verpackt, oder letzteres vor dem Verpacken erst gemahlen, oder das gemahlene auch noch mit Leinöl zu einem Teig verrieben, der dem Anstreicher die fertige Farbe liefert. Bei allen drei Verfahren wurde früher sehr viel Staub entwickelt, so daß gerade diese Arbeit nächst der Kammerarbeit die gefährlichste war. Man füllte nämlich das Bleiweiß in Fässer, schaukelte diese so lange, bis das Bleiweiß zusammensank, füllte wieder auf, schaukelte wieder und fuhr damit fort, bis das Faß das gewünschte Quantum enthielt. Diese Arbeit versehen heute die Schüttelwerke. Es sind dies Vorrichtungen, bei denen das Faß auf einer Tischplatte steht und nach Einrücken eines Treibriemens von einer Maschine sammt dem in Lagern ruhenden Tisch gehoben wird, so zwar, daß Tisch und Faß auf einen unter dem Tisch liegenden Amboß zurückfallen. Durch dieses, in der Minute etwa achtzigmal sich wiederholende Spiel sinkt das Bleiweiß im Faß zusammen. Während des Ganges des Schüttelwerkes ist das Faß zugebunden. Um den beim Aufbinden des Fasses entstehenden Staub zu beseitigen, befinden sich über jeder Packstelle mit einem Exhaustor in Verbindung stehende Staubfänge. Der mitgerissene Staub schlägt sich in einem Kanalsystem nieder und wird selbstverständlich wiedergewonnen. Das Pulverisiren des Bleiweißes geschieht jetzt ebenfalls nur mittels Schleudermühlen oder ähnlicher Vorrichtungen, wobei in gleicher Weise für möglichste Abführung des entstehenden Staubes gesorgt wird.

Es mag genügen, daß wir dieses eine Beispiel, wie gewerbliche Vergiftungen entstehen und verhütet werden, weiter ausgeführt haben. Die gründlichste Beseitigung der Schädlichkeit wird immer dann eintreten, wenn es gelingt, den gefährlichen Betrieb durch einen minder gefährlichen oder ungefährlichen ganz zu ersetzen. Auch davon haben wir in dem noch fortschreitenden Entwicklungsgange, den unsere Industrie nimmt, mehr als ein Beispiel. So verdrängt z. B. in der Zündholzfabrikation der weit weniger schädliche, weil an der Luft ungleich weniger veränderliche rothe Phosphor, mehr und mehr den weißen. Die arsenikfreien Anilinfarben sind fast durchweg an die Stelle der arsenikhaltigen getreten. An die Stelle des Belegens von Spiegeln mit Quecksilber, eine der gesundheitsschädlichsten Hausindustrieen in gewissen Theilen Baierns, Badens ꝛc., tritt, namentlich wegen der ungleich einfacheren Fabrikationsweise, das Belegen der Gläser mit Silber durch Niederschlagen des Metalls aus der Lösung eines Salzes desselben.

III.

Wir haben oben als die zweite große Gruppe der Erwerbskrankheiten die Inhalationskrankheiten genannt. Wenn dieselben auch nicht ganz so verheerend unter den ihnen ausgesetzten Arbeitern wüthen, wie die gewerblichen Vergiftungen, so fallen sie doch um so mehr ins Gewicht, weil eine große Anzahl der weitestverbreiteten Gewerbebetriebe zu denen gehören, in denen der Einfluß schädlicher Gas- und Staubarten auf die Athmungsorgane der Arbeiter eine häufige Gelegenheitsursache für die verheerendste aller Krankheiten, die Lungenschwindsucht, abgibt. Die an Zahl der in ihnen Beschäftigten zu den ausgedehntesten gehörenden Gewerbe der Steinarbeiter, Porzellanarbeiter, Metallschleifer, Glasschleifer, Feilenhauer, Messer-, Nagel- und Zeugschmiede, Schmiede, Schlosser,

Müller, Weber, Cigarrenmacher, Bürstenbinder, Hutmacher, Tuchmacher und viele andere gehören zu den durch Staub aller Art zum Theil höchst gefährdeten. Während man annimmt, daß von 100 in die großen Krankenhäuser eingelieferten Kranken etwa 7% Schwindsüchtige sind, und man unter 100 erkrankten Arbeitern aller Art, die nicht mit Staub in Berührung kommen, im Durchschnitt etwa 11 an Schwindsucht Erkrankte gefunden hat, beträgt dieser Antheil unter den Arbeitern, die mit den gefährlicheren Staubarten zu thun haben, 28% und mehr. Hirt fand in einem schlesischen Städtchen, wo etwa 500 Glasschleifer arbeiteten, in sieben Jahren 135 Todesfälle von Glasschleifern verzeichnet, die zum größten Theil der Lungenschwindsucht erlegen waren. Die mittlere Lebensdauer betrug für die, welche erst nach zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zu schleifen angefangen hatten, 42 Jahre, während diejenigen, die schon mit dem fünfzehnten Jahre begonnen hatten, fast nie länger als bis zum 30. Lebensjahre schliffen. Gleich schlimm sind die Bearbeiter von Mühlsteinen daran, denen die Herstellung der Steine und die Schärfung derselben, wenn sie abgelaufen sind, obliegt. Peacock gibt an, daß von den Arbeitern einer Londoner Fabrik 40% an Schwindsucht gestorben seien, und daß von 41 Arbeitern, von denen 23 bei Aufnahme dieser Beschäftigung nicht über zwanzig Jahre alt waren, das Durchschnittsalter beim Tode 24 Jahre betrug. Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Schleifer in den Kreisen Solingen, Lennep und Mettmann hat Oldendorff eingehende Untersuchungen angestellt und gefunden, daß, während das Durchschnittsalter der männlichen Bevölkerung in jenen Kreisen 51,1 Jahre beträgt, die Schleifer nur ein Alter von 39,4 Jahren, die Trockenschleifer sogar nur von etwa 35 Jahren erreichen.

Auch diesen, den gewerblichen Arbeiter an Leben und Gesundheit schädigenden Einflüssen hat die Hygiene in den letzten zehn Jahren ihr Augenmerk zugewandt, und wenn wir das, was 1883 die Hygieneausstellung und 1889 die Ausstellung für Unfallverhütung von hierhergehörigen Veranstaltungen gebracht haben, zusammennehmen, möchten wir fast behaupten, daß die Aufgabe der Unschädlichmachung des Staubes und der gesundheitsgefährdenden Gasarten im Princip für die Mehrzahl der Betriebe gelöst ist. Ueberall da, wo in einem Betriebe Staub oder andere schädliche Stoffe, Gase und Dämpfe entstehen, ist grundsätzlich zu fordern, daß der Staub, bezw. die anderen schädlichen Stoffe, am Orte der Entstehung von dem umgebenden Raum nach Möglichkeit abgeschlossen und abgesogen und dahin abgeführt werden, wo sie nicht schädlich wirken können. Wir wollen dies Princip an einem ganz einfachen Beispiel erläutern. Beim Schleifen der Nähnadeln, Stahlfedern 2c., das auf trockenem Wege geschieht, entwickelt sich ein feines Gemisch von Metall- und Steinstaub, das, wenn es sich in den Arbeitsräumen vertheilt und von den Arbeitern eingeathmet wird, zu den gefährlichsten Gelegenheitsursachen der Lungenschwindsucht gehört. Um nun das Eintreten des Staubes in die Umgebung zu verhindern, wird der Schleifstein, mit Ausnahme der eigentlichen Schleiffläche, die etwa ein Viertel des Umfanges des Steines beträgt, mit einem feststehenden Gehäuse umgeben. Dieses Gehäuse kann durch einen Schlauch oder ein Rohr mit einem zweiten Rohr von größerem Querschnitt in Verbindung gesetzt werden, in welches die von sämmtlichen Schleifsteinen der gesammten Anlage ausgehenden ent-

sprechenden Rohre einmünden. In dem Hauptrohr wird nun durch einen kräftig wirkenden Exhaustor, der durch denselben Motor bewegt werden kann, welcher den Schleifsteinen die drehende Bewegung mittheilt, ein in der Richtung von den Schleifsteinen nach außen gehender Luftstrom erzeugt, welcher den Staub von seiner Entstehungsstätte fortführt. Der abgesogene Staub kann entweder in besondere Staubkammern geführt werden, in deren Innerem er sich ablagert, während die von Staub gereinigte Luft nach außen entweicht; oder handelt es sich, wie z. B. in Zündholzfabriken, um giftige Gase, so wird man diese zweckmäßig unter die Roste von Heizanlagen oder Kesselfeuerungen führen, in wieder anderen Fällen empfiehlt sich die Abführung durch Schornsteine in höhere Luftschichten. Sollen, wie z. B. in Färbereien, Dämpfe abgeleitet werden, so wird der Luftstrom, durch den sie entführt werden sollen, vorgewärmt werden müssen, damit sie sich nicht condensiren können. Kurz, im Einzelnen wird die Eigenart des Betriebes mannigfache Modificationen ergeben, das Princip bleibt dasselbe, mag es sich um welchen Betrieb immer handeln, bei dem Staub oder giftige Gase und Dämpfe die Gesundheit gefährden.

Ein Anderes ist es jedoch, ob ein solches Princip gefunden ist und sich in einer Reihe von Fällen bewährt hat, ein Anderes, ob es die Verallgemeinerung findet, welche allein ihren praktischen Werth ausmacht. Hierzu hat bislang die eigene Initiative der Betriebsunternehmer, die in Einzelfällen so Großes geleistet hat, nicht ausgereicht. Einer kleineren Anzahl einsichtiger Unternehmer, welche, von der Erfahrung ausgehend, daß zweckmäßige Einrichtungen für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter ihnen einen Arbeiterstamm erhält, dessen Vortrefflichkeit die für jene Einrichtungen aufgewandten Kosten hinreichend ersetzt, steht das Gros derer gegenüber, welche nur durch gesetzlichen Zwang dazu gebracht werden können, ein Mindestmaß solcher Einrichtungen zu treffen. Unsere Gesetzgebung reicht aber, wie wir oben gesehen haben, nicht dazu aus, auch nur ein Mindestmaß gewerbehygienischer Einrichtungen durchzusetzen. So ist es auf diesem, nicht anders verhält es sich auf den meisten verwandten Gebieten. Denn wir haben mit den hier etwas ausführlicher behandelten Beispielen noch lange nicht alle Gesichtspunkte berührt, welche für den Schutz des Arbeiters vor Gefährdung von Gesundheit und Leben in Betracht kommen. Wir haben der fundamentalen Bedeutung noch nicht gedacht, welche ein ausreichender Luftraum und hinreichender Luftwechsel an dem Orte, wo er arbeitet, für den Arbeiter besitzt. Nur ganz nebenbei haben wir der wichtigen Rolle gedacht, welche peinliche Reinlichkeit des Körpers, wie überall, so namentlich im Leben des Fabrikarbeiters spielt. Daran knüpft sich die Frage der Einrichtung billiger und bequemer Arbeiterbäder, die auch in den letzten Jahren ihrer Lösung um ein gutes Stück näher gerückt ist. Regelung der Temperatur des Arbeitsraumes, ausreichende Beleuchtung des Arbeitsplatzes, Abführung flüssiger Fabrikationsabfälle und vieles Andere, das sind alles Fragen, welche die Gewerbehygiene in ihr Bereich zu ziehen hat. Doch das sind alles bekanntere Dinge. Es kam uns in erster Linie darauf an, einige Beispiele herauszugreifen, die uns die Gefahren veranschaulichen, wie sie ausschließlich dem Gewerbebetrieb eigenthümlich sind.

Wollen wir aber das Gebiet, das wir mit dieser kurzen Darstellung betreten haben, ganz erschöpfen, so müssen wir noch einmal zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren. Alle Maßnahmen der Unfallverhütung sowohl wie der Gewerbehygiene stehen in engsten Wechselbeziehungen zu der socialen Lage des Arbeiters. Ehe die Lungenschwindsucht, jene verheerendste aller gewerblichen Krankheiten, als die Wirkung eines specifischen Krankheitserregers erkannt war, hat man sie allgemein als den Ausdruck des socialen Elends der Massen aufgefaßt. Nicht ganz mit Unrecht, denn zu dem pathogenen Mikroorganismus, der die unmittelbare Ursache der Krankheit ist, kommen eine Reihe von Gelegenheitsursachen. Eine derselben ist die Schädlichkeit, die in der gewerblichen Beschäftigung begründet liegt. Eine andere, vielleicht noch bedeutungsvollere, ist in der That das sociale Elend, das Generationen hindurch den Boden für die Aufnahme des Krankheitskeimes bereitet hat. Alle jene Schädlichkeiten, die durch Menschenalter das Loos der arbeitenden Klassen gewesen sind: Schlechte Wohnungen, mangelhafte Ernährung, übermäßige körperliche Anstrengung, dauernder Alkoholmißbrauch — sind es, die schlimmer als Bleivergiftung und Schleiferkrankheiten in den Reihen der gewerblichen Arbeiter gewüthet haben. Der gesunde Organismus ist im Stande, ein Maß gewerblicher Schädlichkeiten zu ertragen, dem der siechhafte in kürzester Frist erliegt, und der in socialem Elend Verkommene besitzt nicht den freien Blick gegenüber der drohenden Unfallgefahr, der den physisch und geistig Gesunden diese vermeiden läßt. Nur auf dem Boden der socialen Reform können daher Gewerbehygiene und Unfallschutz den Segen entfalten, den sie den arbeitenden Klassen zu bringen bestimmt sind. Das Bewußtsein von der Nothwendigkeit, hier die bessernde Hand anzulegen, durchdringt immer weitere Kreise. Wir sehen einsichtige Unternehmer selbst bemüht, die Lage ihrer Arbeiter zu verbessern, und in gesetzgeberischen Kreisen hat mehr und mehr die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit Eingang gefunden, an der Lösung der bedeutungsvollen Aufgabe mitzuwirken. Das Ergebniß dieses Zusammenwirkens sind die drei großen Reichsgesetze, betreffend die Kranken-, Unfall- und Invaliditäts- und Altersversicherung gewesen. Wir haben Eingangs darauf hingewiesen, daß ein abschließendes Urtheil noch nicht möglich ist, wieweit durch sie das Gewollte erreicht werden wird. Das Gewollte ist gut, die Erfahrung wird lehren, wo noch die bessernde Hand anzulegen ist. Wenn dann auf der Grundlage des Bestehenden der Ausbau der socialen Gesetzgebung vollendet sein wird, dann wird jenes kaiserliche Wort in Erfüllung gehen, daß dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften eines inneren Friedens gewonnen sind.

Schiller's „Don Carlos".

Von

Otto Brahm.

I.

Den ersten Gedanken an einen „Carlos" hat Schiller im Sommer 1782 gefaßt, und abgeschlossen hat er die Dichtung im Sommer 1787: fünf volle Jahre laufen vom Augenblick der aufdämmernden Conception bis zur letzten Ausgestaltung. In Stuttgart und Bauerbach, in Mannheim, Leipzig und Dresden hat ihn das Werk, in Plan und Ausführung, festgehalten, und noch in Weimar, im Sommer 1788, wird er zu erläuternden „Briefen über Don Carlos" fortgeführt. So langgestreckte Dauer des Schaffens hat die Einheit der Dichtung durchbrechen müssen, und Schiller selbst gestand damals: er habe das Unglück gehabt, während der Arbeit sich zu verändern, weil er noch im Fortschreiten sei und also am Ende eines solchen Products anders als bei dessen Anfang denke und empfinde. „Oft," so schrieb er seinem Freunde Körner, „kann mich eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. So war's beim Carlos." Das eigene Zeugniß des Dichters treibt uns also an, dem Werden des Dramas nachzugehen und zu ergründen: von welcher Seite aus er den Gegenstand zuerst erfaßte, und wie sich ihm, in währender Arbeit, die Ideen entwickelten, in denen das vollendete Werk ruht.

Wie Schiller seinen Gegenstand erfaßte, dessen können wir nur inne werden, wenn wir sehen: wer ihn zuerst dem Dichter darbot. Wir fragen nach den historischen Quellen des Dramas und gelangen an ein aus Geschichte und Fabel freigemischtes Werk: „Dom Carlos, nouvelle historique et galante" vom Abbé St. Réal. Hundert Jahre vor Schiller hatte Réal vom Leben, Lieben und Sterben des Carlos erzählt, und auf das „galante" des Titels einen gar nicht priesterlichen Nachdruck gelegt; gleich der erste Satz seines Buches stellte das erotische Interesse in den Vordergrund und hob an: „Alle Geschichtschreiber des verflossenen Jahrhunderts, die von dem unglücklichen spanischen Prinzen reden, erwähnen zugleich seiner Liebe gegen seine Stiefmutter." Und von eben dieser

Seite ergriff nun Schiller seinen Gegenstand, und in zahlreichen Einzelheiten folgte er der Erzählung St. Réal's.

Dom Carlos, so berichtet der Abbé, war der schönen Prinzessin Elisabeth von Frankreich verlobt worden und sah seiner Heirath mit Sehnsucht entgegen, als plötzlich sein Vater Wittwer ward: sogleich beschloß König Philipp, sich von Neuem zu vermählen und warb selbst um die Braut seines Sohnes. Die Kunde war „ein Donnerschlag" für Carlos und warf ihn in tiefe Schwermuth; in der Einsamkeit verbarg er seinen Schmerz und lebte in völliger Zurückgezogenheit dahin, durch den Argwohn seines Vaters verfolgt, der ihn von der Sucht nach Herrschaft erfaßt glaubte. Inzwischen trat die junge Prinzessin die Reise nach Madrid an, und Dom Carlos, begleitet von Rui Gomez, Prinz von Eboli, und dem Prinzen von Parma, Alexander Farnese, zog ihr entgegen; und wie er hier, beim ersten Anblick der Elisabeth, in seiner Neigung sich schnell bestärkte, so wuchs im steten Verkehr mit der Königin sein Empfinden leidenschaftlich an, und mit Freiheit sprach er es aus. Elisabeth duldete seine Liebe, doch sie wußte ihn in Schranken zu halten, und was sie fühlte an der Seite eines Greises, verschwieg sie scheu. So „brachten die beiden erlauchten Personen die Zeit hin, als das Geschick, welches müde war, sie zu begünstigen, Dom Carlos in eine Begebenheit verwickelte, die der erste Ursprung ihres Unglücks wurde": Prinzessin Eboli trat in die Handlung ein.

Sie war die Gattin des Rui Gomez, Prinzen von Eboli, des Günstlings des Königs; schön, begehrlich und ohne sittliche Scrupel, „erwartete sie von ihren Reizen Alles", und machte einen Anschlag, den Prinzen für sich zu gewinnen, welcher scheiterte: zwar nahm Carlos zuerst ihre Erklärungen mit einer unbefangenen Freundlichkeit auf, die ihr für Neigung galt; aber daß sein Herz nicht ihr gehörte, mußte sie bald inne werden, und die Verschmähte sann auf Rache.

Um diese Zeit ward Dom Carlos, welcher durch freimüthige Aeußerungen sich den Haß der Inquisition zugezogen, für eine Weile von Madrid entfernt und auf die Universität zu Alcala geschickt. Eben dort angekommen, stürzte er mit dem Pferde und schien dem Tode nahe; er sandte der Königin durch seinen Freund und Vertrauten, den Marquis von Posa, ein letztes Lebewohl, und empfing von Elisabeth, unter dem Eindruck der traurigen Kunde, einen Brief so voll von zärtlicher Theilnahme — daß er sogleich genas. Nach Madrid zurückgekehrt, suchte er die alte Vertraulichkeit des Umganges wiederzugewinnen, aber die Eifersucht der Prinzessin Eboli und der Haß der Höflinge beobachtete Elisabeth und Carlos scharf; das Mißtrauen Philipp's ward erweckt, und der Verkehr stieß auf Hindernisse.

So standen die Dinge, als zwei Fremde am spanischen Hofe eintrafen: de Bergh und Montigni aus Flandern. Sie sollten zwischen dem König und dem flandrischen Adel vermitteln, wie vor ihnen Graf Egmont; und wie dieser fanden sie die lebhafteste Theilnahme für ihr bedrücktes Land bei dem Prinzen, in welchem eine ursprüngliche Neigung zum Ruhm und allen Heldentugenden lebte. Die Abgesandten erweckten in ihm den Wunsch: die Verwaltung der flandrischen Provinzen selbst zu übernehmen; und die Königin, um eine Neigung

abzubrechen, welche immer bedrohlicher ward für Beide, stärkte den schwankenden Willen des Liebenden, und so erbat denn Carlos, „in seiner blinden Gefälligkeit für die Königin", von Philipp die Statthalterschaft über die aufrührerischen Provinzen. Mit halben Versprechungen hielt der König seinen Sohn eine Weile hin, und unter immer drückenderen Verhältnissen mußte Carlos in Madrid verbleiben; den Verkehr mit der Königin vermittelte jetzt sein Jugendgenosse Marquis von Posa, welchem der Prinz, ohne das Wissen des neugierigen Hofes, durch herzliche Neigung verbunden war. „Trotz seines lebhaften Temperaments," so sagt Réal, „gehörte Posa doch zu jenen bevorzugten Naturen, die in gleicher Weise der Kraft wie der Mäßigung fähig sind; es hatte sich zwischen ihm und Dom Carlos ein Freundschaftsverhältniß gebildet, wie es zwischen einem Prinzen und einem Hofmanne selten ist, weil es allein auf gegenseitiger Bewunderung beruhte." Dieser Posa nun ward der Vertraute der Liebenden; die Schönheit und die sanften Reize der Königin gewannen auch ihn, und Elisabeth und der Marquis faßten für einander „die ganze Werthschätzung und Freundschaft, die sie Beide verdienten". Allein ihr Verkehr erweckte den Verdacht des Hofes und zuletzt des Königs, und als einst Posa bei einem Turnier für Elisabeth focht, stieg die Eifersucht des Philipp aufs Höchste an: ohne Verzug ließ er den Marquis eines Nachts auf der Straße überfallen und tödten.

Eine erneute Bitte des Carlos, ihn in die Provinzen zu entlassen, ward abgewiesen, und Herzog Alba ging nach Flandern; so neigte sich der Prinz dem Vorschlag der Rebellen zu, gegen den Willen des Vaters das Königreich zu verlassen und sich an ihre Spitze zu stellen; er schloß Bündnisse ab mit auswärtigen Gegnern Philipp's und war zur Flucht entschlossen, als die Wachsamkeit des Don Raimond von Taxis seine Vorbereitungen entdeckte: er ward gefangen, der Inquisition überliefert und starb im Bade mit geöffneten Adern, das Porträt der Königin bis zum letzten Athemzuge vor sich. Bald darauf starb auch die Königin unter verdächtigen Umständen; Prinzessin Eboli aber ward die Geliebte des Königs, doch nur um einen schnellen Sturz zu erfahren, und ihre Schuld, gleich den anderen Theilnehmern an der Verschwörung, durch ein unheilvolles Ende zu büßen.

Dies war der Inhalt der Erzählung, welche im Sommer 1782 Schiller's Interesse weckte und ihm die Anschauung gab: ein so beschaffener Stoff „verdiene allerdings den Pinsel eines Dramatikers". Klar liegt vor Augen, was ihn an der Erzählung Réal's anziehen mußte, was er in dem Stoff damals sah und was er in ihn hineintrug. Das Grundthema, welches der Franzose angeschlagen: Liebe des Sohnes zur Mutter, erregte den Dramatiker, aber auch der Satiriker in Schiller fand sich den reichsten Stoff hier aus. Es war in seiner letzten Stuttgarter Zeit, da die Existenz im Vaterlande anfing, unhaltbar für ihn zu werden; eben hatte er Tage des Arrests hinter sich, eben waren ihm, in der bitteren Stimmung dieser Zeit, die Umrisse von „Kabale und Liebe" erschienen, als ihn auch der Gedanke an einen „Carlos" erfaßte: in der gleichen, zweifelnden Laune, verneinend und verspottend, wie vor der gegenwärtigen deutschen Welt, steht Schiller nun vor den Zuständen spanischer Vergangenheit. Sein Ausgangspunkt ist ein polemischer, hier wie dort, und er kämpft, in dem bürgerlichen wie

in dem historischen Trauerspiel, gegen den „Zwang der Empfindung", welcher die Seelen fesselt, die Ferdinand und Louise, die Carlos und Elisabeth, er kämpft gegen die knechtenden Mächte im Staate, den absoluten Fürsten und seine Diener, heißen sie nun Präsident Walter und Hofmarschall Kalb, oder Herzog Alba und Pater Domingo. Indem er in die Schilderung Réal's sein eigenes stürmisches Wollen hineinträgt, sieht er den Carlos als einen „feurigen und empfindenden Jüngling" vor sich stehen, als eine Sturm- und Drangnatur, welche den Conventionen Krieg ansagt und Empörung zuruft selbst dem eigenen Vater; und ein neuer, großer Feind der Freiheit, ihr mächtigster, tödtlichster Gegner, tritt ihm in jener Inquisition entgegen, welche das Schicksal seines Helden bestimmt und welcher sein ganzer Zorn gilt: „Ich will es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen," so schrieb er, „in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen."

Schiller schrieb jene Zeilen aus der Einsamkeit von Bauerbach, als er im Frühjahre 1783 ernstlicher zu dem Plane zurückkehrte. Aber wenngleich er die Stimmung, in welcher der Gedanke eines „Carlos" ihn zuerst erfüllt hatte, noch festhielt, so trug doch das neue, quellende Leben rings um ihn herum, all' das Keimen und Sprossen der erwachenden Natur einen frühlingshaften Hauch in sein Drama nun hinein: der satirischen Stuttgarter Laune gesellte sich ein Bauerbacher lyrischer Zug bei. Damals, aus der Morgenstille, einer „Gartenhütte", schrieb Schiller vom Carlos: daß er ihn auf seinem Busen trage, daß er mit ihm die Gegend durchschwärme. „Julius von Tarent", das gefühlsam-reflectirende Drama, dem die Verehrung des Akademieschülers einst gegolten, schwebt ihm nun von Neuem als Muster vor, und er ruft: „Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewiz Julius, und den Puls von mir." Der Puls ist Schillerisch — das will sagen, der Dichter selbst empfindet den subjectiven Gehalt der Figur, ihren lyrischen Grundton; einen „feurigen und empfindenden Jüngling" will er darstellen, und seinem eigenen Gemüth entfließt die Schilderung. Und Hamletisch nennt er die Seele des Carlos: in der Gebärde des zweifelnden Willens sieht er ihn, in zerstreuter Schwermuth, in melancholischer Einsamkeit. Ein „Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause" will der Dichter entrollen, in welchem der Erbe der Krone gegen den König streitet wie Hamlet gegen Claudius, in welchem der Held sein Geheimniß vor der Neugier des Hofes scheu verschließt, und es nur seinem Horatio vertrauend offenbart: dem Marquis Posa. Wie neben Hamlet sein Freund von der Wittenberger Schule, wie neben Julius von Tarent der getreue Aspermonte dienstwillig steht, so sollte neben Carlos sein „akademischer Freund" Posa stehen, sein ergebenster Genosse.

In dieser Zeit hat Schiller einen Plan zum Carlos niedergeschrieben, eine kurze, schnelle Skizze nur, die aber dem aufmerksameren Blick manches kann erkennen lassen. Der Entwurf, welcher fünf „Schritte", will sagen Acte, unterscheidet, lautet in seinen wesentlichen Zügen so:

Dom Carlos, Prinz von Spanien.

Erster Schritt. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt.
Aus seiner Lage in ihrer Gegenwart.
Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung.
Dem Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt.
Seiner Scene mit dem Marquis de Posa.
Seinen einsamen Gesprächen mit sich selbst.

Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können — dies lehren
Carlos heftige Leidenschaft und Verwegenheit.
Seines Vaters Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
Interesse der Grandes, die ihn fürchten und hassen.
Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli.
Auflauschung des müssigen Hofes.

Zweiter Schritt. Carlos Liebe nimmt zu — Ursachen:
Die Hindernisse selbst.
Gegenliebe der Königin, diese motivirt sich:
Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt.
Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.
Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen. Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Antheil. Verwirrung.
Einem Gespräch mit dem Marquis.
Einer Scene mit Carlos.
Die Hindernisse und Gefahren wachsen. Dieses erfährt man:
Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzessin von Eboli macht.
Aus der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Complott derselben.

Dritter Schritt. Die Gefahren fangen an auszubrechen.
Der König bekömmt einen Wink und geräth in die heftigste Eifersucht.
Don Carlos erbittert den König noch mehr.
Die Königin scheint den Verdacht zu rechtfertigen.
Alles vereinigt sich, den Prinzen und die Königin strafbar zu machen.
Der König beschließt seines Sohnes Verderben.
Der Prinz scheint allen Gefahren zu entrinnen.
Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an, über seine Liebe zu siegen.
Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich und verwirrt den Knoten aufs Neue.
Der Prinz und die Königin überwinden sich.

Vierter Schritt. Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes.
Diese erweckt die Eifersucht wieder.
Beide zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen.

Fünfter Schritt. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen.
Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
Das Zeugniß des Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.
Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.

Auch in dem Stadium, welches diese Skizze festhält, scheint „Dom Carlos" dem bürgerlichen Trauerspiel Schiller's noch sehr nahe zu stehen: das zeigt die Katastrophe vor Allem, welche durch ein schicksalsvolles „zu spät" nur erfolgt, und welche mit einer eng moralisirenden Wendung „Rache über die Urheber" verhängt. So hatte auch in „Kabale und Liebe" an den Tod der Helden die

Strafe für die Bösen sich sogleich geknüpft. Eine volle „Rechtfertigung" reinigte hier den Prinzen, und seine Ankläger waren Intriguanten, waren „Verbrecher". In der Erzählung Réal's ist dieser Ausgang nicht unmittelbar gegeben; und wie hier, hat die Erfindung des Dichters an zahlreichen anderen Punkten nach einer engeren Verknüpfung des Geschehenden erfolgreich gestrebt, sie hat die in seiner Quelle noch unruhig hin- und herwogenden Ereignisse mit scharfem Verstand in streng causale Zusammenhänge gezwungen, wie sie die poetische Darstellung fordert, und an die Stelle von Zufällen hat sie dramatische Nothwendigkeiten gesetzt. Die Opferung des Posa, welche bei Réal einem bloßen Irrthum des Königs entspringt, machte sie zu einer freiwilligen: der Marquis selber „wälzt den Verdacht auf sich"; und sie that mit dieser Aenderung einen wichtigen Schritt auch für die Charakteristik Posa's und seine Geltung im Drama, welche in der Folge für die Entwicklung des ganzen Werkes entscheidend werden sollte. Ueber eine episodische Bedeutung kam jedoch zu jener Zeit die Gestalt des Marquis noch nicht hinaus, er ist zunächst der Vertraute des französischen Trauerspiels, mit welchem man aufklärende Gespräche führt, und erst sein Opfertod erhebt ihn aus dieser Sphäre des confident; in die politische Handlung des Stückes greift er nicht ein, Carlos selbst, ohne Zuthun eines Berathers, fühlt „seinen Heldensinn wieder erwachen". Und erst spät, wie bei St. Réal, tritt das Staatsinteresse des Dramas vor; die Mitte des dritten Actes deutet es an, der vierte läßt es bis zum Vorsatz der „Rebellion" erwachsen: geraume Zeit ist auch die Tragödie nur „galante", und erst allmälig wird sie „historique". Schiller's Auffassung und diejenige des Abbé gehen hier gut zusammen; der Dichter des „Fiesko" hatte von der „unfruchtbaren Staatsaction" und ihren menschlichen Triebfedern nicht anders gedacht, und bis in die Zeiten des „Wallenstein" und des „Tell" hinein hielt seine Erfindung an jener Vermischung von großen historischen Vorgängen und von Liebesgeschichte eifrig fest.

Auffallend ist in dem Entwurf, wie wenig eigentliche Situationen Schiller notirt: mit eindringender, dialektischer Schärfe entwickelt er die fünf „Schritte" der Tragödie, er stellt dar, durch welche seelischen Affecte der Knoten sich schürzt, verwirrt und löst, aber die Anschauung von ausgeprägten Scenen, von dramatischen Bildern empfangen wir nicht. So wird wohl festgestellt, daß der Marquis „den Verdacht auf sich wälzt", aber wie, durch welche Mittel dies geschieht, schreibt der Dichter nicht nieder — weil er vermuthlich selber den Weg noch nicht sieht, dieses aus allgemeiner schwärmerischer Empfindung für Freundschaft theoretisch Geforderte nun auch poetisch zu verwirklichen. Aus der Erkenntniß heraus, wie Vieles im „Carlos" noch plastisch zu formen war, mochte er dann wohl klagen: daß er die chaotische Masse des Gedichts mit Kleinmuth und Schrecken ansehe; und in einer zögernden Ausführung des Geplanten verschob sich ihm die erste Intention, weil sie mit voller, zwingender Deutlichkeit in die dichterische Anschauung nicht hinausgetreten war.

Auch in der Form wird der „Carlos" von Bauerbach dem bürgerlichen Trauerspiele noch nahe gestanden haben: Schiller wollte ihn in Prosa schreiben, in jener Sturm- und Drangprosa, welche durch Goethe, Klinger, Leisewitz das Ausdrucksmittel des Dramatikers geworden war. Aber mit dem Sommer 1784,

als der Dichter in Mannheim die Arbeit wieder begann, stand der Entschluß zu einer wichtigen Aenderung in ihm auf: zum ersten Male griff er im Drama zum Vers. Er wählte den fünffüßigen Jambus, wie ihn Lessing im „Nathan" gebildet, und bereits im August 1784 konnte er Dalberg bekennen, daß er nunmehr „Meister über den Jamben" sei: „Es kann nicht fehlen," schrieb er, „daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Nicht nur die Form des Dramas, auch sein Gehalt erfährt in jenen Mannheimer Tagen Wandlungen, die durch Schiller's Erlebnisse sowohl als durch seine reifende Anschauung bestimmt werden. Das Interesse am Staatsleben und die Freiheitsideen dringen nun kräftiger vor, und ein erneutes Studium der Quellen, welches den Dichter „mit der Geschichte Spaniens recht vertraut machen sollte," nach dem Berichte seines Freundes Streicher, führte ihn zu einer veränderten Auffassung zumal der einen Hauptgestalt: des Königs Philipp. Für den satirisch gestimmten Stuttgarter Poeten mochte der Repräsentant des Absolutismus in dunkelsten Farben noch erscheinen, als ein kleinlicher, heimtückischer Tyrann: so zeichnete St. Réal ihn, so auch sah ihn verächtlich der Dichter von „Kabale und Liebe". Aber der ruhiger werdenden Anschauung bot sich nun, aus einem historischen wie aus einem poetischen Bedürfniß heraus, eine neue Gestalt dar: die französischen Quellen corrigirten sich durch die spanischen, und der Tyrann gewann menschliche Züge. Einseitig hatten die Franzosen (wie Brantome und Mercier) den König ins Schwarze gemalt, so erkannte jetzt Schiller, einseitig hatten die Spanier (wie Ferreras) den Carlos geläftert; zwischen Beiden will er die Mitte halten, doch so, daß er von Jedem das Gute nimmt: mit den Spaniern glaubt er an Philipp, mit den Franzosen glaubt er an Carlos. Und mit dem ganzen Eifer, den eine eben erst erworbene Einsicht verleiht, nennt er diese idealisirende Auffassung die poetisch einzig mögliche: „Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll," sagt er im Vorwort, „so muß es durch die Situation und den Charakter König Philipp's geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Man erwartet — ich weiß nicht welches? — Ungeheuer, sobald von Philipp die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet, und doch hoffe ich, der Geschichte — das heißt der Kette von Begebenheiten, treu zu bleiben."

Schiller's Arbeit am „Carlos" war bis an den Beginn des zweiten Aufzuges vorgerückt, als er von Mannheim nach Leipzig übersiedelte; hier, zu Gohlis, Loschwitz, Dresden führte er die Arbeit zögernd fort, und war nach Verlauf eines Jahres, im Frühjahre 1786, bis an den Schluß des zweiten Actes erst gelangt. In seiner Zeitschrift „Thalia" veröffentlichte er das vollendete, mit einigen Auslassungen, so daß den Lesern im Mai 1786 der „Carlos" bis zur Verschwörungsscene zwischen der Prinzessin Eboli, Alba und Domingo vorlag, bis zu den Worten:

Herzog, diese Rosen
Und Ihre Schlachten —
Und Dein Gott — So will ich
Den Blitz erwarten, der uns stürzen soll.

Hier aber, unmittelbar vor der Scene im Karthäuserkloster, trat eine plötzliche Stockung ein, und erst ein halbes Jahr später, im December, konnte das vierte „Thalia"-Heft die Fortsetzung bringen. Wir stehen an dem wichtigsten Wendepunkte in der Entwicklung des Gedichts: an der Stelle, wo Schiller's Theilnahme sich von Carlos abkehrt, dem Posa zu. „Carlos selbst," so bekennt der Dichter, „war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen."

Daß die Figur des Marquis eine Wandlung durchgemacht, stellt somit das eigene Bekenntniß Schiller's fest, und die Frage entsteht noch einmal: welchen Platz Posa im Drama inne gehabt vor jener entscheidenden Aenderung? Die Frage steht: wie die Entwicklung verlaufen, welche den getreuen Horatio des spanischen Prinzen zu der beherrschenden Gestalt des Maltheserritters anwachsen ließ? Die Aussprüche des Dichters, gemeinsam mit den Fragmenten der „Thalia", mögen uns helfen, die Antwort zu finden.

„Vier große Charaktere" nannte Schiller dem Mannheimer Theaterintendanten, als er ihm vom Carlos, dem „herrlichen Sujet", sprach: Carlos, Philipp, die Königin und Alba; der Name Posa ward nicht ausgesprochen. Aehnlich schrieb er an seinen Freund Reinwald zwar von dem „grausamen, heuchlerischen Inquisitor", von dem „barbarischen Herzog Alba", welche er schildern wollte, aber von der Gestalt des Marquis hat er nichts zu erzählen. Und noch, als er den ersten Act vollendet vor sich sah, konnte er im Vorworte sagen: „Der ganze Gang der Intriguen wird schon in diesem Aufzuge verrathen sein. Beide Hauptcharaktere laufen hier schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge wider einander schlagen." Beide Hauptcharaktere? Kein Zweifel, daß der Dichter Carlos und Philipp meint; alle Anderen, die Königin, Alba und Domingo, die Eboli und Posa sah er nur an einem zweiten Platz. Er sah die Handlung, wie im Bauerbacher Plan, noch beherrscht von Carlos, noch erfüllt von dem einen Gegensatz zwischen Vater und Sohn; und diesem bewegenden Princip des Stückes hatten alle anderen Elemente der Fabel sich unterzuordnen. Nur daß der Conflict zwischen Philipp und Karl sich zum politischen Gegensatz von Anfang an erweiterte, und daß Posa über den Vertrauten hinauswuchs zu einem Berather des Fürstensohnes, welcher an Stelle von St. Réal's Bergh und Montigni Flanderns Wünsche überbrachte: nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle — als ein Abgeordneter der ganzen Menschheit stand er nun da, schon im ersten Auftreten.

Aber „Kammerjunker des Prinzen" nennt das Personenverzeichniß der „Thalia" den Dom Rodrigo, Marquis von Posa, und dienstwilliger Freund des Helden bleibt er auch jetzt noch: alle Initiative lag in Carlos, Posa führte aus. Er blickt bewundernd zu seinem Karl empor, und als er ihn taub findet den Bitten der Bedrückten, ruft er voll Staunen aus:

Spricht so
Der große Mensch — vielleicht der einzige, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europa's allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — der gegen Priesterblitze
Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rausch die Rechte
Der unterdrückten Menschheit geltend machte,
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Casa für die Duldung stimmte?

So, überragend und herrschend stand damals das Bild des Carlos dem Dichter vor Augen, und er sah, aus der gleichen Stimmung heraus, seinen Freund Huber sich zur Seite stehen, wie Posa neben Carlos steht: „Ich drücke Dich im Geiste an mein Herz — mein Rodrigo," schrieb er an Huber, den 5. October 1785, der aber antwortete aus dem gleichen Sinne: „Mein Carlos! Ich glaube, Du bedarfst eines Rodrigo, der zuweilen Deinen großen Genius bei seinem Namen ruft." Dies also ist die Aufgabe, welche der jüngere Freund sich zuschreibt neben dem überlegenen Genius: ein Mahner zu sein und Berather — nicht ein Führer.

Und dieser Stellung Posa's im Drama entspricht die flüchtige Art auch, in welcher die Gestalt exponirt wird: während in dem vollendeten Werke Posa eingeführt ist als Einer, dessen Tapferkeit Elisabeth zuerst den Ruhm empfinden lehrte, spanische Königin zu sein, während er als ein Fürst in seinen stillen Mauern, als ein Freier, ein Philosoph gefeiert wird, ist von dem Posa der „Thalia" von alledem nicht die Rede: er vermittelt schnell die Unterredung zwischen Carlos und der Königin, nichts darüber. Ja, selbst in kleinen Zügen zeigen das Fragment und die Ausführung charakteristische Abweichungen, wenn etwa in der Thalia „der Prinz den Marquis auffordert, ihm eine Zusammenkunft mit der Königin zu bewirken", während später Posa es ist, welcher den ersten Vorschlag macht und welcher den muthlosen Carlos stärkt:

Wenn Sie die Königin
Geheim zu sprechen wünschen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geschehen.
Carlos. Das war auch meine Hoffnung,
Doch ach, sie war vergebens!
Marquis. Nicht so ganz,
Ich gehe, mich sogleich ihr vorzustellen.
Find' ich zu dieser Unterredung sie
Gestimmt — sind ihre Damen zu entfernen — . . .

Als dann der Infant aus dem Zusammentreffen mit Elisabeth zurückkehrt, entschlossen, für Flandern zu handeln, als er „ganz wieder Held sein, sich ganz dem Wohl seiner Völker hingeben" will, da theilt die Fassung der „Thalia" dem Marquis abermals eine untergeordnete, passive Aufgabe zu, in welcher der spätere Posa nicht zu denken ist: Posa, so heißt es nun, in jenen erläuternden Sätzen, welche die Lücken der Publication ausfüllen, Posa „sollte in Spanien bleiben, und zwischen der Königin und Carlos eine geheime Verbindung fortsetzen". Erscheint so der Marquis der „Thalia" kleiner, so erscheint ihr Carlos größer: ungestümer wogt seine Leidenschaft, kühner sein Wort, und wild stürmt er an,

mit ungezügelter Gebärde, gegen den Zwang des Ueberlieferten in Sitte und Staat. Im Hochgefühl seines Ranges, stolz auf seine Kraft wie auf sein Empfinden, ein echter Held von Sturm und Drang, tritt er vor uns:

Dies Herz,
Groß wie mein Rang, der Menschheit aufgethan,
Und weit genug, die Schöpfung zu umschließen —
Dies Herz allein ist mein Beruf zum Thron . . .
Laut will ich's ihm in beide Ohren rufen,
Laut durch die ganze weite Erde schrei'n:
Ein königlicher Dieb hat mich bestohlen.

Auch den zweiten Act, das Thalia-Heft 2 und 3, beherrscht die Gestalt des Carlos völlig: er steht vor Philipp, er gelangt zur Eboli, gegen ihn wird das Complott geschmiedet. Posa tritt in dieser ganzen Scenenfolge weder in Person auf noch wird seiner auch nur ein einziges Mal Erwähnung gethan: er entschwindet, als eine episodische Figur, unseren Blicken völlig, und erst nach zweitausend Versen gelangt er wieder auf die Bühne — eben in jener Scene des Karthäuserklosters, welche nach der großen Pause in der Publication das neue Thalia-Heft eröffnet.

Ein Anderer als der Kammerjunker des Anfangs ist es, der jetzt vor Carlos hintritt. Nicht sein Berather, sein Leiter. So überlegen steht er vor ihm da, so klein fühlt sich vor seiner Erhabenheit Carlos' Selbstsucht, daß „mit kaum unterdrücktem Weinen" der Prinz ausrufen muß: „Ich weiß, daß Du mich nicht mehr achtest." Und zugleich mit den Gestalten haben auch die Motive der Dichtung sich gewandelt, die Fabel verschiebt sich, Intentionen fallen zu Boden. Hatte Carlos in der Scene mit der Eboli einen Brief des Königs, in welchem Philipp um die Gunst Jener warb, triumphirend davongetragen, als einen „unschätzbaren, schweren, theuren Brief, den alle Kronen Philipp's einzulösen zu leicht, zu nichtsbedeutend sind", und hatte er, noch in der Karthäuserscene, den schicksalsreichen Irrthum gepriesen, der das Schreiben in seine Hand gegeben:

Einen Irrthum, den
Der Wahrheit Schöpfer absichtsvoll erfunden.
. . . So vernünftig fallen
Des Zufalls blinde Würfel nicht.

— so nimmt nun Posa's gewaltsames Eintreten in die neue Handlung dieser Erfindung jede dramatische Folge: mit raschem Entschlusse zerreißt der Marquis den Brief, durch welchen Carlos auf Elisabeth hatte wirken wollen, und er übt in unbeschränkter Sicherheit jede Tyrannei der Freundschaft. „Ein wilder, schöner, schrecklicher Gedanke" steigt ihm auf: der Gedanke an Carlos' Flucht; doch statt ihn, ein Freund dem Freunde auszusprechen, ruft er nur:

Davon, wenn es Zeit ist mehr. Du hast
Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andere.

— und Carlos willigt sogleich ein: „Alles, Alles, was Du und hohe Tugend mir gebieten." Damit ist ausgesprochen, daß die Führung der Handlung auf Posa übergeht: weil Schiller dem Sturme und Drange sich entwachsen fühlt, wendet seine Theilnahme von dem alten Helden sich ab und gestaltet sich die biegsamere Figur Posa's, mit ihrer noch nicht individuell geformten Physiognomie, zu einem typischen Freiheitshelden um, nach seinem Sinne. „Neue Ideen, die

indeß bei mir aufkamen, verdrängten die früheren," gesteht er dann selbst in den „Briefen über Don Carlos"; und so völlig ins Gegentheil verkehrt ist das Verhältniß von Carlos und Posa, daß Derjenige, welchem der Dichter einst die Seele eines Hamlet zuschrieb, Carlos, ihm jetzt als ein Horatio erscheint, während der Horatio von ehedem, Posa, ihm zum Hamlet anwächst: „Im Herzen seines Herzens," so sagt er, „würde Posa den Karl getragen haben wie Hamlet seinen Horatio." Den ganzen dritten Act hindurch läßt er nun Carlos nur einmal auftreten, er läßt ihn in der großen Hofscene vor König Philipp den Statisten machen und ihn zwei Verse nur zu Medina Sidonia sprechen; und auch im vierten Acte ist er der Geführte, nicht der Handelnde; der fünfte Act erst, nach Posa's Opfertode, bringt ihm einen neuen und großartigen Aufschwung. Dieser Opfertod aber, den der Bauerbacher Entwurf noch nicht näher darzustellen weiß, liegt nun in der Karthäuserscene dem Dichter klarer vor Augen, und auch nach dieser Seite also bedeutet der Auftritt eine neue Wendung im Drama: mit der Warnung „Briefe nach Brabant erbricht der König" endigt die Scene, und auf eben diesem Wege, durch einen Brief nach Brabant voll falscher Angaben, welche den König täuschen sollen, leitet dann Posa seine Opferung ein.

Und noch nach einer letzten, wichtigsten Seite hin hebt mit der Karthäuserscene eine Wandlung in Schiller's Intention an. Die seelenbezwingende Macht der Freundschaft hatte er in den ersten Auftritten zwischen Carlos und Posa in leuchtenden Farben dargestellt, so wie er ihr Wesen dichtend und sinnend erfaßt hatte seit jungen Tagen her; nun, da die ruhiger werdende Anschauung des Dichters den Ueberschwang abthat, da er sich den Idealen der Geniezeit entfremdete, in welchen die Gestalt des Prinzen wurzelte, fand er ihn auch der Freundschaft des Marquis nicht mehr würdig; er dämpfte den grenzenlosen Enthusiasmus brüderlicher Hingebung, und nicht die uneigennützige, herzliche Empfindung von Mensch zu Mensch — das politische Interesse zumeist sollte jetzt Posa an den Erben der spanischen Krone knüpfen. Als darum Carlos ihn „Bruder seiner Seele" nennt, da fragt der Marquis der Karthäuserscene bedeutungsvoll: „Weißt Du denn so gewiß, ob nicht geheime Wünsche, nicht Furcht vielmehr und Eigennutz mich leiten?"; und von hier aus schrittweise nach vorwärts schreitend, hat nun der Dichter das Gefühl des Kosmopoliten in Posa, die Hingebung an die allgemeinen Ideen immer höher anwachsen lassen, bis zuletzt der Verfasser der „Briefe über Don Carlos" aus ihr, nicht mehr aus einer persönlichen Freundschaft, den Opfertod des Marquis abzuleiten versuchte:

Wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit — Seine Neigung war
Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern.

— in diesen Worten, sagte Schiller, „legte ich mein eigenes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder"; und ohne Weiteres nennt er also, von solcher Auffassung aus, Posa den Helden des Stückes.

Denn auf die Unreife des Carlos, auf den „Knaben" in ihm blickt er, eben weil die überwundene Anschauung eigener Entwicklung hier dem Dichter entgegentritt, voll Geringschätzung herab, und er empfindet Carlos gegenüber, wie er gegenüber Huber empfunden: „Das Knabenjahr unseres Geistes wird jetzo aus sein. Laß uns weniger schwärmen und desto fruchtbarer handeln." Jetzt erst wird Schiller die Scene ersonnen haben, welche in dem vollendeten Werke der geistige Mittelpunkt ist, Posa's Erscheinen vor Philipp, und jetzt erst ersann er, den Marquis zu heben, eine ganze Reihe von charakterisirenden Zügen (welche zum Theil neue Widersprüche heraufführen): er machte ihn tapfer, uneigennützig, weise ohne Gleichen; er ließ ihn zum „Erben einer Million", zum Maltheserritter werden, ließ ihn gegen die Türken fechten und geheime Bündnisse schließen; und weil die Figur nicht von Anbeginn psychologisch erklärt worden war, so trug er immer neues Detail im Verlaufe des Stückes nach, und noch als Posa gefallen, erfahren wir von geheimnißvollen, weitgreifenden Plänen, welche die Gestalt immer gebietender anwachsen lassen: spät erst, als der Marquis aus dem Drama ausgeschieden, wird uns sein Handeln und Sein recht exponirt.

So, unter entscheidenden Aenderungen der ersten Intention, mannigfach stockend und gehemmt, führte Schiller sein Werk zu Ende; er schränkte den in der „Thalia" allzu reichlich fließenden Strom der Jamben ein, milderte und nahm fort, was seinem reifenden Geschmack widerstrebte, das Bramarbasirende, das schwäbisch Ungebundene, und es geschah ihm dabei auch wohl, daß er, zugleich mit den Uebertreibungen des Sturmes und Dranges, echten Ausdruck der Leidenschaft und wogender Empfindung abschnitt; und er bekannte zuletzt, als das Gedicht vollendet dalag, daß er in „der erstaunlichen Eile" des Abschlusses viele glückliche Ideen, manche Forderungen seines besseren Gefühles hätte abweisen müssen: „Der Carlos ist bereits schon überladen," schrieb er, „und diese anderen Keime sollen mir schrecklich aufgehen in den Zeiten reifender Vollendung."

II.

Wie der „Carlos" geworden, war das eine Problem dieser Betrachtung; wie der „Carlos" ist, lautet nun die Frage. Form und Gehalt des so zögernd entwickelten Dramas gilt es zu kennzeichnen.

„Don Carlos kann kein Theaterstück werden," hatte Schiller geschrieben, inmitten der Arbeit; und als er das fertige Werk den Lesern vorlegte, nannte er es: „ein dramatisches Gedicht". Nicht nur der äußere Umfang des Stückes, seine mehr als sechstausend Verse — auch sein Gedankengehalt schien ihm durch den Versuch, politische Anschauungen, „die bis jetzt nur das Eigenthum der Lehrbücher gewesen waren, in das Gebiet der schönen Künste hinüberzuziehen" gegen die Grenze des Bühnenmöglichen anzustoßen. Aber diese „Grenzverletzung" zu überwinden und dem Werke dennoch die künstlerische Form zu wahren, ist bewußt und unbewußt Schiller's Streben geblieben; und so sehen wir denn in diesem „Carlos", allem Hemmenden und Ablenkenden zum Trotz, den echten Dramatiker sich von Neuem aufrichten: über die äußeren und die inneren Hinderungen triumphirt ein geborener Bühnendichter.

Aus der bunten Folge der Situationen, welche die Erzählung des Franzosen ihm geliefert, greift Schiller mit festem Griff die kräftigste heraus und läßt mit ihr die Tragödie sich eröffnen. Die häufig wiederkehrenden Begegnungen zwischen Elisabeth und Karl mochte der Epiker uns schildern — der Dramatiker erhebt den Augenblick des Zusammentreffens zu einem schicksalsvoll einzigen:

Die Welt kann hundertmal,
Kann tausendmal um ihre Pole treiben,
Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt.

Er läßt den Conflict nicht vor uns erst entstehen, sondern er zeigt den Knoten geschürzt schon im Beginne, und sogleich das erste Wort, welches der Held spricht, trifft in das Herz der Tragödie:

Mutter?
O Himmel gib, daß ich es dem vergesse,
Der sie zu meiner Mutter machte!

Wie die Liebe des Carlos zu Elisabeth geworden, wie Philipp dem Bräutigam die Braut geraubt, Alles das rückt Schiller in die Vorgeschichte und stellt uns vor die furchtbarste Situation unmittelbar hin: daß der Sohn die Gattin seines Vaters liebt. Der Conflict liegt fertig da, als das Drama beginnt, hier so gut wie in „Kabale und Liebe"; und wenn uns Shakespeare den Romeo zuerst darstellt, den Othello, den Macbeth, wie sie das Schicksal sich schaffen, an dem sie scheitern, so zeigt uns Schiller weniger das Anwachsen tragischer Empfindung als ihre Explosion; er zeigt uns, ein Schüler von Sturm und Drang, die Leidenschaft sogleich auf ihrem Siedepunkte.

Ein in sich geschlossener Bau, von eigener Form und Reiz, ist der erste Act des Gedichts. Wir sind in dem königlichen Garten zu Aranjuez, in einem bestimmt angeschauten ländlichen Orte, für welchen der Dichter die Localfarben aus dem Schwetzinger Park gewonnen hatte, und schnell offenbart sich uns, mit mancherlei anschaulichem Detail, in den lebendigen Scenen von Carlos und Domingo, von Carlos und Posa, von Elisabeth und den Hofdamen die Lage der Dinge: der Zwang der Convenienz, unter dem Elisabeth, das Mißtrauen des Vaters, unter dem Carlos lebt, seine vor nichts zurückschreckende Liebe und seine hingebende Freundschaft für den Marquis. Gleich geht die Handlung vorwärts zu dem Entschlusse einer Zusammenkunft zwischen Carlos und Elisabeth; auf den Plan folgt die rasche Ausführung, und der Bote tritt zurück vor dem Herrn. Alles drängt nun der Dichter in diese eine Scene zusammen: das erste Geständniß des Prinzen schildert er, seinen stürmenden Eigenwillen und sein verzweifelndes Begehren; er setzt dem maßlos Fordernden die schöne Sicherheit des Maßes in Elisabeth entgegen, dem von widerstrebenden Gefühlen ruhelos Umgetriebenen die schlichte Ruhe der Sittlichkeit; und den Triumph reiner Weiblichkeit stellt er dar, welche in Carlos alles Erstorbene aufweckt und auf sein „großes Amt" ihn begeisternd weist: „Elisabeth war Ihre erste Liebe, Ihre zweite sei Spanien."

Die Handlung strebt weiter, unmittelbar als ein Abschluß zwischen Elisabeth und Carlos erreicht ist: „Der König!" ruft der aufhorchende Marquis, und Carlos enteilt und nimmt die Botschaft aus den Niederlanden mit sich. Philipp erscheint, und auch hier trifft sogleich das erste Wort mitten in die Empfindung, welche den König beherrscht: „So allein, Madame?" ruft er, und all' das ge-

heime Bangen des alternden Mannes um sein junges Weib drängt in diesen einen Ruf sich zusammen. Mit einer unwahrscheinlichen Verkettung der Scenen kehren dann Carlos und Posa, nachdem der Hof gegangen, auf den nämlichen Schauplatz zurück, von dem sie eben geflohen; der Entschluß, Flandern zu retten, ist fertig in Karl, und mit dem begeisternden Ausblick auf ruhmvolle Thaten, in hingebendem Enthusiasmus der Freundschaft endet der Act: „Arm in Arm mit Dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken."

An das Resultat des ersten Aufzuges kann nun der neue Act sogleich anknüpfen: Carlos steht vor Philipp, Flandern zu erbitten. Die ganze Handlung scheint offen vor uns zu liegen; wir kennen die Gegner des Helden und seine Freunde, sein Verhältniß zum Vater, zur Mutter, zu Posa, und die fortreißende Heftigkeit seines Pathos, diese gegen die königliche Kälte sturmlaufende, unmittelbare Empfindung scheint den Erfolg sich erzwingen zu sollen, als der Wille des Herrschers alle Hoffnung abschneidet: „Du bleibst in Spanien, der Herzog geht nach Flandern." Aber überraschend nicht nur für Carlos, überraschend auch für den Zuschauer hebt eine neue Handlung jetzt an: plötzlich, wie in der Novelle des Réal, schiebt sich die Intrigue der Prinzessin Eboli in die Fabel ein. Was Schiller der Vorlage hinzufügt, ist nicht glücklich gefunden: daß Carlos einem Mißverständniß verfällt und zur Königin zu eilen meint, da er zur Prinzessin gelangt, ist ein Lustspielmotiv von stets zweifelhafter Theaterwirkung; und nur durch eine erzwungene Wendung kann Carlos in der Handschrift der einen die der andern zu erkennen glauben, da er doch als theuerstes Andenken einen Brief von der Hand der Königin selbst verwahrt:

Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von diesem Brief zu trennen, fällt mir schwer.

Aber der Gegensatz der beiden weiblichen Gestalten, der nur erkämpften Tugend in der Prinzessin und der natürlichen Sittlichkeit in der Elisabeth, welche die „schmale Mittelbahn des Schicklichen in angeborener stiller Glorie wandelt", zog den Dichter an, und es reizte ihn, Carlos mitten zwischen sie zu stellen, sowie er Ferdinand gestellt hatte zwischen Louise und Lady Milford, und wie Lessing und Goethe ihre Helden gezeigt hatten zwischen der sanften Emilia Galotti und Maria von Berlichingen und der feurigen Leidenschaft der Orsina und Adelheid. In allen wechselnden Farben konnte er nun Carlos schildern und der schauspielerischen Darstellung gab er die reichste Aufgabe; die Schüchternheit des Jünglings vor dem seltsamen Abenteuer, und die unbesonnene Leidenschaft des Liebenden, die Freiheit des Hofmannes und die Würde des Prinzen — in jede Empfindung trifft der breite Schwung und die Prägnanz der Dichtung, und ihr Vers erreicht erst jetzt letzte Rundung und strahlende Wärme: zu vollem Glanze hebt sich der Ton, und die unberührte Frische der neu gefundenen Sprache, diese schöne Mischung von Natur und Stil reißt hin. In dem großen Monolog der verlassenen Prinzessin dann und in der Verschwörungsscene zwischen Alba, Domingo und der Eboli triumphirt die kluge Dialektik Schiller's, und selbst für die grobe Hofintrigue weiß sein durchdringender Scharfsinn Interesse zu wecken: Alles ist fest verknüpft in diesen Scenen, Alles angeschaut, bis zu dem „sparsam er-

leuchteten" Zimmer hin, in welchem die Gegner Karl's ihr dunkles Werk beginnen; und in das eben gesponnene Netz des Alba und Domingo greift die Entdeckung der Eboli, von der verbrecherischen Liebe des Prinzen, unmittelbar ein: „Nun ist Alles reif," darf Domingo rufen, und das Complott ist vollendet. Nur daß der König um die Prinzessin Eboli wirbt, ist eine jener Voraussetzungen, welche der Dichter mit theatralischer Raschheit hinzuwerfen geneigt ist, ohne vor ihrer Unwahrscheinlichkeit Halt zu machen: daß der König, welchen er vor uns hinstellt, der Philipp St. Réal's nicht mehr ist, dem galante Abenteuer zuzutrauen waren, vergißt er in solchem Augenblick; aber nur aussprechen kann der Dichter diese Neigung, nicht sie zeigen, denn das Bild seines Philipp würde er völlig entstellen, wollte er ihn im Beisammensein mit der Prinzessin uns vorführen.

Dieses Bild voll zu entfalten, ist dem dritten Act aufbehalten: dem König und dem Posa gehört er, nicht dem Carlos, der auf der Höhe des Dramas völlig passiv erscheint, ein machtlos Geschobener. Der Aufzug zerfällt in zwei große Hälften, welche die charakteristisch-knappe Scene mit Medina Sidonia von einander trennt: der erste Theil zeigt den König im Banne der Intrigue und im Kampfe wider sie, der zweite Theil zeigt, wie er, dem alten Vertrauten abgewandt, in Posa findet, um was er die Vorsehung gebeten: einen Menschen. Mit ergreifenden Accenten schildert der Dichter, mächtig der großen Empfindung und des starken Wortes, den inneren Widerstreit in Philipp, den einsamen Schmerz des Gekrönten, dem kein Helfer naht und dem es „König! und wieder König!" entgegentönt, da er Wahrheit fordert und menschliche Theilnahme:

Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst — er gibt
Mir glühend Gold.

Nicht mehr die jugendlichen Uebertreibungen der „Thalia"-Fragmente sprechen hier, die sich den Philipp ausmalten, fast nach der Art des Märchens, mit der Krone ewig auf dem Haupte und dem Königsmantel um die Schultern, und die wie mit Trompetenstößen den Herrscher künden lassen: „Mich ruft mein königliches Amt. Es ist die höchste Zeit"; sondern in einfachen, starken Zügen schildert der Dichter fürstliche Größe und fürstlichen Schmerz uns, und gleich das kurze Selbstgespräch im Eingange des Actes, da wir den ermattenden König bei hereinbrechendem Morgen im Anblick der geraubten Briefe finden, faßt die Situation energisch zusammen: „So ist's erwiesen. Sie ist falsch." Wieder gewinnt der Scharfsinn des Dichters, alles, was in ihm Verstand und durchdringendes Erwägen angeschauter Möglichkeiten ist, dem Hin und Her der Intrigue das Fesselndste und Beste ab; und die Schlauheit der Alba und Domingo scheint sich des Königs bemächtigen zu sollen, als gerade ihre Uebertreibungen ihn zur Wahrheit zurückführen: alle Höflinge überragend steht nun der König da, der das sorgsam aufgespannte Netz, Masche für Masche, Faden um Faden zerreißt, und in voller Größe tritt er den Verleumdern entgegen, in der Gebärde des Herrschgewohnten:

Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens
Bei euch den Anfang machen.

Die Figur, welche einst dem Dichter in dunkelsten Farben erschienen war, ist so zu hoheitsvoller Würde emporgewachsen; und indem er das eigene, starke Fühlen in die Gestalt hineinwirft, indem er die spanische Starrheit erweicht durch deutsches Empfinden, weckt er die Theilnahme auf für fürstliches Leiden. Eine ursprünglich gute, aber in den Gefahren des Königthums verhärtete Natur erscheint Philipp nun: „Sie waren gut," so ruft ihm Posa zu, und Carlos spricht: „Er ist nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater". Der Stuttgarter Poet hatte sich in jener tyrannenfeindlichen Vorstellung noch bewegt, welche den Großen dieser Welt das Ende ihrer Herrlichkeit vorhält, welche ihnen das jüngste Gericht drohend ausmalt und sie darstellt als die „gekrönten Thiere", die wollüstig „unter den Menschen hinunterkriechen"; jetzt empfindet er, aus einem völlig anderen Sinne heraus, daß Fürsten Menschen sind, und mit poetischer Antheilnahme schildert er das Sehnen der Großen nach Liebe, nach Freundschaft und Herzenstreue, schildert er den Widerspruch, in welchem der über das Menschliche hinausstrebende Hoheitstraum zu menschlicher Gebrechlichkeit und Bedürftigkeit geräth. „Fürsten haben keinen Freund, können keinen Freund haben," so hatte Lessing gesprochen; und dieses tief aus dem Geiste der Zeit geschöpfte Wort durchklingt nun, in allen Tonarten widerhallend, das Gedicht. Fürsten haben keine Eltern, so klagt Carlos, sie sind Waisenkinder: „Ich weiß ja nicht, was Vater heißt, ich bin ein Fürstenknabe." Und selbst Posa zweifelt, ob der Carlos, welcher den Thron besteigt, ihm noch Freund sein, noch Freund bleiben kann:

Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut', wer gestern Mensch noch war.

Dem Sohne aber, der ihm zum ersten Male liebend naht, und dem es graut, „auf einem Thron allein zu sein", erwidert der König mit stiller Trauer: „Ich bin allein"; und es wird nun die Aufgabe des Dichters, diese furchtbare königliche Einsamkeit zu schildern in dramatisch bewegter Scenenfolge, und aus ihr heraus den entscheidenden Umschlag in der Tragödie zu entwickeln.

Die Rathgeber, welche Philipp's Thron umstanden haben bis nun, sind in ihrer eigennützigen Kleinheit erkannt; ein neuer Mensch wird gefordert, der dem Herrscher Wahrheit bringt, und mit einer schnellen Wendung, wie der Dichter sie liebt, findet der König, den er sucht, in Carlos' Freunde: den Marquis Posa nennt ihm seine Tafel, Marquis Posa soll kommen. Ein plötzlicher Einfall scheint hier zu wirken, welcher die in rechter Mitte des Dramas stockende Handlung wieder in Bewegung setzt: so hatte in den „Räubern", auf der Höhe des Schauspiels gleichfalls, ein zufällig ausgesprochenes Wort, der Name: Amalia!, der von Kosinsky's Lippen fällt, den ganzen Verlauf der Handlung bestimmt. Und wie dort die in zwei Gruppen bewegte Handlung sich nun erst enger zusammenknüpft, so knüpft auch hier die nachträgliche Erfindung alle

Fäden fester: „in Posa", sagt Schiller selbst in den Briefen über Don Carlos, „drängt sich das bisher getrennte Interesse nun zusammen."

Schiller folgte dem Vorbilde Lessing's, als er den Marquis vor König Philipp treten ließ: wie der spanische Herrscher den Posa ruft, so hatte Lessing's Sultan den weisen Nathan herbeigerufen, unerwartet. Von dem näheren Ziele der Unterredung fort war man ins Allgemeine aufgestiegen, hier wie dort: Rath und Hülfe in der Noth des Augenblicks hatte Saladin, hatte Philipp fordern wollen, aber um Toleranz, um Gedankenfreiheit geht die Rede mit weitausgreifendem Schritte, und spät erst kehrt sie zu der Forderung des Tages zurück. Auch in der Form zeigen diese beiden Scenen sich verwandt, welche den geistigen Mittelpunkt der Dichtungen bedeuten; und wie der „Carlos" im Ganzen für den Bau seines Verses dem Vorbilde Lessing's verpflichtet war (nur daß der oft zerhackte Jambus Lessing's nun zum volleren, gleichmäßigen Strome wird), wie manche Wendungen im Einzelnen und die Technik des Dialoges an „Nathan den Weisen" anknüpfen, so scheint zumal hier der Einfluß jenes Musters unverkennbar. Ein Monolog des vor den Thron Gerufenen geht der entscheidenden Unterredung vorher, bei Lessing, wie bei Schiller, ein Monolog, in welchem Nathan und Posa aus dem Zweifel, was zu thun sei, zur beruhigten Gewißheit gelangen: „Er kömmt. Er komme nur!" ruft Nathan, „In diesem Glauben will ich handeln," ruft Posa gefaßt. Was die Herrscher fordern, ist das Nämliche, hier wie dort: „Er will Wahrheit! Wahrheit", sagt Nathan, „war es nicht Wahrheit, was ich wollte," fragt Philipp; und hingerissen von dem mächtigen Wort des Redenden, stehen König und Sultan gewonnen, besiegt da: „Geh! Geh! — Aber sei mein Freund", ruft Saladin, und Philipp verkündet höchste Huld: „Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen".

Aber Lessing stand am Ende seines Lebens, als er sein Gedicht schuf, und die reife Weisheit des Mannes spricht Nathan aus; ein Abbild jugendlichen, feurigen Begehrens ist Schiller's Held, und über die poetischen und die historischen Möglichkeiten steigt er kühn empor. Und Lessing's Wollen verbleibt auf religiösem Gebiet, wo Schiller's kühnere Tendenz die ganze Weite der politischen Welt umfaßt: am Vorabend der französischen Revolution fordert er Gedankenfreiheit, und das Bekenntniß seines Helden leitet das Wort ein: „Ich kann nicht Fürstendiener sein." Philipp und Posa und sechzehntes Jahrhundert scheinen zurückzutreten, und nur als Mittel zu gelten für den Zweck: den tiefsten Wünschen der Zeit das dichterische Wort zu finden.

In der Abschiedsstunde von Mannheim einst hatten sich Schiller's Zukunftspläne bis zu dem Bilde einer hohen Wirksamkeit im Staate emporgeschwungen: erst wenn er Minister geworden, sollte Streicher von ihm wiederum hören. Das war empfunden, in der Erregung des Augenblicks, wie aus dem Geiste Posa's: „Ich führe seine Siegel, und seine Alba sind nicht mehr"; das war ein Gedanke, ganz aus dem Geiste deutscher Gegenwart heraus: einen Fürsten zu gewinnen, durch die Macht der Wahrheit und Beredtsamkeit, für alle Güter der Cultur, für Freiheit und Recht und Gleichheit der Stände. Das unumschränkte Herrscherthum, als es sich erhob zu der Vorstellung des aufgeklärten Despoten, hatte solches Ideal den Deutschen entstehen lassen; und der Philosoph auf dem

Throne, Friedrich der Zweite, der in einem langen ruhmreichen Leben dem Interesse des Staates nur gedient, die edlen Männer Karl Friedrich von Baden und Wilhelm von Lippe, die in ihrem engen Kreise für bessere Zeiten gewirkt, schienen als die lebendigen Vorbilder neuen Fürstenthums im Reiche nun dazustehen. Man schrieb Abhandlungen, wie die Herrscher zu erziehen seien, und Wieland, weil er einen „goldenen Spiegel" der Fürstentugenden geliefert, ward in der That zum weimarischen „Prinzenerzieher" erwählt; was sein weiser Danischmann am jugendlichen Tifan geleistet, das sollte nun Er im Leben leisten. Goethe aber, das bewunderte Vorbild der deutschen Poeten, stieg auf zum Minister. Die Großen und die Kleinen, die echten und die nachgemachten Genies waren in solchen Vorstellungen einig, und wenn einst Herder sich gewünscht: „ein Wort ans Ohr der Kaiserin von Rußland zu bekommen", wenn er Gesetzgeber und Bildner des ungeheuren Czarenreichs sich träumte, da er auf weiter See dahinfuhr, so sollte an der Wende des Jahrhunderts noch dem staunenden Dichter des „Carlos" ein namenloser Student, „ein sonderbares Original von einem moralisch-politischen Enthusiasten", verwandte, kühne Pläne vortragen: das Vertrauen eines deutschen Fürsten wollte sich Johann Baptist Lacher aus Kempten unweigerlich erwerben, eines Fürsten, der dann entweder auf seine Absichten eingehen müsse, oder den er zu so falschen Maßregeln verleiten wolle, daß das Volk zur Selbstrache schreite. Und wie die Einzelnen, so strebten die geheimen Gesellschaften nach verwandten Zielen, und Schiller selbst schrieb: „Ich bin weder J(lluminat) noch M(aurer), aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, sehr nahe verwandt sein." Es begreift sich von hier aus gut, wenn Schiller den Posa selbst jetzt zum Mitglied eines Ordens erhob, zum Maltheserritter.

Indem aber Schiller diese in deutschen Köpfen unruhig wogenden Gedanken, von einem erhofften socialen Vollkommenheitszustande, von einer goldenen Zeit erfüllter Ideale und freien Seins, im Bilde nun aufgriff und gestaltete, that er den bedeutsamsten Schritt, die Vorstellungen seiner Jugend zu überwinden: nicht mehr Kritik des Bestehenden spricht er aus, sondern er gelangt dazu, die positiven Forderungen der Zukunft zu formuliren. Aus dem Zusammenprall zwischen den idealen Anschauungen, die er tief in seiner Seele trug, und der realen Wirklichkeit, die er klein und niedrig fand, waren seine Jugendwerke hervorgegangen: so hoffnungslos war dem Dichter des Karl Moor die deutsche Welt erschienen, daß er seinen Helden einzig in die verzweifelte Selbsthülfe zu stoßen vermochte; so trüb war dem Dichter des „Fiesco" die Vergangenheit erschienen, daß er das erstrebte Neue elend zu Grunde gehen und das abgelebte Alte wiederum Macht gewinnen ließ; und so bitter hatte der Dichter von „Kabale und Liebe" noch die Gegenwart seines Volkes angeschaut, daß er einzig den Zusammenbruch des Bestehenden schilderte, einzig die Verrottung und die Krankheit, nicht die Aussicht auf Genesung. Jetzt zuerst wandelt sich der Satiriker um in einen enthusiastischen Propheten besserer Zeiten; er zeigt in Carlos und in Posa Gedanken mächtig, welche die Welt neu gestalten werden, und wenn er auch ihre Träger unterliegen läßt in diesem

Kampfe, — die fortreißende Gewalt der Ideen bezeugt er dennoch, für welche Posa in den Tod geht, welche Carlos zum Manne reifen, und an ihren endlichen Sieg läßt sein begeistertes Wort uns glauben:

Er mache das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates.
Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —
Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einen Thron, wie seiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden.

„Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis," so sagt Schiller in den Briefen über Carlos, als es gilt, Posa's Pathos zu kennzeichnen, „drehen sich um republikanische Tugend." Das ist, wie Manches in den Briefen, nicht präcis genug gesagt; der Dichter, der sich dem Werk entwachsen fühlte nach eigenem Geständniß, bezeichnet seine Intentionen oft nur ungenau, und in entscheidenden Punkten haben sie sich ihm gar völlig verschoben. Näher bestimmt geht Posa's Bekenntniß: daß er nicht Fürstendiener sein kann, vielmehr von dem Gegensatz zwischen dem Herrscherthum im Geiste Ludwig's XIV. und dem in Friedrich's Geiste aus: jenes stellt sich im König Philipp dar, für dieses, nur freier geformt und blühender entwickelt, spricht Posa. Wie Ludwig XIV., wie jener Herzog Karl von Württemberg, dessen Wille über der Jugend des Dichters geschaltet, bekennt sich auch Schiller's Philipp zu dem Glauben: der Staat bin ich; Posa aber kämpft mit Feuerzungen für den Herrscher, der sich den ersten Diener des Staates nennt: ehemals, so ruft Posa (in einer charakteristischen, später getilgten Stelle):

Gab's einen Herrn, weil ihn Gesetze brauchten,
Jetzt gibt's Gesetze, weil der Herr sie braucht.

Alle weiter gehenden Forderungen, alle „republikanischen" oder constitutionellen Ideale meidet er.

Wann freilich dies Ehemals gewesen, welches der Marquis wie mit Rousseau'schen Accenten schildert, von einer vergangenen, goldenen Zeit träumend, das sagt uns der über die historische Realität fortdringende Dichter nicht; vielmehr läßt er dem König das Zugeständniß ausdrücklich werden: „So überkamen Sie die Welt. So ward sie Ihrem großen Vater überliefert," und hebt damit selbst das eben erst Ausgesprochene wieder auf. Und wie ihn hier sein ins Weite strebendes Pathos in Widersprüche verwickelt, so hat sich denn auch sonst, über der idealen Tendenz der Scene, ihre Stellung in der Oekonomie des Dramas verschoben, und weder historisch noch poetisch wird sie fest genug motivirt: wie der Marquis, durch welche Bildungsbedingungen und Erlebnisse, diese vorgeschrittenen Anschauungen inmitten der katholischen Welt gewann, erfahren wir nicht; und erstaunt hören wir den vertrauten Freund des Carlos auf die Frage des Königs: „Bin ich der Erste, der Euch von dieser Seite kennt",

ohne Zögern erwidern: „Von dieser — ja!" Schärfer noch ist der Widerspruch, in welchem die Versicherung des Marquis:

Die lächerliche Wuth der Neuerung
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden.

zu der kurz vorher, in der Karthäuserscene, von Posa geplanten Rebellion Karl's gegen seinen Vater steht, für die dann der weitere Verlauf des Gedichtes die Ausführung liefert: überall reißt der allgemeine Gedankengehalt der Scenen den Dichter über die realen Voraussetzungen des Dramas hinweg, und eine kühne Rhetorik legt sich mit prächtigem Faltenwurf über die im Ursprung individuell geschaute Gestalt. Jener Posa, welchen Schiller vor sich sah, als er die Scene zuerst fand, mochte dem Fiesco noch verwandt sein, als ein genialer, mit allen Mitteln der politischen Intrigue einem hohen Zweck zustrebender Held; auch hier konnte das deutsche Leben Vorbilder geben, in jenen Illuminaten etwa, welche ihre aufklärerischen Ziele mit stark jesuitischen Mitteln scrupellos anstrebten. Als ein dem Größten zugewandter Neuerer stand Posa nun da, welcher vor dem Herrscher allein sein stolzes Wollen aussprach:

„Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte;"

als der Mann genialer Selbstbeherrschung stand er da, der auch im Augenblick enthusiastischer Hingabe sein letztes Wort nicht spricht, und der mit einer Mischung von idealer Größe und diplomatischer Zurückhaltung, mit einer aus Schiller's eigener Seele entstammenden Mischung von warmer Offenheit und schwäbischer Klugheit die Situation ergreift und beherrscht. „Was Schiller in seinem Posa dichtete," sagt Caroline Wolzogen, „hätte er sein können."

Allein diese realistischen Züge werden überspült und fortgeschwemmt, im Verlauf der Scene, von dem mächtigen rhetorischen Strome, welcher Alles in sich aufnimmt, Forderungen und Wünsche, die das Denken der Zeit bewegen; und nicht die concrete Figur, welche Schiller zuerst sah — der abstracte Freiheitsheld mit seinem glühend fortreißenden Pathos ward die Lieblingsgestalt der Deutschen.

Die Schwächen des Gedichts, die im dritten Acte anheben, treten, wie stets im Drama, mit dem vierten Act noch deutlicher hervor. Gleich die erste Scene gibt dem Hörer Schwierigkeiten: „Der Schlüssel fand sich also nicht," so beginnt die Königin, und nur mühsam entsinnt er sich noch des Diebstahls der Eboli: zu Vieles und zu Schwerwiegendes hat der Dichter dazwischengeschoben. Wird hier mit einer gewissen Shakespeare'schen Völligkeit auch die Entwicklung in den Mitspielern offenbart, der Zustand der Prinzessin nach dem Diebstahl, die auflauernde Vermuthung der rivalisirenden Damen, so bringt dagegen die Scene des als Philipp's Gesandter eintretenden Posa eine plötzliche, abrupte Wendung: sie zeigt eine nahe Vertrautheit zwischen dem Marquis und der Königin, eine Wärme gegenseitiger Neigung, von welcher das erste Zusammentreffen im Parke von Aranjuez nicht gewußt: einen „Engel" darf Posa die Königin jetzt nennen,

und an seinem persönlichen Wollen und Sein nimmt Elisabeth den unmittelbaren Antheil:

Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme
Was nicht geendigt werden kann . . .
Daran erkenn' ich Sie.

Und auf den kühnen Plan der Rebellion, den er ihr vorträgt, geht sie unbedenklich ein, ob ihn gleich Posa selbst „verwegen, wie Verzweiflung" nennt: „Die Idee ist groß und schön — der Prinz muß handeln." Wie er zum Philipp nun steht, vertraut aber Posa der Königin nicht an, er verschweigt seine tieferen Pläne ihr, wie er sie dem Prinzen verschweigt — und eben hier fließt die Katastrophe des Dramas aus, eben hier liegt der bedrohteste Punkt der ganzen Entwicklung.

Aus der gefahrvollen Stellung Posa's zwischen Vater und Sohn sein Schicksal abzuleiten, war an sich ein echt tragisches Motiv: gegen keinen konnte der Marquis völlig wahr sein, und was ihm zum Heile schien, das unerwartete Vertrauen, das ihm Philipp schenkt, — gerade das mochte sein Unheil werden. In einer bedrohten Position, wo auch der Redlichste strauchelt, sah sich Posa ohne sein Zuthun nun plötzlich, zwischen feindlichen Mächten, welche jede für sich seinen Antheil fordert, ungetheilt, ohne Rückhalt; umstellt von Lauschern und Neidern auf dem gefährlichen Boden des spanischen Hofes sah er sich, und mochte das Loos des Mittlers, ins Tragische gewendet, an seinem Theile nun erfahren. Aber diese Intention mit zwingender Einfachheit auszugestalten, ist dem Dichter nicht geglückt; und in einer wirbelnden, sich überstürzenden Scenenreihe häuft seine ermattende Erfindung Gewaltsamkeit auf Gewaltsamkeit: an Stelle von Charakterentwicklungen gibt er Intriguen und Zufälle. Sehr glücklich zwar wird das Mißtrauen des Carlos durch einen jener wohlmeinenden Warner erweckt, die in gespannten Situationen die Gefahr zu vermehren pflegen: Graf Lerma's freundschaftliche Zuneigung ist es, die den ersten Argwohn des Prinzen aufrührt. Aber voller Seltsamkeit, als gelte es Carlos' Zweifel absichtlich zu wecken, ist das Betragen des Marquis nun: er steht den Fragenden über die Audienz beim Philipp nicht Rede; er zeigt eine plötzliche Sicherheit, die den Prinzen in Erstaunen setzt und verlangt als stärksten Vertrauensbeweis die Brieftasche des Carlos. Erst als Carlos dann erfährt, durch Lerma's erneute Warnung, daß diese Brieftasche in Philipp's Händen ist, und daß Posa des Königs Siegel führt, wird sein Zweifel lauter: „Und mir verschwieg er," spricht er in tiefem Grübeln, „Warum verschwieg er mir?" Auch der Hörer, weil der Zusammenhang der Intrigue ihm zu entwischen droht, sucht vergebens nach den Gründen, die Posa's Handeln bestimmen; was der Marquis im Selbstgespräch gefragt:

Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? — Genug,
Daß ich sie still an dir vorüberführe,
Und wenn du aufwachst, heller Himmel ist,

scheint ihm mehr verwegen als klug, und erstaunt sieht er den Freund des Prinzen einen geheimen Verhaftsbefehl für Carlos fordern, dessen Zweck nicht

zu erkennen ist. Immer überraschender wird nun der Gang der Fabel; Carlos wendet sich zur Eboli zurück und begehrt mit einer stürmischen Hast, für die wir keine gültige Erklärung empfangen, „zwei Worte mit seiner Mutter zu sprechen"; Posa findet, wir wissen nicht wie, Carlos gerade in diesem Augenblicke bei der Prinzessin, und statt, wie so oft, seine unbegrenzte geistige Macht über den Prinzen zu brauchen, schreitet er, in dem unbestimmten Gefühl, nur etwas Schreckliches verhüten zu müssen, das er doch näher nicht kennt, zu dem folgenschwersten Entschlusse: der Verhaftung des Carlos; und nachdem er noch mit einer völlig theatralischen Wendung, den Dolch in der Hand, das Leben der Eboli bedroht hat, geht er mit einer geheimnißvollen Andeutung ab, welche den Zuschauer vor neue Räthsel stellt: „Gott sei gelobt! Noch gibt's ein anderes Mittel!" Schiller selbst, als er in den Briefen über Don Carlos Alles erschöpft hatte, was zu Gunsten dieser Erfindung zu sagen war, wußte Posa's Handeln nicht besser zu begründen, als durch die Erwägung, daß der Marquis „nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe ist", und daß er „den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren hat". Eine Motivirung, welche offenbar keine Motivirung ist; denn einen Helden, welcher den Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren hat, das heißt, welcher im Wahnsinn handelt, duldet das Drama nur, wenn er dem Hörer in seinem Zustande völlig verständlich geworden: wir können Lear und Ophelia folgen, dem Posa des vierten Actes nicht.

Auch die Scene, welche an die Verhaftung des Carlos sich anschließt, bringt keine völlige Aufklärung: selbst der Königin gesteht der Marquis seine letzte Absicht nicht, er weist sie an, den Plan der Rebellion in Carlos zu stärken; er spricht aus, mit einer kurzen Wendung, daß er die so klug eingeleitete Eroberung des Königs aufgegeben: „Was kann ich auch dem König sein? In diesem starren Boden blüht keine meiner Rosen mehr", — aber nur in halben Worten in „fürchterlichen Räthseln" deutet er es an, daß er das Spiel verloren, und daß ihm recht geschehen:

Denn wer,
Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles setzen? Alles? So verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
O, es ist billig!

Und auch in halben Worten nur spricht er aus, was dieser Scene ihr Eigenstes gibt, und was, weil es unbestimmt mitschwingt in Obertönen, nicht von allen Hörern vernommen wird: seine Liebe zur Königin.

Erst inmitten der Arbeit scheint dem Dichter dieser Einfall gekommen zu sein, zu dem die Andeutungen bei St. Réal führen konnten: und wie in der ganzen, weiten Handlung des Dramas Liebe und Staatsaction sich vermischten, wie die Gestalten der Elisabeth und der Eboli in die Fabel fort und fort eingriffen, so gewannen sie nun auch über Posa Macht, und sein abstractes Freiheitspathos selbst ward gekreuzt durch die allbeherrschende Liebe. Das spät erfaßte Motiv erhielt in der Eile des Abschlusses nur unvollkommene Form: „Jetzt fängt es an, sehr interessant zu werden," schrieb Schiller an Körner, den 30. December 1786, als er „mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin stand", aber er zweifelte, ob die Ausführung nicht unter, tief unter seinem Ideal bleiben

werde. „Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funken unter der Asche, und das ist Alles." Solche Funken unter der Asche, solche Andeutungen verhaltener Empfindung liegen etwa in den vorwurfsvollen Worten der Königin zum Posa: „Warum haben Sie mir das gethan? . . . . Mögen tausend Herzen brechen, was kümmert Sie's;" und mit deutlicherem Hinweis läßt die Theaterbearbeitung in Prosa den Marquis in der liebenden Klage der Königin ihr Gefühl erkennen: „tief erschüttert, die Hand vor der Stirne" ruft er aus: „Was entdeck' ich? Entsetzliches Schicksal! Darauf war ich nicht gefaßt!" Und mit stärkerer Wirkung folgt nun auf dieses Wort unmittelbar der Schluß der Scene:

Königin. Gehen Sie! Ich schätze keinen Mann mehr!

Marquis. (Fällt vor ihr nieder, faßt ihre Hand mit einer fürchterlichen Bewegung) Königin! — — O Himmel! das Leben ist doch schön! (Springt auf und stürzt aus dem Zimmer. Königin eilt in ihr Cabinet.)

Schon die Zeitgenossen haben die Absicht dieser Scene verkannt, und als Schiller Gotter in Weimar auf den tieferen Sinn hinwies, glaubte Gotter mit Recht in dieser Ueberfülle der Motive einen dramatischen Fehler zu erkennen: „Er erwähnte die Scene nur insofern," berichtet Schiller, „als er sagte, es verdrieße ihn, daß die Königin den Marquis um seines Opfers willen tadle. Als ich ihn auf die wahre Ursache aufmerksam machen wollte, zeigte sich, daß er nichts davon geahnt hatte. Er verwarf es aber ganz, was ich damit wollte. . . . Auch Charlotte von Kalb verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang der Scene wollte."

Nach dem durch gewaltsame und unklare Motive geschädigten vierten Act bringt der fünfte Aufzug noch einmal gewaltige Höhepunkte der Dichtung und volle tragische Klarheit. In freier Aussprache mit dem Infanten deckt Posa alles Vergangene, seinen Irrthum und seine Sühne, endlich auf, und während noch Carlos neue Hoffnung zu wecken wagt, durchfährt schon die mörderische Kugel die Luft, welche Posa's Leben endet. Und so rückt nun Carlos' Gestalt wiederum beherrschend in den Vordergrund, groß und maßlos im Schmerz, mit erschütternder Klage auf den Mörder eindringend; und in das Herz des Königs trifft mit feuriger Rede der Held, der vor dem Leichnam des Geliebtesten wie über alle irdische Rücksicht erhaben scheint, Richter und Rächer zugleich:

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord ist jetzt die Losung.
Der Menschheit Bande sind entzwei . . . Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weiß. Was ist
Mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich Allem,
Was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche.

So, mit echten Sturm- und Drangtönen erhebt sich die Dichtung zu voller Größe wieder, und auch wo Uebertreibungen des Affectes über die Wahrheit der Situation hinwegeilen, bleibt die theatralische Wucht der Situation ungemindert.

Wie dann der Rückschlag der finsteren That den König in die tyrannische Starrheit für alle Zeiten völlig hineintreibt, stellt der Dichter mit echt tragischer Wirkung in der folgenden Scene dar, und schildert knapp und mächtig, wie das noch menschlich bewegte Empfinden des Herrschers seinen Meister findet an der unpersönlichen, unentrinnbaren Macht der Kirche. Plötzlich, überraschend und groß, richtet sich hinter und über dem absoluten Königthum der Katholicismus selber auf, in der Figur des blinden Großinquisitors, zu dem die Menschlichkeit in keinerlei Gestalt den Weg mehr findet: allen irdischen Rücksichten erstorben, einzig den Sieg der finstern Idee ersinnend, steht er da, jedem Einwand gerüstet:

König. Es ist mein einziger Sohn. — Wem hab' ich
Gesammelt?
Großinquisitor. Der Verwesung lieber, als
Der Freyheit.

Die kurze Scene des Carlos bei Elisabeth endigt nun das Stück; sie zumeist zeigt die Eile des Abschlusses und stellt mit einer etwas programmmäßigen Wendung den Umschwung in dem Infanten hin: wie ein Traum, so muß Carlos bekennen, liegt das Vergangene hinter ihm, der Liebe zur Königin und allem Irdischen ist er abgestorben, geläutert durch das große Erlebniß, und nur dem Vermächtniß des Geschiedenen gilt noch sein Dasein:

Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern.

Und so hat sich denn mit einem echt Schiller'schen Contraste das Verhältniß des Carlos zur Königin jetzt umgekehrt: in der ersten Begegnung blickte der Prinz ehrfurchtsvoll zur Königin auf, in der letzten Begegnung bekennt Elisabeth staunend:

Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

Knapp und epigrammatisch spitz, wie der Dichter es liebt, ist dann nach all dem breiten Pathos der Schluß des Dramas, des Königs Eingreifen und Carlos' Auslieferung an die Inquisition: „Cardinal, ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre."

Die herrschenden Gestalten in diesem großartigen Acte sind Carlos und Philipp, nicht Posa: auf den „beiden Hauptcharakteren", welche der Dichter im Beginn seiner Arbeit gesehen, nicht auf denjenigen, welcher im weiteren Verlauf sein Interesse hinnahmen, ruht die tiefste Wirkung der Tragödie. Die Untreue, welche der Dichter gegen seinen Helden beging, Posa zu Liebe, hat sich, sofern die Plastik der Gestalten in Rede ist, nicht belohnt; und diese jüngste Figur des Dramas beginnt uns Heutigen, weil sie in schwindenden Tendenzen der Zeit mehr, als in poetischer Anschauung gründet, in ihrer Wirkung zu verblassen. Sie war es, die Schiller's festen Plan verrückte und den Bau des vierten Actes umwarf, und wir erkennen es gut, wenn wir auf die Quelle des Dichters noch einmal zurückblicken, wie der schwere Schaden in diesem Organismus entstanden ist. In den überlieferten Figuren, in Carlos und Philipp ist die sichere Größe des Werkes, sie, die der überbeweglichen Empfindung des Dichters und seiner reichlich combinirenden Phantasie feste Schranken boten, sind gerade in der

Mischung von Gegebenem und frei Gefundenem zu voller poetischer Wahrheit erwachsen. Für Posa dagegen war das Entscheidende: sein Untergang, erst von Schiller zu ersinnen, und hier sahen wir ihn von Anfang an der Anschauung und des festen Bildes beraubt: daß der Marquis einen Opfertod sterben soll, deutete schon der erste Entwurf an, und immer mehr im Fortgang der Arbeit erschien dem Dichter der Tod für einen Freund und für eine edle Sache zugleich als herrlichste That; allein die Schwierigkeit, dies nur Geplante zu einem innerlich Nothwendigen zu erheben, besiegte er nicht, und alle Gewaltsamkeiten des Stückes und seiner gezwungenen Motive entstammen von hier. Zugleich aber entstammen von hier jene über das Poetische hinausdrängenden, unmittelbaren Wirkungen des Gedichts, welche durch ein Jahrhundert seinen Ruhm ausgemacht haben, und welche bis in unsere Zeit hinein, in der Dichtung und im Leben, auf der Tribüne und im politischen Kampf, Posa's Gestalt als Typus und Muster fortleben ließen. Die Einheit des Kunstwerkes ward so getrübt, aber seine Macht und Geltung für die deutsche Cultur ward erhöht; und wenn Schiller selbst es als ein „Unglück" empfand, daß er noch im Fortschreiten sei und inmitten der Arbeit sich verändere, so schließt doch jenes Unglück einen echten Gewinn ein, welchen der im Künstlerischen strenger beharrende Geist verfehlt hätte.

Eine Fülle echt dramatischer Wirkungen war in dem so beschaffenen Werk vereinigt; aber die ersten Versuche, es der Bühne zu gewinnen, brachten kein volles Gelingen, wie bedingungslos auch Schiller dem Theater seiner Zeit entgegengekommen war. Ohne Zögern opferte er die Wirkungen der Form und schrieb, da für den Jambus eine Bühnentradition nicht vorhanden, und die Zahl der Vershasser unter den Schauspielern groß war, das Gedicht resolut in Prosa um; und er schnitt rücksichtslos ab, was den Bedingungen der Scene zuwiderlief, und was in politischer und religiöser Rücksicht Anstoß geben konnte: er strich den Großinquisitor, machte aus dem Pater Domingo einen farblosen Staatssecretär Perez und verkürzte die Scene zwischen Posa und Philipp. In so verstümmelter Form kam das Stück auf zahlreiche Theater, ohne starke Wirkung zu thun; in Hamburg gab es Schröder, als ein erklärter Freund des Verses, im Jambus und spielte selber, in reiner Natürlichkeit und ohne crasse Tyrannenmanieren, den Philipp. Auch in Mannheim wurde der Vers gewählt, doch ohne alle Wirkung: grade hier, wo man schon den Fiesco „viel zu gelehrt" befunden, war für die Welt, in der der „Carlos" lebte, wenig zu hoffen. Aber in der preußischen Hauptstadt traf, wie der „Fiesco", so auch „Carlos" auf besseres Verständniß: der junge König selbst, Friedrich Wilhelm der Zweite, nahm Interesse an der Aufführung, und weil in jenen ersten Zeiten seines Herrscherthums Vorsätze von Reformen ihn noch erfüllen mochten, sah er den Auftritt zwischen Philipp und Posa voll Theilnahme an: „Die Scene soll gut gespielt worden und Seiner Majestät dem dicken — sehr ans Herz gegangen sein," berichtet Schiller, „ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Weit stärker noch als in der Darstellung wirkte das Gedicht in seiner literarischen Form: mit dem „Carlos" erst gewann Schiller den Beifall der Alten wie der Jungen, der Naiven wie der Gebildeten. Die unbedingte Zustimmung

der Kritik empfing der Dichter, und der berühmte, der meisterhafte Autor, wird er jetzt, die anerkannte literarische Großmacht; und ausdrücklich setzt man das neue Product seinen älteren entgegen und nennt es einen Höhepunkt der dramatischen Dichtung, der für den großen Haufen freilich nicht so viel bedeuten werde, wie ein Stück von der Art der „Räuber". Einwände im Einzelnen erhob man genug, gegen die verwickelte Intrigue des Stückes, gegen das unklare Märtyrerthum des Posa, und man trieb den Dichter so zu dem Rettungsversuch in den „Briefen" an; allein in dem Ganzen erkannte man begeistert ein herrliches Nationalwerk und stellte es neben Lessing's Nathan hin, neben Goethe's „Iphigenie".

Den Weg auf das Theater, der dem Werk im Erscheinen erschwert schien, hat es nun lange gefunden. Die fehlende Einheit, die in der Geschichte seiner Entstehung gegründet ist, und die lockere Verknüpfung der socialen Tendenzen mit den dramatischen Vorgängen hatten die Wirkung aufhalten müssen, aber sie gänzlich abzuschneiden, waren solche Mängel dennoch außer Stande; und so gewann der „Carlos" die Bühnenexistenz um so sicherer, je tiefer das Gedicht Wurzel schlug in der Seele des deutschen Volkes. Es gleicht darin dem größten dramatischen Gedicht der Nation, Goethe's „Faust", welchem auch eine oft unterbrochene Arbeit die letzte Consequenz geraubt hat, in dem auch die poetischen Schichten unvermittelt neben einander liegen, und der dennoch, wie der „Carlos", allmälig vom Buchdrama zum Bühnendrama geworden ist. Werke von solcher Beschaffenheit wachsen über die Normen der poetischen Gattungen hinaus; sie bilden Wesen von ganz besonderer Art, die nach eigenen inneren Gesetzen nur leben; und wie dieser „Carlos" nun ist, mit seinen großen Fehlern und ewigen Vorzügen, mit seinen der Tiefe nationalen Seins entstammenden Impulsen und der schwingenden Fülle seiner Ideen, in der Hoheit seiner Gestalten und der stolzen Pracht seiner Sprache steht er siegreich da, ein unvergängliches Denkmal deutscher Kunst und deutschen Empfindens.

Lenau und Marie Behrends.

Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie.

Mitgetheilt
Von
Paul Weisser.

Am 6. September d. J. starb in Frankfurt a. M., ihrer Vaterstadt, hochbetagt und von der Welt vergessen, Fräulein Marie Behrends. Sie war einst Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, als im Sommer 1844 die Nachricht durch alle Zeitungen die Runde machte, Nicolaus Lenau habe sie sich zur Braut erkoren. Allzukurze Zeit nur sollte sie der Liebe des Dichters froh werden; man weiß, daß Lenau schon am 22. October desselben Jahres schwer krank aus der Pflege der Stuttgarter Gastfreunde weg nach der Irrenanstalt Winnenthal gebracht werden mußte, in der er zweiundeinhalb Jahre lang in einem bald Hoffnung erweckenden, bald verzweifelt erscheinenden Zustande verblieb, um alsdann nach Döbling bei Wien überführt zu werden, wo ihn am 22. August 1850 der Tod von seinen Leiden erlöste.

Bekannt ist Lenau's langjährige Verbindung mit dem Reinbeck-Hartmann'schen Hause in Stuttgart, in welchem er eine zweite Heimath gefunden, und seine warme Anhänglichkeit namentlich an des Hofrath Reinbeck's Gattin Emilie, die ihm in mütterlicher Liebe zugethan war. Mit Marie Behrends wurden die Stuttgarter Freunde erst nach dem Erkranken Lenau's bekannt. Als Frau Reinbeck ihr mit zarter Schonung die ersten Mittheilungen von der eingetretenen Katastrophe gemacht[1]), kam Marie mit ihrer Mutter nach Stuttgart, um die Nachrichten über das Befinden des Geliebten, den sie schon nicht mehr sehen durfte, wenigstens aus nächster Nähe zu erhalten. Rasch hatte das gemeinsame Leid die gleichgestimmten Seelen zu enger Freundschaft verbunden, die bald auch die theilnehmenden Schwestern Emiliens und unter diesen namentlich die ihr im Alter am nächsten stehende jüngste, Charlotte, verheirathet an Regierungsrath Weisser, mitumfaßte. Diese Freundschaft übertrug Marie Behrends in späteren

[1]) Wir bringen diese Briefe im Nachtrag.

Jahren auf die Kinder des letzteren, eine noch vor Marien gestorbene Tochter, Sophie, und einen Sohn, und ihr verdankt es dieser, mit der Sorge für die einstige Veröffentlichung der Erinnerungen an Lenau betraut worden zu sein.

Eine Schilderung der Persönlichkeit oder des Lebensgangs von Marie Behrends zu geben, müssen wir berufeneren Federn überlassen, solchen, die ihr in ihrer Vaterstadt im Leben nahe standen. Wir beschränken uns auf wenige äußere Anhaltspunkte, die sie selbst uns mitgetheilt hat. Sie war geboren am 4. October 1811 als Tochter des Advocaten und Senators Johann Conrad Behrends, und wuchs im Elternhause mit zwei jüngeren Brüdern heran; den Vater, der auch das Amt eines Schöffen, Syndicus und Bürgermeisters bekleidete, verlor sie schon am 7. September 1843: sie trug noch Trauer um ihn, als Lenau sie kennen lernte; ihre Mutter, eine Tochter des Advocaten und österreichischen Hofraths Wetzel in Frankfurt, starb am 15. Mai 1864; auch beide Brüder, deren einen, Adolph, gleichfalls Advocaten, ihr Bräutigam, wie sie gerne hervorhob, rasch schätzen und lieben lernte (der andere, Philipp, war um jene Zeit vom Hause abwesend), gingen ihr im Tode voran, jener schon im Jahre 1865, dieser 1876. So lebte Marie mehr und mehr vereinsamt, doch erfreute sie sich bis an ihr Ende der ihr verbliebenen Anhänglichkeit jüngerer Familien-Angehöriger. Ein Bild von ihr aus der Zeit, da sie mit Lenau bekannt ward, besitzen wir nicht; in den Briefen ist von einem, indes nicht zur Zufriedenheit ausgefallenen kleinen Porträt die Rede, das der Maler Karl Müller von ihr gemalt[1]), und nach einer Bleistiftzeichnung, mit der Moritz v. Schwind dem erkrankten Freunde in Winnenthal noch Freude machen sollte, hat sie selbst später vergeblich Nachfrage gehalten. Wir selbst durften die damals so jäh vom höchsten Glück ins tiefste Weh gestürzte Braut bei ihren Besuchen in Stuttgart nicht sehen[2]). In späteren Jahren, als das schwere Geschick ihr seine ernsten Spuren gar deutlich ins Antlitz geprägt hatte, ließ noch das helle, milde Auge und ein gefälliges Gleichmaß der Züge wie des mittelgroßen Wuchses eine Erscheinung ahnen, die geeignet gewesen, den fein empfindenden Dichter zu fesseln.

Marie Behrends war im Juni 1844 mit ihrer Tante Jäger, einer Schwester ihrer Mutter, Gattin eines Frankfurter Bankiers, nach Baden-Baden in die Sommerfrische gekommen; sie war also mit ihren dreiunddreißig Jahren nicht mehr jung zu nennen, aber in angemessenem Verhältniß zu dem um neun Jahre älteren Manne (geboren den 13. August 1802). Sie schrieb uns auch gelegentlich, sie habe oft mit Niembsch (mit anderem Namen wurde er auch im Stuttgarter Kreise nie genannt) über ihr Alter gescherzt und ihn geneckt, daß er eine so alte Braut habe, er solle dies nur Niemandem sagen; gewöhnlich hätten ihn ihre Scherze belustigt, zuweilen habe er aber ernst erwidert, ein junges Mädchen würde für ihn nicht gepaßt, ihn nicht verstanden haben.

Nie hat sich Marie Behrends der Einsicht verschlossen, daß ihre Beziehungen zu dem großen Dichter nicht ihr allein gehören, und sie hat es auch als ein

[1]) Dasselbe befindet sich zu Wien in Privatbesitz.

[2]) Emilie Reinbeck aber schreibt vom Eindruck, den ihre erste Begegnung am 23. October 1844 gemacht: „Ein tief erschütterndes Bild schwersten Kummers, sonst aber ganz der Beschreibung entsprechend, die der begeisterte Dichterbräutigam von ihr gemacht."

Unrecht, noch mehr gegen ihn, als gegen sich selbst, bitter empfunden, wenn sie in Veröffentlichungen über ihn die Lauterkeit und Tiefe dieser Beziehungen mißkannt zu finden glaubte. Der Gedanke aber, bei Lebzeiten mit ihren heiligsten Gefühlen und Schmerzen an die Oeffentlichkeit zu treten, erfüllte sie, wie sie uns schrieb, stets mit Angst und Scheu, und sie habe darum, nach vielen Kämpfen, den Schritt auf unbestimmte Zeit verschoben im festen Vertrauen, daß, wenn je der Moment dafür kommen sollte, sie auch, ihrer Pflicht gegen Niembsch sich bewußt, den Muth zur Veröffentlichung finden werde. Auch als sie uns im Juni 1875 ihre Aufzeichnungen überschickte, bemerkte sie dazu, dieselben seien nicht in der Absicht abgefaßt worden, einem größeren Kreise mitgetheilt zu werden, und es habe sie (nach über drei Jahrzehnten!) noch Niemand, außer unserer Schwester gelesen; da jedoch Alles so niedergeschrieben, wie es sich zugetragen habe, gebe sie diese Bekenntnisse willig preis, wenn damit ein richtiger Einblick in den Gang der Ereignisse gewährt werde. Jetzt, nach dem Tode der Verfasserin, welche so Schweres erduldet, handeln wir nach dem Willen der Verewigten, wenn wir das Siegel von ihren Aufzeichnungen lösen und sie dem öffentlichen Urtheil überlassen, in der Zuversicht, daß sich Niemand dem ergreifenden Eindruck ihrer schlichten Wahrhaftigkeit werde entziehen können.

I.

Aufzeichnungen von Marie Behrends.

Es kann nicht meine Absicht sein, einen Beitrag zu einer Biographie oder Charakteristik Niembsch's zu liefern, sondern nur eine wahrheitgetreue Darstellung der kurzen Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm will ich versuchen aufzuzeichnen. Wie Alles gekommen, möglichst genau schildern, seine eignen Worte anführen, mein Verhalten bei Allem offen bekennen, so wie mir Alles erschienen, es wiedergeben, mehr will und vermag ich nicht.

Bei seiner zweiten Anwesenheit in Frankfurt, stellte er selbst mir die Aufgabe, die „Geschichte der Liebesgeschichte" zu schreiben. Meinen Einwand, ich könne es nicht so schön schildern, wie es gewesen, ließ er nicht gelten und sagte: „Nur ganz einfach, gerade wie es war, aber recht breit und weitläufig, nichts darf vergessen werden".

Es wurde mir nicht schwer, nach seiner Abreise, in meiner damaligen Stimmung, mit dem eben Erlebten, das noch so frisch im Gedächtniß lag, bald zu Stande zu kommen. — Es mag darin ein Ton von Glück, Jugend und Hoffnung vorgeherrscht haben, auch ließ ich meine eignen Gefühle mehr an- und ausklingen. Später, besonders auf Anrathen meiner Cousine, Frau Marie Jäger, kürzte ich Vieles ab, und so entstand, was diese Blätter enthalten. Diese Umarbeitung rückte langsam vor, wurde erst nach Jahren beendet, denn oft fehlte mir die Kraft und war es mir zu schmerzlich, mich damit zu beschäftigen.

Nachdem ich mit meiner Tante Frau Jäger im Juni 1844 etwa zehn Tage in Baden-Baden zugebracht hatte, erschien an einem Donnerstag, d. 27., ein Fremder an der Tafel des Englischen Hofes, der von den anwesenden Herren,

worunter ich nur noch Lewald mit Namen nennen kann, so bewillkommt und empfangen wurde, daß man auf irgend eine berühmte Persönlichkeit schließen mußte. Ebenso war es an den folgenden Tagen, und Tante Jäger, die dem Kreise näher saß, ihre Gespräche theilweise hören konnte, äußerte mehrmals: „Wer es nur ist? Die Herren machen ja viel Wesens aus dem Manne; ich glaube, es ist ein Musiker, sie reden immer von Musik." Außer bei Tische sahen wir ihn öfters beim Verlassen und Betreten des Hotels oder in der Lichtenthaler Allee, wo er uns jedesmal freundlich grüßte. In spätern Gesprächen wiederholte er öfters, wie schon gleich nach dieser ersten Begegnung der Entschluß zu einer Heirath mit mir in ihm entstanden, wie er in sein Zimmer zurückgekehrt vor den Spiegel tretend, an der Halsbinde etwas ordnend gleichsam zu sich selbst gesagt habe: „Nun, du kannst's ja versuchen, du darfst sie ja zur Frau begehren."

In diesen ersten Tagen war er mir eigentlich nicht besonders aufgefallen, erst am nächsten Sonntag, Abends, wo sich beim schlechten Wetter Alles in die Säle wegen der Musik drängte, erblickte ich ihn, an eine Säule gelehnt, in der Menge, ernst, schweigsam, allein. So oft ich aufsah, bemerkte ich seine Blicke auf mich gerichtet. Von Zeit zu Zeit fuhren wie trübe Schatten über seine Stirn; ich versank in Nachsinnen. Wie des fremden Mannes Kummer heilen? wie seine düstre Stimmung erheitern? war schon an diesem Abend der Gedanke, der mich unablässig beschäftigte, der sich meiner immer mehr und mehr bemächtigte. Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältniß zu ihm; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband. Auf diesem Gedanken oder Gefühl beruht meine Liebe, oder es ist eins mit mir, dieses unerklärliche, unwillkürliche, unfreiwillige Gefühl. Wenn wir gegen Abend in der Lichtenthaler Allee spazieren gingen und ich ihn durch die Biegungen des Weges in hellem Rock und gelber canarienvogelfarbiger Weste kommen sah, oder wenn ich nur den hellen Rock zu sehen wünschte, sah ich fragend Berge und Bäume an; jedes Blümchen, jedes Gräschen, glaubte ich, müsse mir etwas sagen, was ihn erheitern könnte. Wenn wir, auf einer Bank ausruhend, den Vögeln Brot streuten und ganze Schwärme herbeikamen, war mir immer, als müßten die muntern Thierchen mir sagen, thue dies, mach's so, dort wächst das Kraut, das ihn heilt.

Montag Abends, als wir gegen halb 9 Uhr Thee tranken, was wir immer in einem Parterre-Zimmer, neben der Restauration, thaten, wo um diese Zeit fast niemand war, trat er herein, setzte sich uns gegenüber und begann sogleich ein Gespräch mit den Worten: „Die Damen haben sich auch die Lichtenthaler Allee zu ihrem Lieblingsspaziergang erwählt." Dann ging er auf Badens Umgebung über; ich redete, wie mir's in den Sinn kam, ganz ungenirt mit, pries den Wasserfall, worauf er erwiderte: Die Damen sollten das nächste Jahr nach Ischl gehen, da ist die Natur erst großartig, und beschrieb uns die Gegend, noch mehr den Eindruck, den die Natur auf die Seele des Menschen hervorbringe, d. h. auf die seine. Tante Jäger erwähnte im Verlauf des Abends, sie erwarte ihre Schwiegertochter aus Frankfurt, um mit ihr weiter zu reisen, wodurch er auf sein Vorhaben kam, der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Frankfurt am

28. August beizuwohnen; er charakterisirte mit wenigen Worten Schiller und Goethe: Schiller, ein in sich selbst versunkener Dichter, was schon die Haltung seiner Statue zeige; Goethe müsse den Blick frei erheben über die Welt, weltgebietend.

Ich war Zuhörerin geworden, mehr und mehr dem Eindruck seiner Persönlichkeit, seines ganzen Wesens und Geistes hingegeben. Ich war ganz verändert, als ich auf mein Zimmer kam, wie aus einem Traum zum Leben erwacht, oder in neue schöne Träume versunken, eine Welt voll Gedanken, ein Meer von Empfindungen bewegten mich, die mir aber nicht klar wurden. So hatte noch nie Jemand vor mir geredet, auch eine solche Stimme hatte ich noch nicht gehört.

Am folgenden Morgen (Dienstag, 2. Juli) kam Frau Marie Jäger, der Tante Schwiegertochter, mit ihren Kindern. Die Aeußerung des Unbekannten, er sei von dem Fräulein in der Leihbibliothek durch sein Porträt erkannt worden, veranlaßte Tante Jäger, deren Neugierde aufs Höchste gespannt war, mich dorthin zu senden, um endlich zu erfahren, wer es sei, — sie nannten mir den Namen Lenau. Zurückgekehrt, reichte mir die Tante ein Paket mit den Worten: „Die Bücher, die Du gekauft, sind schon angekommen." Ich versicherte, keine gekauft zu haben. Der Portier, der sie heraufgebracht, habe ausdrücklich gesagt: für die Dame in Nr. 44. Nochmals versichernd, nichts davon zu wissen, wollte ich das Paket ihm zurückbringen. Unsere Debatten endete Marie, indem sie rieth, es zu erbrechen, damit man sähe, was es sei. — Ich erbrach das Siegel, eine Leier. Es waren seine Gedichte mit einem Gedicht an mich und Visitenkarte. „Das ist von dem Fremden von gestern Abend!" stotterte ich. Meine Ueberraschung, Aufregung und Verlegenheit waren grenzenlos; unmöglich kann ich beschreiben, was in mir vorging; ich wollte nicht mit zu Tische; auf Zureden meiner Verwandten suchte ich mich zu fassen. Marie beruhigte mich am besten, indem sie mir einredete, jemand seine Gedichte zu schenken, sei bei einem Dichter nichts so Unerhörtes; er habe dies wohl schon mehr gethan, sei auch vielleicht schon abgereist. So ging ich mit, wagte aber natürlich nicht vom Teller aufzusehen. (Später erzählte er mir, wie er mich, und mit Vergnügen beobachtet, und sich daran erfreut, daß ich kaum drei Bissen heruntergebracht habe.) Marie kannte ihn von früher her, von Stuttgart aus[1]) und erneuerte ihre Bekanntschaft mit ihm. Abends beim Thee wagte ich's, ihm für sein Geschenk zu danken, und sagte ihm zugleich, daß ich ihn gestern nicht gekannt habe.

An den beiden folgenden Tagen gesellte er sich auf unseren Spaziergängen kurze Zeit zu uns, kam zur Theestunde, wo er sich meist mit Marie unterhielt.

[1]) Marie Jäger war Tochter des berühmten Kupferstechers Johann Friedrich Wilhelm Müller und Schwester des Malers Karl Müller. Auch Lotte Gmelin, mit der sich zu verloben Lenau bei seinem Stuttgarter Aufenthalt im Jahre 1831 in Schwab's Hause nahe daran war, gehörte durch ihre Mutter derselben Familie Müller an. Dies mag zu der auch in der neuesten trefflichen Lebensschilderung Lenau's von Professor Dr. Max Koch (in der Einleitung zu seinen Werken in Kürschner's National-Literatur) wiederholten Angabe geführt haben, Marie Behrends sei eine Verwandte jener Lotte gewesen. Beiläufig sei hier des eigenthümlichen Zusammentreffens erwähnt, daß, wie nach öffentlichen Blättern, des Dichters geliebte Sophie von Löwenthal nur einige Wochen vor Marie Behrends, so Lotte Gmelin kaum eine Woche nach ihr, am 11. September d. J., als Wittwe des Oberamtsarztes Hartmann in Döffingen gestorben ist.

Desto mehr beschäftigte ich mich mit ihm und seiner Poesie, die mich früher schon so angezogen hatte durch die Schönheit ihrer Sprache und Bilder, ihre Genialität und Tiefe der Empfindung, aber jetzt in seiner Gegenwart, unter seinem persönlichen Einfluß, ganz anders auf mich einwirkte, sich meiner ganz bemächtigte. Ich konnte nicht loskommen, las immer wieder und wieder. Wie bewegten sein Leid und seine Klagen mir die innerste Seele; durch ihn lernte ich die Natur kennen und verstehen. Seine Lieder in ihrem hohen Gedankenflug, so großartig und tief, hoben mich über diese Erde; sie schienen mir Klänge aus höheren Welten, und bewundernd staunte ich den Geist an, der sie geschaffen. — Damals gefielen mir besonders die Naturschilderungen, später habe ich auch die schmerzensreichsten Lieder ganz verstehen lernen; kein Ton derselben ist mir fremd geblieben; manchmal denke ich, Vieles darin sei nur für mich geschrieben, ich könne den geheimsten Sinn herausfühlen.

Freitag Morgens, während die beiden Frauen Jäger einen Besuch machten und ich sie erwartend auf und ab ging, kam er zu mir. Hier redete er zum ersten Mal allein mit mir; nur durch seine große Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit konnte ich meine Schüchternheit überwinden. Er entschuldigte sich halb und halb, mir nach der ersten Unterredung, ohne meinen Namen zu wissen, seine Gedichte geschickt zu haben. Niemand habe ihm sagen können, wer ich sei; die einen hielten mich für die Tochter, andere für die Schwiegertochter der älteren Dame, oder für eine Wittwe. „Wer sie auch sei," habe er gedacht, „meine Gedichte müssen in ihre Hände kommen." Er fragte mich nach meinen Eltern, nach unsrer Art zu leben u. dgl. Auch Sonntag Morgens, als ich mit der kleinen Marie, dem Töchterchen, spazieren ging, hatte er uns vom Spielsaal aus erblickt, gesellte sich zu uns und fragte nach deren Mutter, welche unwohl war. „Sie haben ihr durch Ihre Gedichte den gestrigen Tag recht verkürzt; ich habe ihr viel vorgelesen, ich darf nicht gerade sagen erheitert." „Nein, Heiterkeit ist der Charakter dieser Dichtungen nicht." — „Aber Sie können doch auch heiter sein, ich sehe Sie oft lachen. Sie müssen manche Ursache haben, froh zu sein, Sie haben gewiß viele Freunde." — „Ja, aber es hat bis jetzt meinem Leben immer an einer Versöhnung gefehlt. So heiter wie in Baden war ich lange nicht, ich kam recht düster hier an. Sie sind mir eine so liebe Erscheinung. Sie haben im ersten Augenblick, durch Ihre bis jetzt noch nicht gesehene Weiblichkeit, einen so wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht." — Dann erbot er sich, Marie Jäger etwas vorzulesen, was aber nicht anging; als ich früher einmal auf ihren Wunsch darum gebeten, hatte er geantwortet: „Ich thue es seit langer Zeit nicht mehr, aber für Sie recht gern." — Fast unwillkürlich entschlüpften mir die Worte: „Um Sie zu erheitern, würde ich gern etwas für Sie thun." „Wirklich, wirklich, ich werde Sie einmal daran erinnern." — Auf der Spazierfahrt nach dem Ebersteiner Schloß, wozu ihn Tante eingeladen, war er oft lange Zeit still und in sich gekehrt. Er hatte Kopfweh, sah leidend aus; wie überlegte ich, womit ich ihn nur einen Augenblick froh machen könne. Sonntag Nachmittags in Lichtenthal blieb er nur kurz bei uns. Er hatte die Todesnachricht eines Freundes erhalten, des Grafen Alexander von Württemberg, der in Wildbad gestorben. Er war sehr erschüttert dadurch; dieser Freund habe in

allen Lagen treu und fest an ihm gehangen. Ich gab ihm einen schönen einsamen Spaziergang an, der ihm wohlthun würde. — Ich konnte nur an seinen Kummer denken und der Tante, die sehr gesprächig war, kaum antworten.

Abends, bei der Musik, als er sich neben mich setzte, war ich so vergnügt, so vergnügt! Er sprach viel über Musik; ihren Einfluß auf ihn, wie sie seine Seele emporhebe, über Beethoven, dessen Symphonien, nannte sie das Größte, was es gäbe, wie bedeutungsvoll war jedes seiner Worte. Ich hörte still zu, sie klangen in mein Ohr wie eine höhere Musik.

Montags (8. Juli) sahen wir ihn nur ganz kurz in der Lichtenthaler Allee, und in zwei Tagen sollten wir gehen! Dienstag Morgens reiste Marie Jäger mit ihren Kindern ab; er nahm Abschied von ihr und brachte ihr ein vierblättriges Kleeblatt.

Nach Tisch wollte er uns auf einem Spaziergang begleiten; es kostete mich einen harten Kampf, ihn zu bitten, es nicht zu thun. Abends während der Musik saß er lange neben mir. Es wurden Polkas gespielt, und der Regen strömte; er sagte: „Beglückend war mir Ihre Nähe. Wenn Jemand im Stande wäre, mich ganz glücklich zu machen, so sind Sie es. Liebe Marie! Sie haben mich ganz verändert. Ich rede sonst nicht leicht mit Jemand von mir selber. Sie haben alles Herbe in mir gelöst, ich könnte Ihnen Alles sagen." Wie war mir? Ich wußte nicht, ob ich träume. Wohl war ich glücklich, aber mit Angst. Es war der Anfang eines neuen Daseins. Mittwoch, den 10., Nachmittags reisten wir ab, er begleitete uns an den Wagen. Ewig seh' ich ihn vor mir, als ich, mich umkehrend, noch einen Blick auf ihn warf.

Wie anders kehrte ich zurück, als ich gegangen war. War es mir zu verdenken, daß dieser Mann einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte? Noch ganz erfüllt davon, theilte ich sogleich bei meiner Rückkehr Alles meiner guten Mutter mit und verhieß ihr seine baldige Ankunft in Frankfurt. Dieselbe erfolgte schon am 16. Juli Abends, nachdem er zuvor bei Marie Jäger in Rippoldsau gewesen. Am folgenden Morgen brachte ihn Herr L. Jäger zu uns. Nachmittags, auf einer Spazierfahrt mit Tante Jäger nach Soden, gab's keine Gelegenheit, besonders mit ihm zu reden; er sagte mir nur, er wolle uns am nächsten Morgen besuchen, nur für mich sei er gekommen.

An diesem Donnerstag sprach er sich gegen meine Mutter aus. Er entschuldigte sein ungestümes Andringen an mich; der Wunsch einer näheren Verbindung habe dabei zu Grunde gelegen. Er böte mir Alles an, was er besitze: seinen Namen, seinen Rang und eine unwandelbare Liebe. — Meine Mutter stellte ihm mancherlei entgegen: daß sie ihn so gut wie gar nicht kenne und er wohl selbst einsähe, daß sie das Glück ihrer einzigen Tochter nicht in die Hände eines ihr ganz fremden Mannes legen könne; die Vermögensverhältnisse, indem ich nur wenig besäße; die Verschiedenheit der Religion, seinen Adel; daß ich ihm später nicht genügen werde, er mit Recht eine geistig begabtere Frau verlangen könne, ich nur einfach fürs häusliche Leben erzogen sei; ob seine Verwandten eine Verbindung mit mir auch gerne sähen; sie möge mich in keine Familie treten lassen, wo ich nicht gut aufgenommen sei. — Er suchte sie zu widerlegen, ich sei ihm recht, wie ich sei, er bedürfe nur meiner Liebe; sein Adel sei kein Hinder-

niß, auch die Religion nicht; er stehe über und unabhängig von jeder einseitigen Auffassung der Religion (wie man aus seinen Dichtungen ersähe); ein Mann seines Alters habe nicht nöthig, bei einer Heirath seine Verwandten zu befragen. Er habe übrigens nur eine Schwester, die sich seines Glückes freuen werde. — Kennen lernen solle und dürfe die Mutter ihn, doch gestand er ihr zu, daß, wie sie sich ausdrückte, Nahrungssorgen in jeder Ehe sehr nachtheilig seien, für ihn doppelt, und er diesen Punkt zu ordnen suchen werde.

Nachdem er noch länger mit meiner Mutter allein geredet, erbat er sich eine Unterredung mit mir allein; ich stand vor ihm, bis ins Innerste bewegt. Er wiederholte, daß ich zu seinem Glück nothwendig sei, er könne mich nicht mehr verlieren; wenn ihm dies mißlänge, sei sein ganzes Leben zerstört, er sei dann geknickt für immer. Auf mich habe er seine Hoffnung, seine Zukunft gebaut. Vom ersten Moment an habe das klar vor seiner Seele gestanden; er habe keine Minute geschwankt, gerade auf sein Ziel sei er los geschritten, und er wolle und müsse es erreichen. Ich müsse ihm beistehen, auf seiner Seite sein und Alles thun, um die Hindernisse, auf die er nicht gefaßt, aus dem Wege zu räumen. — Ich suchte ihn zu beruhigen, es würde sich schon Alles zum Guten lenken lassen. Einstweilen sei er meiner und meiner Liebe gewiß und sicher. Mein ganzes Herz schüttete ich vor ihm aus, was ich in seinen tiefsten Falten bisher versteckt gehalten, brach nun hervor und immer blieb der Grundton, daß ich nur für ihn leben wolle und sein Glück; wie ich vom ersten Moment an nachgesonnen, was ihn froh und glücklich machen könne. Dies freute ihn, das sei die geheime Sympathie; die Liebe sei der geheime Zug der Seelen gegeneinander; ich habe meine Bestimmung gefühlt.

Meine Mutter behielt ihn zu Tische, Abends kam er mit Jägers, er etwas früher. — — — Am andern Tage kurzer Besuch. Dann ging er zu Mendelssohn nach Soden, erzählte viel von ihm und seiner schönen Frau; er habe einen Spaziergang mit demselben gemacht und ihm vorgeschlagen, den Text zu einem Oratorium für ihn zu schreiben. Mendelssohn, wie ein echter Künstler, habe sich ganz hinreißen lassen und mit Begeisterung seinen Stock geschwungen.

Ebenfalls redete er viel von einem lieben Freunde Moritz von Schwind, dem er Alles anvertraut hatte. Samstags kam er länger, las uns vor, sprach viel über Musik, die wir zusammen treiben wollten, schärfte mir ein, fleißig zu üben. Die Stunden verstrichen wie Minuten bei seinen Gesprächen. Sonntags, nachdem er mit Hillers auf dem Kirchhof am Grabe meines Vaters gewesen und von dem Verstorbenen „seinen Segen zu unserer Verbindung erfleht", bestürmte er in der Abschiedsstunde meine Mutter so mit Bitten und Vorstellungen, ihr Jawort zu geben, ohne die Gewißheit könne er nichts vornehmen, wäre unfähig zum Handeln, könne nicht fort, sie solle ihm doch vertrauen, daß sie nachgab und in Gottes Namen „Ja" sagte. Sie hatte ihn sehr lieb gewonnen und schenkte ihm das größte Vertrauen.

So schied er als mein Verlobter, was ein Geheimniß bleiben sollte — in vier Wochen hofften wir ihn wiederzusehen. —

Er wollte in Stuttgart mit Herrn v. Cotta wegen des Verlags seiner Werke reden und dann in Wien das Nöthige ordnen.

Auf diese letzte Unterredung bezieht sich der Brief, der nach acht Tagen aus Stuttgart einlief und der meine Mutter vollends zu seinen Gunsten stimmte; wer so denkt und schreibt, dem kann ich mit Beruhigung meine Tochter anvertrauen, sagte sie. (In diesem Briefe vom 26. Juli nennt er die Stunde, wo sie ihre Einwilligung gab, die glücklichste seines Lebens.) Wir antworteten ihm. Langsam verstrich mir die Zeit, aber ruhig ergab ich mich in das Nothwendige.

Freitag, den 2. August, nach Tische schellt es; als ich die Thüre des festen Verschlages öffne, steht er da. Die Seligkeit dieses Moments läßt sich nicht beschreiben, sprachlos führte ich ihn ins Zimmer. Ich konnte mich vor Freude nicht fassen, ich fühlte mich erhoben über die Erde, ihre Sorgen und Unvollkommenheiten; meine Füße schienen sie kaum mehr zu berühren. Wenn ich ihn ansah, ihm die Hand reichte, war ich vollständig, vollkommen glücklich und fühlte eine innere Befriedigung, wie sie uns gewiß nur in seltenen Momenten hienieden geboten wird. Meine steten Versicherungen, daß ich vollständig glücklich sei, mir gar nichts fehle, freuten ihn ungemein.

Samstags waren wir im Theater, im Fidelio, den er eine Hymne der Freude nannte. Hiller war mit ihm und bemerkte, wie ich der Aufführung wenig Aufmerksamkeit schenke, sondern mit den Augen nur ihn suche. Sonntag aßen wir bei Tante Jäger und fuhren nach Tisch spazieren. Inzwischen war Herr Fritz Jäger bei meiner Mutter gewesen und hatte ihr gestanden, er habe die Sache nicht länger verschweigen können, sondern Einigen in der Familie mitgetheilt und auf Montag Abend eingeladen. Dies war Niembsch höchst unangenehm; die Zeitungen würden sich dieser Neuigkeit bemächtigen, seine Angehörigen es auf diesem Wege hören und sich gekränkt fühlen. Ich that, was ich konnte, um das Geschehene, an dem ich ganz unschuldig war, wieder gut zu machen, erbot mich an Frau Fritz Jäger zu schreiben, daß sie die Gesellschaft unterlasse, gegen Jedermann die Sache ableugne, so käme es nicht als Thatsache ins Publicum. Zuerst war er hiermit einverstanden, nachher entschied er wieder anders, es möge so seinen Lauf nehmen. — So fand die Familiengesellschaft statt, wo er Allen vorgestellt wurde.

Er war hauptsächlich zurückgekehrt, um meiner Mutter seinen Vertrag mit Herrn v. Cotta zu zeigen, durch welchen ihm für fünf Bände (bereits erschienen) 20,000 Gulden zugesichert waren. Er war sehr beglückt darüber; auf dieser sicheren Grundlage gedenke er weiter zu bauen, die Mutter würde nun alle Bedenken aufgeben. Sie erklärte sich zufrieden. Mein Bruder Adolph, der ihn nun kennen lernte, schätzte ihn bald sehr hoch und sah in meiner Verbindung mit ihm nur Gutes.

Bei diesen Geldverhandlungen jetzt und auch schon früher, schon am ersten Tage, bedauerte ich, nicht reich zu sein, damit er sich mit solchen Sorgen nicht plagen dürfe, worauf er stets erwiderte, er habe ja gleich meiner Mutter gesagt, er habe nicht nach meinem Vermögen gefragt. Dies seien ihm keine bekümmernden Sorgen; im Gegentheil, es werde sehr gut auf ihn einwirken, für Jemand zu leben und zu sorgen, dies habe ihm ja bisher gefehlt. — Jetzt beklagte ich sehr, daß er eigentlich meinetwegen sich um alle diese Dinge bekümmern müsse, da wiederholte er öfters, er habe keine drückenden Gedanken, die Arbeit

sei ihm leicht, und jetzt, wo er einen Lebenszweck habe, werde sie ihm noch viel leichter werden. Wenn die Mutter noch hie und da Bedenken äußerte, sagte er: ihm sei nicht bang, er werde doch so gut etwas verdienen können, wie jeder Andere. Er fühle seine Kraft. Jetzt ergreife er das Leben wieder mit Freudigkeit, ich gebe ihm seine Jugend wieder. Es sei auch gerade ein großes Werk fertig, auch habe er noch viele Pläne und Entwürfe, die sich ohne große Mühe ausarbeiten ließen. Dann wolle er etwas fürs Theater schreiben.

Viel erzählte er von der ungeheuern Beredsamkeit, die er bei Cotta entwickelt, wie gern dieser zu seinem Glück etwas beigetragen und dem schönen Strauß, den er auf seinem Teller gefunden.

Bei diesem zweiten Besuch war er sehr viel bei uns. Es waren für mich Tage des reinsten Glücks; täglich schien meine Liebe für ihn zu wachsen. Ich fühlte mich als seine Braut so erhoben, so beglückt. Immer mehr schlossen sich unsere Seelen aneinander an, er immer herzlicher, inniger, zutrauensvoller und heiterer. Alle seine Gespräche führten auf unsere Bekanntschaft in Baden zurück; es sei eine Fügung Gottes, überall sehe er Gottes Finger. Ohne das Zureden eines Herrn im Omnibus wäre er in einem anderen Gasthof eingekehrt, hätte mich vielleicht nie gesehen. „Du bist mir von Gott bestimmt; hätte ich Dich vor zehn Jahren kennen lernen, mein ganzes Leben wäre anders geworden. Aber so ist's auch gut; auf einem steilen Pfad bin ich zu einem schönen Ziele hingegangen." Die Scheu, die seine geistige Ueberlegenheit mir einflößte, war überwunden; ich trat immer mehr aus mir selbst heraus, fragte ihn, neckte ihn, sagte oft, ich könne nicht begreifen, warum er mich liebe? Was ist da viel zu begreifen, es ist so, ich bedarf nur Dein Herz. Meine Marie, meine Poesie und die Musik! — Deine Seele liegt wie ein klarer Spiegel vor mir, ich will aber schon Alles hervorziehen, was da verborgen liegt. — Sie ist oft so still (häufig redete er in dieser Weise zu mir), ich werde sie aber schon reden machen! — — Wenn eine gewiß natürliche Zaghaftigkeit, ihm gegenüber, mich dennoch befiel, redete er so liebe, liebe Worte, sagte: „Wenn ich die Treppe heraufgehe, habe ich eine Vorahnung der Zukunft; es wird schön werden, sehr schön, da wirst Du mir entgegenkommen, wie jetzt auf mich gewartet haben." Ein anderes Mal sagte er, wie er in Baden Fragen an mich gerichtet, mit dem Wunsch, so oder so möge ich antworten; es solle Glück bedeuten, wenn ich die richtige Antwort gäbe. Wie er mich beobachtete, meine Neigung und ihr Wachsen, sich vorgenommen habe, bis zu einem gewissen Punkt mit mir zu kommen, ich es ihm erschwert, durch meine große Zurückhaltung. Da machte ich ihm Vorwürfe über seine Hinterlist, und daß er mich so ausgespäht. Herzlich lachte er alsdann und sagte: „Du bist ein dummes Kind, aber beschreibe mir, wie Dir's zu Muthe war. Herzerl! Poetenbraut! das hört sie gern."

Natürlich kamen auch Augenblicke tiefer Rührung und innerer Bewegung, oder eigentlich war ich stets bewegt, brach in Thränen aus, die er vortrefflich zu verscheuchen verstand.

Ich warf mir meine Undankbarkeit gegen die Poesie vor, durch die ich doch zuerst so zu ihm hingezogen wurde; neue Gedichte sollten entstehen, das Ausruhen und die Erquickung auf blumigen, weichen Wiesenwegen sollte besungen

werden, der Eintritt in den kühlenden Wald, wo jeder Baum und jedes Gräschen süße Düfte ausströmten, und eine ganze Serie Marienlieder sollte folgen.

Auch das Gewöhnliche und Alltägliche erhielt bei ihm einen anderen Ton, als bei anderen Menschen. So saß ich stundenlang neben ihm; seine Worte, seine schöne melodische Stimme klangen an mein Ohr; er sagte mir manches über sich, was er noch Niemand gesagt. —

Hat er da nicht eine Fülle großer Gedanken gegen mich ausgesprochen? Es offenbarte sich mir der ganze Reichthum seines Herzens und Geistes; alles Edle, Große und Schöne, was in ihm lag. — Treu habe ich es bewahrt.

Er blieb bis Dienstag, den 6., Abends.

Einen Spaziergang machte ich mit ihm, wo er sehr vergnügt war. „Wie ein guter Genius geht sie an meiner Seite."

Diese einzig schönen Tage verstrichen. Er empfahl mir heiter seine Rückkehr zu erwarten, tröstete mich mit liebevollen Worten über seine Abwesenheit, scherzte mit der Mutter, er wolle mich mitnehmen, ich sei zu betrübt. Endlich riß er sich los, er schied — ohne Wiederkehr! —

Violine spielen hörte ich ihn nicht.

Seine Abwesenheit ertrug ich in dem Gedanken an seine Rückkehr. Er schrieb mir, nicht sehr häufig. Seine Briefe blieben sich gleich an Liebe, ich konnte keine Veränderung seiner Gesinnung darin wahrnehmen. Andere werden es wohl auch nicht. (Am 20. September kam er nach Stuttgart zurück). Im letzten Brief[1]) ließ er mich seine baldige Ankunft hoffen —, ich hoffte von Tag zu Tag, bald, er würde schreiben, bald, er würde mich überraschen. Bange Ungeduld ergriff mich. Da kam ein Brief von Fr. v. Reinbeck[2]) mit der Nachricht seiner Erkrankung. Sie that ihr Möglichstes, um mich nicht allzu sehr zu erschrecken, doch fühlten wir wohl, es könne kein unbedeutendes Uebel sein. Sie forderte mich auf, ihm zu schreiben — Es kamen bessere Nachrichten, dann wieder schlimmere; meine Angst und Aufregung wurden so groß, daß sich meine gute Mutter entschloß, mit mir nach Stuttgart zu reisen. Ich war auf Schlimmes gefaßt und fand — — das Aergste, was es gibt. — Sehen durfte ich ihn nicht[3]). Während wir dort waren, wurde er nach Winnenthal gebracht. Unvergeßlich bleibt mir die Theilnahme der Hartmann'schen Familie, sowie Gustav Pfizers und seiner Frau. Meine Dankbarkeit dafür hört nicht auf.

Wie ich dies schreckliche Schicksal ertrug, was ich gelitten, gehört nicht hierher; ich vermöchte nichts zu schildern, wenn ich auch wollte. Es war ein furchtbarer Uebergang vom größten Glück zum tiefsten Schmerz. Es hat mich ganz verändert; nie konnte ich wieder werden, wie ich zuvor war. Die ganze Welt erschien mir in einem anderen Lichte, wie ein schwarzer Schleier hatte sich

[1]) Dem vom 27. September.

[2]) Wir geben denselben und den folgenden, vom 8. und 12. October, im Nachtrag.

[3]) In den Aufzeichnungen von Emilie Reinbeck wird gesagt: „Und das arme unglückliche Mädchen war wirklich gekommen in der Angst ihres Herzens, und verlangte zu wissen, wie Alles stehe, und es brach ihr das Herz fast, daß sie ihn nicht sehen durfte. Was hätte sie wohl gelitten beim Anblick dieser körperlichen und geistigen Zerrüttung!"

darüber gelegt, verdüstert Alles; das Loos der Menschheit wie bejammernswerth.

Ich mußte fortfahren, ihm zu schreiben —, qualvolle Briefe. Bei besseren und schlimmeren Nachrichten verstrich der Winter. Im Sommer 1845 entschlossen wir uns abermals nach Stuttgart zu gehen, wo ich krank wurde.

Hier erst erfuhr meine Mutter durch Frau v. Reinbeck Alles, was wir bisher nicht wußten, sowie was sich im Verlauf der Krankheit ereignete und was mit Ursache war oder den Ausbruch hervorrief[1]).

Unter den vielen deutschen Frauen und Mädchen, welche die Beschreibung seiner Leiden und seiner Kämpfe lesen, wird manche entrüstet fragen: und suchte die Braut nicht durch freiwilliges Zurücktreten ihn zu erleichtern, seine Seelenpein zu lindern, um ihn zu retten? Für Alle, an deren Urtheil mir etwas liegt, habe ich obige Bemerkung gemacht, wie ich viel später die näheren Umstände erfahren, und muß hinzufügen, daß Frau v. Reinbeck Vieles anders darstellte, als es in biographischen Schilderungen der Fall war. (Gelesen habe ich seiner Zeit übrigens nur „Lenau in Schwaben von E. Niendorf.") Ich will mich nicht stärker und besser hinstellen, als ich bin, damals hätte ich weder Frau v. Reinbeck noch meiner Mutter geglaubt, er habe mich zu seinem Glück nicht mehr nöthig. Nur er selbst hätte diese Ueberzeugung mir geben können. Aber einmal davon überzeugt, hege ich die feste Zuversicht, daß Gott mir die Kraft geschenkt hätte, mein Glück dem seinigen zum Opfer zu bringen, ohne ihn die Größe dieses Opfers ahnen zu lassen.

Ich glaube noch hinzufügen zu müssen, daß meine Mutter weder den Wunsch äußerte, noch das Verlangen stellte, er möge hier in Frankfurt seinen Wohnsitz nehmen. Er erklärte sich gleich Anfangs dazu entschlossen. Er habe nicht mehr nach Wien zurückkehren wollen und deswegen einen Paß auf drei Jahre genommen. Mir sagte er, er wolle mich nicht von meiner Mutter trennen; er gönne mir das Glück, noch eine zu besitzen. Später scheinen sich seine Ansichten hierüber geändert und er sich für Stuttgart bestimmt zu haben, Wien stets verwerfend.

Einmal sagte er, wie in seiner Liebe zu mir Vieles ihm neu sei, er sich ganz glücklich fühle, wie nie zuvor.

Auf seine Frage, ob es mir leid wäre, daß er katholisch sei, antwortete ich entschieden: nein; wir haben doch wohl eine Religion, wir glauben beide an einen Gott, die Unsterblichkeit unserer Seelen, ein besseres Leben, einen Himmel! nicht ohne Dich, setzte ich kaum hörbar hinzu.

Ende des Jahres 1875.

Vorigen Sommer las ich schon längst erschienene Biographien über N. von Auersperg und Frankl[2]). Die Art und Weise, wie darin manches mich Betreffende dargestellt wird, veranlaßt mich, einige Punkte, die ich nur kurz be-

[1]) Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß hiermit das Verhältniß zu Sophie von Löwenthal und deren Briefe an Lenau nach Stuttgart gemeint sind.

[2]) Bis zu dieser Zeit hatte Marie Behrends eine unüberwindliche Scheu vor diesen Veröffentlichungen über Lenau gehabt.

rührt, etwas weitläufiger zu erörtern. Ich habe dabei besonders im Auge, meine Mutter vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, als habe sie allzu rasch, ohne die Verhältnisse gehörig zu prüfen, in die Heirath gewilligt.

Als Niembsch meiner Mutter seine Wünsche kundgab (er endete mit den Worten: „Gottlob, jetzt ist's heraus, und mir wieder leicht"), ließ sie ihn ganz ausreden, machte ihm aber sogleich mancherlei Einwendungen und sagte wörtlich: „Meine Tochter ist mit ihrer Tante, der Frau Jäger gereist, die als reiche Frau allgemein bekannt ist, dies hat Sie vielleicht veranlaßt zu glauben, sie sei auch reich, dem ist nicht so." Er unterbrach sie rasch mit den Worten: „Ich habe ja nicht darnach gefragt." „Das glaube ich Ihnen schon," fuhr sie fort, „Sie haben sich bisher um Geldangelegenheiten wohl wenig bekümmert, aber glauben Sie mir und meiner Erfahrung, Nahrungssorgen sind das Grab des Glücks in jeder Ehe, bei Ihnen aber doppelt; dies kann ich Sie, so kurz und wenig ich Sie kenne, versichern. Sie müssen einigermaßen sorgenfrei leben." Er gab dies zu und sprach davon, mit Cotta wegen seiner Werke zu reden. So viel ich mich erinnere, sagte er, Cotta habe ihm nur sehr wenig gegeben, und er würde doch wohl Ansprüche auf etwas Bedeutendes machen können, es würde sich gewiß Alles zu ihrer Zufriedenheit gestalten. Wie niedergebeugt er durch diese Hindernisse war, habe ich beschrieben, auch wie ich ihn zu beruhigen suchte, diese Hindernisse würden sich nicht als unüberwindliche herausstellen u. dgl.

Als meine Mutter inne ward, wie tief er verstimmt war, suchte sie ihn aufzurichten. Es sei ja noch gar nicht Alles für ihn verloren, es könne ja noch gut werden. Sie hätten sich schon über Manches verständigt. Sie habe es für Pflicht gehalten, ihm gleich zu sagen, ich sei nicht reich, aber immerhin besäße ich ein kleines eigenes Vermögen, Vermächtniß einer Tante. Sie würde eine einfache Ausstattung hinzufügen. — Ich sei äußerst einfach erzogen, mache keine Ansprüche, verstände einen Haushalt zu führen und könne mich in Alles schicken. „Freilich weiß ich nicht," setzte sie hinzu, „wie Sie gewohnt sind zu leben; man kann mit Wenigem auskommen und auch viel brauchen." Er versicherte, er mache keine Ansprüche und habe keine großen Bedürfnisse.

In den folgenden Tagen drang er mit Bitten in meine Mutter, sie möge ihre Einwilligung geben. Sie schlug es ab. Eine solche Sache ginge nicht so schnell, wie er geglaubt, sie müsse sich mit ihren Verwandten berathen; die Zustimmung des ältesten Bruders meines Vaters sei nöthig. Erst in der Abschiedsstunde rang er ihr das Jawort ab, wie ich schon beschrieben.

Nach zwölf Tagen kehrte er zurück, um der Mutter seinen Vertrag mit Cotta zu zeigen, der ihn sehr beglückte. — Wenn ich sehr bedauerte, daß er diese Schritte habe thun müssen und mir Reichthum wünschte, damit er sich mit diesen äußeren Dingen nicht zu befassen habe, antwortete er stets wie ich gesagt, ich solle mich doch beruhigen, ihm seien es keine schweren Sorgen u. dgl.

Meine Mutter besprach auch mit ihm, was ungefähr zum Leben nöthig sei, und gab ihm nochmals zu bedenken, daß von den Zinsen seines zwar schönen Capitals und des meinen kein Haushalt zu führen sei und ihm *vorerst* die Aufgabe zufiele, noch etwas dazu zu verdienen, später werde dies weniger nöthig; doch er blieb voll Zuversicht auf die Zukunft und voll Muth. — Er hatte mit

Umsicht und ruhiger Ueberlegung gehandelt und sein Ziel auf richtigem Wege und mit klarer Einsicht zu erreichen gesucht. —

Gleich am Tage seiner Ankunft sagte er: ich solle ihm glauben, er werde mehr verdienen, als die Mutter für nothwendig erachte. Nach verschiedenen Seiten stünden ihm Wege offen. Bis jetzt habe ihm oft nichts daran gelegen zu erwerben, aber jetzt sei es anders, und was er einmal in seinem Leben gewollt, habe er ganz gewollt. Voll Besorgniß um ihn, wiederholte ich, wir hätten zu unserem Glück wohl nicht so viel nöthig, ich wenigstens lege auf die äußeren Dinge keinen Werth; er dürfe sich nie anstrengen, nicht abmühen oder mit Sorgen plagen. — — Da suchte er mich wieder zu beruhigen und scherzte über meine unnöthigen Thränen.

Auch in seinen Briefen spricht sich keine Unruhe aus, im vorletzten eine Verstimmung, weil ihm etwas nicht nach Wunsch ginge. Ich antwortete, wie mein Herz es mir eingab und habe wohl den richtigen Ton getroffen, dies zeigt sein letzter Brief vom 27. September. Auch Frau v. Reinbeck bestätigte dies später, mein Brief habe ihn beruhigt, und er habe öfter wiederholt, ich verstände ihn ganz. —

Bei unserer Anwesenheit in Stuttgart 1845, wo Frau v. Reinbeck meiner Mutter Vieles über die Krankheit mittheilte, hob sie seine pecuniären Sorgen nicht hervor, sondern stellte sie mehr als Krankheitssymptom, denn als Krankheitsursache dar. Aus ihren Aufzeichnungen[1]), die ich nun (Ende des Jahres 1875) gelesen, ersieht man, daß sich Niembsch wohl Sorgen machte. Es ist mir dies ein neuer, schwerer Kummer, ein Gedanke, der mich beständig verfolgt und peinigt. Doch traten diese Sorgen zumeist nach der Lähmung im Gesicht auf. Medicinalrath Schelling sprach wiederholt gegen uns die Ansicht aus, der Schlag äußerlich habe Zusammenhang gehabt mit innerlichen Erschütterungen. — Die Biographen übersehen dies; sie stellen Manches in anderen Zusammenhang und scheinen bei ihren Bemühungen, die Ursachen der Krankheit zu ergründen, Manches unrichtig aufzufassen. Ihre mich tiefverletzenden Ansichten und Urtheile vermag ich jetzt nach so langen Jahren nicht mehr zu berichtigen. Was mich einigermaßen beruhigt, ist, daß Frau v. Reinbeck in vielen Punkten ganz mit mir übereinstimmt.

Zur weiteren Rechtfertigung der Handlungsweise meiner Mutter dient, daß sie nicht nur auf eine Verbesserung ihrer Vermögensverhältnisse mit Sicherheit hoffen durfte (welche Hoffnung ja auch vollständig in Erfüllung ging), sondern auch die öfter wiederholte Zusage meines Onkels, mir bei einer etwaigen Verheirathung sogleich eine gewisse Summe geben zu wollen.

Mehr als hierauf hindeuten mochte sie nicht, besonders da mein Onkel damals auf seinem Landgut in der Wetterau lebte und er sich noch nicht bestimmt ausgesprochen hatte. —

---

[1]) Wir geben daraus unten im Nachtrag einiges hierher Bezügliche.

II.
Briefe Lenau's.

1. An Frau Schöff Behrends,
Frankfurt a. M.

Baden-Baden, den 26. Juli 1844.

Innigst verehrte Frau!

Als ich am Sonntage erst mit dem zweiten Train nach Mainz abreisen konnte, fiel es mir sehr schwer, daß ich der frühen Stunde wegen Ihr Haus nicht noch einmal betreten durfte, das theure Haus, das nun meine freudigsten und schönsten Hoffnungen, mein ganzes Schicksal einschließt. Vor meiner Abreise besuchte ich noch Herrn Fritz Jäger, und er kam gegenbesuchend dann noch auf mein Zimmer. Sehr freundlich und wohlwollend sprach er mir Manches von den Verhältnissen Ihrer geehrten Familie. Nicht mit einem Wort verrieth ich gegen ihn meine Wünsche und meine Stellung zu Ihnen und Ihrer geliebten Tochter; doch entnahm ich nicht ohne ein gewisses Bangen aus seinen Reden, wie wichtig der Mann ist, dessen Einsprache zu befürchten steht, wie groß die auf ihm beruhende Hoffnung und somit auch das Opfer wäre, das mir gebracht würde, wenn eine solche Einsprache unbeachtet bliebe. Mir könnte vielleicht mein ungeduldiges, Entscheidung forderndes Andringen in der letzten Stunde unsers Zusammenseins zum Selbstvorwurfe gereichen, wenn diese Stunde nicht die glücklichste meines Lebens gewesen wäre.

Den „Vorbehalt der Einwilligung", der noch jetzt wie ein finstrer Schatten durch meine Seele geht, hatten Sie mir in den früheren Unterredungen beharrlich entgegengehalten; erst in den letzten Augenblicken nahmen Sie, von mir beschworen, ihn zurück, und finden vielleicht jetzt bei beruhigterer Stimmung, daß Sie es zu früh gethan. Ihre Worte: „ja, es ist zu schnell gegangen", ließen mich schon beim Abschied so etwas ahnen. Nicht der überwältigenden Macht des Augenblicks und nicht einer überraschten Aufregung Ihrer zärtlichen und gütigen Mutterliebe will ich das Glück meines Lebens zu verdanken haben, sondern Ihrer ruhigen und festen Ueberzeugung, daß Ihre geliebte und herrliche Tochter mit mir glücklich, glücklich wie ich mit ihr, sein werde. Die Hand, die uns segnet, soll nicht im leisesten zittern aus banger Befürchtung. Jener Vorbehalt soll darum vorerst zu Ihrer Beruhigung für Sie, herzlichst verehrte Frau, noch stehen bleiben. Für mich gibt es keinen Vorbehalt, keine Bedingung. Mein Entschluß ist unbedingt und unerschütterlich wie meine Liebe.

Ich bitte Sie dringend, mir nach Stuttgart, wohin ich morgen abreise, poste restante zu schreiben: Niembsch von Strehlenau, doch muß ich zugleich bitten, den Brief zeitig genug abzusenden, daß er mich noch während meines achttägigen Aufenthalts dort antrifft.

Einige Worte von der Hand der unaussprechlich geliebten Marie würden mich sehr beglücken.

In innigster und dankbarster Verehrung
Ihr gehorsamster
Niembsch.

2. An Fräulein Marie Behrends,
Frankfurt a. M.

Stuttgart, den 9. August 1844.

Meine geliebte Braut!

Was hast Du an mir für Wunder gethan! Ein längst begrabner Friede, eine innige Freude am Leben und der heiterste Muth, ihm wieder recht lebendig und kräftig anzugehören, alle diese guten Genien hast Du mir aus ihren Gräbern heraufbeschworen, und nichts Schmerzliches ist in meinem Herzen geblieben, als die Nothwendigkeit, mich jetzt von Dir zu entfernen. Deine Begegnung in Baden war der letzte Versuch, die letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes an mich, ob ich noch vor meinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle? Aus Deinen lieben Augen leuchtete mir die entscheidende Frage in die innerste Seele, und ich sprach ein herzhaftes Ja!

Du bist mein unablässiger wonniger Gedanke. Ich liebe Dich über allen Ausdruck. O meine Marie! Gern hätte ich noch einen Brief von Euch hier erhalten; doch werde ich, wie es scheint, ohne diese Labung fortmüssen. Nur der heutige Abend könnte sie mir noch bringen.

Morgen früh um 4 Uhr reise ich nach Wien. Cotta ist noch in Dotternhausen. Ich habe an ihn geschrieben und das Nöthige hier bestellt. Heute gehen meine Gedichte in neuer und vermehrter Auflage mit dem Postwagen an Dich ab. Ich empfehle Deiner Aufmerksamkeit besonders die Waldlieder am Schluß des zweiten Bandes. Meinen Liedern wird es wohl werden in Deinen Händen, weil das Herz, das sie gesungen, jetzt und auf immer Dein ist.

Deinen Herrn Onkel Philipp möge in religions-kriegerischer Hinsicht beruhigen, daß ich mit einem eifrigen Katholiken Nichts gemein habe als einen Mariencultus, den ich aber auf meine Weise zu feiern gedenke. Leb wohl, Du meine liebe, herrliche Braut! Grüße herzlichst Deine edle, vortreffliche Mutter und Adolph, den ich wie meinen Bruder liebe.

Dein Niembsch.

3. An Frau Schöff Behrends,
Frankfurt a. M.

München, den 11. August 1844.

Hochverehrte, vielgeliebte Schwiegermutter!

Soeben bin ich hier angekommen. Ich beeile mich, Ihnen etwas Nachricht von meiner Reise zu geben. Gestern früh 4 Uhr verließ ich Stuttgart und kam Abends 9 Uhr in Augsburg an. Nach kurzer aber erquickender Nachtruhe fuhr ich diesen Morgen hierher, um Mittags 1 Uhr mit dem Eilwagen nach Wien zu eilen. Ich ziehe den Landweg der Donaufahrt darum vor, weil mich der Eilwagen ununterbrochen meinem Ziele zuführt, so daß ich übermorgen, den 13., bei guter Zeit in Wien sein werde, in 50 Stunden bin ich in der Residenz des gesalbten Blödsinns. Auf der Donau könnte ich erst den 14. Abends dorthin gelangen. Dann will ich recht die Zeit dazwischen nehmen und Alle, mit denen ich's zu thun habe, und Ihnen Bericht erstatten über meine Erfolge. In meinem Leben that ich noch keine Reise, die mich so langsam dünkte; nie war mirs auffallend und lästig wie jetzt, daß die Erde so ein millionbuckeliges Kameel ist. So oft der Postillon den Hemmschuh einlegt, ist mir zu Muth, als legte er ihn sperrend an meine Seele. Eine Gemüthsart wie die meinige hat Leiden in ihrem Gefolge, aber auch Freuden, von welchen die Bedachtschrittigen und Gemachtrittigen keine Ahnung haben. Ich muß schließen, die Stunde der Abfahrt naht. An Marie, die Auserwählte meines Herzens, tausend schönste Grüße. An Adolph einen brüderlichen Handschlag und die Bitte, mir bald nach Wien zu schreiben (nebst Einschluß von Mariechen).

In liebevollster Verehrung
Ihr getreuer Sohn
Niembsch.

4. An Fräulein Marie Behrends,
Frankfurt a. M.

Wien, den 18. August 1844.

Meine geliebte Braut!

Schönsten Dank für Deine beiden lieben Briefe. Sie haben mir das beglückende Bewußtsein bestärkt und erhöht, daß Dein Herz mir angehört. Dieser große und geheiligte Besitz hat mir das Erdenleben, dem ich schon in einem hohen und bedenklichen Grade entfremdet war, wieder zum heimathlichen Boden umgewandelt, wo ich fortan rüstig und freudig schaffen und wirken und Dir immerdar Liebe und Ehre weihen will, so lang ich lebe.

Den 14. August bin ich Morgens 6 Uhr hier angelangt. Leider ist der Mann, der meine Papiere in Verwahrung hat, auf 8 Tage nach Steyermark verreist, wodurch der Betrieb meiner Angelegenheiten eine mir höchst peinliche Verzögerung erleidet, doch wird der sehnlich Erwartete wahrscheinlich in den nächsten Tagen wiederkehren und dann alles Nöthige von mir mit größtem Nachdruck besorgt werden.

Sehr willkommen ist mir die Antwort Deines Onkels Ph. Nunmehr kann ich mich einer allseitigen freundlichen Zustimmung Deiner geehrten Verwandten erfreuen, für welche ich stets dankbar sein werde.

Ich bin, wie Du Geliebte Dir leicht denken magst, bedeutend verstimmt über die Verzögerung des höchsten meiner Wünsche. Hätte ich mir doch am allerwenigsten eingebildet, daß die steyerischen Felsen mir zu den ersten Steinen des Anstoßes werden sollten! Immerhin aber hege ich die freudige Hoffnung, den 10. September in Frankfurt zu sein und Dich an mein Herz zu drücken.

Meine Schwester Therese wohnt mehrere Stunden von Wien entfernt auf dem Lande, wohin ich meiner Geschäfte und einiger Ermüdung wegen bis jetzt nicht abgehen konnte. Indessen versichere ich Dich in ihrem Namen des herzlichsten Empfangs und der innigsten Schwesterliebe. Sie ist eine vortreffliche Frau und wird die Nachricht von meinem Lebensglück gewiß mit lebhafter Freude vernehmen.

Den 19. August.

Ich habe heute Mittel gefunden, in die Wohnung des Depositars meiner Papiere eingelassen zu werden und den Schrank, der mein kleines Archiv einschließt, zu öffnen. Mein Taufschein, das Wichtigste der Papiere, befindet sich bereits in meiner Brieftasche; auch nahm ich verschiedene Verlassenschaftspapiere zu mir, aus welchen sich die Verstorbenheit meiner Eltern auf eine für die Behörden genügende Weise für den Fall ergeben würde, daß die Einsendung der betreffenden Todesscheine mit Umständlichkeit oder Zeitverlust verbunden sein sollte. Leb wohl, geliebte Braut, sei glücklich wie ich und freue Dich auf unser Wiedersehen, wie ich mich darauf freue.

Schönste Grüße an die verehrte Mutter und meinen theuren Schwager Adolph. Empfiehl mich Deinen Verwandten Allen, namentlich der Familie Jäger aufs beste.

Dein Niembsch.

Schreibe bald und viel!

5. Herrn Dr. Adolph Behrends,
Frankfurt a. M.

Wien, den 27. August 1844.

Hochgeehrter Herr!
Vielgeliebter Schwager!

Erst so spät beantworte ich Ihren Brief, weil ich nicht an Sie schreiben wollte, ohne Ihnen einige Resultate meines Hierseins mittheilen zu können. Dr. Alexander Bach, Hof- und Gerichtsadvocat dahier, ist erst seit einigen Tagen von einer Erholungsreise nach der Stadt zurückgekehrt. Er war es, dessen Gegenwart ich abwarten wollte, weil er nicht nur einer der tüchtigsten hiesigen Juristen, sondern außerdem mir persönlich ergeben ist, und daher zu erwarten steht, daß er alles Nöthige mit ebensoviel Geschick als förderlichem Nachdruck betreiben werde. Seiner Angabe nach habe ich mich zuvörderst an die ungarische Hofkanzlei zu wenden um Erlangung eines Zeugnisses, daß meiner Verheirathung und Domicilirung in Frankfurt kein Hinderniß entgegensteht. Zu diesem Behuf hat er bereits den Taufschein meines seligen Vaters, mein Adelsdiplom und meinen eignen Taufschein übernommen und bei besagter Behörde die nöthigen Schritte gethan, deren Erfolg mir und Ihnen, mein vielgeliebter Schwager, demnächst bekannt werden soll. Nach einigen Tagen hoffe ich Ihnen meinen Taufschein zuschicken zu können. Nach Dr. Bachs Meinung dürfte die Erlangung des Frankfurter Bürgerrechts nicht ohne Verlust meines ungarischen Staatsbürgerrechts für mich möglich sein. Zu solchem Verzicht bin ich aber im gegenwärtigen Momente noch nicht entschlossen, umsoweniger, als sich mir in der Perspective der Zukunft Aussichten auf ehrende Anerkennung, ja selbst auf reale Vortheile von Seite meines Vaterlandes eröffnen. Da ferner das Frankfurter Bürgerrecht zur Hauptsache meines Herzens und Lebens, nämlich zum Besitz meiner innigst geliebten Marie nicht wesentlich und nothwendig gehört, so bitte ich Sie, theurer Freund, nach jener Richtung hin vor der Hand durchaus nichts Definitives zu veranlassen. Dagegen aber mit desto concentrirterem Eifer die Möglichkeit meiner baldigen Vermählung mit Ihrer lieben Schwester zu bewirken. Heute habe ich einen sehr beglückenden Brief von meiner schönen Braut erhalten, den ich morgen mit Muße und Liebe beantworten will. Mariens Zeilen

kamen mir in diesen Tagen des Formalitätsdienstes wie eine himmlische Erquickung. — In der ersten Hälfte Septembers hoffe ich mit Hülfe der Götter und Advocaten nach Frankfurt zu kommen. Dann wollen wir erst über eine Wohnung entscheiden.

Da es Ihrem Brief nach nicht unumgänglich nöthig ist, mich hier aufbieten zu lassen, so laß ich das weislich bleiben, denn es könnte nicht ohne Verlust von wenigstens 6 Wochen, oder noch mehr, geschehen.

Mit meinem herzlichen Dank für den treulichen Eifer, den Sie in meiner Angelegenheit an den Tag legen, verbinde ich schönste Grüße an die verehrte Mutter und meine geliebte Braut, auch die geehrten Verwandten, namentlich Mad. Marie Jäger.

Ich umarme Sie, und ich möchte sagen: ganz Frankfurt, wenn nicht so viele Neugierige und — darin wohnten.

Ihr liebevoller Schwager
Niembsch.

6. An Fräulein Marie Behrends,
Frankfurt a. M.

Wien, den 29. August 1844.

Meine geliebte Braut!

Mehr als die volltönendste Lobrede eines Kritikers haben mich Deine freundlichen Worte über meine Gedichte erfreut und erhoben. Diese erhalten für mich eine neue Sanction und Weihe, wenn sie einer so reinen und hohen Seele gefallen wie die Deinige. Wenn mein Geist unter Stürmen und rauhem Unwetter des Geschicks gleichwohl manche Blume getrieben hat, die das deutsche Volk an seine Brust gesteckt, so wird er in glücklicherer Zukunft unter dem milden und schönen Himmel Deiner Liebe noch Gedeihlicheres hervorbringen. O wie sehne ich mich nach den Tagen, die ich an Deiner Seite, in herzinnigem Zusammenschluß unserer Seelen leben werde. Wie steht das liebe Baden gepriesen und gesegnet in meiner Erinnerung! Obgleich kein Kurgast im physischen Sinne des Worts, war ich doch auch ein solcher in andrer Weise, und ich habe dort meine Heilquelle gefunden in dem ersten leisen Geflüster Deiner Neigung. Liebes Baden! Liebe Marie!

Bald reise ich von hier ab; schreibe mir also nicht mehr hierher, sondern nach Stuttgart (Abgabe des Briefes bei Hofrath von Reinbeck). Das Zeugniß der ungarischen Hofkanzlei wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, in wenigen Tagen an mich ausgefolgt werden. Noch muß ich wandeln über hartes Geröll und durch wüstes Gestrüpp von mancherlei Formalitäten, ich muß den Cherub an der Pforte meines Edens, der mir bald als Canzlist, bald als Pfaff mit der Amtsmiene entgegensteht, mit vergilbten Papieren begütigen, und zum Einlaß bewegen, doch drinnen stehst ja Du, Geliebte, und ich lasse mir darum die kleinen Plackereien gern gefallen. Leb wohl, meine Marie. Doch noch eins muß ich Dir sagen.

Es naht der 7. September[1]. Mäßige, ich bitte Dich dringend, die Macht Deines gerechten Schmerzes. Mir bangt vor dessen Wirkung auf Deine Gesundheit. Die Todesfeier Deines geliebten Vaters wirst Du nicht unwürdig begehen, wenn Du dem Andrang Deines Schmerzes am theuren Grabe Gedanken an unsere Zukunft entgegenhältst, einer Zukunft, die gewiß mit dem Sinne und den Wünschen des Verewigten übereinstimmt. Nicht Abweisung Deines Schmerzes, denn er ist schön und gerecht, nur Mäßigung erbitte ich von Dir, als Dein Verlobter. Grüße schönstens Deine hochverehrte Mutter und Deinen lieben Bruder.

Dein Niembsch.

Ich habe unterdessen meine Schwester Therese besucht und mit meiner Nachricht ganz die Aufnahme gefunden, wie ich sie erwartet hatte. Sie grüßt Dich mit innigster Schwesterliebe[2].

[1]) Der Todestag ihres Vaters.

[2]) Hier schalten wir aus einem zu unserer Verfügung stehenden Brief Lenau's an Em. Reinbeck vom 5. September ein: „Dieser Kampf mit allerlei Formalitäten wäre mir lästig, wenn nicht der Preis ein so schöner wäre und, wie ich hoffe und fest glaube, ein für den Rest meines Lebens sehr beglückender. Marie, meine liebe Braut, ist eine tief sittliche und bezaubernd

7. An Dieselbe.

Wien, den 9. September 1844.

Meine geliebte Braut!

Die Tage seit meinem letzten Schreiben an Dich sind mir in ungeduldiger Erwartung dessen hingeschlichen, was äußerlich wohlthut, damit ich zu meinem ersehnten Ziele endlich gelange. Von Tag zu Tag harrte ich auf das Zeugniß der ungarischen Hofkanzlei, daß meiner Vermählung nichts entgegenstehe; vor acht Tagen war dasselbe nicht nur bewilligt, sondern auch bereits ausgestellt, doch aus Versehen der hohen Hofstelle die erforderliche Form nicht wahrgenommen worden. Man hatte nämlich versäumt, die Urkunde präsidialiter auszufertigen, was wegen der einzuholenden Legalisirung durch die hiesige Staatskanzlei unerläßlich war. Die Schrift mußte also von neuem ausgefertigt und dann erst der Staatskanzlei zur Beglaubigung vorgelegt werden. Endlich, endlich ist sie mir nunmehr zugestellt worden, und ich beeile mich, Dir, innigstgeliebte Marie, anzuzeigen, daß ich im Besitz aller Erfordernisse bin, um die Frankfurter Behörden zufrieden zu stellen. Nur der Todesschein meines seligen Vaters konnte wegen der Entfernung seines Todesorts und seines Sterbetags (er ist seit beinah 40 Jahren begraben) nicht eingebracht werden. Doch fand sich unter meinen Papieren glücklicher Weise ein Schulzeugniß aus meiner Gymnasialzeit, worin mein Stiefvater, ein Dr. medicinae in Ungarn, mit Namen angeführt ist, woraus mit Evidenz sich ergibt, daß meine selige Mutter damals zum zweiten Mal verheirathet, mithin mein Vater bereits verstorben gewesen sein müsse, denn meine Mutter war, wie aus ihrem Todesschein, den ich erhoben, erhellt, katholisch. Uebrigens ist nach meinen Landesgesetzen bei Verheirathung eines großjährigen Mannes sui juris durchaus keine Einwilligung seiner Eltern erforderlich, und ob sie lebend oder todt, für die betreffenden Behörden völlig gleichgültig. Wenn daher, wie es geschehen ist, mir von meiner obersten Landesbehörde in aller gesetzlichen Form beurkundet wird, daß meiner Vermählung kein Hinderniß entgegenstehe, so dürfte der Frankfurter Senat solches wohl auch als genügend erachten.

Sollte ich in dieser Erwartung mich getäuscht finden, so bin ich entschlossen, mich mit Dir, meine liebe Braut, anderswo trauen zu lassen. Nächsten Donnerstag, d. i. den 12. September, reise ich von hier nach Frankfurt ab. O, wie leid thut es mir, daß ich mir Deinen nächsten Brief nach Stuttgart erbeten habe; wie spät erhalt' ich ihn durch die unerwartete Verzögerung meiner Abreise und meine irrende Verfügung! In Stuttgart werd' ich nur wenige Tage verweilen bis zur Beendigung eines Druckgeschäfts mit Cotta'scher Buchhandlung und einer nöthigen Anordnung meiner Vermögenssachen. Dann trete ich wieder über die stille und geliebte Schwelle in der Buchgasse, wo mich die Freude und das Glück meines Lebens erwarten in Deiner lieben Gestalt, o mein Herzerl!

Nun ist der traurige Septembertag Dir auch vorübergegangen, und ich hoffe von Dir nicht minder freudig als liebevoll empfangen zu werden. Viel hab' ich mich in diesen Tagen mit Vergegenwärtigung und Ausmalung unseres Zusammenlebens beschäftigt. Ich werde meine Welt in meinem Hause finden und die Stimme meines alten Josephus Guarnerius und meine eigene werden Dir gar oft und anhaltend im Ohre tönen und wenigstens die letztere, wie ich mich schmeichle, auch im Herzen. Uebrigens hab' ich die herrliche Geige neu bezogen, und vielleicht wird sie in Deiner Nähe noch lieblicher klingen und Dir gefallen. Spiele nur fleißig Clavier, liebste Marie! ich freue mich sehr auf unsere Sonaten. Spielen, Lesen, Sprechen und durch alles immer Lieben, schönes Leben! Grüße mir Deine verehrte Mutter und Deinen lieben vortrefflichen Bruder, meinen theuren Schwager und Freund, auf das allerschönste. Leb' wohl, meine liebe, liebe Marie!

Dein Niembsch.

---

reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Gott erhalte sie mir lange! — — — Mitten in meinen Heirathsbetreibungen hat mich die poetische Stimmung überrascht. Eine neue und wohlgelungene Don-Juan-Scene ist in diesen Tagen entstanden. Seltsam, daß ich in meiner gegenwärtigen Stimmung, die ganz auf treue Begründung eines in sich selbst zufriedenen Bundes gerichtet ist, am Don Juan arbeiten konnte. Gewiß wirkt der Contrast."

8. An Dieselbe.

Stuttgart, den 22. September 1844.

Geliebte Braut!

Eines kleinen Unwohlseins wegen habe ich erst den 15. von Wien abreisen können. Die Reise hierher war eine der unangenehmsten, die ich je gethan. Eine Reihe von Hemmungen und Widerwärtigkeiten mancher Art verfolgte mich von Ort zu Ort. Laß Dir erzählen, liebes Herz!

Die Donaufahrt von Wien geht, oder sollte wenigstens gehen, Tag und Nacht bis Linz. Ich fuhr den 15. Sonntags von Nusdorf bei Wien um 9 Uhr früh ab. Den ersten Tag ging es bei schönem Wetter trefflich vorwärts, doch schon am zweiten Tag 3 Uhr Morgens mußten wir Nebels wegen 4 Stunden stillstehen. Darüber ward es 7 Uhr, und wir fuhren etwa noch zwei Stunden weiter und kamen an ein kleines, schöngelegenes Dörflein Namens Nicolai, wo wir Halt machen mußten. Dieses liegt nicht weit unterhalb jener berüchtigten Stromstelle, die man den Strudel nennt. Der Strominspector hatte sein wehrendes Zeichen vom Ufer aus gegeben, und wir standen abermals stille. Die Gegend war zwar sehr hübsch und ein junger phlegmatischer Russe zeichnete sie mit großem Behagen und ganz unangefochten von dem Verdruß des Aufenthalts auf ein Blatt. Die übrige Gesellschaft aber ward ungeduldig; das half nichts. Es wurden, so hieß es, Schiffe von Oben erwartet, und um eine gefährliche Begegnung in der Stromenge zu vermeiden, mußten wir bleiben, bis sie vorüber wären. Wir standen und harrten bis 1 Uhr, vier volle Stunden. Es war nur ein Schiff vorübergefahren, der Strandmeister erklärte endlich, überzeugt, daß kein weiteres herabkommen würde, wir dürfen fahren. Endlich ging es weiter, doch waren wir kaum über eine Felsenecke in der Krümmung des Flusses hinübergebogen, so kamen uns zwei lange hintereinander gebundene mit Granitsteinen belastete Schiffe gerade an einer Stelle entgegen, wo der Strom, von Bergen geklemmt, sehr enge und klippenvoll, sein Lauf sehr reißend ist. Die Steuerleute erschraken und riefen: „Jesus, Maria! jetzt kommen da Schiffe daher.“ Die Gefahr war groß. Auf beiderseitigen Schiffen wurde mit äußerster Anstrengung gearbeitet um sie auseinander zu halten; ein Zusammenstoß und Alles wäre unrettbar versunken. Die Boote fuhren nur zwei Zoll weit entfernt aneinander vorüber. Es ging glücklich vorbei und durch. In den Momenten des bedenklichen Nebeneinander herrschte auf beiden Schiffen die feierliche Stille der Todesnähe. Nachdem wir entkommen waren, wünschte der Capitän der ganzen Gesellschaft Glück zu ihrer Rettung. Nun ging es weiter, das Wetter ward schlecht, der Abend dunkelte, die Nacht verfinsterte sich so dicht, daß kaum eine fabulose Andeutung der Ufer sichtbar blieb, und ich nicht begreifen konnte, wie man in solcher Dunkelheit steuern könne. Endlich begriffen es die Steuerleute selbst auch nicht mehr, denn plötzlich scharrte und rasselte das Schiff und wir saßen fest. Jetzt galt es, flott zu werden. Eine Schaar reisender Schiffsknechte etwa 30 an der Zahl befand sich an Bord und mußte natürlich sich sogleich in vollste Bewegung setzen. Die starken Männer arbeiteten furchtbar; vergebens, das Schiff lag still und fest, wie verbissen in die Sandbank. Das war um 10 Uhr Abends geschehen, kaum eine Viertelstunde vor Linz. Mich ergötzte die Scene auf dem Verdeck in hohem Grade. Es war ein prächtiger Anblick, die starken und rohen Mannesgestalten, beleuchtet nur von der kümmerlichen Schiffslaterne, aneinander gereiht, am Schiffstau, jeden mit der letzten Kraft zerren zu sehen, auf Commando des Leitenden, im strengsten Takt und mit polterndem Gestampf der gewaltigen Füße. Ich konnte dem Gelüst nicht widerstehen, mitzuarbeiten, und der allgemeine Eifer war so ansteckend, daß ich es an zwei Stunden aushielt, mit aller Anstrengung am Seil zu zerren, um das Schiff zu schieben. Da war es 2 Uhr geworden. Ich legte mich und schlief ungeachtet des Tumults von oben herrlich. Erst um 7 Uhr ward das Schiff flott. Wir fuhren nach Linz. Dort blieb ich den Tag über und die Nacht. Den folgenden Mittag fuhr ich von Linz im Eilwagen nach Salzburg. Ein sehr unzierlicher Kapuziner saß neben mir im Coupé, ein äußerst unangenehmer Nachbar. Er mochte den Ketzer in mir wittern, denn er trat mir von Zeit zu Zeit auf den Fuß, wenn ich eingeschlafen war. Mein Schelten half nichts, der Plumpe trat wieder. Endlich schlief auch er ein, und da die katholische Kirche seit lange sich eines gesunden Schlafs erfreut, so schlief auch mein Pfaffe so fest, daß er nickend sein Käpplein verlor. Mein Fuß und Herz freuten sich über diesen Unfall des ungeschlachten Mönchs; da saß der geschorene Tropf und fror, und ich lachte von Herzen. Den anderen Tag früh kamen wir nach Salzburg. Es freute mich, daß mir mein Capuziner kein juckendes Andenken mitgegeben hatte. Er blieb und ich fuhr sogleich

weiter im Eilwagen nach München, wo ich um 10 Uhr Abends eintraf. Am nächsten Tag trug mich die Eisenbahn nach Augsburg; von dort der Eilwagen nachtdurch nach Ulm und Mittags, gestern, bin ich hier angekommen. Dein lieber Brief lag auf meinem Tische, ich verschlang ihn mit Aug' und Seele. Heute bin ich bereits bei Cotta gewesen, um eine wichtige Angelegenheit, von der ich Dir mündlich sprechen werde und nach deren Beendigung ich dem Glück des Wiedersehens zueile, zu verhandeln. O, wie freue ich mich auf dieses! O liebe, herzliebste Braut, wie freu' ich mich auf Dein Angesicht!

Lebe wohl, grüße die Mutter, die hochverehrte und den lieben Bruder Adolph herzlich.

Dein Niembsch.

Ich muß eiligst schließen, um die Post nicht zu versäumen.

9. An Dieselbe.

Stuttgart, den 23. September 1844.

Geliebte Braut!

Vergib, ich habe gestern die Einladung der gütigen Frau Tante Jäger in der Eiligkeit meines Schreibens zu erwiedern versäumt. Mit großem Dank und Vergnügen nehm' ich das Obdach der vortrefflichen Dame an, und sehr gerne will ich dadurch die Summe meiner Verpflichtungen gegen sie noch vermehren. Daß Du, mein Liebstchen, meinen edlen und aufrichtigen Freund Schwind besucht hast, vorgreifend und ohne meine Einleitung, macht mich nicht böse, sondern vielmehr froh, denn Du hast dadurch einen lieben und großen Menschen um einige Zeit früher kennen gelernt. In ihm lebt eine Fülle von Persönlichkeit, sein Umgang, worin mir jedesmal Empfindung und Gedanke rege werden, gehört für mich zu dem Erwünschtesten des Verkehrs mit Freunden.

Meinen göttlichen Josephus Guarnerius habe ich mitgebracht; auf ihm und meinem Herzen will ich Dir manches Stückchen vorspielen, das Dir, süße Seele, gefallen soll.

Heute bin ich verstimmt und in eine gewisse Wehmuth versunken, weil mir eine Angelegenheit nicht nach Wunsch zu gehen scheint. Sollte das Auffahren auf die Sandbank ein symbolisches Vorspiel davon gewesen sein? Doch, vielleicht löst sich's noch zum Guten.

Meine Ankunft in Frankfurt werde ich Dir einige Tage zuvor melden, damit Du die gütige Tante davon benachrichtigen kannst. Allernächstens schreib' ich Dir wieder. Ich hab' ein großes Verlangen nach Deinem Anblick; er soll mir manche Stelle heilen, die sich mir in dem vielbewegten praktischen Treiben der letztern Zeiten wund geritzt. Gottes Auge weile auf Dir, Du schöne Blume in seinem Garten, und er tränke Dich mit dem reinsten und erquickendsten Thau seiner Segnungen!

Leb' wohl, meine Marie!

Dein Niembsch.

Grüße die verehrten Frauen, Deine Mutter, Mad. Jäger und ihre Schwiegertochter, auch Deinen Bruder herzlich in meinem Namen. Leb' wohl, Du Liebe!

10. An Dieselbe.

Stuttgart, den 27. September 1844.

Geliebte Braut!

Wohl weiß ich, daß es zarter und schonender von mir gewesen wäre, gegen Dich von dem zu schweigen, was mich drückte und verstimmte; doch hab' ich bereits allzusehr die mir unendlich wohlthätige Gewohnheit angenommen, in Dir diejenige zu ehren und zu lieben, die mein Leben, mithin auch meine Freuden und Leiden mit mir theilen wolle, als daß Dir meine, wenn auch vorübergehenden Kümmernisse, ganz unbekannt hätten bleiben sollen.

Ja! leider kann ich noch immer nicht zu Dir eilen und muß die geliebte Buchgasse vielleicht noch 14 Tage unbetreten lassen. Ich bin nämlich damit beschäftigt, meinem mit der Cotta'schen Buchhandlung geschlossenen Vertrage noch eine Modalität zu geben, wodurch ich meiner Zukunft, mithin auch der Deinigen, um eine feste und sichere Stütze mehr zu geben hoffe. Unglücklich für meine Wünsche und meine Sehnsucht, befindet sich derzeit der Hauptgeschäftsführer der Buchhandlung und Vertreter der Miteigenthümerin derselben, der Schwester des Baron Cotta, Herr

Roth, noch in Italien. Ohne seine Zustimmung kann mir, wie er mir erklärte, Cotta nicht zu Willen sein. Er wird in den ersten Tagen Octobers zurück erwartet, und zur Beendigung dieser Angelegenheit erachte ich meine Anwesenheit dahier für sehr wünschenswerth. Wie gern würde ich unterdessen zu Dir eilen, doch eine Reise nach Frankfurt und gleich darauf wieder nach Stuttgart und dann erst abermals nach Frankfurt, wobei ich uns das Leid eines nochmaligen Abschieds zufügen müßte, würde mir allzusehr das Ansehen eines fahrenden Bräutigams geben und wäre um so weniger statthaft, als ich dadurch vielleicht den günstigsten Moment zu den nöthigen Verhandlungen versäumen könnte. Gar zu gerne möchte ich alles Materielle früher in Ordnung haben und mich dann der hohen Freude des Wiedersehens um so ungestörter und ungetheilter hingeben, o geliebte, theure Marie!

Dein ganzer Brief hat mich unendlich beglückt. Ich küsse Dir tausendmal die liebe Hand, mit der Du ihn geschrieben, wie auch die lieben Augen, die um mich geweint haben. Bald hätten wir uns nicht mehr gesehen. Schauderhaft! —

Daß Schwind Dich fleißig besucht, freut mich herzlich. Seine heitere Laune wird Dir manches Lächeln des anmuthigen Mundes abgewonnen haben, um das ich ihn beneide. Mein Guarnerius läßt Dich grüßen. Schreibe recht bald, geliebte, lang entbehrte, schmerzlich entbehrte, herrliche Braut!

Grüße Mutter, die Verehrte, und meinen treuen Schwager Adolph. Warum ich ihm meinen Taufschein und Anderes noch nicht zugeschickt, wird ihm ganz klar und gerechtfertigt erscheinen, wenn ich ihm, was nächstens geschehen soll, meine Gründe eröffne. Heute kann ich nicht mehr, denn der Schluß der Post steht bald bevor.

Gott mit Dir und Deiner Liebe.

Dein dankbarer und liebender
Niembsch.

11. An Dieselbe.

(Ohne Datum und von Lenau nicht abgeschickt, nach Emilie Reinbeck's Briefen am 8. October geschrieben, der Braut später von Emilie mitgetheilt).

Geliebte Braut!

Vernimm, was ich Dir hier eröffne, mit der ganzen Milde Deiner Seele, damit Du mich weniger verdammen als bedauern könnest.

Sonnt., den 29. September saß ich mit meinen geliebten und getreuen Freunden Hofrath v. Reinbeck und seiner Gemahlin am Frühstück. Still und in mich gekehrt, hing ich einem bekümmernden Gedanken nach, der sich bald zum heftigsten Affecte steigerte. Ich sprang und schrie auf und im selben Augenblicke fuhr mir ein ganz neues und fremdartiges Gefühl über mein Gesicht hin. An den Spiegel tretend, sah ich meinen linken Mundwinkel verzerrt, die rechte Wange sammt dem Ohr war lahm und erstarrt, wie todt. Mein erster Aufruf war: „mich hat der Schlag getroffen!" und ich wiederholte ihn zu öfteren Malen. Meine Freunde waren bestürzt und suchten, da sie sehen mochten, welchen Eindruck der Unfall auf mich gemacht hatte, mir etwas anderes einzureden und den entsetzlichen Gedanken in mir zu unterdrücken. Dieses gelang ihnen auch bis auf einen gewissen Grad, denn meine Seele, bisher unablässig mit meiner Vermählungsangelegenheit beschäftigt, wandte sich bald wieder zu dieser zurück, und ließ jenen grausen Gedanken betäubt in ihrem Hintergrunde liegen. Doch später wachte er wieder auf und, bestärkt durch mancherlei Anzeigen von außen, wie durch meine eigenen Reflexionen von innen, steigerte sich der Gedanke „mich hat der Schlag getroffen!" zu immer quälenderer Gewißheit und Schrecklichkeit, und er ist mir zum Urheber unaussprechlicher Leiden geworden. Der Unfall, der mich getroffen gerade in der Zeit, wo ich mit den letzten Vorkehrungen zu meiner Vermählung beschäftigt war, erschien mir und erscheint mir noch immer als ein absprechendes Verhängniß, ein schauerlicher Protest des Schicksals gegen mein Glück und alle meine Anstalten dazu. Ich selbst erscheine mir wie ein vom Tode Bezeichneter; er hat seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen.

Mir ist zu Muth, als habe mein Herz in diesen kummervollen Tagen das Glück meiner Zukunft unter tausend Thränen bestattet. Ein nagendes und unüberwindliches Mißtrauen gegen meine unsichere, leicht zu stürzende Gesundheit und ein banges Grauen vor mir selbst und meinen unheimlichen, höchst reizbaren Nerven erfüllen mich mit unendlicher Trauer und heißen mich dem noch vor kurzem so beseligenden Gedanken an eine eheliche Verbindung, wenigstens in meiner gegenwärtigen Stimmung und Lage schmerzlich entsagen. Ich habe den Muth zum Heirathen durch den unglücklichen Schlag verloren und alle Vorstellungen meiner Liebe und meiner Gesinnung konnten mir ihn bis zur Stunde nicht wiedergeben. Das heftige Gemüth und die zerrütteten Nerven als zwiefachen Todfeind in mir selber herumtragend, könnte ich nicht ohne großes Bangen an den Altar treten. Ich hatte immer einen specifischen Schreck vor dem Schlage, und nun hat er mich getroffen und steht unabweisbar wie ein schreckender Dämon an meiner Seite.

Die unmittelbarsten Folgen dieses Anfalls treten bereits sichtbar zurück und werden ohne Zweifel völlig schwinden.

Uebrigens ist es nicht das Gesagte allein, was mich so tief und gründlich verstört. Ich fühle mich in meiner Gesundheit überhaupt, und besonders in meinem Nervenleben, innerlichst zersplittert und zerschlagen. Die unselige und unverzeihliche Hast, mit welcher ich den letzten Sommer in wenigen Monaten eine Strecke Weges von 650 Poststunden unter beständigen Gemüthsbewegungen zurückgelegt habe, straft sich jetzt auf das bitterste. Schon bald nach meiner Ankunft in Wien wurde ich von sehr copiösen und schwächenden Nachtschweißen heimgesucht, die noch jetzt andauern, und mich noch tiefer herunter zu bringen drohen, wenn ihnen kein Einhalt geschieht.

So steht es um meine Seele, so um meinen Leib.

O Marie! wie muß ich beklagen, daß ich den Frieden Deiner schönen und lieben Seele gestört, gebrochen habe! Nichts kann ich zu meiner Entschuldigung, nicht einmal meine redliche Absicht anführen, daß ich, Dir Liebe und Ehre weihend mein Leben lang, Dein Glück habe begründen wollen; denn der Vorwurf steht und ist nicht wegzubringen: ich hätte mich selbst besser kennen sollen.

12. Herrn Dr. Adolph Behrends.

Frankfurt a. M.

Stuttgart, den 14. October 1844.

Geliebter Schwager!
Theurer Freund!

Ich bin recht krank und in einer Art, daß mein Gemüth tief gestört und aufgeregt ist; eine Stimmung, in der es mir bis heute nicht möglich war, an meine geliebte Braut zu schreiben. Meine getreue Freundin Hofräthin v. Reinbeck hat es übernommen, an meiner statt zu schreiben. Bald hoff' ich im Stande zu sein, in ganz ruhiger Stimmung meiner Marie ausführliche Nachricht über meine Körper- und Gemüthslage selbst zu ertheilen. Ein Brief an sie, bereits fertig geschrieben, war mir nicht geeignet, an sie abgeschickt zu werden, weil in den Zeilen desselben alle Stürme meiner Nervenkrankheit wehen. Gott wird helfen und mein braver Arzt, daß ich an Leib und Seele wieder gesunde und den Weiterbau meines Glücks rüstig und freudig fort- und durchzuführen die Kraft wieder gewinne und den Muth dazu. Beifolgend erhalten Sie, in der Eigenschaft als Rechtsanwalt ein Geschäft, welches ich gefälligst zu übernehmen bitte. Es handelt sich, wie Sie aus dem beifolgenden Brief ersehen werden, um Legalisirung einiger Taufbuchsurkunden für einen Advocaten in Wien, Dr. Alexander Bach, dessen Clienten jener zu beglaubigenden Urkunden bedürfen, und mit welchen Sie sich in geschäftliche Correspondenz zu setzen belieben. Seine Adresse ist

Dr. Alexander Bach, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, Kanzellei im Heiligenkreuzhof.

Leben Sie wohl, und bringen Sie meiner geliebten Braut und der verehrten Mutter tausend Grüße.

Ihr herzlich ergebener Freund und Schwager
Niembsch-Strehlenau.

III.
Nachtrag.

An dieser Stelle beabsichtigen wir, noch Einiges aus einem Manuscriptbändchen mitzutheilen, welches, tagebuchartig und gleichzeitig mit den Ereignissen, Emilie Reinbeck über „Lenau's Erkranken 1844" geschrieben hat. Wir verzichten auf eine vollständige Wiedergabe der überaus peinlichen Krankengeschichte, deren Hauptmomente überdies, zum Theil nach Briefen Reinbeck's, Schurz in seinem Werke „Lenau's Leben" (Bd. II, S. 223 ff.) dargestellt hat; aber wir können es uns nicht versagen, aus dem Bändchen auszuheben, was sich auf das Verlöbniß Lenau's bezieht oder weiterhin geeignet ist, auf den Seelenzustand des unglücklichen Dichters, vor dessen völliger Umnachtung, einiges neue Licht zu werfen. — Emilie schreibt:

Nach seiner letzten Ankunft hier erzählte mir Niembsch, daß seine Freunde in Wien durchaus nicht an seine Heirath glauben wollten. Der Eine behaupte, er besitze gar keine von den Eigenschaften, die ein guter Ehemann nothwendig haben müsse; der Andere versichere sogar, daß er erst dann an die Möglichkeit seiner Verheirathung glauben könne, wenn die Trauung bereits vollzogen sei — u. s. w. Diese einstimmigen Zweifel seiner Freunde hätten ihn ganz verstimmt und irre an sich selbst gemacht.

Da war nichts mehr vorhanden von dem heiteren Vertrauen in die Zukunft, mit dem er mir sechs Wochen früher von Frankfurt Folgendes geschrieben hatte:

„Heute wurde meine Verlobung mit Marie Behrends hier bekannt gemacht, morgen reise ich nach Stuttgart und Wien, um desto bälder wieder zurückzukehren zu meiner Auserwählten. Sie wird mir mit jedem Tage theurer. Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte[1]). Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens. Segnen auch Sie mich, l. E." — u. s. w. — Verschwunden war die frohe Zuversicht, mit der er behauptet hatte: er werde mit seiner Marie eine Musterehe führen. Ihre schönen lieben Augen sollen nie eine Thräne über ihn vergießen! Einen reichen Frühling wolle er durch seine Liebe um seine junge Gattin zaubern, ihr alle Opfer der Kindesliebe und versäumten Jugend tausendfach vergüten! u. s. w. — Ach, und wie bald haben sich diese lieben schönen Augen fast blind um ihn geweint! —

Bei ihm war diese Liebe nur eine schöne Rührung, die wie eine sanfte Melodie verklang vor dem wilden Rauschen ungebändigter Leidenschaft. Bei ihr war's aber der unauslöschlich tiefe Eindruck der ersten Liebe, mit dem Entzücken einer kindlich reinen, bescheidenen Seele, sich durch die Liebe und das Vertrauen eines so ausgezeichnet edlen Geistes so geehrt und gehoben zu sehen, daß er *sie gerade* unter der großen Menge ihres Geschlechtes zu seiner Gattin wählte. — Wie kurz hat ihre Seligkeit gedauert, und wie theuer muß nun das arme unschuldige Herz sein kurzes Glück bezahlen! —

An anderer Stelle heißt es:

Die Briefe seiner bescheidenen, schüchternen Braut mochten wohl im Vergleich mit den sehr häufigen, leidenschaftlichen, vertraulichen Zuschriften aus Wien an Interesse und Lebendigkeit etwas gegen diese zurückstehen.

Er äußerte zuweilen Zweifel an der Tiefe ihres Gefühles für ihn, an ihrer geistigen Begabung, die er dann immer gleich nachher widerlegte: „Ihre Liebe wird sich mehr durch Thaten als durch Worte bewähren. Sie ist ganz Hingebung, der größten Opfer fähig, eine tiefsittliche, bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Ihre sanfte Stille ist Balsam für mein krankes Gemüth. Eine leidenschaftliche Frau würde mich zur Verzweiflung bringen. Ruhe brauche ich, Ruhe, Ruhe!"

---

[1]) Nur diese Stelle ist bei *Schurz*, Bd. II, S. 188, abgedruckt.

Hiermit ganz im Einklange steht, was Emilie fast auf dem letzten Blatte ihrer Aufzeichnungen bemerkt hat:

„Der Entschluß, zu heirathen, entsprang nicht, wie seine Freunde in Wien zu glauben scheinen, aus einem schon gestörten Seelenzustand, es war vielmehr der letzte gesunde Vorsatz, sich von drückenden Fesseln zu befreien und in der gesetzlichen Verbindung mit einem liebenswürdigen, edlen Mädchen, deren treffliche Eigenschaften er bei der kurzen Bekanntschaft ganz richtig auffaßte, Ruhe und inneren Frieden zu finden, sowie einen Beruf und äußeren Antrieb zu geregelter Thätigkeit. Es war der rettende Anker, den er im stürmischen Aufruhr widerstreitender Empfindungen erfaßte; aber er hatte nicht Kraft genug, ihn fest zu halten, und erst da er ihn losließ, fiel er in den schauderhaften Abgrund geistiger Umnachtung!"

Im Anschluß hieran geben wir über die verhängnißvolle Fahrt Lenau's von Wien nach Stuttgart aus dem Tagebuch Emiliens eine Stelle, die uns der Aufbewahrung um so mehr werth erscheint, als sie dem, was über die Entstehung eines seiner letzten Gedichte, des schönen, tieftraurigen, im Nachlaßband mitgetheilten „Eitel nichts!" bereits anderweit bekannt war, einen neuen merkwürdigen Zug hinzufügt:

Auf seiner letzten Reise hierher konnte er im Eilwagen in der Nacht von München nicht schlafen, und stellte, sich zu zerstreuen, in seinem tiefen Mißmuth über die widrigen Vorfälle auf dieser Reise, sich die Aufgabe, ein Gedicht zu verfassen. Er wollte die Probe machen, ob ohne alle Stimmung und äußere Anregung dazu, der bloße feste Wille etwas Befriedigendes leisten könne. — — Da entstand nachfolgendes Gedicht, was zwar bald zu Stande gekommen sei, worauf er aber Schmerzen im Kopfe empfunden habe.

'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte.
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von Dem zum Andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf einst genommen,
So würde man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und seinen Inhalt sickert's auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leck[1]), wer mag daraus noch trinken,
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

In der Krankheit wiederholte er oft einzelne Stellen daraus, und sagte mit tiefem Schmerz: „O, wie prophetisch war dies Gedicht! Das Krüglein bin ich, das Sickern des Wassers, das sind die bösen Nachtschweiße, mit denen meine Lebenskraft fortrinnt, und bald, bald werd' ich zu den andern Scherben sinken!"

Zwischen diesen tagebuchartigen Notizen über den Fortschritt der Krankheit verstreut, hat uns Emilie die nachfolgenden Aeußerungen Lenau's aus jener Zeit wörtlich, wie er sie gesprochen, aufbewahrt:

„Meine ganze Krankheit ist nur ein verfehltes Rechenexempel. Ich wollte noch glücklich werden, glaubte in Maria mein Glück gefunden zu haben, und eilte, mir's zu sichern. Ich hoffte durch diese Eile jedem Einwurf zu begegnen; Alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen, aber

[1]) Statt „leck" hat hier der Nachlaßband das dem Sinne wohl auch angemessenere „leer".

ich hatte mich verrechnet. Ich soll und darf nicht glücklich sein! — Man läßt mich nicht los, und ich werde nun das Opfer der ungezügelten Leidenschaft dieser Frau“ [1]).

„Der Verstand ist nicht, wie man anzunehmen pflegt, eine herrschende oder zum Herrschen berufene, sondern eine dienende Macht, ein Knecht unserer Leidenschaften und Launen, die er rechtfertigen und beschönigen muß.“

„Meine Seele ist nicht wie die der gewöhnlich organisirten Menschen eine glatte Fläche, auf der sich Alles spiegelt, was ihr nahe kommt. — Sie besteht vielmehr aus lauter Höhen und Tiefen, die abwechselnd beleuchtet und durch Schatten verdunkelt werden. Man darf mir daher kein Vergessen und Abfallen vorwerfen, was dafür gilt, ist nur eine solche Verdunklung, und das Gefühl, das erstorben scheint, liegt vielleicht nur für diesen Moment im Schatten und kann alle Tage wieder unter den Brennpunkt der hellsten Beleuchtung kommen.“

„Der tiefste Grund der Seele muß wie der Meeresgrund fest und sicher in undurchdringlicher Verborgenheit ruhen, unbewegt, wenn auch die heftigsten Stürme die oberen Schichten in Aufruhr bringen. Wenn es einmal dahin gekommen, daß dieser Urgrund aufgewühlt worden ist, braucht es lange Zeit, bis die alte Ordnung wieder hergestellt, und eine solche Umwälzung ist immer ein großes Unglück.“

Schon bei Schurz (Bd. II, S. 229) ist, nach mündlichen Mittheilungen Emiliens, kurz angedeutet, daß sich in Lenau während seiner Krankheit immer stärker das religiöse Bedürfniß geregt habe. Wir lesen hierüber ausführlicher in den Aufzeichnungen:

„Als ich ihn einmal,“ erzählt Emilie, „in seiner verzweiflungsvollen Stimmung an die höchste Quelle des Trostes verwies, und ihm zusprach, Gott anzurufen, sagte er: „Es geht nicht, ich möchte gern, sehne mich selbst darnach, aber ich kann nicht beten.“ Ein paar Tage nachher kam er Morgens ganz heiter zu mir herüber und sagte: „Emilie! Heute Nacht ist ein Lichtstrahl in mein Herz gefallen; ich habe gebetet, heiß und inbrünstig, habe die Nähe Gottes, seine Liebe, seinen Trost gefühlt, und mir ist nun wieder leichter zu Muthe.“ —

An einer anderen Stelle heißt es:

„Gegen Abend hatte er (Lenau) wieder größes Verlangen nach mir gezeigt. Er war auf, und wie ich zu ihm eintrat, fiel er mir um den Hals und begrüßte mich aufs Herzlichste. Dann sagte er zu mir: „Emilie! Glaube mir, diese Krankheit war zu meinem Heil, sie hat mich geläutert und war mir ein reinigendes Seelenbad. Ich habe gekämpft, schwer gekämpft, aber ich habe gesiegt. Alles ist jetzt klar geordnet in meinem Geist. Ich habe einen Gedankenbau aufgerichtet, groß und hoch wie ein mächtiger Thurm, und oben auf seiner Spitze hellstrahlend steht das †. Es ist wahr, ich habe die Albigenser geschrieben und sonst manches gottlose Gedicht, aber glaube mir, nie, nie hat sich doch mein Herz vom Kreuz abgewendet, ich habe es geliebt in tiefster Seele, immer. Ja, und ich fühle auch jetzt, wie Gott mich liebt, wie er mich an sein Herz zieht — daß ich Eins mit ihm werde — — —“ Dann steigerte sich seine Rede in unzusammenhängenden Worten zur höchsten Ekstase. Ich bat ihn, sich niederzulegen und auszuruhen, wozu er sich gleich bereit zeigte. Darauf umarmte er mich und sagte mit ganz natürlicher Wärme: „Leb' wohl, liebe Emilie. Grüße die Unsren. Nicht wahr, Ihr werdet mich doch noch achten und werdet mein Andenken ehren? — Ihr waret ja immer so gut gegen mich!“ — Ich wiederholte ihm aus tiefstem Gemüthe die Versicherung unserer treuen Liebe und Verehrung, worauf er mir heiter, beruhigt, die Hand drückte und sich auf die Seite legte, um zu schlafen. — Diese Worte fühlte ich wie einen Abschied in meine Seele schneiden mit der schmerzlichsten Schärfe! — Es waren auch die letzten, die der geliebte unglückliche Freund zu mir sprach.“

[1]) Sophie von Löwenthal.

Aber immer wieder, zwischen solchen Ausbrüchen, wanderten seine Gedanken zu der Braut zurück, und wir würden unserer Pflicht, aus dem uns von Marie Behrends überlassenen Papieren ihre Beziehungen zu Lenau darzulegen, nicht erschöpfend genügt zu haben glauben, wenn wir nicht noch Einiges aus Briefen an sie von Emilie Reinbeck und aus Zuschriften des bewährten Vorstandes der Winnenthaler Anstalt, nachmaligen Directors v. Zeller, anfügten, zum Beleg dafür, daß das Bild der Braut dem Dichter auch in seinen kranken Tagen nicht entschwunden ist.

Emilie Reinbeck an Marie Behrends.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Eine langjährige Freundschaft für Ihren lieben Bräutigam giebt mir das schöne Recht, mit dem warmen Interesse an seinem Schicksal auch das Ihre, insofern es sich mit dem meinen verbunden hat, in den Kreis meiner nähern Theilnahme zu ziehen, und ich wünsche nur, daß auch Sie, liebe Marie, mir Ihr Vertrauen schenken, und mich als eine Freundin betrachten möchten, der ihr beiderseitiges Glück mehr, als Worte ausdrücken können, am Herzen liegt.

Der Grund, warum ich Ihnen heute schreibe, ist hauptsächlich, Ihnen den Eindruck etwas zu mildern, den die Nachricht von der Erkrankung unseres Freundes[1]) auf Ihr Gemüth machen mußte.

Wir haben viel Sorge um ihn gehabt. Seine Gesundheit und Gemüthsstimmung sind durch die vielseitigen Anstrengungen der letzten Zeit so geschwächt und aufgeregt worden, daß er in diesem Augenblick, unfähig einen Brief zu schreiben, es mir überträgt, sein Schweigen zu rechtfertigen, bis er in den nächsten Tagen im Stande sein wird, Ihnen selbst einen weitläufigen Bericht über seinen Zustand zu geben.

Es ist nach dem Zeugniß unseres sehr geschickten Arztes durchaus keine Gefahr für ihn vorhanden; aber seine Aufregung und Reizbarkeit erfordern die größte Schonung und eine ungestörte Ruhe. Daß wir angelegentlich bemüht sind, ihm diese zu verschaffen und durch liebevolle Pflege seinen Zustand zu erleichtern, dürfen Sie versichert sein.

Ich bitte Sie jetzt nur, liebe Marie, uns darin möglichst zu unterstützen, indem sie mit Geduld und liebreicher Schonung diese traurige Störung Ihres Glückes aufnehmen, das, wie ich zu Gott hoffe, bald wieder neu aufblühen wird. Sie werden in seinem Schreiben[2]) den Ausdruck eines kranken Gemüthes nicht verkennen, und ich fühle in Ihrer Seele, wie schmerzlich Sie davon ergriffen sein müssen; aber ich traue der geläuterten Kraft dieser Seele, daß sie den rechten Weg finden werde, unserem lieben Kranken wohlzuthun und wünsche nur durch meine Mittheilung Sie in die Fassung setzen zu können, die gesteigerten Ausdrücke seiner Empfindungen sich eher zurechtzulegen.

Halten Sie fest in Ihrem Vertrauen auf ihn und erquicken Sie den armen hypochondrischen Kranken recht oft mit herzlicher Zuschrift.

Er grüßt Sie innigst.

Mit herzlicher Theilnahme

Ihre aufrichtige Freundin

Emilie Reinbeck.

---

[1]) Der Eingang zeigt, daß dies Emiliens erster Brief an Marie Behrends ist, die dem Herausgeber auch sämmtliche an sie gekommene Briefe Emiliens mitgetheilt hat; es scheint darin von einer Nachricht die Rede, die in eine Zeitung gedrungen.

[2]) Lenau wollte ein eigenes Schreiben beischließen; es fiel dasselbe aber so aus, daß er es, wie der folgende Brief zeigt, nicht abgehen ließ; es ist der oben unter „Lenau's Briefen" abgedruckte Nr. 11.

Dieselbe an dieselbe.

Stuttgart, den 12. October 1844.

Liebe Marie!

Ihrem Wunsch zu entsprechen, recht bald wieder Nachricht von Ihrem lieben Bräutigam zu erhalten, beeile ich mich, Ihren lieben Brief zu beantworten, der mich besonders auch für unsern theuern Kranken sehr gefreut hat, ihm auch als sprechendes Zeugniß Ihrer Liebe und Theilnahme sichtbar wohl gethan hat, ja den ersten Funken rückkehrenden Lebensmuthes, heiterer Zukunftshoffnung wieder in ihm anfachte. Gott sei Dank! es geht heute um Vieles besser, und bei gehöriger Schonung wird seine völlige Genesung rasch von Statten gehen.

Der Brief, den er schon vor einigen Tagen an Sie schrieb, enthielt eine so erschütternde Darstellung seines Zustandes, daß er, da es nun doch wieder besser geht, Ihnen gern den schmerzlichen Eindruck davon ersparen will, und es mir überläßt, durch die wahrhafte getreue Darstellung der ganzen Krankheitsgeschichte Sie damit bekannt zu machen und zugleich zu beruhigen.

Durch die Anstrengungen der Reise und mancherlei Sorgen für die Sicherstellung seiner Zukunft aufgeregt, befiel ihn vor 14 Tagen in Folge eines heftigen Affectes eine Nervenerschütterung, die ihm auf der rechten Seite des Gesichts einige Muskeln lähmte. Seine lebhaft erregte Phantasie sah darin sogleich einen Schlaganfall, welche Vorstellung ihn als ein beängstigendes Gespenst verfolgte, ihm allen Lebensmuth, alles Vertrauen auf seine Genesung, auf die ganze Zukunft raubte, und eine trostlose Niedergeschlagenheit in ihm erzeugte. Daß diese Seelenleiden um so bitterer waren, da ihn der Unfall gerade vor der Schwelle seines Glückes traf, ist natürlich und kann nur Ihr Mitgefühl für ihn erhöhen.

Indessen hat sich die Spannung im Gesicht vollkommen verloren, und ist keine Spur mehr davon zu sehen. Die Versicherung des Arztes, daß durchaus keine weiteren Folgen davon zu befürchten seien, fangen an Glauben bei ihm zu gewinnen, und es ist nunmehr nur noch etwas gastrisches Element zu besiegen, das, mit starken Nachtschweißen verbunden, große Schwäche verursachte.

Darum, meine liebe Freundin, ist es für den Augenblick noch nicht gerathen, daß Sie hierher kommen, da noch zu viel Aufregung von diesem Besuch für unsern Freund zu befürchten wäre. Vielleicht darf ich aber in wenig Tagen Sie dazu auffordern, und können wir dann mit um so größerer Sicherheit eine wohlthätige Wirkung davon erwarten. Ihre liebreiche Bereitwilligkeit, diese Reise zu seiner Erheiterung auszuführen, hat ihn innig gerührt, sowie überhaupt der Ausdruck Ihrer zärtlichen Sorge um ihn in Ihrem l. Brief an mich, und er baut heute bereits wieder mit neuem Vertrauen auf Gottes Hülfe an dem Tempel seines häuslichen Glückes, das ihm an Ihrer Seite erblühen soll und diese Tage herben Leidens reichlich vergüten wird. Verbannen Sie darum Angst und Sorgen aus Ihrem Herzen und geben Sie mit Vertrauen der Hoffnung Raum, daß durch diese Prüfung und gewiß nur kurze Verzögerung Ihres Glückes der Grund dazu desto fester gelegt werde.

Tausend liebe Grüße von dem genesenden Bräutigam, und das nächste Mal schreibt er wieder selber. Mit herzlicher Theilnahme

Ihre
Emilie Reinbeck.

Nach dem nächstfolgenden Briefe vom 16. October hatte die bisherige Besserung keinen Bestand. „Schreiben Sie aber," heißt es, „nur alle Tage: der gestrige Brief hat ihm einen äußerst guten Eindruck gemacht; er war voll Dank und Liebe dafür. Er schreibt oft an Sie in seinen Phantasien, allein ich mag Sie mit diesen traurigen Zeichen seiner Krankheit nicht betrüben."

Am folgenden Tage sieht es wieder freundlicher aus. „Er läßt Sie herzlich grüßen und hat heute schon gescherzt, daß er ein so ‚miserabler' Bräutigam sei"; und am 19.: „Tausend und 5 Küsse[1]) vom Bräutigam und innigsten Dank für

[1]) „Und 5" ist ersichtlich nachträglich eingefügt, ein letztes Späßchen des Bräutigams.

Ihren lieben Brief, der ihm herzliche Freude machte. Er malt mit Heiterkeit seine Zukunftspläne aus und giebt sich der frohen Hoffnung hin, Sie vielleicht bald hier sehen zu können."

Nun ließ sich die Braut nicht länger halten, sie kommt auf einige Tage nach Stuttgart; das Befinden war aber wieder verschlimmert. Ein Abschiedsbriefchen von ihr an Emilie Reinbeck vom 23. October beginnt mit den Worten: „Ich kann von Stuttgart nicht scheiden, ohne Ihnen, oder Dir, wenn er es so gewünscht, noch einmal zu danken." Am 26. giebt ihr Emilie aus Mittheilungen Zeller's Nachricht: Lenau habe die innigsten Grüße an seine Freunde, besonders aber, unter einem Strom von Thränen, an seine Braut aufgegeben. Am 30. schreibt sie:

Gott Lob! daß ich Dir heute eine bessere, ja eine trostreiche Nachricht von unserm geliebten Kranken geben kann. Vorgestern Mittag kam sein Schwager, der Hofbuchhalter Schurz, bei uns an und bewohnt nun für einige Zeit das Zimmer unseres Freundes, um ihn so oft als möglich zu besuchen. Du glaubst nicht, liebes Herz, wie schwer und peinlich es für mich war, diesem mir noch so fremden Mann die gewünschte ausführliche Auskunft über den ganzen Verlauf der Krankheit zu geben, wie der Schmerz bei mir immer neu aufgeregt wird, wie sehr auch Leib und Seele nach Ruhe verlangen. Schurz eilte gestern früh, nach Winnenthal zu kommen, und ich zitterte den ganzen Tag, daß sein hartnäckiges Verlangen, den Schwager zu sehen und zu sprechen, eine Störung in den Gang seiner Genesung bringen könne. Erst Abends 1/2 9 Uhr kam er zurück und zwar voll guten Muthes und tröstlicher Hoffnung. Zeller scheint gar nicht mehr an seiner baldigen Herstellung zu zweifeln.

Schurz hat ihn gesehen und gesprochen, ist sogar mit ihm und Zeller im Garten spaziert, und N. hat ihm von seinen Zuständen erzählt. Gott sei ewig Dank und gebe ferner seinen Segen zu dieser Kur.

Dein liebes Briefchen an ihn kam erst nach der Abfahrt von Schurz. Es that mir sehr leid, daß ich es diesem nicht mehr mitgeben konnte, nun erhält er es morgen früh. Beruhige Dich jetzt, und stärke Deine betrübte Seele mit Hoffnung und Vertrauen. Diese Krankheit kann von höchst wohlthätiger Wirkung für unsern lieben Freund sein, und Alles wird noch gut werden!

Auch die folgenden Nachrichten lauteten gut; stets ist der Braut gedacht. Lenau's Schwager, Schurz, über dessen Kälte gegen Marie Behrends Emilie klagt, beauftragt nichtsdestoweniger diese selbst, der Braut mitzutheilen, wie ein Brief von ihr dem Kranken viele Freude gemacht; er spreche oft von ihr, mit größter Liebe, nenne sie meist schon „seine Frau" und lasse ihr sagen, sie solle nur ausharren im festen Vertrauen auf Gott.

„Indeß muß ich Dir gestehen," fährt Emilie fort, „daß der Einfluß, dessen sich Herr Schurz auf seinen Schwager rühmt, mir nicht gerade erfreulich ist. Dieser Mann (der sonst sehr brav sein mag), hat viele Vorurtheile und entspricht keineswegs der Vorstellung, die wir uns von ihm gemacht hatten. Vielleicht macht mich aber auch nur mein Unwohlsein zu ängstlich und leicht verletzbar, wahr ist es aber gewiß und bitter genug für mich, nach dem, was wir gelitten und gethan, daß dieser Mann weder herzlich, noch offen, oder zutraulich gegen uns ist. Laß Dir aber, meine theure Marie dadurch kein Mißtrauen gegen ihn einflößen, das verdient er wohl nicht; nur Vorsicht möchte ich Dir empfehlen, und ruhige Fassung, wenn er Dich vielleicht mit einem Besuch überrascht" [1]).

---

[1]) In der That wird man diese Verstimmung gegen Lenau's Schwager und späteren Biographen, zum Theil wenigstens, auf die leichte Verletzbarkeit der in ihrer Gesundheit schwer erschütterten Frau zurückführen dürfen.

Ueber denselben Gegenstand schreibt Emilie am 19. November der Mutter der Braut von einer Unterredung mit Zeller:

„Als ich ihm die aus den Briefen der l. Marie geschöpfte Versicherung gab, daß sie ihren Bräutigam viel zu sehr liebe, um bei der Aussicht auf seine Wiederherstellung im entferntesten an eine Auflösung dieser Verbindung zu denken, war Zeller sehr froh, und versicherte mich, daß er durchaus keinen Einfluß dagegen werde aufkommen lassen.

Da nun Herr Schurz seinen Schwager aufrichtig liebt und ihn seit 8 Tagen bewacht und belagert hält, muß er nothwendig die Ueberzeugung gewinnen, daß Niembsch sein ganzes Glück in diese Verbindung setze. Dem kann und will er gewiß auch nicht entgegen sein, da er zugleich einsehen muß, daß die geringste Einwendung dagegen den Kranken aufbringen und eher in seiner Gesinnung befestigen würde. Ich glaube also annehmen zu dürfen, H. Sch. ist zu der Einsicht gelangt, daß hier nicht mehr störend einzugreifen sei, sondern Alles den Gang gehen müsse, den eine höhere Macht in ihrer Weisheit bestimmt. Zur Bestätigung dieser meiner Vermuthung diene Ihnen eine Stelle aus einem Brief an Reinbeck, den er gestern Abend von Sch. erhielt, und die ich hier besonders abschreibe für die liebe Marie[1]). Es scheint hauptsächlich seinem Bedenken über die Heirath ein Zweifel wegen der Subsistenzmittel zu Grunde zu liegen, da es durch diese Krankheit ungewiß wird, ob N. so bald seinen Geist wird zu literarischen Productionen anstrengen dürfen, sein Auskommen aber darauf beruht und Nahrungssorgen für ihn von den nachtheiligsten Folgen wären. — Ich vertraue darüber vollkommen dem Beistand des Himmels und der sorgenden Mutterliebe.

Die andere Befürchtung von dem Einfluß des Herrn Schurz ist: daß er N. unter allen Umständen, baldmöglichst und für immer nach Wien ziehen will. — Ich aber bin aus vielen Gründen (die ich Ihnen nicht alle schreiben kann[2]), worunter aber auch confessionelle sind) fest überzeugt, daß dies für N. eigenes, sowie für Marie's Glück und beider Ruhe entschieden nachtheilig wäre. N. selbst hat dies bei seiner Verlobung richtig gefühlt und nachher mit mir über die Wahl seines künftigen Wohnorts Rath gehalten, wobei er Wien, wenigstens für die ersten Jahre, als ganz unstatthaft erklärte. Erst als er von dort zurück kam, hatten sich seine Pläne geändert, oder vielmehr verwirrt, weil sie ihn dort mit lauter Schwierigkeiten und Einwendungen bestürmt, durch ihre Rathschläge verstimmt, wankend und bedenklich gemacht, endlich das Unglück damit heraufbeschworen haben, das uns Alle in diesen Jammer gestürzt. Darum würde es mich so sehr beunruhigen, wenn er mit seiner jungen Frau gleich nach Wien zöge, wo sie bei aller Liebe für N. doch keine rechte Heimath fände."

Am 9. December spricht Zeller den Wunsch nach einem guten Bilde der Braut aus, der Lenau mit innigster Liebe gedenke, nur quäle ihn zuweilen der Gedanke, ob sie ihn auch noch so liebe, daß sie sich einzig mit ihm verbinden könne, oder seine Gesundheit stark und fest genug sein werde, einen solchen Bund zu schließen. Er freut sich auch der Geschenke, die sie ihm schickt, einer Kappe, die ihm vortrefflich passe, und anderer Handarbeiten. Bald werden die Nachrichten wieder bedenklicher, am 4. Januar 1845 aber heißt es nach Zeller: „In vielen Wochen sprach er sich nicht über seine Braut aus, doch war er nach dem Empfang ihres letzten Briefs und des schönen Kissens sehr bewegt und sagte wiederholt, wie gut sie sei, wie unendlich er sie liebe, wie er in ihrem Besitz die Bürgschaft eines neuen glücklichen Lebens und Wirkens finde." Auch später wird es wieder hoffnungsreicher; Zeller will ihm laut Briefs vom 6. Februar die Bilder Mariens (das von Schwind und das von Müller, deren wir einleitend erwähnten) zeigen, sobald es seine Stimmung erlaube, und damit das ihm für

[1]) Es ist die oben wiedergegebene Mittheilung von Schurz.

[2]) Frau Behrends hatte damals noch keine Kenntniß von Lenau's Beziehungen zu Sophie von Löwenthal.

die Tage der Genesung zur Wohnung bestimmte Zimmer schmücken, das Zeller ihm schon einigemal gezeigt. Auch diese Aussichten erfüllen sich nicht, aber noch am 15. Juni wird von einer sichtlichen Besserung des Kranken geschrieben, die Alles für ihn hoffen lasse; er habe sehr theilnehmend und innig nach der Braut gefragt und sich ungemein gefreut, daß sie zu Reinbecks auf Besuch kommen solle. Nach diesem Besuch, bei dem der Mutter die Beziehungen zur Frau v. Löwenthal enthüllt wurden, schreibt Emilie am 14. September, ohne bessere Nachrichten geben zu können: „Daß Du nun Alles weißt, was die schauderhafte Krankheit unseres unglücklichen Freundes veranlaßte, ist mir in mancher Beziehung eine Beruhigung, obwohl ich leicht begreife, wie schmerzlich Dir diese Kunde sein mußte. Es ist aber in solchen Fällen immer besser, klar zu sehen und die Wahrheit zu wissen, wenn sie auch bitter ist, als im Dunkeln herumzugreifen und sich in ein Labyrinth von Grübeleien zu verwickeln, die keinen Grund und Boden haben. Deine edle Seele hat gewiß diese unseligen Verhältnisse ganz so aufgefaßt, wie unser göttlicher Meister uns lehrt, mit liebevoller Milde gegen den armen Gequälten."

Noch im letzten Brief Emiliens, den 31. März 1846, wird von einem Briefe der Braut an Lenau geschrieben, über dessen Aufnahme und Wirkung bisher keine Nachricht gekommen sei. Dies zeigt, daß der schriftliche Verkehr mit dem Kranken bis dahin fortgedauert hat. Weiteres aber fehlt uns; schwere Krankheit ließ der Briefschreiberin die treue Feder entfallen; sie starb am 15. August 1846. Die letzten Worte ihrer Aufzeichnungen vom Anfang dieses Jahres, als sie den bejammernswerthen Freund noch einmal von fern erblickt, sein Aussehen gesund und kräftig und trotz des lang gewachsenen Bartes keine Spur geistiger Zerrüttung oder inneren Leidens an ihm wahrgenommen, lauten: „Dennoch läßt der Kummer über sein unglückliches Loos mir keine Ruhe und verdüstert den Rest meines schmerzvollen Lebens." So unrichtig nun die auch bei M. Koch wiederkehrende Erzählung ist, als sei die edle Frau an gebrochenem Herzen über das unselige Geschick ihres geliebten Schützlings gestorben, so wenig läßt sich doch, nach ihrer obigen Aeußerung, sowie nach dem von ihrem alten Gemahl ihr gewidmeten Erinnerungen bezweifeln, daß die entsetzlichen Erschütterungen und die körperliche Ueberanstrengung jener grauenhaften Tage ihrer schon zuvor etwas wankenden Gesundheit einen Stoß gegeben haben, der wesentlich zu ihrem verhältnißmäßig frühen Tode beitrug.

Mit der Ueberführung Lenau's nach Wien im Mai des folgenden Jahres, von der Zeller nach Frankfurt Mittheilung macht, hörten unseres Wissens die Beziehungen zur Braut auf; nur ein Brief Zeller's vom 22. December 1847 gibt ihr nochmals Kenntniß von Nachrichten, die ihm endlich wieder aus Wien geworden seien, die aber wenig Gutes enthalten. Doch wurden nach Lenau's Tode zwischen Marie Behrends und seiner Schwester Therese Schurz herzliche Worte theilnehmenden Leides gewechselt.

Solche Theilnahme wird auch der Leser der nun dahingeschiedenen unglücklichen Braut, deren Mund weibliches Zartgefühl bei Lebzeiten verschlossen gehalten hat, nicht versagen.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches[1]).

Von
August Kluckhohn.

I.

Schon vor längerer Zeit verlautete in engerem Kreise, daß der Director der Preußischen Staatsarchive Heinrich v. Sybel, der unter den deutschen Geschichtschreibern nach Ranke's Tode unbestritten den Ehrenplatz einnimmt, mit einer größeren Arbeit über die neueste preußische und deutsche Geschichte beschäftigt sei. Diese von allen Eingeweihten mit Freuden begrüßte Kunde fand weitere Verbreitung, als H. v. Sybel vor etwa anderthalb Jahren in dem 58. Bande der von ihm gegründeten „Historischen Zeitschrift" unter dem Titel: „Graf Brandenburg in Warschau" (1850) einen größeren Aufsatz veröffentlichte, worin er aus den Acten des geheimen Staatsarchivs die überraschendsten Enthüllungen über jenen Umschwung in der Politik Friedrich Wilhelm's IV. brachte, der zu der vielbeklagten Demüthigung von Olmütz führen sollte. Es lag nahe genug, daß man diese hochinteressante Veröffentlichung nur als ein Bruchstück aus dem größeren Ganzen betrachtete, an dem der berühmte Gelehrte schon seit Jahren arbeitete. Und wer hätte nicht mit großer Freude und hohen Erwartungen einem solchen Werke entgegensehen sollen? Hatte sich niemals einem deutschen Historiker eine beneidenswerthere Aufgabe dargeboten, als die actenmäßige Darstellung der Geschichte der Jahre, in denen die preußische Staats- wie Kriegskunst unter genialer Führung unerhörte Erfolge errang, und ein bewunderungswürdiger Herrscher mit Hülfe eines großen Staatsmannes die seit Jahrhunderten zersplitterten deutschen Volkstheile mit dem Staate der Hohenzollern zu einem machtvollen Reiche verband, so konnte auch kein Zweifel darüber bestehen, daß H. v. Sybel wie kein Anderer berufen war, eine so gewaltige und zugleich so dankbare Auf-

[1]) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. I. u. II. Band. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1889.

gabe zu übernehmen. Die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Weite und Schärfe seines Blickes, sowie sein ausgeprägt politischer Sinn und sein warmer Patriotismus sind ebenso allgemein anerkannt, als seine seltene, an den größten Problemen erprobte Forschergabe und seine nicht minder seltene künstlerische Gestaltungskraft. So mannigfaltige Vorzüge finden sich ja nicht allein in seinen größeren Werken, vor Allem in der epochemachenden „Geschichte des Revolutionszeitalters" vereinigt, sondern oft in noch überraschenderer Weise in seinen zahlreichen kleineren Schriften, in denen er hervorragende Momente aus allen Theilen der Geschichte, zumal der Neuzeit, in geistvoller Auffassung behandelt und namentlich in Beziehung auf Charakterschilderungen Vollendetes geschaffen hat. Nur die eine Sorge schien nicht unbegründet, ob es dem großen Gelehrten trotz der Geistesfrische und Schaffensfreude, die er sich über sein goldenes Doctorjubiläum hinaus bewahrt und neben all' den Anforderungen, die sein hohes Amt und die Leitung zahlreicher wissenschaftlicher Unternehmungen an ihn stellten, vergönnt sein werde, das neu begonnene zeitgeschichtliche Werk auch zu Ende zu führen. Nicht ohne tiefes Bedauern hörten vor Jahr und Tag die zahlreichen Freunde und Verehrer des Meisters, daß ein ernstes Leiden ihn längere Zeit vom Arbeitstische fern hielt. Aber alle Sorgen und Zweifel, die man hegen konnte, haben sich glücklicher Weise als grundlos erwiesen, die Hoffnungen dagegen, mit welchen so Viele die Kunde von dem in Aussicht stehenden Werke begrüßten, sind weit übertroffen worden.

Vor uns liegen unter dem Titel „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., vornehmlich nach den preußischen Staatsacten", zwei stattliche Bände, welche nach Rückblick auf die früheren Zeiten von dem ersten mit der Märzrevolution des Jahres 1848 beginnenden Versuche der deutschen Einheit bis zum Ausbruch des letzten dänischen Krieges führen. Drei weitere Bände, welche bis zur Entstehung des Norddeutschen Bundes reichen und längst der Druckerei übergeben worden sind, sollen im Laufe des nächsten Jahres veröffentlicht werden. Mit dem Abschluß des ganzen Werkes endlich ist der Verfasser eifrig beschäftigt.

Im Vorwort weist H. v. Sybel darauf hin, daß ihm, nachdem er in seiner Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800 den Zerfall des heiligen römischen Reichs deutscher Nation geschildert hatte, nach den großen Ereignissen von 1866—1870 kein Wunsch näher liegen konnte, als jetzt auch die Wiedergeburt des Deutschen Reiches nach den authentischen Quellen darzustellen; daß aber die Ausführung eines solchen Planes, naturgemäß aus politischen Gründen, längere Zeit unthunlich blieb.

„Nachdem indeß Fürst Bismarck," fährt der Autor fort, „die Veröffentlichung seiner Frankfurter Berichte und Briefe gestattet hatte, war ich so glücklich, von ihm unter dem 19. März 1881 die Erlaubniß zu erhalten, behufs Herausgabe einer historischen Arbeit über Preußische Geschichte in den Jahren 1850—1870 die Bestände der Staatsarchive, sowie die Registratur des Auswärtigen Amtes zu benutzen.

„Hier bot sich nun eine kaum absehbare Fülle des trefflichsten Materials der Verwerthung dar: ministerielle Erlasse und Berichte der Gesandten, Sitzungs- und Conferenzprotokolle, Telegramme und Correspondenzen aller Art, zahlreiche Noten und Depeschen der fremden Mächte, wichtige Kammerverhandlungen und Zeitungsausschnitte, das Alles wohlgeordnet in langen

Reihen von mehreren hundert Actenconvoluten. Erwünschte Ergänzungen lieferten weiterhin die Acten des Staatsministeriums, des Großen Generalstabes, mündliche Mittheilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen, sowie für die gegnerische Politik die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau. Es war damit für den größten Theil meiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, nach den Documenten selbst, welche im Gange der preußischen Action erwachsen waren, oder denselben bestimmt hatten, die Geschichte jener Jahrzehnte zu schreiben. Auf das Genaueste ließ sich jede Wendung der preußischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde, verfolgen. Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß nach so zahllosen unvollständigen, halbwahren oder unwahren Darstellungen hier ein treues und umfassendes Bild der preußischen Bestrebungen gegeben wird. Man wird überrascht sein, wie viele bedeutende Momente in diesem Zusammenhange zum ersten Male an das Licht treten oder doch in neuer Beleuchtung erscheinen."

Schuldet die deutsche Nation in erster Linie dem Fürsten Bismarck Dank dafür, daß er einen Quellenschatz von so eminenter historisch-politischer Bedeutung dem Geschichtschreiber hochherzig zugänglich gemacht, so ist es H. v. Sybel's bleibendes Verdienst, aus dem unermeßlich reichen und weitschichtigen Material ein nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnetes Werk geschaffen zu haben.

Ein interessantes, an neuen Aufschlüssen reiches Buch hätte zwar an so bevorzugter Stelle jeder halbwegs befähigter Historiker schreiben können, schwerlich aber wäre ein Anderer im Stande gewesen, mit so überlegener Einsicht aus der Fülle der Thatsachen überall das Bedeutende hervorzuheben, in dem Gewirre diplomatischer Verhandlungen immer den leitenden Faden festzuhalten und an jeder Stelle die Verflechtung der preußisch-deutschen mit der europäischen Politik, der äußeren mit den inneren Angelegenheiten, sowie endlich die unaufhörliche Einwirkung des persönlichen Moments auf die allgemeinen Interessen in so klarer, lebhafter, oft hinreißender Darstellung zur Anschauung zu bringen. Auf das Glänzendste bewährt sich auch in diesem Werke wieder H. v. Sybel's schriftstellerische Begabung überall da, wo er die handelnden Persönlichkeiten, sei es mit wenigen prägnanten Strichen kurz charakterisirt, sei es in eingehender Schilderung dem Leser lebendig vor Augen führt. Was dabei noch besonders wohlthätig berührt, ist die maßvolle leidenschaftslose Auffassung, die Gerechtigkeit und Milde des Urtheils bei aller Entschiedenheit des politischen Standpunktes und aller Wärme der vaterländischen Gesinnung. Mit Recht sagt H. v. Sybel, daß er an keiner Stelle des Buches seine preußischen und national-liberalen Ueberzeugungen zu verleugnen gesucht habe, daß es aber auch sein Streben gewesen sei, die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, dagegen das Verhalten der Gegner gerecht und billig zu beurtheilen, „oder mit anderen Worten, die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen". Die Kämpfe von 1866 erscheinen dem Historiker als das Ergebniß aus dem unvermeidlichen Conflicte alter, durch Jahrhunderte herangewachsener Rechte mit den immer stärker drängenden nationalen Bedürfnissen.

„Der hierdurch erzeugte Krankheitszustand wurde zuletzt unerträglich, und nur eine heftige Krisis konnte die dauernde Genesung herbeiführen. Zum Heile Deutschlands ist diese Genesung erreicht worden. Die Gegner von 1866 sind nicht bloß versöhnt, sondern in fester Bundesfreundschaft zuverlässiger geeinigt, als in irgend einer früheren Periode. Die Zeit des alten Bundestags

liegt hinter uns, ein abgeschlossenes Stück unserer geschichtlichen Vergangenheit. Ueber Königgrätz können wir ebenso unbefangen reden, wie über Kollin und Leuthen."

Wenn es schließlich der Verfasser als seinen lebhaftesten Wunsch bezeichnet, daß es ihm gelungen sein möchte, diesen Standpunkt der Auffassung in jedem Worte des Buches erkennbar zu machen, indem dann die nähere Veranschaulichung der Krankheit und der Krisis nur zur Kräftigung der gewonnenen Gesundheit und zur Eintracht dienen könne, so berechtigen die bis jetzt vorliegenden beiden Bände zu der frohen Hoffnung, daß an Tausenden von Lesern jener Wunsch in Erfüllung gehen werde.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf den Inhalt zunächst des ersten Bandes so weit ein, wie es der uns zugemessene Raum gestattet. In dem „Rückblicke" überschriebenen ersten Buche zeichnet der Verfasser in großen Strichen den Entwicklungsgang der deutschen Nation von den ältesten Zeiten an und legt insbesondere die Bedingungen dar, unter denen, entscheidend für die ganze folgende Entwicklung, nach dem Untergang der mittelalterlichen Reichsgewalt auf dem Boden des westphälischen Friedens zwei Particularstaaten rivalisirend zu einer Machtstellung erwuchsen, welche ihnen den Anspruch auf die Führung der gesammten Nation ermöglichte: neben dem weiten föderirten Reich des Habsburger der kleine festgeschlossene preußische Staat, mit dessen Interessen die Interessen Deutschlands viel mehr zusammenfielen, als mit dem über Ungarn und halb Italien ausgedehnten Oesterreich. Der Dualismus, welcher fortan die Politik Deutschlands beherrschte und dessen Vernichtung durch Napoleon I. begünstigte, konnte auch in den Jahren der tiefsten Erniedrigung nicht ausgeglichen werden. Während nach der Niederwerfung Preußens durch Napoleon die Regierung des verstümmelten Staates in den Tagen der Stein und Scharnhorst alle geistigen und materiellen Kräfte des Volkes für den künftigen Kampf der Befreiung fruchtbar zu machen suchte und in der äußersten Ostmark deutschen Lebens unter scheinbar hoffnungsloser Bedrängniß der Gedanke der deutschen Einheit wiedergeboren wurde, um weit und breit die Herzen des Volkes zu ergreifen, stand Oesterreich gemäß der geographischen Lage seiner Provinzen, der inneren Organisation seiner Monarchie und der alten Ueberlieferung seines Herrscherhauses auch nach seinem Eintritt in dem Befreiungskrieg der deutschen Sache kühl gegenüber; ja, seine Machthaber vermochten in der ungestümen Begeisterung, womit das preußische Volk sich erhoben, nur das Erzeugniß einer weitverzweigten demagogischen Verschwörung zu erblicken. Gegenüber dem auf die künftige Einigung des großen Vaterlandes gerichteten Bestrebungen der preußischen Patrioten begünstigte die Wiener Hofburg in der Stille die Souveränität der Rheinbundsfürsten und nahm für die künftige Verfassung Deutschlands statt einer Reichsregierung oder eines Bundesstaates nur eine Föderation unabhängiger und gleichberechtigter Einzelstaaten in Aussicht.

Auf dem Wiener Congreß sollten alle Wünsche Oesterreichs in Erfüllung gehen; Metternich's diplomatische Ueberlegenheit, begünstigt durch die undeutsche Haltung der Mittelstaaten, trug über die um eine starke Bundesgewalt bemühten preußischen Staatsmänner einen vollständigen Sieg davon. Und doch mochte Preußen, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, einer unverdient gnädigen Fügung

des Himmels danken, daß aus dem Plane eines starken Reichsregiments mit solchen Genossen nichts geworden war.

„So lange Oesterreich als feste Stütze der particularistischen Mittelstaaten im Bunde war, standen die Bundesbehörden feindlich gegen die Pflege der nationalen Gesammtinteressen, feindlich gegen die preußischen Einheitsgedanken. Je schwächer jene Bundesbehörden, desto besser bei der damaligen Lage für Preußen und die künftige nationale Einheit. In diesem Sinne war die Verdrängung der Stein-Hardenberg'schen Pläne durch die Bundesacte ein Glück für die nationale Zukunft."

Wir müssen es uns versagen, auf die lichtvolle Kritik einzugehen, die H. v. Sybel an der von weiten Kreisen mit erbittertem Widerspruch aufgenommenen Bundesacte übt. Indem er sodann der burschenschaftlichen Bestrebungen, der constitutionellen Bewegung und der liberalen Publicistik jener Jahre gedenkt, stimmt er nicht dem strengen Urtheil bei, das ein berühmter Fachgenosse zuletzt über diese Dinge gefällt hat. Unser Verfasser bestreitet nicht,

„daß die damalige liberale Schule sich oft nicht weniger ungeschult und unpraktisch gezeigt hat, als die Teutonen der Burschenschaft. Eine Mischung halb wahrer oder irriger Vorstellungen von altdeutscher Freiheit, englischem Parlamentsrecht, radicalen französischen Theorien ist in diesen Schriften nicht zu verkennen; auch sie (die deutschen Liberalen) verfielen dem Hauptfehler des damaligen europäischen Liberalismus, daß sie in ihrem Eifer um das individuelle Recht die Nothwendigkeit einer starken Staatsmacht, gerade zum Schutze jenes Rechtes gegen das Versinken in freiheitsmörderische Anarchie, verkannten, und deshalb auch, wo einmal die Probe gemacht wurde, sich ungeschickt zur gedeihlichen Lenkung der Regierung zeigten. Durch dies Alles können aber ihre großen Verdienste in schwerer Zeit nicht verdunkelt werden. In ihren Staaten haben sie, um nur ein Moment anzuführen, mit saurer, unermüdlicher Arbeit den durch lange Willkür und Vergeudung zerrütteten Staatshaushalt wieder zu fester Ordnung und Regelmäßigkeit zurückgeführt. Und, was die Hauptsache ist, wie die Burschenschaften den einen Grundgedanken der Befreiungszeit, die deutsche Einheit, so haben die süddeutschen Kammern den anderen, Theilnahme des Volkes an dem öffentlichen Wesen, trotz alles Druckes und aller Niederlagen, im Bewußtsein der Nation ein volles Menschenalter hindurch lebendig erhalten, und wir müssen ihnen ein ehrendes Andenken bewahren, wenn wir heute uns dieser hohen Güter in vollem Umfange erfreuen."

Metternich dagegen, über jene Bestrebungen längst entrüstet, fand nach den Frevelthaten der Sand und Löning die erwünschte Gelegenheit, mit Hülfe Preußens jene Karlsbader Beschlüsse durchzusetzen, welche „den verruchten Gedanken der deutschen Einheit für alle Zukunft aus den deutschen Köpfen austreiben sollten." Die Bundesgewalt wurde, im Gegensatze zu den früheren Ansichten des österreichischen Staatsmannes, mit dictatorischen Machtbefugnissen ausgestattet, die mit dem ersten Grundsatz der Bundesacte, der Unabhängigkeit der Einzelstaaten, unverträglich waren. Daher der Unwille einer größeren Anzahl deutscher Höfe und ihre Sorge um die Wahrung ihrer bisherigen Stellung. Die Stärkung, welche dadurch der Particularismus erfuhr, fand ihren Ausdruck in der Wiener Schlußacte, die wesentlich unter der Führung Preußens zu Stande kam, indem dessen Staatsmänner, schon um das neue preußische Zollgesetz gegen die Einrede des Bundes zu schützen, auf die Beschränkung der Befugnisse desselben ausgingen. Gleichzeitig bemühte sich Bernstorff, wenn auch mit mäßigem Erfolge, eine Verbesserung der Bundeskriegverfassung durchzusetzen. Dagegen erlebte Metternich die Freude, daß der König Friedrich Wilhelm, statt die früher verheißenen Reichsstände zu berufen, oder Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten zu erheben, sich nach längerem Schwanken für Provinzial-

stände entschied. Nach dieser Wendung fiel es Metternich nicht schwer, Preußen auch in auswärtigen Fragen ganz von Oesterreich abhängig zu machen, so daß der Prinz Wilhelm, der spätere Deutsche Kaiser, 1824 das bittere Geständniß ablegte: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert solchen Resultates halber?"

„Das also," sagt unser Geschichtschreiber, „war die Summe der Thätigkeit des Bundestags während des ersten Jahrzehntes seines Bestehens: die Schöpfung einer Polizeigewalt, die an kein Gesetz gebunden, und eines Bundesheeres, welches der alten Reichsarmee zum Verwechseln ähnlich war. Nach Innen unfruchtbar und despotisch, nach Außen abhängig und wehrlos, so stellte sich damals der Deutsche Bund dem deutschen Volke dar." —

Daß aber die große Masse der Bevölkerung, trotz allen gegen die reactionären Bundesmächte aufgehäuften Hasses, jeder Revolution damals noch abgeneigt und in ihren politischen Wünschen billig und gemäßigt war, zeigte ihre Haltung nach der Pariser Julirevolution gegenüber den hie und da unternommenen Pöbelaufläufen. In Preußen zumal erfreute man sich der Segnungen einer mustergültigen Verwaltung, des wachsenden Gedeihens von Industrie und Handel unter dem Schutze des Zollvereins, der sich eben jetzt auch über Süddeutschland ausdehnte. Gleichzeitig nahm in anderen Richtungen ebenfalls die preußische Staatsleitung einen kräftigen Aufschwung. Da gelang es Metternich, den König unter Vorführung der überall in Europa auftauchenden revolutionären Regungen noch einmal ganz zu sich herüberzuziehen und zur Bekämpfung derselben zu gewinnen.

Das Hambacher Fest wurde benutzt zum Erlaß des Bundesgesetzes von 1832, das Frankfurter Attentat zu den Wiener Beschlüssen von 1834. Den Zorn über diese Ausnahmegesetze, der sich durch alle Klassen der Bevölkerung verbreitete, suchten die Regierungen vergebens durch die Pflege der materiellen Interessen zu beseitigen. Der Bundestag hatte es dahin gebracht, „daß liberal sein und Opposition machen" für gleichbedeutend galt, und neben dem gemäßigten Liberalismus radicale Tendenzen mehr und mehr um sich griffen. Mochte man die Zeitungen und kleineren Druckschriften der Censur unterwerfen:

„Die censurfreien Bücher über zwanzig Bogen gingen von Hand zu Hand; wer politische Belehrung suchte, fand bei jeder Frage die Antwort in Rotteck's und Welcker's Staatslexikon nach dem allein seligmachenden Maße der französischen Theorien, und das ganze freisinnige Publikum lernte aus Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", daß die Wirksamkeit der Fürsten, Staatsmänner und Diplomaten in Folge ihres Berufes eine ganz unmoralische und der Verachtung des rechtschaffenen Bürgers würdige sei. Und nicht minder erwies sich bei diesen Stimmungen die Hoffnung als trügerisch, durch die Verbesserung der ökonomischen Lage die politische Gährung zu beschwichtigen. Wenn 1789 die französische Revolution wesentlich durch das sociale Elend der Volksmassen möglich geworden war, so wuchs jetzt mit der Steigerung des Wohlstandes auch das Selbstgefühl des deutschen Bürgerthums und mit ihm der Unwille, durch die bundestägliche Reaction der besten Freiheitsrechte beraubt zu sein."

Dazu kamen, um die Aufregung zu steigern, die religiösen Kämpfe in der evangelischen Kirche, die ultramontane Bewegung in der katholischen und endlich der hannoversche Verfassungsbruch, welcher lehrte, daß kein deutscher Staat, ja kein deutscher Bürger gegen Vergewaltigung gesichert sei, so lange die bisherige

Bundesverfassung nicht von Grund aus geändert werde, oder vielmehr einer zugleich liberalen und nationalen Reichsgewalt Platz mache.

Die preußische Bevölkerung allerdings nahm, so lange der greise Friedrich Wilhelm III. regierte, an dem durch das übrige Deutschland wogenden politischen Leben nur geringen Antheil; dagegen war sein Nachfolger nur um so mehr geeignet, Leben und Bewegung in alle Verhältnisse zu bringen.

Das umfassende Charakterbild, welches H. v. Sybel von Friedrich Wilhelm IV. entwirft, ist geeignet, neben Allem, was wir durch Bunsen oder Ranke, durch Reumont und neuerdings durch Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha über die reichbegabte, in allen Farben schillernde Persönlichkeit des Königs wissen, selbständigen Werth zu behaupten, so wenig auch in diesem Falle der Kunst des Darstellers jene innige Verehrung und Begeisterung für den Gegenstand zu Hülfe kommen konnte, die so warm und ergreifend aus der im zweiten Bande enthaltenen klassisch-schönen Schilderung der Persönlichkeit Wilhelm's I. zu uns spricht. Nur ein paar Sätze mögen aus der Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV. hier eine Stelle finden:

„Schon als Knabe hatte er ein starkes Selbstbewußtsein und festen Eigenwillen gezeigt; er war hochbegabt mit Anlagen und Interessen jeder Art, durch seine Erzieher von früh an auf religiöse, ästhetische und intellectuelle Entwicklung gerichtet: so erschien er als Erwachsener kenntnißreich und geschmackvoll, von sprudelndem Geist und mannigfaltigem Talent, dabei durch und durch sittenrein, gefühlsweich und von leicht erregbaren Affecten, immer aber enthusiastisch bei jeder hohen und edlen Aufgabe, und erfüllt von warmem Vertrauen auf Gott und die Menschen. Wo er einmal eine Ueberzeugung gewonnen hatte, stand sie unerschütterlich in seinem Innern fest, kam er in den Fall, sie praktisch durchzusetzen, so scheute er leicht vor muthiger Durchbrechung der Hindernisse zurück, schien für den Augenblick zu verzichten, blieb aber auf seinem Sinne, und nahm bei erster Gelegenheit den mißlungenen Versuch wieder auf. Seine Willenskraft war mehr passiv als activ, mehr zähe als energisch, sein Handeln überall weniger durch praktische Verständigkeit als durch Wärme des Herzens und allgemeine Doctrinen bestimmt. Auffallend war bei diesem Sohne des Hohenzollernstammes das relative Zurücktreten des militärischen Sinnes; zwar liebte er es zu betonen, daß er durch und durch Offizier, daß er preußischer Offizier sei; aber schon seine körperliche Erscheinung — er war früh korpulent, bartlos, kurzsichtig, etwas schwankenden Ganges — wollte dazu wenig passen, und seine Generale klagten, wie rasch und oberflächlich er bei Revüen und Paraden ohne rechte Liebe zur Sache sein kriegsherrliches Geschäft erledigte."

Für den Zauber dagegen, welchen die Persönlichkeit dieses Königs auch auf die bedeutendsten Geister übte, ist ein Wort charakteristisch, daß H. v. Sybel offenbar selbst aus dem Munde Ranke's vernommen hat, als dieser inmitten eines Kreises berühmter Gelehrten dem Könige Maximilian von Bayern sagte: „Er ist mein Meister, er ist Ihr Meister, er ist unser Aller Meister."

Nachdem der Verfasser dann eingehend die wunderlichen politischen und kirchlichen Doctrinen des Königs entwickelt hat, weist er darauf hin, wie Friedrich Wilhelm mit seinen Gesinnungen den Wünschen und Bestrebungen des Volks gegenüberstand als der „Sohn einer vergangenen Zeit, der Bürger einer anderen Welt, der Redner einer fremden Sprache."

„Es fiel dies um so schwerer in das Gewicht, als Friedrich Wilhelm nach seinem individuellen und königlichen Selbstbewußtsein durchaus ein persönliches Regiment führte, seine Minister in strenger Abhängigkeit von seinem Willen erhielt, und auch anderen Vertrauten nur so weit Einfluß verstattete, als sich ihre Vorschläge innerhalb seines Gedankenkreises bewegten. Man darf

es aussprechen: die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Acte seiner Regierung gebührt ihm, und ihm allein."

Die Darstellung verfolgt sodann die neu aufgenommenen Berathungen über die endliche Einführung von Reichsständen in Preußen, die gleichzeitigen Anläufe des Königs zur Bundesreform, ferner die kirchliche Opposition, die radicale und socialdemokratische Bewegung, die von Frankreich und der Schweiz ausging; ferner den Aufschwung des deutschen Patriotismus unter der zum ersten Mal auftauchenden schleswig-holsteinischen Frage und endlich die Berufung des vereinigten Landtages nebst dem Mißerfolg, den die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. erzielte, als die Verhandlungen des Landtages die liberale Erregung in alle Häuser des Landes trugen, im übrigen Deutschland die auf Preußen gesetzten Hoffnungen zerrannen und über alle Grenzen des Staates sich eine Fluth wilder Schmähungen ergoß. Alles dies aber zu derselben Zeit, als in Bayern der Thron Ludwig's I. durch die Leidenschaft des Königs für eine spanische Tänzerin besudelt wurde, als in Oesterreich Metternich's Autorität zu Ende ging, Italien in voller Gährung lag, in Süddeutschland endlich die radicalen Volksführer zu Offenburg, die Notabilitäten der constitutionellen Partei zu Heppenheim ihre Forderungen formulirten, bis zuletzt die Pariser Februar-Revolution das Signal zu einer Hoch und Niedrig fortreißenden Bewegung gab.

Das zweite Buch behandelt den „ersten Versuch der deutschen Einheit". Aus dem Capitel über die Märzrevolution will ich nur in Beziehung auf die Berliner Ereignisse des 18. und 19. März hervorheben, daß H. v. Sybel auf Grund genauer Angaben von Augenzeugen und Theilnehmern sicher festzustellen weiß, was Alles zum Abbruch des Kampfes und zur Räumung der Stadt von Seiten der durch General v. Prittwitz befehligten Truppen geführt hat.

Eine ausführliche Darstellung der Vorgänge des März und April dient H. v. Sybel dazu, die außerordentlichen Schwierigkeiten, auf die beim Beginn der Nationalversammlung das Streben nach deutscher Einheit stieß, hervorzuheben.

„Der ganze Schwung des damaligen populären Enthusiasmus gehörte dazu, um unter solchen Umständen noch eine Weile an der trügerischen Hoffnung auf ein herrliches Gelingen festzuhalten. Dieser Lage muß man eingedenk bleiben, wenn man bei den zahlreichen Mißgriffen und der traurigen Katastrophe des ersten deutschen Parlaments sich ein gerechtes Urtheil bewahren will. Jene Männer hatten den Muth, an eine damals noch unlösbare Aufgabe die Hand zu legen, in dem Bewußtsein, daß von ihrer Lösung das Heil des Vaterlandes abhängig war. Ihre Fehler wurden ihnen durch die Verhältnisse aufgedrängt; ihre Ziele sind zu bleibenden Richtpunkten für Deutschlands Zukunft geworden."

Als ein echter Typus für die in der Nationalversammlung vorherrschende Gesinnung erscheint unserem Geschichtschreiber, wie Anderen, der zum Präsidenten gewählte Heinrich von Gagern. So oft auch dessen Persönlichkeit geschildert worden ist, so wird doch jeder Leser an der geistvollen Charakteristik, die von Sybel in wenigen Sätzen von ihm entworfen, seine Freude haben.

Eine schwächliche, pflichtvergessene Rolle spielte bei der Wahl des Reichsverwesers der Vertreter Preußens, Usedom, „ein überall stattlich einherschreitender, aber bei vielem Geiste innerlich haltloser Mann." Gleichwohl blieb sein Verhalten in Berlin ungerügt, und das Ministerium Auersberg beeilte sich, der Wahl des Erzherzogs, von dessen Verwaltung man das Beste hoffte, zuzustimmen. Von dem ersten Auftreten des Erzherzogs Johann bemerkt der Verfasser:

„In allen seinen Aeußerungen zeigte er sich so schlicht und biedermännisch, wie möglich; seine Ansprachen klangen in ihrem Wiener Deutsch hinreißend, gemüthlich und treuherzig; es schien deutlich, daß in diesem Manne kein Falsch sein könnte. Indessen, immerhin war er ein kluger und ehrgeiziger alter Herr, hatte den lebhaften Wunsch, sich alle Wege offen zu halten und hoffte vielleicht gerade durch sein anspruchloses Auftreten hohe Ziele zu erreichen."

Zu der letzteren Bemerkung stimmt es, wenn H. v. Sybel an einer späteren Stelle nach dem Berichte des preußischen Gesandten von dem kaiserlichen Hofe aus Olmütz erzählt, man habe dort kaum ein Geheimniß aus dem Verdachte gemacht, daß Erzherzog Johann die Würde des Reichsverwesers, die er ohne Rücksprache mit dem Kaiser angenommen, mit dem Plane ergriffen habe, deutscher Kaiser zu werden. — Ein prächtiges Bild gibt unser Geschichtschreiber von demjenigen preußischen Staatsmanne, welcher den ihm zugedachten Vorsitz im Reichsministerium zurückwies, weil er nicht der unbedingten Einheit zu Liebe die Einzelstaaten ganz der Centralgewalt unterworfen wissen wollte, ich meine Ludwig Camphausen.

Aus dem dritten, „das Scheitern des Einheitswerks" beleuchtenden Buche mag in Beziehung auf die schleswig-holsteinische Frage die Mission Wildenbruch's an den König von Dänemark (April 1848) hervorgehoben werden und noch mehr die erste actenmäßige Darstellung der Waffenstillstandsverhandlungen aus dem Juni desselben Jahres; es wird dabei constatirt, daß die preußische Regierung niemals ihr Einverständniß mit dem von Pourtalès angenommenen Entwurfe amtlich ausgesprochen hat.

Den Fehler der preußischen Politik sieht dieses Mal der Verfasser nicht in der Erstrebung des Friedens, sondern in dem zaghaften Auftreten ihrer Diplomatie, welche durch weiche Nachgiebigkeit, nicht durch entschlossene Festigkeit, bessere Bedingungen zu erlangen hoffte. Darin liege eine gewisse Entschuldigung für den an sich verkehrten Beschluß, den am 5. September das Frankfurter Parlament in der Angelegenheit des Malmöer Waffenstillstandes faßte, wie denn auch der Kriegsmuth, welcher hier zum Ausdruck gelangte, sofort ein günstiges Entgegenkommen auf der anderen Seite bewirkte. — Picant ist die Erzählung von dem Zustandekommen des Ministeriums Brandenburg unter der lebhaften Mitwirkung Bismarck's. Während dieser Mühe hatte, den Grafen Brandenburg und noch mehr den Herrn v. Manteuffel zur Uebernahme ihrer Aemter zu bestimmen, machte der als Kriegsminister berufene General v. Strotha die Sache einfacher.

„In eiliger Fahrt kam er aus seiner rheinischen Garnison nach Berlin, gerade an dem Morgen, wo die neuen Minister in der Nationalversammlung erscheinen sollten. Er trat bei Bismarck ein, fragte nach keinem politischen Programm, sondern nur nach dem für die Sitzung befohlenen Costüm, Uniform oder Civil."

Aus den Verhandlungen Friedrich Wilhelm's mit dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Programm bekanntlich der österreichische Einheitsstaat und die Beherrschung Deutschlands durch denselben war, theilt der Verfasser unter Anderem Auszüge aus einer Denkschrift des Königs vom 4. Januar 1849 mit, worin derselbe seine traumhaften Gedanken über die künftige Gestaltung Deutschlands und das Verhältniß Preußens zu Oesterreich in höchst charakteristischer Weise zum Ausdruck bringt. Diese Mittheilungen erhalten noch höheren Reiz dadurch, daß

wir zugleich die kurzen Bemerkungen kennen lernen, mit welchen Schwarzenberg den Vorleser des königlichen Elaborats hie und da unterbrach.

Unser Verfasser war fernerhin in der Lage, aus einem Ministerrathsprotokolle vom 2. April 1849 den Nachweis zu führen, daß am Vorabend des Empfanges der Kaiserdeputation Friedrich Wilhelm nicht allein den Entwurf seiner ablehnenden Antwort genehmigt, sondern sich auch über die Consequenzen ausführlich ausgesprochen hat, so daß von einer Sinnesänderung des Königs vom 2. auf den 3. April nicht länger die Rede sein kann. Daß der König trotz aller Gegenbemühungen eines Camphausen's und Beckerath's und trotz der für ein preußisches Kaiserthum momentan günstigen Lage der außerpreußischen Dinge am 21. April auch die Ablehnung der Reichsverfassung aussprach und damit alle Hoffnungen vernichtete, an welchen das Herz der Nation seit einem Jahre gehangen hatte, veranlaßte Camphausen, indem er voll Entrüstung sofort seine Entlassung forderte, zu einer denkwürdigen Auseinandersetzung mit dem Minister des Auswärtigen, Grafen Arnim. Ebenso beachtungswerth aber sind die Betrachtungen, die daran v. Sybel im Hinblick auf den Charakter Friedrich Wilhelm's knüpft, und nicht minder die Worte, die er nach ihrem baldigen Untergange der Nationalversammlung nachruft. Er erinnert noch einmal an die Fehlgriffe, die sie gemacht, betont aber auch noch einmal:

„die innere Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke, wo hier radicale Bestrebungen, dort die Macht des Sonderthums die Anziehungskraft des nationalen Gedankens noch überwogen. Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen. Dies hat die Nationalversammlung gethan, und damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet. Die Richtung, welche sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrthümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach Außen."

Der letzte Abschnitt ist der preußischen Union gewidmet. Von Radowitz, unter dessen Einfluß die preußische Regierung ihr deutsches Verfassungswerk — Bundesstaat unter preußischer Leitung, aber in bleibender Union mit Oesterreich — begann, sagt der Verfasser am Schluß einer längeren Charakteristik, daß ihm bei allem sonstigen Talent zum leitenden Staatsmann das eine so bescheidene und doch so große Erforderniß fehlte: der praktische Verstand, der seine Ziele nach den verfügbaren Mitteln zu wählen, und seine Mittel der Erreichung des vorgesetzten Zieles anzupassen versteht. Aber konnte Radowitz, als er sein Werk begann, schon Gewißheit darüber haben, daß Friedrich Wilhelm unter allen Umständen für einen Krieg gegen Oesterreich weder zu haben noch zu brauchen war? Daß der König um jeden Preis eine friedliche Verständigung mit Oesterreich wollte, daß er eben so bestimmt aus gleich unangebrachtem Edelmuth jeden Druck Preußens auf die Mittel- und Kleinstaaten verabscheute, diese Erfahrung zu machen stand ihm noch bevor.

In der Geschichte des Drei-Königsbündnisses läßt der Verfasser keinen Zweifel darüber bestehen, daß Sachsen und Hannover schon beim Abschluß des Bündnisses den Falschen spielten. Von gleichem Interesse ist u. A. die Darlegung, daß es allein Friedrich Wilhelm war, der nach dem Abfall der Könige

im Gegensatz zu dem einstimmigen Beschluß des vollzähligen Ministerrathes vom 9. März 1850 verhinderte, daß die Union jetzt endlich ins Leben trat. „Der Sinn des Königs wurde eben nicht durch politische Erwägungen, sondern durch subjective Gefühle bestimmt."

„Daß es einem Könige nicht verstattet ist, auf Kosten des ihm anvertrauten Staates großherzig gegen Dritte zu sein, ebenso wie ein Vormund nicht auf Kosten seines Mündels großherzig gegen dessen Schuldner sein darf, davon hatte Friedrich Wilhelm kein Bewußtsein. Mit seinem vielseitigen Edelmuth verstrickte er Preußen in ein Unternehmen, dem er selbst bei jedem Schritte die Wurzeln abgrub, um es endlich in einer für Preußens Ehre schwer bedenklichen Weise aufgeben zu müssen."

Selbst als Oesterreich den zu den Todten getragenen Bundestag wieder zu erneuern wagte, vermochte sich der König, so sehr er augenblicklich zürnte, nicht zu einem energischen Vorgehen zu ermannen.

Die Berliner Fürstenversammlung, welche der Union wenigstens ein provisorisches Dasein verlieh, wird, nachdem der Herzog Ernst sie einer so eingehenden Darstellung unterzogen, von unserem Autor nur auf zwei Seiten behandelt. Gleichwohl begegnen wir hier ein paar kleinen Zügen, welche sich in den Mittheilungen des fürstlichen Geschichtschreibers nicht finden. Als der Kurfürst von Hessen bei einem feierlichen Empfange den König küßte, rief der Herzog von Braunschweig ganz laut „Judas." Und als bei einem großen Hoffeste, welches nach Abschluß der Berathung der König gab, sich Hassenpflug an den Herzog von Coburg insolenter Weise herandrängte mit der Frage, warum sich Se. Hoheit so lebhaft für das todtgeborene Kind, die Union, interessirt habe, richtete der Herzog seine schlanke Gestalt hoch über den kleinen Mann empor: „Das will ich Ihnen sagen, das habe ich gethan, weil ich meinen Kopf nicht auf den Block legen will, auf den der Ihrige gehört, wenn wieder einmal Recht und Gerechtigkeit in Deutschland herrschen."

Man weiß, wie die Verlegenheiten Preußens, zu einer Zeit, wo Oesterreich und die Mittelstaaten schon offen mit Krieg drohten, durch den unglücklichen Verlauf, den die schleswig-holsteinische Frage nahm, gesteigert wurden, und wie vor Allem Rußland sich Dänemarks gegen Preußen annahm. Ueber die Mission, die deshalb der Prinz von Preußen nach Warschau zu dem Kaiser Nicolaus übernahm, werden wir jetzt zum ersten Mal genauer unterrichtet. Noch interessanter erscheint, daß der Entschluß des Königs, den Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 zu genehmigen, nicht am Wenigsten dadurch herbeigeführt worden ist, daß Louis Napoleon, der soeben noch in der schleswig-holsteinischen Sache gegen Preußen Partei genommen, Friedrich Wilhelm für ein französisches Bündniß gegen Rußland und Oesterreich um den Preis deutscher Gebietstheile zu gewinnen suchte. Der vorläufige Frieden mit Dänemark ermuthigte dann die preußische Regierung, Oesterreich gegenüber ihre deutsche Politik mit größerer Entschiedenheit, wenn auch unter allerlei Schwankungen, fortzuführen, bis endlich die kurhessische Frage den Krieg unvermeidlich zu machen schien. Was H. v. Sybel gegen Schluß des Bandes über den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, „den unseligsten Menschen unter seinen fürstlichen Zeitgenossen," und über Hassenpflug sagt, ist bei aller Schärfe gerecht und beruht offenbar auf genauester Kunde.

(Ein Schlußartikel im nächsten Hefte.)

1789 und 1889.

Betrachtungen über die Pariser Weltausstellung.

Im März 1789 brachte der „Teutsche Mercur" Schiller's Gedicht „Die Künstler", von welchem der neunundzwanzigjährige Dichter zum voraus an Körner gemeldet hatte:

„Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit. Dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung des Jahrhunderts von seiner besseren Seite."

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige, stehst du an des Jahrhunderts Neige, in edler, stolzer Männlichkeit, mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle, voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille, der reifste Sohn der Zeit, frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze, die lange Zeit dein Busen dir verschwieg, Herr der Natur, die deine Fesseln liebet, die deine Kraft in tausend Kämpfen übet, und prangend unter dir aus der Verwilderung stieg!"

Oft hat man darüber gespottet, daß Schiller dasjenige Jahrhundert als das Zeitalter der Humanität belobte, das bald darauf, wie kein anderes, mit Blut und Schrecken schloß. An des Jahrhunderts Neige stand kein Genius mit der Palme, sondern der Henker mit dem Fallbeil. Sie waren schon bei der Arbeit, die Marat, Danton, Robespierre, und schärften ihre Waffen; aber „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, durch Sanftmuth groß" ist durch sie die Menschheit nicht geworden. Als des Jahrhunderts letzte Stunde wirklich gekommen war, da schlägt Schiller's „Glocke" im Musenalmanach für das Jahr 1800 ganz andere Töne an.

„Freiheit und Gleichheit!" hört man's schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.

Mit solchen Trauerklängen hat derselbe Poet dem Jahrhunderte der Humanität das letzte Geleit gegeben, dessen bevorstehendes Scheiden er 1789 allzufrüh und allzufriedlich eingeläutet hatte. Der Dichter ist ein Seher, sofern er Verborgenes ans Licht zieht; aber Zukünftiges vorherzusagen, wer wollte das von ihm verlangen? Wir ehren im Gegentheil den Optimismus des Jünglings, der, seit er die Tyrannei der Karlsschule hinter sich hatte, die Welt von allen Tyrannen befreit glaubte und gar nicht sah, daß nur in einem kleinen Kreise der Sieg der Humanität wirklich entschieden war, den er für die ganze Menschheit erfochten wähnte. Als Schiller seine schönen Verse dichtete, die im October 1788 in einem Briefe an Körner zuerst erwähnt werden, war in Berlin am 9. Juli 1788 das Wöllner'sche Religionsedict veröffentlicht worden, und in Frankreich stellte ein Gesetz vom 29. Februar 1788 den Protestanten nur eben das Recht legitimer Ehen und das Erbrecht ihrer Kinder zurück; in allem Anderen blieb es bei der Ausschließung der Hugenotten von Zünften und Aemtern. „Frei durch Vernunft" war demnach die Menschheit im Jahre 1789 noch keineswegs

und „berauscht von dem errungnen Siege“ konnten nur jene glücklichen und bildungsfrohen Kreise in Weimar, Berlin und anderen kleinen und großen Residenzen sein, die sich nicht träumen ließen, daß drei Lustra nach diesem Hymnus auf den reifsten Sohn der Zeit, Rom seinen Jesuitenorden und Spanien seine Inquisitionen wiederherstellen, und daß auf Friedrich den Großen und Karl August ein Fürstengeschlecht ganz anderer Art folgen werde.

Welch' chaotisches Ebben und Fluthen in dem Zeitraume eines Geschlechtes, das in Paris 1794 das Christenthum abschaffte, um sich 1802 im „Moniteur“ Chateaubriand's „génie du christianisme“ wiederum als Heilmittel der kranken Welt empfehlen zu lassen, bis ihm 1814 der Emigrant de Maistre die alte Weisheit verkündete: „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts!“ Strömung und Gegenströmung haben sich heute einigermaßen ausgeglichen, und wenn es auch leicht sein könnte, daß ein Rechnungsabschluß für das neunzehnte Jahrhundert durch das letzte Jahrzehnt desselben ebenso Lügen gestraft würde wie der Schiller's vom Jahre 1789, so liegt doch die Versuchung nahe, eine Schätzung zu wagen, welche Fortschritte wir seit jenem Datum gemacht haben?

Die französische Weltausstellung von 1889 hat diesen Versuch gemacht und die Millionen Besucher der Weltstadt an der Seine sahen sich auf Schritt und Tritt hingewiesen auf die Vergleichung von 1789 und 1889. Wer an der Place de la Concorde vorübergegangen wäre, ohne daran zu denken, daß da, wo heute die schönsten Fontänen der Welt sprudeln, vor hundert Jahren das Blut von einem Dutzend Guillotinen floß, der wäre beim Eingang zu den Champs Elysées durch ein Panorama centennal an den Wandel der Zeiten erinnert worden, das dem Pilger schon auf dem Wege zur Ausstellung die leitenden Größen Frankreichs von Mirabeau und Robespierre bis zu Carnot, dem Enkel, und Sarah Bernhardt in künstlerischen Gruppen vorführte. In der Ausstellung selbst fanden sich die hervorragendsten Schöpfungen der französischen Kunst seit dem Jahre 1789 zu einer exposition centennale vereinigt, die uns neben anderen charakteristischen Schöpfungen namentlich auch die Porträts der Männer der Revolution, des Empire und der Restauration vors Auge stellte. Anderwärts ergab sich die Vergleichung von selbst, wie in Fontainebleau, wo die Familie Carnot unter den Bildern des Königspaares schlief, das ihr Großvater hatte enthaupten lassen. Wie viel nun auch die Geschichte des abgelaufenen Jahrhunderts in diesen Bildern von Blut und Schrecken zu erzählen hatte, das Leitmotiv aller heutigen Darstellungen und ihr Schlußaccord war doch immer das Schiller'sche: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige.“ — Diesen Palmenzweig schwang der Genius der Menschheit auf dem Dome Central, ihn trugen die allegorischen Gestalten der Brunnenfiguren, er kehrte unendlich oft bei den Werken der Bildhauerkunst wieder. Ja, das „wie schön an des Jahrhunderts Neige“ war das Thema der ganzen Ausstellung. Der Sieg des Lichts, der Aufklärung, der Civilisation, der nackten Wahrheit war in Marmor, in Oelbildern, in Transparenten, Glastafeln, in elektrisch beleuchteten Gruppen und auf den Palästen des Ausstellungsparkes verherrlicht; er wurde im Edentheater sogar getanzt. Wie „Aida“ bei der Eröffnung des Suezcanals die Versöhnung der schwarzen und weißen Rasse predigte, so feierte bei dem Revolutionsjubiläum das Tanzpoëm „Excelsior“ den Sieg des Lichts über die Finsterniß. L'obscurantisme, getanzt von Herrn Biancifiori, wie das Programm besagt, wird in zwölf Tableaux durch den Sonnenaufgang, das Dampfschiff, die Elektricität, den Telegraphen u. s. w. in die Flucht geschlagen, bis er sich verzweifelt in das Innere der Erde flüchtet. Da schlagen die Franzosen den Mont Cenis durch, und la dernière mine verbindet das helle Frankreich mit dem freien Italien! Nach dem percement du Mont Cenis bleibt Herrn obscurantisme nichts übrig als mit einem gewaltigen salto mortale sich in den Abgrund zu stürzen. Und nun heißt die Losung: civilisation, progrès, concorde! 1789 und 1889 führen sodann einen Contretanz miteinander auf. La civilisation, adage et variation par la première danseuse de rang français und la renaissance, grand balabile par la

première danseuse de rang italien. sind nicht die kühnsten Themata, die Terpsichore hier sich stellt. Auch die Abschaffung der Sklaverei durch Monsignore Lavigerie, die Elektricität und die Erfindung des Telegraphen wird getanzt, ob auch Pasteur's Bekämpfung der Bakterien und die Erfindung der Spektralanalyse — darüber gibt das Programm keine Auskunft. Man mag dieses Sichselbstbekränzen der modernen Athener belächeln; das Eine wurde doch durch diese geflissentlichen Erinnerungen bewirkt, die Ausstellung ist durch sie wirklich zu einer Säcularfeier geworden, und man konnte sie nicht durchschreiten, ohne fortwährend Vergleiche zu ziehen zwischen dem Einst und Jetzt.

„Herr der Natur, die deine Fesseln liebet," so redet Schiller den Menschen des achtzehnten Jahrhunderts an. Ein stolzes Wort im Zeitalter der Postkutschen und Spinnräder, das sich zum Herrn der Natur gemacht zu haben glaubte, weil es einige Straßen gebaut hatte und anfing, die Wasserkraft reichlicher auszunützen. Welch' anderes Recht hatte man, „berauscht von dem errungenen Siege", dieses gewichtige Wort zu sprechen, wenn man in der gewaltigen Eisenconstruction der galerie des machines, auf den durch Elektricität in Bewegung gesetzten ponts roulants über den keuchenden, stampfenden, kurbelnden, schwingenden, Menschenarbeit verrichtenden Maschinen hinrollte, die jedem Betriebe auf und unter der Erde, im Wasser und selbst im Bereiche der Luft dienen. Wir sehen Stahlmeißel, die im Stande waren, das Urgebirge zu durchbohren, und Ballons, die uns auf Verlangen in die Lüfte entführen. Wir sehen, wie Maschinen Brot backen, und andere, die Chokoladetafeln ausmünzen. Wir nehmen die Röhren des Phonographen ans Ohr und hören, was vor Wochen gesprochen, gesungen, gespielt wurde; wir genießen die Musik der großen Oper durch das Telephon, und haben wir davon genug, so hören wir einige Scenen aus der „Schwiegermutter" im Gymnase an. Wir senden vom Telegraphenpavillon Weisungen in weite Fernen oder setzen uns in den Fahrstuhl des Eiffelthurms und schreiben dreihundert Meter über der Erde eine Postkarte, die morgen in den Händen unserer Freunde sein wird. Zeit und Raum ist überwunden! Menschen und Producte der fernsten Länder umgeben uns, sobald wir hinaustreten ins Freie. Durch den westlichen Ausgang des palais des machines entlassen, befinden wir uns in der Rue du Caire, einer orientalischen Straße, mit vergitterten Fensteröffnungen und vielen echten Thüren, die man aus Kairo hierher gebracht hat. Minarete erheben sich vor uns; ägyptische Eseljungen bieten uns ihre Thiere an; unter den Vorhängen der Bazare und Kaffeehäuser begrüßen uns die bräunlichen Gesichter der Eingeborenen, und eintretend, können wir hier, von verschleierten Frauen bedient, echten arabischen Kaffee schlürfen, dem berühmten Tanze der arabischen Tänzerin, oder den Kreiseldrehungen des Derwischs, oder dem Kampfspiele der Sudanneger zuschauen. Dann wandern wir weiter nach Marokko, nach China, Japan, Südamerika, den Lappen, Eskimos, den afrikanischen Völkern und den Indianern, zumeist von echten Vertretern dieser Völkerschaften begrüßt! Orbis in urbe erat! Steht man nach all' der Fluth von Eindrücken dann abermals vor den überall wiederkehrenden, mahnenden Zahlen 1789 und 1889, dann drängt sich freilich die Einsicht auf, was wir Alles der Nutzbarmachung des Dampfes und der Elektricität verdanken. Welcher Umschwung der Verkehrsverhältnisse, die es möglich machten, die Gesellschaft der ganzen Erde zusammenzubitten und gleich ihre Hütten und Häuser, ihre Einrichtungen und ihr Gesinde mitzubringen! Für Schiller und seine Zeitgenossen war Georg Forster ein Wunder, weil er die Erde umsegelt hatte, und wenn der Schwabe in zwölf Tagen Paris erreichte, fühlte er sich Herr der Natur. Jetzt reist man in zwölf Stunden von Stuttgart nach Paris, und eine Depesche braucht keine zwölf Minuten. Sollte die Umgestaltung der Verhältnisse des menschlichen Geschlechtes bis zum Jahre 1989 in gleichen Proportionen vor sich gehen, wer will sich dann auch nur eine Vorstellung davon machen, wie es bei unseren Enkeln aussehen wird? Man fühlt sich selbst schon halb fossil und antediluvianisch bei dem Gedanken.

Doch statt ins Allgemeine und Unberechenbare abzuschweifen, beherzigen wir lieber Schiller's Mahnung:

Berauscht von dem errungnen Siege,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlass'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand.

Also „die Künstler!" Auch hier bewegt uns bei dem Eintritt in das palais des beaux arts aufrichtiger Dank gegen unsere Wirthe, die die Meisterwerke der Gegenwart mit kundiger Hand ausgewählt und mit seltenem Geschicke aufgestellt haben. Namentlich aber danken wir es ihnen, daß sie in der exposition centennale und in der exposition decennale française uns einen festen Anhaltspunkt gaben, der ein Urtheil darüber ermöglicht, was wir seit hundert Jahren erreicht haben und wo wir gegenwärtig stehen. Gern erkennt man bei solcher Gelegenheit an, daß die Franzosen nicht nur die ersten Decorateurs der Welt sind, sondern daß sie auch eine ganz besondere Gabe besitzen, das Material auf übersichtliche und lehrreiche Weise zu ordnen, eine Anerkennung, die uns jeder Pavillon der Ausstellung aufs Neue abnöthigte. Für die Sculpturen freilich, die sich dem Auge im Erdgeschosse zunächst darbieten, ist uns ein anderer Maßstab als die Kunst von 1789 geläufiger, und gerade diesen darf man nicht anlegen, wenn sie bestehen sollen. Mit den französischen Bildhauern vom Anfange des Jahrhunderts, deren Werke in der exposition centennale uns begrüßen, mögen sie allenfalls den Vergleich aushalten; den mit Canova, Rauch, Dannecker, Thorwaldsen vertragen sie bereits nicht. Dem Fremden aber, der zwischen dem Louvre und der Ausstellung hin- und hergeht, muß nothwendig dieser Theil der Letzteren als der schwächste erscheinen. Ihm, der noch trunken von der stillen Hoheit und Harmonie der Venus von Milo und der erhabenen Götterwelt, die sie umgibt, in das Erdgeschoß der beaux arts eintritt, ihm wird nicht wohl bei diesen leidenschaftlich geworfenen, verzerrten, aufgeregten, eckigen Gestalten, die zum Theil übermäßig bewegte und transitorische Momente wiedergeben, wie sie der lapidaren Ruhe des Materials widersprechen, und die eben deshalb stilwidrig sind, zum Theil genrehafte Motive, die sich überhaupt nicht zu monumentaler Behandlung eignen. Eine lediglich vorübergehende Bewegung, einen rein augenblicklichen Affect soll man nicht für ewige Zeiten in Stein festhalten, und das, was an sich klein, komisch, niedlich ist, wird dadurch nicht groß, daß man es in gewaltigen Dimensionen ausführt. Ein Affe, von Fremiet in doppelter Lebensgröße geformt, ist nur ein Monstrum, trotz der goldenen Medaille, die er in München erhielt, und ein Mägdlein, das sich einer Libelle zu erwehren sucht, mag für den Nipptisch in Porcellan sich gut ausnehmen, zur Statue auf hohem Postamente reicht das Motiv nicht aus. Auch die in Marmor ausgehauene Baßgeige des Herrn Sollier, obwohl „La musique" darunter steht, wirkt nicht musikalisch, weil der Marmor nicht mitschwingt, wie schön auch die Geigerin ihren Bogen führe. Das Alles ist stilwidrig, und Lessing hätte keine Freude daran, daß wir nach hundert Jahren wieder grob gegen die ersten Regeln sündigen, die er unseren Großvätern so klar entwickelt hat. Am Besten stellen sich die Porträtbüsten und die Genrefiguren (man vergleiche namentlich die dänische Abtheilung) und die Reliefs — so die treffliche Tafel États généraux von Dalou — bei der Vergleichung mit der älteren Generation. Im Ganzen aber wird die Behauptung schwerlich großem Widerspruch begegnen, daß auf dem Gebiete der Sculptur Fortschritte gegen den Anfang des Jahrhunderts nicht zu verzeichnen sind. Stilgefühl und Technik stehen nicht mehr auf der Höhe der im Umgang mit der Antike gereiften älteren Meister, und das Leidenschaftliche, Bizarre, Effecthaschende der modernen Kunst stellt sich nirgends häßlicher dar als in dem Material, das innere Ruhe und Harmonie verlangt und vorübergehende, auf die Spitze getriebene Situationen nicht festhalten kann, ohne zu ermüden oder zu beleidigen.

Mehr zum Vortheile der Gegenwart erscheint die heutige Oelmalerei neben der des Empire. Unter den Bildern der Alten sieht man zwar sehr werthvolle Werke in

der exposition centennale, so David's Krönung der Kaiserin Josephine, Gerard's beste Porträts, die aus der Galerie von Versailles herübergebracht sind, darunter sein berühmtes Bild der Récamier, Greuze's Porträt von Dumouriez, Ingres' Darstellungen vom Hofe des ersten Napoleon, Proudhon's Porträt Talleyrand's und seine Tafelrunde des ersten Consuls. Im Allgemeinen aber wird man sagen dürfen, daß die neuere französische und namentlich die englische Abtheilung im Porträt das Gleiche leistet, und in historischer Darstellung namentlich auch die Spanier die Meister des Empire übertreffen. In der stilgemäßen Umgebung zu Versailles und noch mehr in den Gemächern Napoleon's I. zu Fontainebleau gehören jene steifen Bilder zum Ganzen. Wo die Empireformen im Bau der Zimmer, der Kamine, Spiegel und Möbel bis ins Kleinste durchgeführt sind, geben sie in der That die Wirkung eines eigenen Stils. Die Formen sind zwar der Renaissance entlehnt, ins Steife, Magere, Nüchterne, Geradlinige gezogen bis zum Storchen- und Stelzenhaften, aber sie stimmen zu einander. Hat man die Bilder des großen Cäsar's dabei, so begreift man sogar diese Reaction der soldatischen Einfachheit gegen die Verweichlichung des Roccocozeitalters. Hier vertragen wir auch den kahlen Classicismus der Schule David's und Gerard's. Ihre Damen in steilen, faltenlosen Tuniques und die Herren mit kurzen Westen und langen Pantalons stimmen überein mit den hochbeinigen Schemeln und Stühlen, die an den Wänden umherstehen. Der Geist des Empire, das nachgemachte Cäsarenthum spricht aus allen diesen Formen. Aber ohne diesen Hintergrund erscheinen die meisten der historischen Bilder dieser Schule steif und ungelenk, und die auf der Ausstellung vertretenen namhafteren Meister der Gegenwart, sowohl Frankreichs wie Spaniens, halten die Nebeneinanderstellung mit den napoleonischen Schlachtenbildern völlig aus und brauchen dieselbe auch auf anderen Gebieten nicht zu scheuen. Nach guten Landschaften muß man schon mehr suchen, und es scheint, als ob die bewegte See, der unfruchtbare Strand dem Walde und der Gebirgswelt neuerdings einen Vorsprung abgewonnen habe. Häufiger als auf anderen Gebieten begegnen wir hier dem Geklecks der Impressionisten, die den Anspruch erheben, auf Distanz zu wirken, aber in Nähe und Ferne gleich abschreckend sind. Wenn dieser Widerspruch gegen die überlieferten Methoden das Resultat der jüngsten Entwicklung wäre, könnten wir keineswegs mit Schiller sprechen: „Wie schön, o Mensch!" und er selbst, der rastlos Feilende und Glättende, würde dieser Pseudogenialität gewiß nicht die Palme reichen. Die Heiligenmalerei, die zu Anfang des Jahrhunderts noch durchaus von den alten italienischen Vorbildern beherrscht war, kann den Geist des neunzehnten Jahrhunderts nicht verleugnen. Man merkt, daß David Strauß und Ernst Renan auch an den Künstlern nicht spurlos vorübergegangen sind. Munkacsy hatte zwei prachtvoll gemalte große Passionsbilder ausgestellt, Christus vor Pilatus und auf Golgatha. Ihre Farbenwirkung war grandios, der Ausdruck der Gestalten so treffend, daß ein Kind die Schriftstelle hätte finden können, die dem Meister bei jeder derselben vorschwebte. Beide Bilder sind voll Geist, aber Passionsgeist ist es nicht, der aus ihnen spricht; der Evangelienton fehlt völlig. Renan wird mehr von ihnen befriedigt worden sein als Bischof Freppel, und in die Kirche passen die Bilder nicht; Niemand könnte vor ihnen beten. Hierher gehört auch Fritz Uhde's Abendmahl, das in der sonst so verunglückten deutschen Ausstellung wohl die sehenswertheste Nummer bildete. An Raum gewonnen hat die sociale Studie. Namentlich die Noth gewisser Gesellschaftsclassen ist ein heute von allen Nationen eifrig behandeltes Thema, Bilder, die oft mit bewunderungswürdiger Kunst gemalt sind, aber fast immer einen Stachel im Gemüthe hinterlassen und verstimmen. Diese Leute wollen das sociale Elend malen und sind in ihrer Tendenz auf das Häßliche doch selbst nur ein Symptom der socialen Uebereizung, die die Vorzimmer der Aerzte, die Armenhäuser, Spitäler und Irrenhäuser füllt, aus denen sie mit Vorliebe ihre Vorwürfe holen. Themata vollends, wie der Tod Rolla's, der Tod Agrippina's sind einfach widerlich. Häufig ist auf dem Gebiete der socialistischen Malerei die Freilichtbehandlung, und es sind bewunderungswürdige Leistungen darin zu verzeichnen. Mancher Gegner der Pleinairmalerei wird doch vor

etlichen Bildern von Tissot, Dantan, Brouillet, Gelhay, Brispot und Anderen bekennen, daß hier an Naturtreue Unübertreffliches geleistet worden ist. Aber nur wo das Pleinair sich mit einem gemüthvollen Motive zu einem Stimmungsbilde vereinigt, wie in Adam's ergreifendem Herbstabende, nur da kommen die Saiten unseres Gemüths wirklich ins Schwingen, während uns sonst die gelungenste, aber nüchterne Wiedergabe der Natur kalt läßt. Man möchte das reine Pleinair eine Prosakunst nennen, aber die Kunst sollte Poesie sein, nicht gemalte Prosa. Bisher wenigstens haben die abendländischen Nationen von der Kunst verlangt, daß sie idealisire und die arme Wirklichkeit verschöne. Die Kunst soll uns gar nicht zeigen, wie die Dinge bei nüchternem Tageslicht aussehen, sondern wie sie bei schöner Beleuchtung erscheinen, wenn die Formen sich ideal verklären, die Schatten sich mystisch vertiefen und eine ahnungsvolle Perspective aufdämmert, in die die Seele ihre eigenen Wünsche hineinträumen kann. Die frühere Generation wollte in ihren Bildern den Inhalt ihres eigenen Gemüthes aussprechen, diese modernste Malerei ist ein Stück Naturbeschreibung, treu gemalte Tafeln aus der Geschichte des homo bimanus oder der Flora und Fauna unseres Planeten. Würde diese Schule siegen, so wäre das die Auflösung alles Dessen, was man bisher Kunst nannte; die treue Naturbeobachtung hätte die Phantasie und das Gemüth aus dem Gebiete verdrängt, das bisher als ihr eigenstes Reich angesehen wurde.

Besonders abstoßend ist dieser moderne Realismus bei der Darstellung des menschlichen Körpers. Nicht die ideale Menschenform führt uns der realistische Künstler vor, sondern etwas erschrocken stehen wir derrière le rideau. Schiller würde diesen „Realisten" zurufen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch!" Ganz abgesehen von der größeren Decenz der Behandlung wurde das Nackte von den Künstlern zu Anfang des Jahrhunderts doch stets durch die Situation motivirt. Wenn aber eine völlig gewandlose Frauengestalt einen Stier zur Weide führt, so ist uns das im Leben noch nie begegnet; oder wenn einige Andere sich auf dem Rasen wälzen, gleich dem Pudel, der dazu triftigere Gründe hat, so denken wir unwillkürlich an die spitzen Stoppeln und unser rauhes Klima, und die ganze Situation erscheint uns lächerlich. Bei dem Allen wird den meisten Besuchern der Ausstellung die Oelmalerei als die dankenswertheste Abtheilung erscheinen, weil sie die populärste ist, und auch wir scheiden von ihr mit der Ueberzeugung, daß die französische, englische und spanische Abtheilung Künstler zählt, vor denen noch die Generation von 1989 einst mit Andacht wird stehen bleiben, wenn sie ihren Werken in den Galerien oder in einer neuen exposition centennale begegnen sollte.

Dennoch war die Kunstausstellung nicht das Gebiet, auf dem die Resultate des Jahrhunderts am deutlichsten in die Augen sprangen. Ungeahnte und nie dagewesene Fortschritte repräsentirten schließlich doch nur der Industriepalast und die Maschinenhalle. Das eigentliche Denkmal dieses Sieges der Technik aber war der Eiffelthurm, dessen schwindelnde Säule dem Wanderer überall vor Augen bleibt. Zehntausend Menschen vermag dieser Thurm des neuen Babel aufzunehmen und von seiner dreihundert Meter hohen Spitze zuckten am Abende Lichtgarben, die im Nebel der Seine einem Kometenschweife glichen, wenn sie dort oben mit ihren Reflectoren entlegene Stellen taghell zu beleuchten wußten.

Natürlich fehlte es auch nicht an Bezugnahmen auf den großen Umschwung der Gesellschaft und des Staates seit 1789. Hatte man doch am Seinequai eine genaue Wiederherstellung der alten Bastille gebaut und mit Bewohnern in der Tracht des vorigen Jahrhunderts belebt, um Jedermann der Zeiten Wandel vor Augen zu stellen. Es hätte dessen nicht bedurft. Gerade in die Wochen, in denen der Zudrang zur Ausstellung am stärksten war und an manchem Tage 300 000 Eintrittskarten gelöst wurden, fielen die beiden politischen Wahltage, die klar genug zeigten, wie das demokratische Frankreich von 1889 sich von dem monarchischen von 1789 unterscheide. Die Fremden konnten sich dabei überzeugen, daß die französischen Zustände keineswegs so anarchisch sind, wie sie zu Hause gruselnd in ihrer Zeitung gelesen, und daß das freie Paris sich einer recht energischen und durchgreifenden Polizei erfreut. Aber auch

dem Benehmen des Publicums mußte man bei dieser Gelegenheit ebenso gut wie in dem Gedränge der Ausstellung die höchste Anerkennung zollen. Selbst die viel berufenen Arbeiterviertel auf dem Montmartre sehen heute recht freundlich darein, und man segnet das Andenken des dritten Napoleon, der den armen Kindern von Belleville in den Buttes-Chaumont einen Park geschaffen hat, um den sie wirklich Europa beneiden könnte. Die Schelme haben ein scharfes Auge für jede Nation und halten für jede die erforderlichen Worte in Bereitschaft. Uns begrüßten sie mit dem Zuruf, den sie wohl am häufigsten von den Deutschen gehört hatten: „Abe nix, abe nix!" doch weder sociale Verbitterung noch Nationalhaß war in ihren lustigen Gesichtern zu lesen.

Im Uebrigen ist die große Classe der „armen Leute" auch in Paris am leichtesten in und bei den Kirchen zu finden. Von den Traditionen des alten Frankreichs sind die kirchlichen am wenigsten erschüttert. So ungläubig wie das heutige Paris, war auch schon das von 1789. Wem fielen nicht die schalen Feste der Göttin der Vernunft ein, wenn er liest, wie heute der Sieg der Civilisation über den Obscurantismus sogar in den Theatern getanzt wird? Aber in demselben Paris begegnet man nicht selten Aeußerungen der entschiedensten katholischen Gesinnung. Man sieht in den Kirchen Altäre voll flammender Lichtchen, zu denen ärmlich gekleidete Frauen ihre Opferkerzchen hinzufügen. An der Tafel des Restaurants bekreuzt sich hier und dort ein Landmann, der gekommen ist, die Ausstellung zu besuchen, oder ein junges Mädchen weist die Fleischspeisen zurück und bittet um Fastensuppe. Der Stuhl von Paris, der in diesem Jahrhundert schon drei Märtyrerbischöfe erlebt hat, wird von der dritten Republik mit der größten Schonung behandelt, und auf die gröbsten Uebergriffe des Clerus bei den Wahlen hat die Regierung sich begnügt, drei Bischöfen und fünfundfünfzig Pfarrern die staatlichen Bezüge zu sperren. Nach den seitherigen Erfahrungen darf man wohl fragen: Wie lange wird diese gnädige Strafe schließlich vollstreckt werden? Die Milde der Republik gegen ihre erklärtesten Gegner zieht allerdings die auswärtige Lage in Betracht. Angesehene Politiker Frankreichs schmeicheln sich, daß in dem nächsten Kriege mit Deutschland und Italien der Papst seinen Sitz nach Frankreich verlegen werde; dann aber werde das katholische Deutschland von Preußen abfallen, da der deutsche Clerus nun und nimmer in einen Krieg gegen den heiligen Vater willigen könne. Um sich also diesen wichtigen Bundesgenossen zu erhalten, müsse jeder Conflict mit Rom vermieden werden. Aber auch die Erfahrungen der ersten Republik sind der dritten im Gedächtniß geblieben. Unter allen politischen Fehlern des Convents hat sich keiner bitterer gerächt als seine verkehrte Kirchenpolitik. Man hätte noch lange fortfahren können, vornehme Herren und alte Hofdamen zu köpfen, Privilegien abzuschaffen und Emigrantengüter zu confisciren, das Landvolk hätte darum mit den Gewalthabern in den großen Städten nicht gerechtet; aber an dem Streite mit dem Clerus über den Verfassungseid und der Abschaffung des katholischen Cultus ist die erste Republik zu Grunde gegangen. Mochten die Pariser die mächtigen Hallen von Nôtre Dame und Saint Eustache der Philosophie und der Völlerei weihen, auf dem Dorfe hatte die Unterdrückung des Gottesdienstes eine Lücke hinterlassen, die man durch keine Maifeste und Tugendpreise ausfüllen konnte. Der Mann, der dem Landvolke durch das Concordat seine Kirche zurückgab, war bei der Kaiserwahl der Stimmen der Bauern sicher. Diese bittere Lehre haben sich die Staatsmänner der dritten Republik zu Herzen genommen und danken Gott, daß die rationalistischen Traditionen der Orleans und die Freigeisterei des Prinzen Jerome den Clerus verhindern, zu einem der Prätendenten ein rechtes Vertrauen zu fassen. Um so mehr hat die Republik sich angelegen sein lassen, den Clerus bei guter Laune zu erhalten, und trotz aller Großsprechereien der Radicalen wird man das auch forthin thun; denn man weiß, daß derselbe bei den Wahlen ein sehr nachdrückliches Wort sprechen könnte, wenn man ihn reizt. Hat die katholische Kirche demnach in Frankreich eine noch immer relativ feste Position, so wird darum doch Niemand verkennen, daß ihre Herrschaft nur noch ein Schatten von dem ist, was sie im Jahre 1789 war. Als am 29. Januar 1788

ein königliches Edict den Protestanten das Recht zurückgab, vor dem Richter eine gesetzliche Ehe zu schließen, und damit ihren Kindern die Legitimität und das Erbrecht gewährleistete, erhoben die Bischöfe Proteste, zu denen heute auch der schärfste Zelot sich nicht bekennen möchte. Der Führer der Conservativen im Pariser Parlamente, Duval d'Espréménil, gerieth über das königliche Edict, das an der übrigen rechtlosen Lage der Hugenotten doch gar nichts änderte, in solche Aufregung, daß er verzweifelt die Arme gegen das Crucifix im Sitzungssaale ausstreckte und ausrief: „Wollt ihr ihn denn nochmals kreuzigen!" Daß auch Ketzer eine gesetzlich gültige Ehe eingehen durften, war diesem jesuitisch verbildeten Kopfe eine Kreuzigung Christi! Die verschiedenen Clerusversammlungen aber waren seit der Einführung einer milderen Praxis nicht müde geworden, eine Schwäche zu beklagen, die gestatte, „daß die Ketzerei aufrechten Hauptes einherschreite und daß das Verbrechen des Unglaubens sich ebenso straflos als schamlos zeigen dürfe." Diese Zeiten sind auch in Frankreich ein- für allemal vorüber. Man erinnert sich der Schwierigkeiten, die der Clerus dem Eintreten Necker's in den Staatsdienst bereitete, weil er als Protestant überhaupt kein öffentliches Amt bekleiden sollte. Die dritte Republik hat wiederholt Protestanten in den höchsten Staatsämtern gesehen, und das Publicum nahm nicht einmal Notiz davon. Von der alten erdrückenden Uebermacht hat die Kirche mithin doch nur einen verhältnißmäßig bescheidenen Einfluß gerettet, und die heutigen Staatsmänner thun wohl daran, durch kluges Laviren den Clerus hinzuhalten, in der Ueberzeugung, daß die in der Atmosphäre republikanischer Freiheit aufwachsende Generation sich ganz von selbst des geistlichen Gängelbandes entwöhnen werde. Die Ausstellung der École modèle an der Invaliden-Esplanade zeigt, auf welche Weise man den bösen alten Feind zu bekämpfen gedenkt, und diese Methode führt gewiß sicherer zum Ziel als ein mit Lärm in Scene gesetzter officieller Culturkampf, der dem Clerus ganz willkommen wäre, weil er den Fanatismus wachruft, der ihm Wasser auf seine Mühle liefert.

Der größte Umschwung, der im Laufe des Jahrhunderts eingetreten ist, besteht freilich darin, daß Paris am Ende des Jahrhunderts *politisch* nicht mehr dasselbe bedeutet wie zu Anfang desselben. Noch immer die schönste Stadt der Welt, eine Zaubercouliſſe, wenn man im Gedränge der Wagen zwischen dem weißen Bogenlichte, den gelben Gasflammen, den hellen Scheiben der Auslagen die alten Boulevards entlang fährt, ein Feenmärchen, wenn man unter den vier Regenbögen des erleuchteten Eiffelthurms auf die von innen glühenden Glaskuppeln und in elektrischem Lichte strahlenden Paläste und Marmorbilder der Ausstellung blickt, ist Paris dennoch nicht mehr, was es war, der politische Mittelpunkt der Welt. Das war der Schmerzenston, der durch all' den Festjubel immer wieder hervorbrach, der geheime Kummer, den man den Gästen unter Festspielen, historischen Aufzügen und prahlerischen Allegorien verdecken wollte und doch nicht verdecken konnte. *Eine* ausgenommen, fanden alle Nationen ihre Farben in den Ausstellungspaläſten, an den Schaubuden, bei den Ausstattungsstücken; aber daß die *deutschen* Farben fehlten, erinnerte doch nur daran, daß diese Farben die des Siegers sind. In dem historischen Panorama an der Place de la Concorde waren von Mirabeau bis Carnot alle bedeutenden Persönlichkeiten abgebildet, die Generäle von 1870 ausgenommen. Jeder Feldzug seit 1789 war repräsentirt, nur nicht der verhängnißvollste von allen. In der Kunstausstellung hatte man, allerdings sehr unberufenen, deutschen Künstlern einen Saal eingeräumt; aber kein gebildeter Franzose konnte glauben, daß das wirklich die deutsche Kunst sei. An den Wänden der französischen Abtheilung sah man unendlich oft die Kürassire von Reichshofen, die Vertheidiger von Paris und Orleans, sterbende Jünglinge und Helden, die über ihrer Fahne verbluteten. Aber diese Schlachten blieben trotz aller heroischen Posen der Söhne Frankreichs und aller kannibalischen Züge der Barbaren — französische Niederlagen. Wer wollte die Franzosen schelten, daß ihnen das am Herzen frißt? Es bedurfte nicht der Kränze an der Statue Straßburgs am Concordienplatze, die wie Todtenkränze an einem Grabdenkmale hängen, um den alten Schmerz zu erneuern. Ueberall blickte er durch, obwohl sich die Pariser auch gegen die deutschen Gäste

musterhaft benahmen, viel besser als manche Deutsche, denen eine derbe Zurechtweisung oft recht nöthig gewesen wäre. Ob bei dieser Sachlage die Palme der Civilisation im Ausstellungsparke eine sicherere Friedensbürgschaft war als der Menschheit Palmenzweig, den Schiller im Jahre 1789 besang, ist freilich fraglich. Aber die Ausstellung selbst war ein Friedenswerk, das den gefährlichsten Feind des Friedens, die gewissenlose Presse, für eine Weile von ihren traurigen Hetzereien ablenkte. Je weniger man sich verhehlen konnte, daß der Ton der Tagesblätter seit den siebziger Jahren an Rohheit entsetzlich zugenommen hat, um so schwerer fiel dieses Verdienst in die Wagschale. Sollte Carnot, der von allen Seiten als eine bescheidene Persönlichkeit geschildert wird, aber als energischer Charakter, der genau weiß, was er will und was Frankreich Noth thut, wirklich für das nächste Jahr eine Weltmesse planen, so würden wir uns dessen im Interesse des Friedens nur zu freuen haben. Ob der deutsche Handel besser thut, sie zu beschicken oder wegzubleiben, mögen Berufenere entscheiden. Eines aber sollte aufhören: die Aufbauschung jedes kleinen, privaten Conflicts zwischen deutschen Reisenden und dem französischen Publicum zu einer großen nationalen Angelegenheit. An dem bestehenden Mißverhältnisse hat die deutsche Presse reichlich ebenso viel Schuld wie die französische, und so manche Pariser Correspondenten deutscher Blätter registriren alle feindlichen Aeußerungen nur darum jahraus jahrein, weil ihnen dieses Thema am bequemsten zur Hand liegt und zu Hause immer Liebhaber findet. Wenn ein Privatdocent mit der Naivetät eines Gelehrten, die Karte in der Hand, französische Flußläufe aufnimmt, wenn ein Schwabe in teutonischem Jägerrock sich zu einer Demonstration Deroulède's vor der Statue von Straßburg drängt, oder deutsche Studenten in Farben in eine Grenzfestung laufen, so sind Conflicte nicht allzu verwunderlich; kam doch der umgekehrte Fall mehrfach auch in Deutschland vor. Die deutsche Presse gibt aber von der Lage der Sache ein falsches Bild, wenn sie behauptet, daß der Deutsche in Paris als solcher unfreundlich behandelt würde. Wer sich so beträgt, wie man sich in fremdem Hause zu betragen hat, kann der höflichsten Aufnahme gewiß sein; nur thun das leider nicht alle Deutsche. Im Allgemeinen ist die französische Gesellschaft an öffentlichen Orten überhaupt an ein zurückhaltenderes Wesen gewöhnt als so manche deutsche Landsleute. Im Waggon Kneipereien zu veranstalten, in Anwesenheit der Damen zu rauchen und seine Mitreisenden durch ewiges Aus- und Einsteigen zu belästigen, fällt dem Franzosen, auch dem aus dem Mittelstande, nicht ein. Zurufe, Vortrinken, Unterhaltungen über die Köpfe der anderen Gäste hinweg im Restaurant, gelten für unschicklich, während man in der Heimath daran keinen Anstoß nimmt. Manche Deutsche aber meinen, sie dürften im Auslande sich erst recht ungebunden gehen lassen, und wenn dann das französische Publicum, an solche Flegeleien nicht gewöhnt, sich gegen sie wendet, ist sofort das Register der Deutschenhetze um ein Capitel reicher. Im Ganzen wird man sagen dürfen, daß der Pariser der gutmüthigste Mensch der Welt ist, und findet man nur seine Stadt admirabel, so ist für den Augenblick aller Deutschenhaß und alle Revanche vergessen. An den Grenzen, wo die Reibungen nicht aufhören — auch wir wurden in Deutsch-Avricourt durch das Schelten des Polizeicommissärs und das stärkere Stoßen des Wagens auf den schlechter gelegten Schienen geweckt — soll das anders sein. Aber weder in dem Volksgedränge um die speienden Wasser von Versailles noch in den einsamen Baumgängen von St. Cloud, noch in den schönen Wäldern von Fontainebleau hat uns irgend Jemand das Geringste in den Weg gelegt, obwohl wir nirgends unsere Nationalität versteckten. Wer den Besuch der Ausstellung aus Furcht vor der Stimmung der Pariser unterließ, war in einem Irrthum befangen; wer aber schlechte Erfahrungen gemacht haben sollte, war vielleicht selbst nicht ganz ohne Schuld.

A. Hausrath.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Die letzte Session der laufenden Legislaturperiode des deutschen Reichstages ist am 22. October mit einer vom Staatssecretär von Bötticher verlesenen Thronrede eröffnet worden, in welcher die von dieser parlamentarischen Körperschaft vor den nächsten Wahlen noch zu erledigenden Aufgaben präcisirt wurden. Mit besonderem Interesse wurde mit Rücksicht auf den Besuch, welchen der Zar Alexander III. dem Kaiser Wilhelm II. in Berlin abstattete, den Betrachtungen der Thronrede über die auswärtige Politik entgegengesehen. So war es denn besonders erfreulich, die Bestätigung zu vernehmen, wie die Hoffnungen, Europa den Frieden zu erhalten, nicht nur bis heute sich verwirklichten, sondern auch für die Zukunft an Sicherheit gewannen durch die persönlichen Beziehungen, welche der deutsche Kaiser mit den Herrschern befreundeter und verbündeter Nachbarländer in diesem Jahre gepflogen hat. Dienten doch diese persönlichen Beziehungen dazu, im Auslande das Vertrauen auf die ehrliche Friedensliebe der deutschen Politik zu befestigen, sowie zu dem Glauben zu berechtigen, daß der Friede der europäischen Welt auf der Grundlage der bestehenden Verträge auch im nächsten Jahre erhalten bleiben werde.

Hatte der enthusiastische Empfang des Königs von Italien und des Kaisers von Oesterreich in Berlin vollgültiges Zeugniß für die Volksthümlichkeit der Tripelallianz abgelegt, so zeigte sich auch bei der Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm II. mit der Königin von England, wie die traditionelle Freundschaft der beiden Herrscherhäuser, die überlieferten guten Beziehungen Großbritanniens und Deutschlands in erfreulichster Weise fortbestehen. Noch bemerkenswerther mußte aber allen Anhängern der vom Fürsten Bismarck eingeleiteten und erfolgreich durchgeführten Friedenspolitik die Wendung erscheinen, welche der Besuch des Zaren in Berlin bezeichnete. Wenn die panslawistischen Organe in Rußland, sowie die französischen Blätter aller Parteischattirungen gehofft hatten, die Zusammenkunft des Kaisers Alexander III. mit Kaiser Wilhelm II. würde, falls sie überhaupt in diesem Jahre noch stattfinden sollte, ohne jedes positive Ergebniß im Sinne der Erhaltung des europäischen Friedens verlaufen, so sehen diese Pessimisten sich arg enttäuscht. Der Hinweis der Thronrede, daß im Auslande das Vertrauen auf die ehrliche Friedensliebe der deutschen Politik befestigt worden sei, bekundet für jeden unbefangenen Beurtheiler deutlich genug, daß der Zar bei den vertraulichen Unterredungen, die er während seines Aufenthaltes in Berlin mit dem Kaiser Wilhelm und dem leitenden deutschen Staatsmanne gepflogen hat, zu der in vollem Maße begründeten Ueberzeugung gelangt ist, das zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn abgeschlossene Bündniß bezwecke vor Allem die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Nicht minder bot sich dem Zaren die Gelegenheit, das Vorurtheil zu beseitigen, als ob er in der That, wie die Chauvinisten in Frankreich behufs Irreführung der öffentlichen Meinung behaupten, kriegerischen Anwandlungen zugänglich sei. Andererseits wäre es durchaus verfehlt, annehmen

zu wollen, bei der Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser Wilhelm seien bestimmte politische Fragen, wie die bulgarische, erörtert oder gar der Lösung näher geführt worden. Vielmehr darf daran festgehalten werden, daß Deutschland nach wie vor auf seinem Standpunkte gegenüber der bulgarischen Angelegenheit beharrt, indem es die berechtigten Ansprüche Rußlands, das doch schwere Opfer an Gut und Blut im orientalischen Kriege gebracht hat, anerkennt, wie denn auch diese Ansprüche im Berliner Vertrage sanctionirt worden sind. Deshalb gilt der Prinz Ferdinand von Coburg nach der maßgebenden Auffassung der politischen Kreise in Deutschland nur als ein Usurpator des bulgarischen Thrones. Wird aber die Frage aufgeworfen, wie eine befriedigende Lösung der auf der Balkanhalbinsel bestehenden Schwierigkeiten gefunden werden kann, so würde eine Theilung der Interessensphären sicherlich am ehesten der Billigkeit entsprechen. Sollte es gelingen, die Balkanangelegenheit in dem Sinne zu ordnen, daß Rußlands Einfluß im östlichen Theile der Halbinsel, Oesterreichs im westlichen gewahrt wird, so würde die gesammte Orientfrage einem Ausgleiche näher gerückt.

Die Schwierigkeiten eines solchen Ausgleiches werden allerdings von Denjenigen unterschätzt, welche an die glücklich beendete Reise des deutschen Kaisers zu den Hochzeitsfeierlichkeiten in Athen und dann nach Constantinopel die sanguinische Erwartung knüpften, daß, wie in Griechenland die kretensische, in der Türkei die bulgarische Angelegenheit ohne Weiteres geregelt werden würde. Selbst die waghalsigsten Projectenmacher hätten vor der Annahme zurückschrecken müssen, Graf Herbert Bismarck wollte als Gast des Sultans in Constantinopel erscheinen, um daselbst Zugeständnisse in der bulgarischen Frage zu erlangen, nachdem vorher bereits, und zwar wiederum nur in der Idee politischer Dilettanten, von Seiten der Pforte in Bezug auf Kreta Opfer gebracht worden wären. Da die Legendenbildung in solchen Dingen niemals rastet, empfiehlt es sich, daran zu erinnern, daß Kreta für die deutsche Reichspolitik ebenso gleichgültig ist wie Bulgarien, und daß die bezüglichen Fragen nur insofern in Betracht kommen, als der europäische Friede gefährdet werden könnte, dessen Aufrechterhaltung der hauptsächliche Zweck der Tripelallianz ist. Diesem Zwecke dienten denn auch die jüngsten Reisen des Kaisers Wilhelm nach den Hauptstädten Griechenlands und der Türkei, während es doch von einem hohen Grade von Naivetät zeugt, deutschen Staatsmännern zuzumuthen, sie könnten ohne jedes unmittelbare Interesse für das eigene Land, sowie bei einem ganz ungeeigneten Anlasse einer befreundeten Regierung Anforderungen stellen, durch deren allerdings wenig wahrscheinliche Verwirklichung eine ernsthafte Kriegsgefahr heraufbeschworen werden würde. So bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß Diejenigen, welche derartige Gerüchte verbreiteten, zum Theil wenigstens, insofern sie nicht in die Kategorie der Naiven gehören, durch die Nebenabsicht geleitet wurden, Unfrieden zu stiften. Die Reise des Kaisers Wilhelm, deren durchaus friedliche Bedeutung jeder Unbefangene erkennen mußte, sollte in eine falsche Beleuchtung gerückt werden. Sehr willkommen hätte es den französischen Chauvinisten und den russischen Panslawisten sein müssen, wenn entweder der Zar, nachdem er unlängst erst aus Berlin mit verstärkter friedlicher Gesinnung zurückgekehrt ist, sich hätte überreden lassen, Deutschland betreibe in Constantinopel eine zweideutige Politik, oder wenn die mit Deutschland verbündeten Mächte an dessen Zuverlässigkeit gezweifelt hätten. Diese Erwägungen legen die Pflicht auf, die Mythenbildung in Bezug auf bestimmte politische Zwecke der Kaiserfahrt mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Freilich täuschen die Erfinder solcher Legenden schließlich nur sich selbst, da sowohl der König von Italien als auch der Kaiser von Oesterreich, als sie jüngst in Monza und in Innsbruck mit ihrem kaiserlichen Bundesgenossen zusammentrafen, Gelegenheit hatten, von Neuem den wirklichen Charakter der Tripelallianz zu betonen und betont zu sehen. Ebenso wenig wird der Zar seine Informationen aus den trüben Quellen schöpfen wollen, die zumeist französischen Ursprunges sind. Tauchte doch auch in französischen Blättern zuerst die Meldung auf, die Reise des Kaisers Wilhelm nach Constantinopel bezwecke, den Anschluß der Türkei an das Bündniß der europäischen Centralmächte

herbeizuführen. Die hierbei von einem Theile der französischen Presse befolgte Taktik war von Anfang an ziemlich durchsichtig. Sollte zunächst versucht werden, Mißtrauen zwischen Rußland und Deutschland zu säen, sowie den Argwohn der Türkei zu erregen, so blieb dann, wenn thatsächlich nichts erfolgt war, der Spott übrig, Deutschland habe mit seinen Versuchen, die Türkei „einzufangen", Fiasko gemacht.

Der Zufall fügt es nun aber, daß, während die Franzosen sich die unnöthige Mühe machen, die auswärtige Politik Deutschlands — allerdings nur in ihrer eigenen Phantasie — zu entwerfen, in diesen Tagen aus Anlaß der Ankunft des Prinzen von Wales in Kairo sich gezeigt hat, auf welche Irrwege die französische Republik gerathen ist, weil der überwiegenden Mehrzahl ihrer leitenden Staatsmänner, ihnen selbst zuweilen unbewußt, der Blick durch den Revanchegedanken getrübt ist. Es liegt uns durchaus fern, behaupten zu wollen, daß die französischen Minister des Auswärtigen selbst diesen Revanchegedanken verwirklichen wollen; wohl aber gelangt dieser, wenn auch nicht in klarer Formulirung, zum Vorschein, sobald Angelegenheiten, wie die Tongkingexpedition oder die ägyptische, zur Erörterung gebracht werden. Wie häufig wurde in der französischen Deputirtenkammer während der Kämpfe in Tongking, die bei einem zielbewußteren Aufgebote von Truppen viel rascher zu Gunsten der Republik entschieden worden wären, darauf hingewiesen, daß im Hinblick auf die Bresche in den Vogesen nicht allzu viel Streitkräfte entsendet werden dürften! Ebenso wurde das laue, ja schwachmüthige Verhalten Frankreichs in der ägyptischen Angelegenheit gegenüber England, zum Theil wenigstens, durch Erwägungen bestimmt, deren Zusammenhang mit dem Revanchegedanken sich nachweisen ließe. Richtig ist, daß Frankreich, nachdem es sich neben England einen maßgebenden Einfluß bei der Controle der ägyptischen Finanzen gesichert hatte, am 29. Juli 1882 in der ägyptischen Politik einen verhängnißvollen Fehler beging. Damals waren es allerdings dieselben Opportunisten, die gegenwärtig im Besitze der Regierung sind, welche, um das Ministerium Freycinet zu stürzen, dahin wirkten, daß der vom Cabinet geforderte Credit zur Beschützung des Suezcanals abgelehnt wurde, während Gambetta selbst kurz vorher der Regierung ihre Schwäche in der ägyptischen Angelegenheit vorgeworfen hatte, indem er zugleich eine entschiedene Action verlangte Daß das Ministerium Freycinet, dessen damaliger Leiter, wie hervorgehoben zu werden verdient, dem gegenwärtigen „opportunistischen" Cabinet als Kriegsminister angehört, nach der Verwerfung des Credits für den Schutz des Suezcanals das Feld räumen mußte, war vom parlamentarischen Gesichtspunkte aus völlig correct; bedenklicher war die andere Folge des ablehnenden Votums der französischen Deputirtenkammer: daß nämlich England allein sich der Gewalt in Aegypten bemächtigen konnte.

Als nun unlängst der Prinz von Wales in Kairo eintraf, sollte durch eine französische Demonstration bekundet werden, daß von Seiten der Republik der durch die eigene Thatenlosigkeit in Aegypten zu Gunsten Englands und zum Nachtheile Frankreichs geschaffene Zustand nicht anerkannt wird. Beim Empfange des englischen Thronerben glänzten der Vertreter Frankreichs und die französische Colonie durch ihre Abwesenheit. Dieser negative Act von Courtoisie ändert jedoch an den thatsächlichen Verhältnissen nicht das Geringste. Ein der englischen Regierung nahestehendes Organ führt denn auch mit Recht aus, daß der Besuch des Prinzen von Wales in Aegypten nicht bloß an den Ufern des Nils, sondern auch anderwärts als ein neuer und bedeutsamer Zwischenfall in der Geschichte der Beziehungen Großbritanniens zu jenem Lande betrachtet werden müsse. Daß Aegypten unter der Herrschaft seines Vicekönigs der Suceränität des Sultans untergeordnet ist, wurde von Seiten Englands niemals bestritten; nicht minder zutreffend ist aber der Hinweis, es würde weder einen Khedive noch auch nur einen Schatten türkischer Autorität in Aegypten geben, falls nicht englische Bajonette, englische Verwaltung und englische Politik daselbst eingegriffen hätten und fernerhin eingreifen würden. Hinzugefügt wird, daß die geographische Lage Aegyptens dessen Verbindung mit England geboten erscheinen lasse, so lange dieses in Indien herrsche und die erste asiatische Macht bleiben wolle. Da nun verant-

wortliche englische Staatsmänner im Parlamente zu wiederholten Malen die Erklärung abgegeben haben, daß die militärische Besetzung Aegyptens nur eine provisorische wäre und aufhören sollte, sobald Aegypten sich selbst regieren und für seine eigene Sicherheit sorgen könnte, wird von Seiten der englischen Presse an das Verhalten der anderen Staaten gegenüber den anerkannten Verträgen erinnert. Wie England gegen den Ehrgeiz Frankreichs in Tunesien keinen Einwand erhoben, wie es weit entfernt, zu fragen, ob Rußland in Batum oder in Sebastopol im Geiste oder gar nach dem Buchstaben seiner internationalen Verpflichtungen gehandelt, vielmehr durch Vertrag die Auffangung von Batum und Kars anerkannt hat, will es selbst keineswegs ein Opfer seiner Gutmüthigkeit werden. So wird denn erklärt, daß das Verbleiben Englands in Aegypten als die naturgemäße Erwiderung auf Rußlands Vorgehen im Schwarzen Meere, auf Frankreichs Verhalten in Tunesien, sowie auf Italiens Pläne hinsichtlich Abessiniens angesehen werden müsse.

Diesen Betrachtungen maßgebender englischer Organe kann Folgerichtigkeit nicht abgesprochen werden. Als gewiß darf jedenfalls gelten, daß die Engländer in einer absehbaren Zukunft Aegypten nicht räumen werden. Dies geht auch aus der Rede hervor, welche der Leiter des englischen Cabinets, Lord Salisbury, bei dem am 9. November in London veranstalteten Lordmayorsbanket gehalten hat. Er hob mit Recht hervor, daß für Aegypten noch immer die Gefahr einer Invasion bestehe. Mit einer ziemlich deutlichen Anspielung auf das Verhalten Frankreichs betonte der englische Premierminister, daß die anderen Mächte Großbritannien bei der Einführung von Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes in Aegypten unterstützen, andererseits aber den Zeitpunkt der Räumung von englischen Truppen hinausschieben könnten, indem sie den Bemühungen der britischen Regierung entgegenarbeiteten. In diesem Zusammenhange betonte Lord Salisbury, wie sehr die afrikanischen Angelegenheiten gegenwärtig die europäischen Staaten beschäftigen. Bekunden doch alle Nationen einen anerkennenswerthen Eifer in ihren Bemühungen, in jenem Welttheile, der noch vor nicht allzu geraumer Zeit mit Fug als der dunkle bezeichnet zu werden pflegte, die Civilisation zu fördern. Deshalb muß auch die nach Brüssel einberufene Conferenz zur Berathung der Sklavereifrage mit Genugthuung begrüßt werden, da die Bestrebungen, welche auf die Beseitigung der Sklaverei abzielen, eine neue Epoche der Weltgeschichte vorbereiten.

In der bei der Eröffnung des deutschen Reichstages gehaltenen Thronrede wurde ebenfalls darauf hingewiesen, daß, Dank der früheren Bewilligung des Reichstages, in Ostafrika eine durchgreifende Action zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen stattfinden konnte. Die auf der Grundlage der vom Reichstage bewilligten Mittel organisirte Schutztruppe hat im Vereine mit der kaiserlichen Marine die ihr gestellten Aufgaben so weit gelöst, daß nach Verständigung mit den betheiligten Mächten die Blokade der ostafrikanischen Küste aufgehoben werden durfte, nachdem auch der Sultan von Zanzibar ausreichende Verordnungen erlassen hat, um die Unterdrückung des Sklavenhandels in jenen Gegenden in Aussicht zu stellen. Bei dem allgemeinen Interesse, welches sich auf die afrikanischen Angelegenheiten concentrirt und der alten Frage: Quid novi ex Africa? unmittelbare Actualität verleiht, kann es nicht überraschen, daß neben den Botschaften, die eine Förderung der Civilisation in jenem Welttheile melden, auch die Hiobsposten nicht ausbleiben. Daß Emin Pascha die von ihm geraume Zeit hindurch ruhmvoll behauptete Aequatorialprovinz räumen und seinen Posten in Wadelai aufgeben mußte, wurde allgemein mit Bedauern vernommen, obgleich Emin Pascha nach der Vernichtung der ägyptischen Herrschaft in dem nördlich von seiner Provinz gelegenen Gebiete von jeder Verbindung mit der Regierung des Khedive abgeschnitten war. Die als bevorstehend gemeldete Rückkehr Emin Pascha's und Stanley's darf jedoch insofern als ein erfreuliches Ereigniß angesehen werden, als bereits die Besorgniß entstanden war, die beiden verdienstvollen Männer könnten trotz allem Heldenmuthe das Schicksal zahlreicher Afrikaforscher getheilt und ein jähes Ende gefunden haben. In hohem Grade wünschenswerth wäre es auch, wenn die Nachricht vom Tode des Leiters der deutschen Expedition zur Aufsuchung

Emin Pascha's, Peters, sich nicht bewahrheitete. Die jüngsten Meldungen sind ja in dieser Beziehung wieder etwas verheißungsvoll.

Die Vorgänge in Ostafrika haben jedenfalls gezeigt, welche Opfer noch gebracht werden müssen, ehe die civilisatorischen Aufgaben, die daselbst ihrer Lösung harren, durchgeführt werden können. Vor Allem bedarf es zu diesem Zwecke auch des guten Einvernehmens der betheiligten Nationen, und es ist höchst erfreulich, daß der englische Premierminister in seiner auf dem Lordmayorsbankette gehaltenen Rede auch Veranlassung nahm, die Friedenspolitik Großbritanniens zu betonen. Den Gerüchten gegenüber, daß England der Tripelallianz beigetreten sei, wies Lord Salisbury darauf hin, daß die britische Regierung keineswegs durch besondere Abmachungen gebunden, während die Politik Englands hinsichtlich Europa's und des Mittelmeeres der ganzen Welt bekannt sei. Diese Aeußerung ist wiederum an die Adresse Frankreichs gerichtet, welches sich nicht verhehlen darf, daß weitere Versuche, das Gleichgewicht am mittelländischen Meere zu Ungunsten Italiens zu stören, auf den Widerstand der englischen Flotte stoßen würden. Ueber welche Streitkräfte zur See Großbritannien bereits in einigen Jahren wieder verfügen wird, erhellte aus den Parlamentsverhandlungen über die von der Regierung geforderten Credite für neue Schiffsbauten, die dazu dienen sollen, der englischen Flotte ihr Uebergewicht zu sichern. Freilich lassen die übrigen Nationen sich nicht minder angelegen sein, die auch im Hinblick auf die Anforderungen der Colonialpolitik gebotene Verstärkung des Schiffsmaterials vorzunehmen. Wenn Frankreich und Italien in dieser Hinsicht beachtenswerthe Anstrengungen machen, kann Deutschland ebenfalls nicht zurückstehen. Aber auch hier handelt es sich keineswegs um kriegerische Zwecke. Vielmehr sind gerade aus der letzten Zeit neben der Reise des Kaisers Wilhelm II. nur bedeutsame friedliche Symptome zu verzeichnen. So betonte Lord Salisbury am 9. November ausdrücklich, daß die aufrichtigen Bestrebungen der europäischen Herrscher zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Friedens erhöhte Kraft gewonnen haben. Er hob in dieser Hinsicht hervor, wie die Friedensaussichten von den europäischen Staatsmännern, die am besten zu urtheilen befähigt seien, nunmehr für größer als zuvor gehalten werden. Hier darf daran erinnert werden, daß Fürst Bismarck einer Anzahl von Vertretern der Holzindustrie, die aus Anlaß eines in Hamburg gehaltenen Congresses die großen Waldungen von Friedrichsruh besichtigten, erklärte, sie dürften sich ohne jede Besorgniß ihren Unternehmungen widmen, da der europäische Friede gesichert erscheine. In demselben Sinne äußerte sich unlängst der italienische Conseilpräsident Crispi in seiner Banketrede zu Palermo.

Fehlte daher nur eine Kundgebung des Leiters der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik, Grafen Kalnoky, um die Auffassung der zur Tripelallianz verbündeten Mächte vollständig widerzuspiegeln, so liegen nunmehr auch die Betrachtungen des officiösen Wiener „Fremdenblattes" vor, welche an die jüngste Zusammenkunft des Grafen Kalnoky mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh unmittelbar anknüpfen. Als das Ergebniß dieser Zusammenkunft wird bezeichnet, daß beide Staatsmänner in der stillen Abgeschiedenheit von Friedrichsruh eine wesentlich gefestigtere Zuversicht auf die Stärke des Friedenszustandes Europa's gewonnen haben, und daß Beide in der Lage waren, gewichtige Momente festzustellen, welche die Hoffnungen der Völker auf eine friedliche Gestaltung ihrer Schicksale mit neuer Kraft zu erfüllen vermögen.

Das friedliche Bild, welches die europäische Lage darbietet, wird durch den glänzenden Verlauf der nunmehr geschlossenen Pariser Weltausstellung vervollständigt. Allerdings wird es auch in der am 12. November eröffneten neuen französischen Deputirtenkammer an stürmischen Scenen nicht fehlen; der Niedergang des Boulangismus, das Zusammenhalten der gemäßigten Elemente, in deren Namen unlängst Léon Say ein durchaus besonnenes politisches Programm entwickelte, das zielbewußte Vorgehen des Präsidenten der Republik, Carnot, legen jedoch vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß auch von Frankreich her in absehbarer Zeit keinerlei Friedensstörung zu befürchten steht.

Weihnachtliche Rundschau.

Preußische Geschichte. Von Professor Dr. William Pierson. Fünfte Auflage. Mit einem Stahlstich-Porträt Kaiser Wilhelm's und einer historischen Karte von Professor Heinrich Kiepert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Eine neue durchgesehene und bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelm's II. fortgeführte Auflage des bekannten und vielverbreiteten Geschichtswerkes, das vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male erschien. Seine Vorzüge sind zu oft schon hervorgehoben worden, als daß wir sie hier noch eingehend zu schildern brauchten; der Verfasser hat die besten Quellen benutzt; seine Darstellung ist gewandt und lebendig, und sein warmes patriotisches Gefühl läßt ihn nie die Objectivität verlieren, so daß die Menschen und die Ereignisse stets die richtige Beleuchtung erhalten. Dabei hat Pierson neben der historisch-politischen Entwicklung des preußischen Staates auch stets die culturgeschichtliche im Auge, ebenso wie er die literarischen und wissenschaftlichen Strömungen beachtet und in trefflichen, kurzen Uebersichten behandelt, Vorzüge, welche ähnliche Bücher nicht selten vermissen lassen. Eingehende, verständnißvolle Beachtung hat vornehmlich die neuere und neueste Zeit gefunden, und zum ersten Male in einem derartigen Werke erhalten wir eine abgeschlossene Charakteristik Kaiser Wilhelm's I. und seines Sohnes. Die Kiepert'sche Karte des Brandenburg preußischen Staates nach seiner Territorial-Entwicklung unter den Hohenzollern vervollständigt in erwünschter Weise die einzelnen denkwürdigen Geschichtsabschnitte. Die Verlagsbuchhandlung hat das Werk in würdiger Weise ausgestattet, so daß es in jedem Betracht zum Festgeschenk geeignet ist.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Von F. Bornhak. Berlin, M. Schorß.

Erst die neuere Geschichtsforschung beschäftigt sich eingehender mit den Gemahlinnen verdienstvoller Fürsten und konnte bisher manches unklare und falsche Urtheil — wie beispielsweise bei der zweiten Gattin des Großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, — berichtigen. Mit Recht hebt der Verfasser vorliegenden Buches in der Einleitung hervor, daß wir unsere Fürstinnen zu wenig kennen, und daß, weil sich der Geschichtsunterricht der Schulen mit ihnen nicht beschäftigt, es nur der Privatlectüre vorbehalten sein kann, zu erforschen, welchen Antheil das Leben der Hohenzollern'schen Fürstinnen, ihr Charakter, ihre Arbeit und ihre Lebensführung an der großen Entwicklung unseres Vaterlandes haben. Das Interesse dafür muß gegenwärtig ein starkes sein, denn dem vor vier Jahren erschienenen verdienstvollen Werke von Joh. Schrammen: „Zollernfrauen" reiht sich nun obiges an und wird sicherlich gleichfalls seinen Leserkreis finden. Der geschichtliche Rahmen ist bei Bornhak enger umgrenzt, denn während Schrammen schon mit den Frauen der muthmaßlichen Ahnen der Hohenzollern beginnt, eröffnet Bornhak die Reihe seiner Lebensbilder — im Ganzen vierundzwanzig — mit der „schönen Else", Elisabeth von Bayern, vermählt mit Kurfürst Friedrich I. Dem empfehlenswerthen Werke ist eine Anzahl Porträts beigegeben, unter ihnen das der gegenwärtigen Kaiserin.

Erinnerungen eines deutschen Officiers. 1848 - 1871. I. Band: Aus zwei annectirten Ländern. II. Band: Per aspera ad astra. Von Julius Hartmann, Kgl. Preuß. General-Lieutenant z. D. Dritte unveränderte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Die „Erinnerungen eines deutschen Officiers" sind den Lesern der „Rundschau" liebe Bekannte: haben sie doch aus dieser Zeitschrift, in welcher sie vor sieben Jahren zuerst erschienen, ihren ruhmvollen Weg gemacht, bis sie jetzt, in einer dritten Auflage, gleich ihren Vorgängerinnen vorzüglich ausgestattet, aber erheblich billiger, vorliegen. Diese kommt eben noch rechtzeitig, um als eine der edelsten Festgaben hier genannt zu werden, und Denjenigen, die das schöne Buch noch nicht kennen, vermöchten wir es nicht besser zu empfehlen, als mit des Verf. eigenen Worten, die wir der meisterhaft geschriebenen Vorrede zu dieser neuen Auflage entnehmen: „Nicht mit Unrecht hat man das Buch hier und da einen historischen Roman genannt, mit mehr Recht ist es zu den Memoiren gezählt worden. Denn es schildert zwar ein Stück norddeutschen Familienlebens in novellistischer Gestalt, die politischen und culturgeschichtlichen Zustände jedoch, wie sie thatsächlich waren; es bewegt wohl mit Freud' und Leid die Herzen der Frauen, aber es wendet sich bei der Erzählung von den Kämpfen, die in Wort und That, in Frieden und Krieg bestanden werden mußten, mit ernster Wahrheit an die Männer. Für die Generation, welche jetzt zum Dienste des Vaterlandes heranreift, gehören die Bruderkämpfe von 1866 und der glorreiche Krieg, welcher 1870—71 die deutschen Stämme versöhnte, bereits zu dem, was die Alten erzählen. Dem Gründer des Reichs haben wir tief trauernd das Vale senex imperator gesagt, und klagend hat das Volk den edlen Sohn scheiden sehen, der Norddeutsche und Süddeutsche auf dem Schlachtfelde von Wörth vereinigte. Ein junger, thatkräftiger Hohenzoller hat den deutschen Kaiserthron bestiegen. Große Schmerzen sind überwunden, die Freude am Vaterlande ist geblieben. So darf der Verfasser das Vorwort zu der dritten Auflage, die wie die zweite ganz unverändert geblieben ist, mit dem Wunsche schließen, den er am Schlusse des Buches ausgesprochen hat: Möge die Jugend den Ruhm der Nation, welcher den Lebensabend der Alten verschönt, hüten und mehren!"

Friedrich Gerstäcker's Ausgewählte Werke. Zweite Volks- und Familien-Ausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden. Jena, Hermann Costenoble.

Die neue, in billigen, gut ausgestatteten Lieferungen erscheinende Ausgabe der Gerstäcker'schen Schriften darf gerade gegenwärtig, wo durch die Colonialbewegung das Interesse für ferne Länder in weiten Kreisen rege geworden ist, auf Beachtung rechnen. Die geistige Frische

des unermüdlichen Wanderers, sein fröhlicher Wagemuth, sein nie versiegender Humor werden die heranwachsende Generation ebenso fesseln und belehren, wie dies vor Jahrzehnten beim ersten Erscheinen der einzelnen Werke der Fall gewesen. Verschiedene jener Schriften mit dem Hintergrund amerikanischer Verhältnisse haben bereits ein fast historisches Interesse gewonnen; denn dort, wo einst Gerstäcker in einsamer Gegend als Farmer, Holzhauer, Silberschmied thätig war, breiten sich heute blühende, industriereiche Städte aus, und ein Vergleich zwischen Einst und Jetzt stellt sich als höchst lehrreich dar.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Halle a. S., Otto Hendel.

Diese seit drei Jahren erscheinende Bibliothek zählt gegenwärtig bereits über dreihundert Bändchen. Jedes derartige Unternehmen, welches Volksthümlichkeit mit Billigkeit vereinigt, verdient lebhafte Unterstützung; Papier und Druck sind gut, und es bleibt nur zu wünschen, daß auch die Auswahl des ferneren Materials eine ebenso sorgfältige sein möchte, wie bisher.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. G. Weil. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Der neue Abdruck dieser dritten Auflage, welcher in Lieferungen erschien, liegt hier in vier Bänden abgeschlossen vor. Immer von Neuem übt diese bunte orientalische Märchenwelt ihren Zauber aus und ruft Erinnerungen aus der Kindheit wach, wo die Reisen Sindbad's, die Geschichten von Aladdin's Wunderlampe, von Ali Baba, vom Armen Fischer, vom Zauberpferde, u. s. w. Jahre hindurch die Phantasie erfüllten. Und wie die Jugend an dem für sie bearbeiteten Auszuge Gefallen findet, so wird dies bei den Erwachsenen mit der obigen nur für sie bestimmten Ausgabe der Fall sein. Die Illustrationen sind zwar etwas veraltet, aber in ihrer Naivetät passen sie doch zu diesen an Wundern reichen Erzählungen.

Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer: Zehn Studienblätter in Lichtdruck von Werner Schuch. Breslau, C. T. Wiskott.

Auf das groß angelegte Unternehmen ist an dieser Stelle schon mehrfach, erst kürzlich in eingehender Weise, hingewiesen worden. Den Mappen von Knaus, Desregger, Menzel und Gesellschap schließt sich jetzt die von Werner Schuch an, welche zehn nach Oel-, Kohlentusch- und Bleistiftskizzen in vorzüglichem Lichtdruck ausgeführte Blätter enthält. Mehrere derselben entstammen größeren, noch auszuführenden Werken, verschiedentliche rühren aus der früheren Zeit des Malers her, der in einem Lebensalter zum ersten Male zu Pinsel und Palette griff, wo andere Künstler in ihrer Entwicklung bereits als fertige Meister dastehen. Das Versäumte wußte Schuch schnell genug einzuholen; gegenwärtig zu den frischesten Künstlerkräften Berlins zählend und in seiner besten Schaffenskraft stehend, ist er dazu berufen, in hervorragender Weise an der Verschönerung der Helden und Heldenthaten der preußischen Geschichte in großen Monumentalgemälden Theil zu nehmen. Auch von diesen bedeutsamen, staatlichen Aufträgen enthält die vorliegende Mappe einige charakteristische Proben

Unsere Kunst in Wort und Bild. Herausgegeben von Rudolf Wittmann, redigirt von Moriz Band. Wien. 1889.

Ein specifisch österreichisches Unternehmen, von dem bisher vier Lieferungen vorliegen; in Anlage und Ausführung ist es dem deutschen Selbstschriften-Album: „Aus Sturm und Noth" nachgeahmt, denn wie dieses gibt es die Handschriften der Mitarbeiter, Dichter, Schauspieler, Musiker ꝛc. in getreuer Reproduction wieder, zumeist mit Beifügung der Porträts. Der übrige künstlerische Schmuck enthält manch' ansprechendes und wohlgelungenes Blatt. Nur wer innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle geboren wurde, ist zur Mitwirkung herangezogen worden.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von Wilh. Hasemann, Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz, Karl Eyth. Berlin, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung. 1889.

Kaum ein anderer Theil unseres Vaterlandes erfreut sich beim deutschen Volke einer so herzlichen Sympathie wie der Schwarzwald, dessen Name uns traulich anmuthet, und mit dessen Bevölkerung untrennbar die Gestalten von Auerbach's Dorfgeschichten verknüpft sind. Zur Darstellung dieses wald- und bergereichen Landstrichs und seiner Bewohner vereinigte sich ein bewährter Schriftsteller, Wilhelm Jensen, der über ein Jahrzehnt hindurch dieses Gebiet nach allen Richtungen hin durchstreift hat, mit einigen begabten Künstlern, und wie sehr von beiden Seiten die Liebe zu den Naturschönheiten und das Verständniß für Geschichte und Sage des Schwarzwaldes zusammengewirkt haben, tritt überall sowohl in den ausgezeichneten Illustrationen als in dem ansprechenden begleitenden Text hervor. Unter den diesjährigen Gaben des literarischen Weihnachtsmarktes darf die vorliegende besonders auf Beachtung Anspruch machen.

Lessing's Werke mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Der besondere Werth dieser, zwölf Bände umfassenden neuen Göschen'schen Originalausgabe der sämmtlichen Werke Lessing's besteht darin, daß sie die Vorzüge einer zunächst für wissenschaftliche Kreise berechneten kritischen und einer für die gesammte gebildete Leserwelt bestimmten volksthümlichen Ausgabe so weit als möglich in sich zu vereinigen sucht. Sie bietet in einer Ausstattung, wie sich einer solchen bei gleich billigem Preise keine bisherige Ausgabe rühmen kann, den nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig gereinigten Text der Werke Lessing's, wie dieser ihn selbst endgültig festgestellt hat. Eine von Franz Muncker herrührende biographische Skizze zeichnet in knappem Rahmen ein treffliches

Bild von Lessing's Leben, Wesen und Wirken; die literar-geschichtlich-ästhetischen Einleitungen aus Karl Goedeke's Feder sind zu wohl bekannt, als daß sie noch unseres Lobes bedürften.

Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage, vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

In einer musterhaft ausgestatteten neuen und vermehrten Auflage liegen die längere Zeit hindurch vergriffen gewesenen „Aphorismen" von Marie von Ebner-Eschenbach vor. Diese geistreichen, treffenden, von umfassendster Lebensweisheit zeugenden Bemerkungen haben zuerst den Namen der Verfasserin in weiteren Kreisen bekannt gemacht, sie gehören zu den Hauptwerken dieser Dichterin, deren Stellung in der zeitgenössischen Literatur keinen Schwankungen mehr unterworfen ist. Diejenigen unserer Leser, welche die „Aphorismen" noch nicht kennen, werden uns dankbar sein, daß wir ihre Aufmerksamkeit auf dieses zierliche Bändchen lenken.

Kinder- und Jugendschriften.

Reichlich, wie immer, ist auch diesmal wieder der Weihnachtsbüchertisch für die Jugend gedeckt worden, wobei jedes Alter wie jeder Geschmack Berücksichtigung fanden. In hübschem Gewande mit reichem Inhalt liegt der von D. Duncker herausgegebene Kinder-Kalender: „Buntes Jahr" für 1890. (Berlin, A. Hofmann & Co.) vor, der sich seit den vier Jahren seines Bestehens einen weiten Freundeskreis erworben hat, und die treue Anhänglichkeit der kleinen Welt durch seine vielseitigen Beiträge und seinen Bilderschmuck durchaus verdient. Für das „jüngste Deutschland" sind die beiden Bilderbücher von Lothar Meggendorfer: „Das Hundert-Bilder-Bilderbuch" und „Durcheinander" (München, Braun & Schneider) bestimmt; sie zeichnen sich durch ihren fröhlichen Humor und ihre originellen Illustrationen aus; drollige, leicht faßliche Verschen dienen zur Erläuterung. Außerdem ferner: „Des Kindes Wunderhorn" (Breslau, C. T. Wiskott), bekannte Volks-Kinderreime, allerliebst illustrirt von Feodor Flinzer, und „Goldenes Märchenbuch", herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach, mit ganz wu derhübschem Bilderschmuck von Carl Gehrts (Bremen, M. Heinsius Nachf.). Im 41. Bande liegen bereits die „Münchener Bilderbogen" vor, die nichts von ihrer Frische und Eigenart verloren haben und für die Kleinen das sind, was für die Großen die „Fliegenden Blätter". Von Märchen- und Sagenbüchern nennen wir: „Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht", bearbeitet von Paul Moritz (Stuttgart, K. Thienemann's Verlag), und „Hausmärchen aus Altgriechenland" von Gotthold Klee (Gütersloh, E. Bertelsmann), in welch letzterem Buche der Verfasser in schlichter, volksthümlicher Weise die schönsten Sagen aus Alt-Hellas wiedergibt, wobei er besonders an Kinder zwischen acht und zwölf Jahren gedacht hat; seine im Vorwort ausgesprochen Hoffnung wird aber sicher in Erfüllung gehen, und hin und wieder ein größerer Knabe, ja selbst ein Erwachsener mit Vergnügen in dem Buche lesen. — In eingehender Weise sind unsere heranwachsenden jungen Damen bedacht worden; an die jüngeren von ihnen wenden sich zwei Bücher von Emma Biller: „Glückliche Ferien" und „Das Haustöchterchen" (Stuttgart, K. Thienemann's Verlag), an die älteren Eva Hartner's Erzählung: „Als Stütze der Hausfrau" (Berlin, F. Fontane). Emma Biller's „Unsere Aelteste" (Stuttgart, K. Thienemann's Verlag) und E. Halden's „Reseda" (Erlangen, Palm & Ente), jede der drei Erzählungen in sich zusammenhängend und jede ein anderes Thema behandelnd, das den Erlebnissen und Erfahrungen „unserer Backfische" entnommen ist. Verschiedenerlei Interessen berühren die „Briefe an eine junge Freundin" von Margarethe Henke (Erfurt, Fr. Bartholomäus), die mit diesen Aufzeichnungen manch einem empfänglichen jungen Gemüth einen sicheren Anhalt geben wird. Wie die obigen Schriftstellerinnen erfreut sich Brigitte Augusti eines verdienten Ansehens in der Welt der Kleinen; ihre neuen Gaben: „Gertrud's Wanderjahre, Erlebnisse eines deutschen Mädchens im Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich" und „Im Kampfe des Lebens", eine Geschichte aus dem amerikanischen Leben, nach dem Englischen erzählt (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) werden ihre vielen Freundinnen nicht enttäuschen. — Für die Knaben sind nachstehende Werke empfehlenswerth, die theils schon seit Jahren in immer neuen Auflagen erscheinen, theils zum ersten Male auf den Büchermarkt kommen, sich aber dort rasch Heimathsrecht erwerben werden: so J. H. D. Kern's auf den Samoa-Inseln und in der Südsee spielende umfangreiche Erzählung: „Die Geißel der Südsee", und Friedr. J. Pajeken's spannende Erzählung aus dem Westen Nordamerika's: „Bob, der Fallensteller" (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). Aus dem bewährten K. Thienemann'schen Verlage (Gebrüder Hoffmann) in Stuttgart liegen vor: „Der letzte Mohikaner", nach J. F. Cooper frei bearbeitet von Paul Moritz, „Die Gefahren der Wildniß", nach dem Englischen von Franz Hoffmann, J. H. Campe's „Robinson Crusoe", neu bearbeitet von Julius Hoffmann, „Durch alle Meere. Denkwürdige Abenteuer eines jungen Matrosen auf seiner Erstlingsreise" von E. von Barfus, „Heimatlos", nach H. Malot's preisgetröntem Roman für die Jugend bearbeitet, und schließlich noch das „Buch der Jugend", das in seiner bunten Zusammensetzung ebenso unterhaltend wie belehrend ist und der reiferen Jugend große Anregung geben wird, während die „Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung", gegründet von Isabella Braun, herausgegeben von Isabella Hummel (München, Braun & Schneider), die bereits im 35. Jahrgange vorliegen, mehr für die Jüngeren berechnet sind. — Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß sich all' die vorgenannten Schriften auch in illustrativer Hinsicht als echte Weihnachtsbücher darstellen.

λ. **Zwischen Wald und Feld.** Geschichten und Skizzen von August Trinius. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Trinius hat sich zuerst in weiteren Kreisen als „märkischer Wanderer", den Fußstapfen unseres Fontane folgend, dann aber auch als ein ebenso kundiger wie begeisterter Schilderer seiner engeren Heimath Thüringen bekannt gemacht. Von der innigen Liebe zur Natur, von tiefer Empfindung für die denkwürdigen Thaten unserer vaterländischen Geschichte sind seine Schriften durchweht; eine lyrische Grundstimmung ist ihnen eigen, die sich wohlthuend dem Leser mittheilt. Denselben Vorzug weist sein neues Skizzenbuch auf, dessen Titel bereits den Boden der verschiedenen Erzählungen andeutet. Ein bunter Inhalt, nicht immer gleich-, aber auch niemals minderwerthig; Thüringer Dorfgeschichten wechseln mit Novelletten aus der Weltstadt ab, und dazwischen liegen allerlei Studien aus kleineren Landflecken, sowie Betrachtungen und Phantasien, in welch' letzteren sich der Verfasser in sehr sympathischer Weise gegen gewisse neue litterarische Strömungen auflehnt. Durch die Mehrzahl der Geschichten geht ein freundlicher Humor, andere wieder — namentlich „Die letzte Auction" — zeigen die Gabe guter Beobachtung und Charakteristik. Das Buch gehört zu den Erscheinungen, welche man mit Behagen liest und nicht ohne für den Verfasser eingenommen zu werden. — — In demselben Verlage hat A. Trinius den dritten Band seines „Thüringer Wanderbuches" erscheinen lassen, der wiederum in reicher Abwechslung eine Fülle genußvoller Wandereindrücke, vermischt mit historischen Erinnerungen und heimischen Sagen, gibt. Den schönsten Theil des Thüringer Waldes hat diesmal der Verfasser behandelt, und Alle, die dies idyllische Stückchen deutscher Erde kennen, werden gern zu dem Buche greifen und dem beredten, orts- und geschichtskundigen Führer Dank für seine unterhaltende Wegbegleitung wissen.

λ. **Geschichten aus Stadt und Dorf.** Novellen und Skizzen von C. Karlweis. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Seinem vor etwa Jahresfrist erschienenen ersten Roman „Wiener Kinder", der des Verfassers Begabung für lebenswahre Schilderungen der unteren Volkskreise vortheilhaft zeigte läßt Karlweis einen stattlichen Band mit verschiedenartigen Erzählungen folgen. Hatte jener Roman die österreichische Kaiserstadt zum Hintergrund, so gibt ihn für die Mehrzahl dieser Novellen das Gebirge ab. Aber ebenso gut wie uns Karlweis dort die „kleinen Leute" der alten Wiener Miethskasernen mit ihren ineinander geschachtelten Seitengebäuden gezeichnet hat, gelingt ihm hier die scharfe, eindrucksvolle Skizzirung der Bewohner jener kleinen österreichischen Gebirgsdörfer, die fernab von der großen Touristenstraße liegen. Die socialen Verhältnisse der Armen und Hülfsbedürftigen beobachtet er mit scharfem Auge, ein ergreifendes, treues Bild gibt er uns davon im „Buckligen Christel", die fesselnde psychologische Entwicklung eines Frauenlebens in der Geschichte von der „Lustigen Wirthin". Mit Vorliebe wählt Karlweis düstere Farben, aber er vermeidet jegliche Uebertreibung, und sein Realismus hat nichts Gesuchtes, nichts Gezwungenes. Daß er aber auch übermüthig zu scherzen versteht, sehen wir in einer „Der Mahagonitisch" betitelten Erzählung, die sich wie ein kleines Lustspiel liest. Bei gewissenhaftem Stre en nach höheren Zielen werden wir von C. Karlweis noch viel Gutes und Reifes erwarten dürfen.

μ. **Durch Süd-Spanien und Marokko.** Tagebuchblätter von Heinz Hoffmeister. Berlin, Richard Wilhelmi. 1889.

Der Verfasser entrollt uns in seiner Reisebeschreibung ein frisches und unterhaltendes Bild vom Lande der Citronen und Goldorangen, wobei er nicht die allerdings auch von andern Reisenden mehrfach gerügten Uebelstände verschweigt, die dem Reisenden besonders fühlbar werden müssen. Einzelne Erlebnisse im südlichen Spanien sind mit köstlichem Humor geschildert, wie der Vers. überhaupt da Meister ist, wo er seiner Umgebung, sei es zur See, sei es auf dem Lande, komische Seiten abzugewinnen sucht. Wir erfahren im Laufe seiner Tagebuchblätter, daß er Bildhauer ist, und es darf uns daher nicht wundern, daß er mit seinem künstlerisch entwickelten Sinn für Formenschönheit dem weiblichen Theil der Bevölkerung Spaniens besondere Aufmerksamkeit widmet — nicht zum Schaden des Buches. Seine Reise in Marokko beschränkte sich auf Tanger, was — gewiß die beste Kritik — jedem Leser nur bedauerlich scheinen muß. Der anregende Erzähler hätte uns über seine ursprünglich beabsichtigte Reise ins Innere dieses merkwürdigen und wenig bekannten Landes sicherlich interessante Aufschlüsse gegeben.

ν. **Beethovens Werke.** Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch. Bd. 1. Volkslieder (schottische, irische, wallisische, englische und italienische) für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Mit Freuden machen wir auf diese ausgezeichnet schöne, gute und außerordentlich wohlfeile, um zahlreiche neu aufgefundene Werke Beethoven's vermehrte Ausgabe aufmerksam, die in Lieferungen von 7 bis 8 Folioboge erscheint. Der erste Band enthält 132 Volkslieder, die ursprünglich mit Trio-Begleitung (Klavier, Violine und Violoncello) componiert und bisher nur zum kleinsten Theil in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Es ist mit Sicherheit vorherzusagen, daß dieser Liederschatz überall, wo man gute Hausmusik pflegt, sich einbürgern wird. Die feinsinnige Klavierbegleitung ist von Carl Reinecke. Aber auch die äußere Ausstattung des Bandes ist vorzüglich, — weißes, dickes Papier und schöner großer Notendruck. Gegenüber anderen wohlfeilen, häufig nur aus speculativen Rücksichten hervorgegangenen Publicationen, bei denen es hauptsächlich darauf abgesehen ist, möglichst viel auf eine Seite zu bringen, unbekümmert darum, ob die Noten lesbar bleiben, verdient die Breitkopf & Härtel'sche Ausgabe ganz entschieden den Vorzug.

γα. **Horaz und seine Freunde.** Von Friedrich Jacob. Zweite Auflage, herausgegeben von Martin Hertz. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Im Jahre 1853 und 1854 ließ Friedrich Jacob, der Director des Katharineums zu Lübeck, der Lehrer von Eduard von Simson, Karl Lehrs, Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius, Wilhelm Wattenbach und Kurt von Schlözer, unter dem oben verzeichneten Titel zwei Bändchen erscheinen, in welchen er versuchte, in erzählender Form die Zeit des Augustus in ihren bedeutendsten Personen, Lebensverhältnissen und Zuständen in lebendiger Anschaulichkeit vor Augen zu führen. Es sind vierzehn lose zusammenhängende Stücke, denen noch etwa ein halbes Dutzend folgen zu lassen, nur der Tod den feinsinnigen, vom Geiste des Alterthums in seltener Weise angewehten Verfasser verhindert hat. Das erste Stück ist betitelt: Die Rückkehr. „Nach Terracina, das schimmernd in tiefblauer Nachmittagsgluth von seiner röthlichen, grün umkränzten Felsensteile herabschaute, ritt auf der appischen Straße auf einem ziemlich verbrauchten Klepper ein junger, etwa vierundzwanzigjähriger Mann, von einem einzigen Sklaven begleitet. Leichtsinn sprach nicht aus dem geschwungenen, aber geschlossenen Munde und der denkenden Stirn. Und doch hätte man kaum viel Energie in der kleinen, leichtgebauten Gestalt und dem klaren Auge mit dem feinen Strahle gesucht. Vielmehr leuchtete aus dem vollen und runden Kinn, aus den offenen Zügen des regelmäßigen, aber nicht großartigen Gesichtes, dem dunkeln, weichen Haupthaar um die gewölbte Stirn und den fleischigen Nacken fröhliche Sinnlichkeit. Er mochte von einer langen Reise kommen; denn das Gesicht war gebräunt, und von der Sonne waren die Farben des Gewandes ausgesogen. Aber so verbraucht die Kleider waren, so fein waren die Stoffe; und so nachlässig er sich trug, so blickte doch selbst daraus und aus jeder Bewegung eine sichere Anmuth, wie sie der Umgang mit gewählter Gesellschaft seinen Köpfen verleiht." Der junge Mann ist Horaz, welcher, von der Schlacht bei Philippi heimkehrend, den Vater gestorben, sein Gut eingezogen, seinen ganzen Besitz vernichtet findet und nun beschließt, den Lebensunterhalt sich selber in Rom zu erwerben. Im Gespräch mit einem vornehmen Freund Bullatius, welcher in der gleichen Herberge wie er einkehrt, offenbart er die Vorsätze, welche er in Betreff seines künftigen Lebens gefaßt hat. Man könnte das, was Horaz damals wirklich empfunden hat, nicht treffender ausdrücken, als dies der philologische Dichter thut. Er hat sich klar gemacht, daß die Römer nicht bloß nicht mehr frei sind, nicht bloß nicht mehr frei werden können, sondern sogar nicht einmal mehr frei werden wollen. Deshalb beschließt er, frei sein zu wollen, wenn nicht mit Anderen und im Staate, so doch als Mensch und für sich. Das ist in der That der springende Punkt in der Lebensanschauung des Horaz geworden: „mihi res, non me rebus subiungere conor." Man sieht aus diesem Beispiel, wie Jacob, indem er das Zeitalter des Augustus in dichterischem Gewande vorführt, überall aus gründlichster Kenntniß von Personen und Dingen schöpft; und deshalb war es wohlgethan, daß die Verlagshandlung durch einen so berufenen Kenner des betreffenden Zeitabschnittes, wie Professor Martin Hertz in Breslau, das Buch neu auflegen ließ; die zwei Bändchen der ersten Auflage sind dabei in einen mäßigen Band von 356 Seiten zusammengezogen worden. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte lauten: Die Rückkehr; Die Dichter; Die Schreiber; Die Satiren; G. Asinius Pollio; Der Vormittag eines Triumvirn; Eine Dichternacht; Mäcenas; Die dritte Satire; Groß ist die Diana von Ephesus; Die Fahrt auf das Land; Erster, zweiter, dritter Tag auf dem Lande.

λ. **Friedrich Spielhagen's Ausgewählte Romane.** Leipzig, L. Staackmann. 1889.

Aus Veranlassung des besonders in Berlin in würdigster Weise gefeierten sechzigsten Geburtstages Friedrich Spielhagen's erscheint diese neue Ausgabe seiner Ausgewählten Werke. Dieselbe enthält: „Problematische Naturen", „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß" und „Sturmfluth", also jene fünf Romane, denen der Dichter zunächst seinen Ruhm verdankt und welche sich in weitaus höchstem Grade die Gunst der Lesertreise erworben haben. Die vornehme Ausstattung wie der billige Preis dieser Jubiläums-Ausgabe, welche rasch erscheint und in neun Bänden, resp. sechzig Lieferungen zu beziehen ist, werden viel zu ihrer ferneren Verbreitung beitragen und auch denen die Anschaffung der Romane erleichtern, welche sonst mehr das Lesen aus der Leihbibliothek bevorzugen.

λ. **Marine-Novellen** von Johannes Wilda. Zweite vermehrte und überarbeitete Auflage von „Auf hoher See und an der Küste". Schleswig, Julius Bergas. 1889.

Die mannigfachen Eindrücke eines längeren Seelebens gibt der Verfasser in ansprechenden Bildern wieder. Es sind weniger Novellen als unterhaltend geschriebene Skizzen, welche sich mit Leid und Freud an Bord eines großen Schiffes, mit flüchtigen Besuchen an fernen Küstenstrecken, mit friedlichen wie kriegerischen Scenen beschäftigen und den Landbewohner in anregender Weise mit vielen Dingen vertraut machen, denen er sonst fremd gegenüber steht. Ein gewisser poetischer Zug, der sich in sämmtlichen Stücken des Büchleins ausspricht, erweckt unsere Sympathie für den Autor, der mit aufrichtiger Begeisterung an Allem hängt, was das Meer irgendwie berührt oder von ihm berührt wird.

σβχ. **Robert Elsmere.** By Mrs. Humphry Ward. In three Volumes. Tauchnitz Edition 1888.

Mit einer der plötzlichen Bewegungen, wie sie in der Geschichte des modernen Romanes nicht selten vorkommen, ist Mrs. Humphry Ward, bisher im Ganzen wenig beachtet, in den Vordergrund getreten. Sie verdankt gewiß den ungeheuren Erfolg, die Verbreitung ihres Werkes binnen etlicher Monate in Hunderttausenden von Exemplaren, zumeist dem glücklichen Griff, welchen sie bei der Wahl des Stoffes gethan hat. Deshalb unterstützte sie Gladstone und trat für

ihr Werk mit Energie und, wie es bei dem populärsten Manne Englands nicht anders sein konnte, unter allgemeiner Zustimmung ein. Das Alles bezeugt uns nur wieder einmal von Neuem, wie viel tiefer religiöse Interessen in das geistige Leben Englands als in das der Deutschen eingreifen. „Der alte und der neue Glaube" von David Strauß, sonst wenig mit dem Buche von Mrs. Ward vergleichbar, hat wohl vor einer Anzahl von Jahren in Deutschland eine gewaltige Erregung hervorgerufen; aber wie klein sind eigentlich die Kreise gewesen, welche von dem deutschen Buche berührt wurden, gegenüber den englischen Massen diesseits und jenseits des Oceans, zu denen Mrs. Ward's Werk spricht. Freilich auch: dort ein philosophisch behandelter Tractat, hier eine Erzählung. Mrs. Ward berichtet das Geschick eines jungen Geistlichen der englischen Hochkirche, welcher zu Oxford gebildet wird, nach längerem Schwanken eine an ihn fallende reiche Pfarrpfründe übernimmt, eine strenggläubige Frau heirathet, durch wissenschaftliche Forschungen und den Einfluß eines berühmten Skeptikers in seinen Zweifeln an den historischen Grundlagen der christlichen Religion bestärkt wird, endlich seine Stellung aufgibt und in London als Begründer einer neuen „Brüderschaft Christi" stirbt. Es ist nicht hier der Ort, auseinanderzusetzen, in wie weit das Problem, die Wandlung des christlichen Glaubens unter dem Einfluß moderner Wissenschaft, in diesem Werke glücklich angegriffen wurde. Sicherlich ist an der Geltung desselben auch der Umstand thätig, daß es als Roman wohl gelungen scheint. Nicht überall ist es gleich gut, Originelles wechselt mit Conventionellem, Gutes mit Schlechtem; neben poetisch wirksamen Gestalten, wie der Held selbst und vor Allem seine leidende Frau, wie die köstliche Mrs. Thornbury, stehen schale, abgegriffene Figuren und Episoden. Aber eine starke Phantasie und ein sicheres Wollen geht doch durch das ganze Buch und läßt den Leser nicht los. Mrs. Ward schildert nur die Hauptpunkte der langsamen Entwicklung, und zwar eindringlich, nicht diese selbst: ein Mangel nach der wissenschaftlichen, ein Gewinn nach der poetischen Seite ihrer Aufgabe hin. Die Katastrophe ist unglücklich gewählt und erzählt, aber da haben die Leser das Werk schon hinter sich, welches, im Ganzen genommen, zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen der englischen Literatur jüngster Zeit gehört.

$\sigma\beta\chi$. **The Aspern Papers** (Louisa Pallant. The Modern Warning). By Henry James. Two Vols. London and New-York Macmillan and Co. 1888.

Henry James (jetzt nicht mehr junior) hat allmälig durch seine vielen Arbeiten ein ganz festes Verhältniß zu seinen Lesern gewonnen. Mögen sie ihm aber mit Zuneigung oder Abneigung gegenüberstehen — und beinahe dürfte Ref. sich der zweiten Kategorie zuzählen —, so wird doch Niemand ihm die willige Anerkennung seiner Gaben und seines hochentwickelten künstlerischen Vermögens vorenthalten dürfen. Dafür legen auch die drei neuen Erzählungen Zeugniß ab: jede für sich ist ein Kunststück novellistischer Technik. Die ersten beiden sind sogenannte „Ich-Erzählungen", eine Form, die nach und nach an Credit abgenommen hat, hier jedoch zu ganz merkwürdigen und unerwarteten Wirkungen gebracht ist. James verschmäht es in The Aspern Papers ganz, den Erzähler über sich selbst berichten zu lassen; wie in alten ausgeschnittenen Schattenbildern die an sich unbegreiflichen gezackten Umrisse denn doch vor dem Lichte eine verständliche Gestalt an die Wand werfen, so ist in dieser Novelle der Charakter des Erzählenden, welcher den Mittelpunkt des Problemes abgibt, aus Zeichnung und Haltung der wirklich dargestellten Figuren erkennbar. Dieser technisch überaus schwierigen Aufgabe gesellt sich in Louisa Pallant noch eine zweite: es wird für das Urtheil über die Hauptperson nur das verwickelte psychologische Material bereit gelegt, die endliche Deutung und Entscheidung bleibt dem Leser aufbehalten. Wieder anders ist The Modern Warning gearbeitet, welches Stück wohl von dem wunderlichen Buche Sir Lepel Griffin's über Amerika angeregt wurde. Nur die Hauptmomente der Entwicklung werden wirklich berichtet, der Leser mag sich selbst die vorstehenden Fäden der drei Gewebstücke zu einem Ganzen verknüpfen. James fordert hier überall mehr geistige Mitarbeit von dem Publicum, als dieses sonst zu leisten gewohnt ist. Dadurch werden die Erzählungen interessant, auch wenn man das Peinliche, welches sie alle enthalten, stark empfindet. Jedenfalls sind sie sehr werthvoll in Hinsicht auf die Technik, und angehenden wie vorgeschrittenen Erzählern Deutschlands mögen sie um dessentwillen besonders empfohlen werden.

β. **Philosophische Studien,** herausgegeben von Wilhelm Wundt. Fünfter Band, 2. und 3. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1888 und 89.

Die vorliegenden beiden Hefte bringen u. a. einen Aufsatz des Herausgebers über moderne „biologische Probleme", eine längere, durch beide Hefte gehende Abhandlung über „die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie" von Oswald Külpe und werthvolle statistische Untersuchungen von Friedrich Heerwagen über das Verhältniß, das zwischen der Häufigkeit und Lebhaftigkeit der Träume und der Tiefe und Dauer des Schlafes bezw. der Schlafbedürftigkeit verschiedener Individuen männlichen und weiblichen Geschlechtes besteht. Die genannten drei Arbeiten dürften nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen mit Antheil gelesen werden: namentlich ist der Wundt'sche vorzüglich geeignet, auch den Nichtfachmann über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft auf dem biologischen Gebiet zu orientiren.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Die deutschen Personen-Namen. Von H. J. Otto Abel. Zweite Auflage besorgt von Walter Robert-tornow. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Adelmann. — Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann. Zweiter Band: Im Königsforst. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.

Ahlgren. — Gold. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.

Andrea. — Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit von Silvia Andrea. Glarus, J. Vogel. 1888.

Andrea. — Faustine. Roman von Silvia Andrea. Glarus, J. Vogel. 1889.

Anzengruber. — Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Bamberger. — Der wunde Punkt. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Bartels. — Pädagogische Psychologie nach Hermann Lotze in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis und auf die Erziehung von Friedrich Bartels. I. Theil. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1890.

Beck. — Allerhand kleine Geschichten. Von Martin Beck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889.

Bellamy. — Alles verstaatlicht. Sozialpolitischer Roman. Nach dem Englischen des Edward Bellamy bearbeitet von Georg Malkowsky. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge). 1889.

Birch-Hirschfeld. — Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts. Von Adolf Birch-Hirschfeld. I. Band. Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1889.

Bodenstedt. — Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Adolf Titze.

Brasch. — Philosophie und Politik. Studien über Ferd. Lassalle und Johann Jacoby von Moritz Brasch. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Brentano. — Wuz, das Schwein. Von Fritz Brentano. Illustrirt von E. Kneiß. Berlin, S. Fischer. 1890.

Brunn. — Aspasia. Lustspiel in fünf Aufzügen von Adalbert Brunn. Dresden, R. Petzold. 1889.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Büttner's Literaturführer. Abtheilung I: Mathematik. 1884—1889. Abtheilung II: Medicin. 1884 bis 1889. Leipzig, Verlag zum Greifen.

Carriere. — Lebensbilder von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Castro. — Ghigliottina. Di Giovanni De Castro. Milano, Alfredo Brigola e C.

Charpentier. — Russische Wanderbilder. Von Dr. Alfred Charpentier. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Curtius. — Unter drei Kaisern. Gesammelte Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. (Alterthum und Gegenwart. Dritter Band.) Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Dernburg. — Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. 2 Bde. Berlin, Walther & Apolant. 1889.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Nr. 71/72: Ausgewählte Gedichte. Von Anastasius Grün. Nr. 73: Der Hausball. Erzählung aus dem Jahre 1781 von B. . . . Nr. 74: Christoforo Colombo. Episches Gedicht von L. A. Frankl. Nr. 75: Das gefährliche Lied. Novelle von Ad. Foglar. Nr. 76: Der Müller vom Höft. Novelle von Alfred Meißner. Nr. 77/78: Der Abept. Trauerspiel von Friedr. Halm. Reichenberg i. B., Dr. Herm. Weichelt's Verlag.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 29: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Erste und zweite Sammlung. Nr. 31: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz. Nr. 32: Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1889.

Dóczi. — Carmela Spadaro. Novelle von Ludwig Dóczi. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1890.

Drach. — Moira. Drei Dichtungen von Emil Drach. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Draheim. — Sophokles-Chöre. Ein Führer durch die Tragödien des Dichters von H. Draheim. Eisenach, J. Bacmeister.

Effenberger. — Grundzüge der Post-Geographie und österreichisch-ungarischen Statistik. Zum besonderen Gebrauch für Postbedienstete bearbeitet von Eduard Effenberger. Mit vielen Kartenskizzen. Dritte Auflage. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1889.

Einsam. — Weltlieder von Carl Einsam. Berlin, F. Fontane. 1890.

Elliot. — Der rothe Cardinal. Roman von Frances Elliot. Autorisirte Uebersetzung. Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. VI. Jahrgang, Band 4: Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. Band 5: Mr. Barnes von Newyork. Von A. C. Gunter. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Karl Dollmöller. Nr. 6: Percy's Reliques of ancient english poetry. Herausgegeben von Arnold Schröer. 1. Hälfte. Nr. 8: Marlowe's Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Hermann Breymann und Albrecht Wagner. III. The Jew of Malta. Herausgegeben von Albrecht Wagner. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1889.

Enoch. — Der Begriff der Wahrnehmung. Eine Studie zur Psychologie und Erkenntnisstheorie von Wilhelm Enoch. Hamburg, H. Carly. 1890.

Ernst. — Offenes Visier! Gesammelte Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Hamburg, Conrad Kloss. 1890.

Eschstruth. — Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. 2 Bde. Berlin, J. H. Schorer.

Faber. — Ein Weg zum Frieden. Roman von Hermann Faber. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1890.

Festschrift zu Daniel Sander's siebzigstem Geburtstage (12. November 1889). Mit Beiträgen namhafter Schriftsteller und Gelehrten und mit dem Lichtdruckbild des Jubilars. Strelitz, E. Lupelow. 1889.

Fichte. — The science of knowledge. By J. G. Fichte. Translated from the German by A. E. Kroeger. With a preface by William T. Harris. London, Trübner & Co. 1889.

Fichte. — The science of rights. By J. G. Fichte. Translated from the German by A. E. Kroeger. With a preface by William T. Harris. London, Trübner & Co. 1889.

Fleischner. — Nationale Strömungen. Ein ernstes Wort an Oesterreichs Jugend von Ludwig Fleischner. Wien, Georg Szelinski. 1889.

Franken. — Rumänische Volkslieder und Balladen, im Versmasse der Originaldichtungen übersetzt und erläutert von A. Franken. Danzig, A. W. Kafemann. 1889.

Franzos. — Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien" von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Frapan. — Vischer-Erinnerungen, Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's von Ilse Frapan. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1889.

Fries-Schwenzen. — Durch die Brandung an's Land! Roman von H. Fries-Schwenzen. Berlin, F. Fontane. 1890.

Geißler. — Phaëthon. Ein Trauerspiel in vier Akten von Karl Wilh. Geißler. Köthen, Paul Schettler's Erben. 1889.

Girênas. — Au dernier moment. Postscriptum du livre des salutations adressé au congrès des orientalistes par Girênas. Leipzig, Schmaler & Pech. 1889.

Girênas. — Le livre des salutations adressées aux nations orientales et occidentales composé pour le VIIIième congrès des orientalistes qui se réunira à Stockholm en 1889 par Girênas. Leipzig, W. Drugulin. 1888.

Girênas. — West-östliches Stammbuch zu Mirza Schaffy's siebzigstem Geburtstage 22. April 1889 von Girênas. Leipzig, Schmaler & Pech. 1889.

Glossen über die deutsche Burschenschaft von einem Burschenschafter. Leipzig, A. Bouman's Verlag. 1890.

Godin. — Kleine Geschichten von A. Godin. Berlin, J. H. Schorer.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl

Goedeke. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers fortgeführt von Edmund Goetze. Achtes Heft (IV. Bd. Bogen 1—9). Dresden, L. Ehlermann. 1889.

Gottschall. — Die Tochter Rübezahls. Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. Drei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Grosse. — Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag.

Grünwald-Zerkovitz. — Die Mode in der Frauenkleidung. Von Sidonie Grünwald-Zerkovitz. Wien, Georg Szelinski. 1889.

Halbe. — Ein Emporkömmling. Sociales Trauerspiel in 4 Aufzügen von Max Halbe. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1889.

Hamerling. — Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Lief. 1. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G.

Hansen. — Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen von Georg Hansen. Mit einem Plan. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1889.

Hartmann. — Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Eine phänomenologische Durchwanderung der möglichen erkenntnisstheoretischen Standpunkte. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hayn. — Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Curiosum vom Jahre 1780. Mit Anmerkungen und einem Verzeichniß scherzhafter Kataloge (livres imaginaires) herausgegeben von Hugo Hayn. Borna, A. Jahnke. 1889.

Hefti. — Giftpflanzen und Pflanzengifte in Central-Europa, ihre Anwendung sowie deren Gegengifte von J. J. Hefti. Schwanden, Selbstverlag. 1889.

Heinze-Goette. — Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Mit 10 Bildnissen und Namenszeichnungen deutscher Dichter. Dresden-Striesen, P. Heinze's Verlag. 1890.

Henne am Rhyn. — Culturgeschichtliche Skizzen von O. Henne am Rhyn. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1889.

Hentschel. — Ein naturphilosophisches Problem. Von Dr. W. Hentschel. Leipzig, Theodor Fritsch. 1889.

Herrmann. — Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1889.

Herzog. — Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Act von Adolf Herzog. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Herzog. — Merriok. Schauspiel in 4 Acten von Adolf Herzog. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Heyse. — Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung von Theodor Heyse. Zweite völlig umgearbeitete Auflage aus des Verfassers Nachlass herausgegeben von August Herzog. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Heyse. — Kleine Dramen von Paul Heyse. Erste und zweite Folge. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Hirsch. — Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch. Leipzig, Carl Reißner 1889.

Holsten. — Goethe's drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen herausgegeben von Karl Holsten. Heidelberg, Karl Groos. 1889.

Hüpeden. — Die menschliche Freiheit und ihre Beziehung zum christlichen Glauben. Von Gustav Hüpeden. Leipzig, Gustav Fock. 1889.

Illustrirte Hausbibel. — Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit über 1000 Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familien-Chronik. Zweite unveränderte Auflage. Erste Abtheilung. Berlin, Fr. Pfeilstücker.

John. — Goethe in Deutschböhmen von Alois John. Eger, Selbstverlag. 1889.

John. — Neueste Literatur des Egerlandes. Von Alois John. Inhalt: Geologische Schriften. — Autochthone Poesie. — Historische Schriften ꝛc. Eger, Selbstverlag. 1889.

Jókai. — Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit (1886). Von Maurus Jókai. Deutsch von Ludwig Rotter. Wien, M. Breitenstein's Verlag. 1890.

Jónás. — Ueber die sociale Frage. Vorlesungen von Johannes Jónás. Budapest, Ludwig Aigner.

Juncker. — Im Schatten des Todes. Roman von E. Juncker. Berlin, Otto Janke. 1889.

Kaiser. — Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiser. Zweite Auflage. Gotha, G. Schloeßmann. 1889.

Kalischer. — Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden, Ferd. Oehlmann. 1889.

Kalle-Kamp. — Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Von Fritz Kalle und Dr. Otto Kamp. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1889.

Kennan. — Sibirien! Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Siegfried Cronbach. 1890.

Klöden. — Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten hohenzollernschen Regenten von Friedrich von Klöden. Dritte Ausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ernst Friebel. I. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1889.

Köhler. — Der Herr ist mein Hirte. Lieder von Hermann Köhler. Gotha, F. A. Perthes. 1889.

Kohut. — Ferdinand Lassalle. Sein Leben und Wirken. Auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert von Dr. Adolf Kohut. Leipzig, Otto Wigand. 1889.

Kohut. — Fürst Bismarck als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers. Von Dr. Adolf Kohut. Düsseldorf, Felix Bagel.

Krause. — Vorlesungen über das System der Philosophie von Karl Christian Friedrich Krause. Erster Band: Intuitiv-analytischer Haupttheil. Zweiter Band: Synthetisch-deductiver Haupttheil. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Otto Schulze. 1889.

Krauß. — Die Gefangenen und die Verbrecher unter dem Einflusse des Christenthums. Geschichtlicher Ueberblick umfassend die ersten siebzehn Jahrhunderte. Von J. H. Karl Krauß. Heidelberg, G. Weiß' Verlag. 1889.

Kretzer. — Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. 2 Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Kreyßig's Vorlesungen über Goethe's „Faust". Zweite Auflage. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchh. R. Stricker. 1890.

Langen. — Ihr und Ich. Lieder und Gedichte von Martin Langen. Köln, Albert Ahn. 1889.

Lesimple. — Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". Von August Lesimple. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Lienhard. — Die weiße Frau. Von Fritz Lienhard. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Lindau. — Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von Paul Lindau. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1890.

Ludwig. — Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg. Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs von Hermann Ludwig. Straßburg, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung. 1889.

Malvus. — Das heutige Studium und das Studierten-Proletariat! Auch ein Beitrag zur socialen Frage von Franz Malvus. Berlin, Wiegandt & Schotte. 1889.

Mantegazza. — Die Hygiene der Nerven. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Heinrich Matz.

Marby. — Im Hafen. Roman von A. Marby. Berlin, Otto Janke. 1890.

Marshall. — Leben und Treiben der Ameisen von William Marshall. (Zoologische Vorträge. Heft 3 u. 4.) Leipzig, R. Freese. 1889.

Meyer. — Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Meyer. Weimar, Hermann Böhlau. 1889.

Mentzel. — Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1889.

Michel. — Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel. Halle, Max Niemeyer. 1889.

Miethe. — Zur Actinometrie astronomisch-photographischer Fixsternaufnahmen. Von Adolf Miethe. Rostock, Erwin Volckmann. 1890.

Milow. — Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1890.

Mitzschke. — Sigebotos Vita Paulinae. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des schwarzburgischen Landes- und Fürstenhauses. Mit Unterstützung der beiden Fürstlich-schwarzburgischen Staatsregierungen zum erstenmale herausgegeben und erläutert von Paul Mitzschke. (Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Band I.) Gotha, F. A. Perthes. 1889.

Muff. — Idealismus. Von Chr. Muff. Halle, R. Mühlmann's Verlag (Max Große). 1890.

Müller. — Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer um's Jahr 600 v. Chr. Geb. von Willi Müller. Rathenow, Max Babenzien.

Muschi-Wäschke. — Das literarische Anhalt. Arbeiten zeitgenössischer Schriftsteller. Herausgegeben von J. V. Muschi und Herm. Wäschke. Zweite Ausgabe. Dessau, Franz Meyer.

Musikalische Jugendpost. 1889. III. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.

Nachtigal. — Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Adolf Nachtigal. III. Theil. Herausgegeben von E. Groddeck. Mit 1 Porträt in Photogravüre, 1 Karte, 2 Schrift-Tafeln und Generalregister zum I.—III. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

Neue Musik-Zeitung. 1889. III. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.

Niemann. — Das oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde von C. L. Niemann. I. Band. Bis 1520 n. Chr. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Nordmann. — Gedichte von Johannes Nordmann. Wien, Alfred Hölder. 1889.

Nyári. — Der Porträtmaler Johann Kupetzky, sein Leben und seine Werke von Alexander Nyári. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Olinda. — Ein moderner Catilina. Roman in drei Büchern aus der Zeit des Zaren Alexander II. von Alexander Olinda. 3 Bände. Mannheim, H. Nemnich. 1889.

Parthenau. — Die Taube von Hellas oder: der Triumph der Chemie. Lustspiel in drei Aufzügen von Moritz Parthenau. Leipzig, Paul Beyer. 1890.

Parthenau. — Die Tochter des Millionärs. Lustspiel in fünf Aufzügen von Moritz Parthenau. Leipzig, Paul Beyer. 1890.

Parthenau. — Vater Gleim und die Grazien. Lustspiel in einem Aufzuge von Moritz Parthenau. Leipzig, Paul Beyer. 1890.

Perfall. — Die fromme Wittwe. Roman von Carl von Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel.

Pizzi. — Nibelunghi. Poema epico germanico. Traduzione in versi italiani di Italo Pizzi. Vol. I e II. Milano, U. Hoepli. 1890.

Polenz. — Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1890.

Preyer. — Biologische Zeitfragen. Schulreform — Lebenserforschung — Darwin — Hypnotismus. Von Wilhelm Preyer. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1889.

Prölß. — Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit. Von Robert Prölß. Dresden, F. Oehlmann's Verlag. 1889.

Proskowetz. — Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Rußland, auf neuen Geleisen nach Inner-Asien von Dr. Max von Proskowetz. Mit einer Einleitung von H. von Vambéry, einem Anhang, 53 Original-Illustrationen von R. Hausleithner u. A. zum Theil nach Skizzen des Verfassers, einer Notenbeilage und 4 Originalkarten. Wien, Eduard Hölzel. 1889.

Raabe. — Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte von Wilhelm Raabe. Braunschweig, G. Westermann. 1889.

Reichenbach. — Martin Behaim. Ein deutscher Seefahrer aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Von A. Reichenbach. Wurzen, C. Riesler. 1889.

Reichenbach. — Das Paradies des Teufels. Roman von Moritz von Reichenbach. Leipzig, Carl Reißner. 1890.

Remer. — Die freien Rhythmen in Heinrich Heine's Nordseebildern. Ein Beitrag zur neuen deutschen Metrik von Paul Remer. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. 1889.

Riemann. — Die Lehre von der Apokatastasis d. h. der Wiederbringung Aller, auf's Neue untersucht und vertheidigt von Otto Riemann. Magdeburg, Heinrichshofen's Verlag. 1889.

Riezler. — Geschichte Baierns. Von Sigmund Riezler. III. Band. (Von 1347 bis 1508). Gotha, F. A. Perthes. 1889.

Rinhart. — Im Kampf um die Ueberzeugung. Roman von A. Rinhart (Katharina Zitelmann). Drei Theile. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Roland. — Der Cantor von Orlamünde. Dichtungen von Emil Roland. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Rosenberg. — Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers. Von Werner Rosenberg. Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Co. 1889.

Ruiz. — Dello stato di assedio politico. Per G. Arangio Ruiz. Milano, Dr. Leonardo Vallardi. 1889.

Salter. — Moralische Reden von William Mackintire Salter. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Georg von Gizycki. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schifkorn. — Kulturbilder aus dem Osten von Ferdinand Schifkorn. Zweite Auflage. Dresden, H. Minden. 1890.

Schifkorn. — Rufer im Streite. Roman von Ferdinand Schifkorn. Dresden, H. Minden. 1890.

Spitta. — Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. Akademische Antrittsrede von Heinrich Spitta. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1889.

Stern. — Das Leben Mirabeaus. Von Alfred Stern. Erster Band: Vor der Revolution. Zweiter Band: Während der Revolution. Berlin, Siegfried Cronbach 1889.

Stettenheim. — Brodlose Künste. Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Comödie. Von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer. 1890.

Stillfried. — Ut Schloß und Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Felix Stillfried. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Sturm. — Lied und Leben. Von August Sturm. Der neueren Dichtungen erster Band. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889.

Sudermann. — Der Katzensteg. Roman von Hermann Sudermann. Berlin, F. & P. Lehmann. 1890.

Trede. — Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Erster Teil. Gotha. F. A. Perthes. 1889.

Treu. — Erlebtes und Erträumtes. Von Eva Treu. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889.

Treuenfels. — Fata Morgana. Von Erich Treuenfels. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Tynan. — Kleeblätter. Von Katharina Tynan. Deutsch von Clara Commer. Breslau, Goerlich & Coch (G. Wolff). 1890.

Universalbuch der Reden und Toaste. Eine reichhaltige Sammlung von ernsten und heiteren Original-Toasten und Reden bei allen Gelegenheiten des Familienlebens, sowie bei geselligen und öffentlichen Feiern. Unter Mitwirkung eines hervorragenden zeitgenössischen Redners herausgegeben von Justinus Abel. Stuttgart, Levy & Müller.

Vacano. — Die Haimonskinder. Episches Gedicht aus dem Zeitalter des dreissigjährigen Krieges. Von Otto von Vacano. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1889.

Vierordt. — Vaterlandsgesänge. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1890.

Vincke. — Ein kleines Sündenregister. Von Gisbert Frhr. Vincke. Vierte Auflage. Münster i/W., C. C. Brunn's Buchdruckerei (Joh. Bredt). 1889.

Voß. — Die Entscheidung über die Entwürfe zum National-Denkmal für Kaiser Wilhelm. Von Dr. Georg Voß. Berlin, F. Fontane. 1889.

Wagner. — Abriß einer Geschichte des Hessenlandes (mit Ausschluß der nach dem Tode Philipps des Großmüthigen abgezweigten Gebietstheile) v. Karl Wagner. Cassel, E. Hühn'sche Hofbuchhandlung. 1889.

Waldberg. — Goethe und das Volkslied. Von Max Freiherrn von Waldberg. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Wehl. — Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884. Von Feodor Wehl. Zweiter Band. Altona, A. C. Reher. 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

		Seite
XVI.	Chemische Probleme der Gegenwart. Vortrag, gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg am 18. September 1889 von **Victor Meyer**	234
XVII.	Homer's Ilias. Von **Herman Grimm**	248
XVIII.	Bilder aus Constantinopel. Von **Helene Böhlau.** Madame al Raschid Bey I. Der Fastenmonat Ramasan. II. „Feuer".	266
XIX.	Neue Grübeleien eines Malers. Von **Otto Knille**	278
XX.	Wilhelm Grimm's Deutsche Heldensage. Von **Reinhold Steig**	289
XXI.	Der achte internationale Orientalistencongreß	297
XXII.	Zur Eröffnung des „Deutschen Volkstheaters". Von **Sigmund Schlesinger**	301
XXIII.	Politische Rundschau	307
XXIV.	Ranke's Abhandlungen und Versuche. Von **G. Egelhaaf**	313
XXV.	Jenseits des Gotthard	315
XXVI.	Literarische Notizen	318
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Unsühnbar. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** XIII./XXI.	321
XXIX.	Der Schutz der Arbeiter gegen Betriebsunfälle und gewerbliche Erkrankungen. Von **Heinrich Albrecht,** Berlin	378
XXX.	Schiller's „Don Carlos". Von **Otto Brahm**	394
XXXI.	Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie. Mitgetheilt von **Paul Weisser**	420
XXXII.	Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. Von **August Kluckhohn.** I.	451
XXXIII.	1788 und 1889. Betrachtungen über die Pariser Weltausstellung. Von **A. Hausrath**	462
XXXIV.	Politische Rundschau	471
XXXV.	Weihnachtliche Rundschau	476
XXXVI.	Literarische Notizen	479
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	482

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundsechzigsten Bande (October — December 1889).

		Seite
I.	Unsühnbar. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** I./VII.	1
II.	Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre. Akademische Rede von **G. Rümelin.** Tübingen 1888	36
III.	Gedanken über Musik bei Thieren und beim Menschen. Von **August Weismann**	50
IV.	Maccari's römische Wandgemälde. Ein Bericht von **Herman Grimm**	80
V.	Aladdin. Von **Georg Brandes**	90
VI.	Der Brand Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842. Von **Rudolph Schleiden**	112
VII.	Die Gentry und deren Abstammung von englischen Königen. Eine Skizze von Prof. Dr. **G. M. Asher**	121
VIII.	Berlin seit 1882	140
IX.	Der General von Bardeleben und die kurhessischen Officiere, 1850	146
X.	Politische Rundschau	147
XI.	Literatur und Kunst 1. Deutsche Romantik 2. Eine Schülerin Goethe's. 3. Dürer-Ausgabe.	153
XII.	Literarische Notizen	156
XIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIV.	Der Fürstencongreß zu Frankfurt. Von **Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha**	161
XV.	Unsühnbar. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** VIII./XII.	198

(Fortsetzung umstehend.)

BINDING ... JUN 15 1962

AP
30
D4
Bd.61

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY